Dr. Gottlieb
Schnapper-Arndt

Sozialstatistik

(Vorlesungen über Bevölkerungslehre, Wirtschafts- und Moralstatistik)

Leipzig ∞ Verlag von Dr. Werner Klinkhardt

Digitized by Google

Dr. Gottl
Schnapper -
Sozialst

Dr. Gottlieb
Schnapper - Arndt
Sozialstatistik
(Vorlesungen über Bevölkerungs-
lehre, Wirtschafts- und
Moralstatistik)

BL
361
S35

Cornell University Library

BOUGHT WITH THE INCOME
FROM THE
SAGE ENDOWMENT FUND
THE GIFT OF
Henry W. Sage
1891

A.251948

21

1357

Cornell University Library
HB881 .S35
Sozialstatistik (vorlesungen uber bevo
olin 3 1924 032 616 264

FEB 2 5 19

Dr. Gottlieb Schnapper-Arndt:

Sozialstatistik

(Vorlesungen über Bevölkerungslehre Wirtschafts- und Moralstatistik)

Ein Lesebuch für Gebildete
insbesondere für Studierende
herausgegeben von Dr. Leon Zeitlin
Mit 10 Abb. im Text und 22 Tafeln

Leipzig 1908. Verlag von
Dr. Werner Klinkhardt

E. M.

24/III/11

A.251998

Digitized by Google

Vorwort des Herausgebers.

Nur wenige Jahre hatte Gottlieb Schnapper-Arndt als akademischer Lehrer wirken können.*) Im Jahre 1901 war er als Dozent an die neuerrichtete Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften in Frankfurt a. M. berufen worden; am 2. März 1904 erlag der erst Siebenundfünfzigjährige einem schweren inneren Leiden. Doch während dieser kurzen Spanne Zeit hat er in treuer und fleißiger Arbeit seines Lehramtes gewaltet, und die tiefe und herzliche Freude, die es ihm bereitete, freie Wissenschaft denen, die nach ihr verlangen, in freier Lehre darzubringen, gab diesem Wirken bleibenden Wert. Denn weniger noch als auf anderen Wissensgebieten wird einem Lehrer, der von den sozialen Dingen zu sprechen hat — sind diese doch in Wahrheit menschliche Dinge! — die Liebe zur Sache fehlen dürfen, wenn seine Worte in den Schülern lebendige Kräfte wecken sollen.

Die folgenden Vorlesungen hat Schnapper-Arndt gehalten. Im Winter 1901/02 las er: „Ausgewählte Kapitel aus der modernen und historischen Wirtschaftsstatistik" (mit Berücksichtigung der Geschichte des Geldverkehrs und der Preise in Frankfurt a. M.), im Sommer 1902: Bevölkerungslehre" (mit besonderer Berücksichtigung der Untersuchungen über die menschliche Lebensdauer unter dem Einfluß der sozialen Faktoren) — wiederholt im Wintersemester 1903/04 — im Winter 1902/03: „Hauptkapitel der modernen und historischen Wirtschaftsstatistik" (I. Teil: „Moderne

*) Eine kurze Würdigung der wissenschaftlichen Gesamtleistung Schnapper-Arndts habe ich in der kleinen biographischen Skizze zu geben versucht, die der von mir besorgten Ausgabe seiner „Vorträge und Aufsätze" (Tübingen, 1906) vorangestellt ist.

Wirtschaftsstatistik mit besonderer Berücksichtigung der Privatwirtschaftskunde") und im Sommer 1903: „Moral und Justizsatistik".

Man ersieht schon aus dieser Aufzählung, daß Schnapper-Arndt in seinen Vorlesungen die Hauptgebiete der Sozialstatistik behandelt hat, und unter diesem Titel sind sie — nur die zuerst genannte wurde weggelassen — hier auch zusammengefaßt worden. Diese Aussonderung geschah mit voller Absichtlichkeit, denn die „Ausgewählten Kapitel aus der modernen und historischen Wirtschaftsstatistik" (mit besonderer Berücksichtigung der Geschichte und des Geldverkehrs in Frankfurt a. M.) stellen sich dar als ein Auszug aus seinen großangelegten, in langen Jahren gereiften wirtschaftsgeschichtlichen Forschungen. Deren Eigenart aber dürfte sich viel besser als im Zusammenhang mit statistischen Vorträgen in dem hochwertigen Lebenswerke Schnapper-Arndts offenbaren: „Zur Geschichte des Geldverkehrs, der Preise und der Lebenshaltung in der Reichs- und Handelsstadt Frankfurt a. M. und in Deutschland überhaupt, vom Ausgange des Mittelalters bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts", das baldmöglichst in der von der historischen Kommission der Stadt Frankfurt a. M. herausgegebenen Folge für die Geschichte Frankfurts bedeutungsvoller Arbeiten zur Veröffentlichung gelangen wird.

Die Hauptgebiete der Sozialstatistik — sagte ich — hat Schnapper-Arndt in jenen Vorlesungen durchwandert, und gerade der Weg, den er dabei einschlägt, ist so glücklich gewählt, daß man unter seiner Führung die Statistik nicht als die trockene Zahlenwüste kennen lernt, als die sie so oft verschrien wird, sondern als ein Land mit weiten und wechselnden Ausblicken auf das Leben, auf das Kommen und Gehen der Menschen, auf ihr Wollen und ihr Handeln. . . . Damit habe ich nun eigentlich schon kurz und bündig gesagt, was die Art, wie Schnapper-Arndt durch Zählung charakteristischer Tatsachen sichtend in die Mannigfaltigkeit gesellschaftlicher Vorgänge und Zustände einzudringen sucht, so vorteilhaft von der ziemlich allgemein üblichen Methode unterscheidet, die Tatsachen der Statistik isoliert darzustellen. Mit diesen wenigen Worten aber möchte ich mich auch begnügen, sofern vom Werte des von mir herausgegebenen Buches die Rede sein soll, denn wenn es schon einem Autor,

der ein eigenes Werk in die Welt hinausschickt, wenig ansteht, das Vorwort zu einem Empfehlungsschreiben zu gestalten, so muß sich der Herausgeber fremder Gelehrsamkeit wohl noch mehr hüten, dieser ein gar zu eifriger Lobredner zu werden. Nicht ihm, sondern jenem, zu dessen geistigem Sachwalter er bestellt ist, schadet die Mißdeutung von Empfindungen, die man allerdings nicht gern verschweigt, wenn man sich von liebgewordener Arbeit trennt. Indes auch bei solcher Zurückhaltung bleibt dem Herausgeber noch Stoff genug für sein Geleitwort, und vielleicht werden seine Worte Nützlicheres wirken, wenn er sich auch an dieser Stelle erinnert, daß er mehr ein Amt als eine Meinung hat. Sicherlich aber gehört zu diesem Amte, daß ich schon hier nach Möglichkeit jenen zu begegenen suche, die auf rein äußerliche Gründe hin Bedenken tragen könnten, die Vorlesungen Schnapper-Arndts als einen durchaus zuverlässigen, sachkundigen und angenehmen Führer durch die Sozialstatistik anzuerkennen.

In einer zahlensüchtigen Zeit wie der unsern, die an Daten Neuestes, Allerneuestes gar nicht frisch genug aus den statistischen Zentralstellen bekommen kann, dürfte vielleicht gleich daran gedacht werden, daß diese Vorlesungen doch bereits vor einigen Jahren gehalten worden sind und also in bezug auf das meist Quellenwerken entnommene Zahlenmaterial kaum mehr Aktualität besitzen. Ganz abgesehen davon, daß ich mich bemüht habe, durch vorsichtige Berücksichtigung der letzten statistischen Publikationen — ich werde darüber weiter unten noch einige Worte sagen — diesen Einwand von vornherein zu entkräften, möchte ich aber auch ausdrücklich betonen, daß ein Buch, das für die Probleme der Sozialstatistik Verständnis zu wecken sucht, weder der Massenhaftigkeit noch der Aktualität des rein zahlenmäßigen Materials bedarf, um seinen Zweck zu erfüllen. Gerade ein Werk wie dieses, das aus Vorlesungen entstanden ist, hat vor allem die Aufgabe, die Schnapper-Arndt mit feinen Worten als die des akademischen Unterrichts überhaupt charakterisiert: „zur Kritik des Stoffes, den das Leben liefert, und zur Selbstarbeit Direktiven zu geben.“ Wirklich läßt sich ja besonders auch in der Statistik, der jeden Tag Material in fast überreicher Fülle beschert wird, aus derartigen Publikationen das Stoffliche ganz leicht nachholen. Überdies erweist

sich aber auch die Annahme, man könne statistische Angaben jüngsten Datums ohne weiteres für wissenschaftliche Zwecke verwerten, nur zu oft als irrig. Erst wenn man weiß, wie eine Statistik zustande gekommen ist, vermag man ihren Zahlen bei Vergleichen den richtigen Platz anzuweisen. Allein das erfährt man aus den mit neuesten Daten gefüllten „statistischen Jahrbüchern" und ähnlichen Veröffentlichungen — seien sie nun amtlicher oder nichtamtlicher Herkunft — nur in sehr bescheidenem Maße, denn diese wollen und können auch in der Hauptsache kaum etwas anderes bieten als provisorische Übersichten. Daß man sich ihrer deshalb nur mit gehöriger Vorsicht bedienen darf, zeigt beispielsweise recht deutlich die Statistik des auswärtigen Handels. Nicht weniger als 14 Fehlerquellen, die aus dem Mangel an Übereinstimmung in den handelsstatistischen Gepflogenheiten der verschiedenen Länder entstammen, wußte Bodio gelegentlich aufzuzählen. Und daß die sich hieraus ergebenden Unstimmigkeiten zum Teil recht beträchtliche sind, davon kann man sich leicht überzeugen, wenn man die Statistiken zweier Länder hinsichtlich ihrer gegenseitigen Handelsbeziehungen miteinander vergleicht. Fast niemals deckt sich — wie man doch eigentlich erwarten möchte — der Wert dessen, was Land A nach B exportiert, mit dem, was B als den Wert seiner Einfuhr aus A angibt. Nichtsdestoweniger will man gerade mit Hilfe der Statistik des auswärtigen Handels alles mögliche beweisen, und an jede Million, um die der Import oder Export zunimmt, knüpfen sich die kühnsten Behauptungen und die gewagtesten Schlüsse. Und schief müssen natürlich auch viele Vorstellungen von den tieferen Ursachen einer Fülle von Erscheinungen des Standes und der Bewegung der Bevölkerung ausfallen, wenn man sie aus den sogenannten Ergebnissen der Statistiken allein zu konstruieren sucht. Nur bei Benützung statistischer Quellenwerke werden sich solche Irrtümer vermeiden lassen, denn nur in ihnen finden wir den Weg zum eigentlichen Sinn der Zahlen. Die Quellenwerke aber folgen jenen Vorveröffentlichungen meist erst in ziemlich breiten zeitlichen Abständen, und wer daher — wie Schnapper-Arndt — auf sicherem Fundament zu bauen liebt, wird funkelnagelneue Ziffern meist nur zur Dekoration anbringen — und als solche in sorgfältiger Auswahl und in nicht zu großen Massen.

Eine andere vorbeugende Bemerkung: Unter dem Hinweis darauf, daß manch' Kapitel, das doch gewiß auch zur Sozialstatistik gehöre, in diesen Vorlesungen keine Erwähnung gefunden hat, könnte der Titel: Sozialstatistik vielleicht ein zuvielversprechender genannt werden. Indes ohne die Bedeutung des Fehlenden verkennen zu wollen — es handelt sich bei der Bevölkerungslehre um das Kapitel von den Wanderungen, um einige Teile der Wirtschaftsstatistik, wie Berufs-, Gewerbe- und Verkehrsstatistik, sowie um einen Abschnitt der Moralstatistik: Bildungsstatistik; auch hätte in diesem Rahmen die politische Statistik eigentlich ebenfalls ihren Platz zu finden — ohne also die Bedeutung der unberücksichtigt gebliebenen Kapitel verkennen zu wollen, glaube ich doch wohl sagen zu dürfen, daß ihr Fehlen schwerlich die Wirkung haben wird, dem Ganzen irgend etwas von dem Charakter der Abgeschlossenheit und inneren Einheit zu nehmen. Denn trotz jener Unvollständigkeit stellen sich die Vorlesungen Schnapper-Arndts nach Inhalt und Form als der erste Versuch einer systematischen Zusammenfassung der Hauptgebiete der Sozialstatistik dar, wenn man das wenig erfreuliche Haushofersche Buch außer acht läßt. Und da meine ich denn, wer mit mir findet, daß dieser Versuch ein gelungener ist, der mag bedauern, daß Schnapper-Arndt nicht auch die fehlenden Abschnitte in seiner sympathischen Eigenart erörtert hat, allein als lückenhaft wird ihm das Werk deshalb nicht erscheinen. Daß übrigens Schnapper-Arndt auch von dem, worüber seine Vorlesungen keine Auskunft geben, gern zu seinen Hörern gesprochen hätte, das fand ich bei der Durcharbeitung der Vorstudien und Entwürfe immer wieder bestätigt. Aber freilich: ein akademischer Lehrer, der mit seinen Schülern in Fühlung bleiben möchte, der kann seinen Stoff unmöglich in feste Rationen einteilen und ihn so Stunde für Stunde verabfolgen; oft muß er, sollen die Schüler mit ihm Schritt halten, den seinen mäßigen, und so wird im Laufe eines Semesters häufig eine kleinere Wegstrecke zurückgelegt, als er eigentlich gehofft hatte.

Aus Vorlesungen ist dieses Werk entstanden. Ihm die Eigenart zu erhalten, die eine solche Herkunft verleiht, mußte mit eine der vornehmsten Pflichten für den Herausgeber werden. Daher ist es wohl auch selbstverständlich, daß mir

für die Fassung des Textes — soweit es nur anging — das vollständig ausgearbeitete Manuskript des Gelehrten durchaus maßgebend blieb, und daß ich durchgehends die Form der direkten Anrede beibehielt. (Allerdings ohne das „meine Herren": eine — wie ich hoffe — entschuldbare Unterlassungssünde.) Indes in diesem Manuskripte fehlt es doch nicht an Nachträgen, Überarbeitungen, Kürzungen, Stichworten und Andeutungen, und es enthält außerdem zahlreiche, meist recht umfängliche fremdsprachliche Exzerpte, die jedenfalls kaum vollständig zum Vortrag gelangt sein werden. All dies mußte natürlich mit einer gewissen Willkür geformt werden, besonders weil Nachschriften der Vorlesungen, aus denen die endgültige Fassung sich hätte ermitteln lassen oder die dafür wenigstens Anhaltspunkte hätten geben können, nicht zur Hand waren. Ob es mir einigermaßen gelungen ist, mich in diesen Sätzen und Abschnitten dem Stil Schnapper-Arndts anzuschmiegen, vermag ich selbst gewiß nicht zu beurteilen; ich kann nur sagen, daß ich mich — nach Möglichkeit — der von ihm herrührenden Worte und Wendungen bedient habe, und daß auf alle Fälle das, was ich an eigenen Bemerkungen ergänzend hinzugefügt habe, von mir in eckige Klammern gesperrt worden ist. Und nicht unerwähnt soll auch bleiben, daß die beiden einleitenden Vorlesungen in der hier gegebenen Form von Schnapper-Arndt nicht gehalten worden sind; sie sind aus den einleitenden Worten zusammengesetzt worden, mit denen er bei Semesteranfang seine Kollegien begann.

Damit die einzelnen Abschnitte auch bei der Lektüre wie Vorlesungen wirken können, war es notwendig, die Zahl der Anmerkungen auf ein Minimum zu beschränken. Denn wenn schon ohnehin der fortwährende Hinweis auf Fußnoten wohl stets als lästige Störung empfunden wird, so hat eine Darstellung, die in uns die Illusion gesprochener Rede erwecken will, unter einer Fülle von Anmerkungen besonders zu leiden. Freilich vermochte diese Einsicht nichts daran zu ändern, daß ich doch eine ganz stattliche Anzahl von Fußnoten die Zensur passieren lassen mußte, meist Literaturnachweise, die aber auf diese Weise dem Leser wahrscheinlich wertvollere Hilfsdienste leisten dürften als eine Kollektivangabe der dem Buche zugrunde liegenden Literatur. Sonst wüßte ich über die äußere Form der

Digitized by Google

Vorlesungen nur noch zu sagen, daß die textliche Kürze einzelner unter ihnen in der Natur der Sache liegt. Demonstrationen und Berechnungen beanspruchen ja in statistischen Kollegien einen erheblichen Teil der Zeit.

Hinsichtlich des Zahlenmaterials glaubte ich, denen, die Daten nur ungern entbehren, etwas entgegenkommen zu sollen; ich habe daher für die letzten Jahre bei einer Anzahl Tabellen den neuesten statistischen Publikationen, namentlich internationalen Übersichten, entnommene Zahlen nachgetragen; auch hier schien es mir angebracht — schon um Anachronismen zu vermeiden — das von mir Stammende durch eckige Klammern kenntlich zu machen.

Die graphischen Darstellungen, die nach großen, in den Vorlesungen verwendeten Tafeln reproduziert sind, bedürfen wohl keiner Erläuterung; sie sollen und werden — wie ich sicher glaube — für sich selbst sprechen, vermögen sie das nicht, so würden ihnen auch Erläuterungen wenig helfen.

Wannsee b. Berlin im August 1907.

Leon Zeitlin.

Inhaltsangabe.

Seite

Vorwort des Herausgebers . . . . . III—IX

Einleitende Vorlesungen.

I. Vorlesung . . . . . 1—10

Definition des Begriffs Statistik. — Statistik ursprüngiich die Lehre von den sogen. Staatsmerkwürdigkeiten. — Die ersten Vertreter dieser Disziplin an deutschen Universitäten: Conring und Achenwall. — Aufkommen einer mehr zahlenmäßigen Statistik gegen Ende des 18. Jahrhunderts. — Kampf zwischen den Lehrern alten Stils und den Zahlenfreunden, den „Tabellenknechten". — Sieg der neuen Richtung.

II. Vorlesung . . . . . 11—25

Ursachen des Umschwungs: Einfluß der politischen Arithmetik (John Graunt, Sir William Petty) und Aufkommen der statistischen Bureaus zu Beginn des 19. Jahrhunderts. — Streit über die Frage, ob Statistik eine Methode oder eine selbständige Wissenschaft oder eine Hilfswissenschaft. — Die Statistik ein Studien- und Lehrfach. — Beschränkung der Statistik als Lehrfach auf die Sozialwissenschaften aus Gründen der Opportunität. — Einteiiung der Sozialstatistik. — Geschichte der statistischen Ämter, Vereine und Kongresse: Aiigemeine Bemerkungen über die Organisation der amtlichen Statistik; die amtliche Statistik in Deutschland, Österreich-Ungarn, England, Frankreich und in den Vereinigten Staaten; städtische statistische Ämter; die internationale Statistik.

Bevölkerungslehre.

I. Vorlesung . . . . . 29—38

Begriff der Bevölkerungslehre. — Ihre Stellung zu den Geselischaftswissenschaften, insbesondere zur Volkswirtschaftslehre. — Ihre Einteilung; die allgemeinste Gliederung: Lehre vom Stand und Lehre von der Bewegung der Bevöikerung.

Seite

— Die Lehre von der Bewegung das Umfassendere; Voranstellung der Lehre vom Stand der Bevölkerung aus pädagogischen Gründen. — Die Bevölkerung der Erde: frühere Schätzungen der Erdbevölkerung.

II. Vorlesung: Die Bevölkerung der Erde (Fortsetzung) 39—49

Zählungen, Schätzungen und Berechnungen. — Ca. 60% der Erdbevölkerung gezählt, ca. 40% geschätzt. — Verschiedenartige Bedeutung der Volkszählungen, je nachdem welcher Staat sie vornimmt und an welches Publikum sie sich wenden.

III. Vorlesung: Geschichte des Volkszählungswesens 50—64

Die Zählungen im alten Israel, in China und in Rom. — Schwedische Volkszahlermittelungen im 18. Jahrhundert. — Volkszählungen in unserem Sinne zuerst in den Vereinigten Staaten. — Die englischen Volkszählungen; Schwierigkeiten in Indien, Kanada und Australien. — Die französischen Volkszählungen; Vaubans Vorschlag. — Die deutschen Volkszählungen. — Übersicht über die Volkszählungen in den europäischen Staaten.

IV. Vorlesung: Aufgaben und Methoden der Volkszählung . . . . . 65—76

Wer, was, wie und wann soll gezählt werden? — Rechtliche Bevölkerung, Wohnbevölkernng, ortsanwesende Bevölkerung. — Beschlüsse des Peterburger Kongresses (1872), des Internationalen Statistischen Instituts (1887) und des demographischen Kongresses (1887). — Die wichtigsten Fragen: Geschlecht; Alter; Zivilstand; Beruf; Religion (Streit über die Opportunität dieser Frage); Sprache; Elemente der Schulbildung. — Zusatzfragen.

V. Vorlesung: Aufgaben und Methoden der Volkszählung (Fortsetzung) . . . . . 77—87

Zählungsperioden. — Mangelnde Übereinstimmung inbezug auf den Zählungstermin bei den verschiedenen Staaten. — Synchronistische und nichtsynchronistische Zählungen — Unmöglichkeit synchronistischer Zählungen in Ländern mit schwierigen Verkehrswegen und ungenügendem Zählerstab. — Aus dem Tagebuch eines kubanischen Zählers; die indische Zählung von 1891. — Listen- oder Zählkartensystem. — Notwendigkeit einer Liste auch beim Zählkartensystem. — Hollerithsches Verfahren. — Freiwillige oder bezahlte Zähler. — Zählerinnen in Kuba.

VI. Vorlesung: Dichtigkeit der Bevölkerung . . . . 88—104

Dichtigkeit der Erdbevölkerung. — Dichtigkeiten in den wichtigsten Ländern. — Wieviel Fläche eines bestimmten

Seite

Gebiets entfällt auf den einzelnen Menschen („Density")? — Zusammenstellungen des amerikanischen Zensus. — Verschiedenheit der Fruchtbarkeit die primäre, aber durchaus nicht alleinige Ursache der verschiedenen Dichtigkeiten. — Einfluß der Verschiedenheit der Lebensansprüche und der sozialen Verfassung. — Mögliche Bevölkerungsdichtigkeiten; Unzulänglichkeit der Berechnungen über die eventuelle Maximalzahl der Erdbewohner. — Agglomeration („Center of population"). — Verteilung der Bevölkerung auf die Wohngruppen verschiedener Größe. — Stadt und Land. — Tendenz der Bevölkerung, sich immer mehr in große Zentren zusammenzudrängen.

VII. Vorlesung . . . . . 105—118

Zahlenmäßiges Verhältnis der Geschlechter zueinander. — Im großen und ganzen ziemliche Gleichheit. — Süßmilchs Ansichten. — Länder mit Männerüberschuß, Länder mit Frauenüberschuß. — Gründe der Verschiedenheiten. — Unterscheidung nach dem Alter: Junge und alte Bevölkerungen. — Durchschnittsalter und mittleres Alter („median age"). — Typen des Altersaufbaues einer Bevölkerung. — Zusammenlegung der einzelnen Jahre zu bestimmten Gruppen; Farrs Einteilung; Bertillons „poids mort" der Gesellschaft. — Demographische Zyklen.

VIII. Vorlesung: Familienstand . . . . . 119—132

Unzulänglichkeit der alten Definition, je mehr die Statistik in fremde Kulturkreise eindringt. — Besetzung der heiratsfähigen Altersklassen. — Quote der Verwitweten. — Quote der Geschiedenen. — Zahl der bestehenden Ehen. — Unmöglichkeit, sie genau zu bestimmen. — Die Zahl der bestehenden Ehen im Verhältnis zu jener der durch Tod oder Streit gelösten. — Zusammensetzung der Familienhaushaltungen in Preußen und Österreich. — Familienstatistik. — Schwierigkeiten einer genauen Familienstatistik in Ländern mit Polygamie. — Widersprüche in der algerischen Statistik. — Hohe Zahl der Scheidungen in Algier und Japan. — „Living together by mutual consent."

IX. Vorlesung . . . . . 133—146

Rassengemische auf den Sandwich-Inseln und Réunion. — Untersuchungen über den physischen Habitus der Bevölkerungen. — Anthropometrie: künstlerische und wissenschaftliche Richtung. — Messungen der Körpergröße und des Körpergewichts. — Lehre von der Bewegung der Bevölkerung: ihre Einteilung. — Die Frage der sogen. Sexualproportion. — Die Tatsache des Knabenüberschusses. — Die Sexualproportion bei unehelichen und bei Mehrlings-

Seite

kindern. — Theorien über die Ursachen des Knabenüberschusses (Hofacker-Sadler, Bertillon sen., Ploß).

X. Vorlesung . . . . . 147—159

Beurkundung des Personenstandes. — Die menschliche Lebensdauer; natürliche und mögliche Lebensdauer. — Zur Geschichte der Meinungen über die Lebensdauer in Vergangenheit und Zukunft. — Tatsächliche Beobachtungen über die längstmögliche sowie über die natürliche Lebensdauer. — Übertriebene Angaben aus dem Mittelalter. — Hundertjährige nach einem römischen Zensus. — Die bekanntesten Beispiele von Langlebigkeit. — Zählung der Zentenarier; Notwendigkeit, die angeblich gefundenen Zahlen genau zu prüfen. — Lexis' Verfahren zur Auffindung der natürlichen Lebensdauer.

XI. Vorlesung: Lebenserwartung . . . . . 160—170

Mittlere Lebensdauer im engeren und weiteren Sinne. — Irrtümer aus Nichtberücksichtigung der zwischen beiden Begriffen bestehenden Unterschiede. — Methoden zur Bestimmung der mittleren Lebensdauer: 1. die der wirklichen Generation (Hermannsche Methode); ihre Mängel. — 2. Die Methode der sogen. ideellen Generation. — Wahrscheinliche Lebensdauer. — Berechnung der durchlebten Zeit.

XII. Vorlesung: Absterbeordnung . . . . . 171—183

Zusammenhang der Sterblichkeit mit dem Alter. — Die sogen. klimaterischen Jahre; Bekämpfung dieses Aberglaubens durch Kaspar Neumann und Süßmilch. — Die Sterblichkeit auf einer jeden Altersstufe die Wirkung eines ganz bestimmten Chancensystems. — Die tatsächlichen Absterbeverhältnisse. — Kindersterblichkeit. — Mängel der hierüber angestellten Untersuchungen. — Das notwendige Minimum. — Die Ursachen der Kindersterblichkeit. — Die Sterblichkeit unehelicher Kinder. — Findelhäuser.

XIII. Vorlesung: Absterbeordnung (Fortsetzung) . . . 184—200

Ungerechte Beurteilung der Sterblichkeit unehelicher Kinder. — Boeckhs Untersuchungen über die Ursachen der Kindersterblichkeit. — Schwierigkeiten bei der Ermittelung der Säuglingssterblichkeit. — Die Sterblichkeit in den einzelnen Pentaden: Kinderkrankheiten, Phthisis, Krankheiten des Gefäß- und Nervensystems. — Die Altersgruppierung der Lebenden ist bei solchen Untersuchungen mit zu berücksichtigen. — Unrichtige Beurteilung der Phthisis. — Der Wert des Menschen. — Kostenwert oder Ertragswert. — Unmöglichkeit, die ökonomische Bedeutung des Menschen zahlenmäßig zu erfassen. — Außer den natürlichen Faktoren wirken noch soziale auf die Lebensdauer ein:

Digitized by Google

Seite

sittliche und materielle. — Die Lebensdauer der Ledigen verglichen mit der der Verheirateten. — Trunksucht und Sterblichkeit. — Mißbrauch der Statistik durch Abstinenzfreunde und Gegner.

XIV. Vorlesung. Einfluß von Wohlstand resp. Armut und Beruf auf die Sterblichkeit . . . . . 201—215

Die Frage nach dem Einflusse des Wohlstandes auf die Sterblichkeit eine moderne Frage. — Älter jene nach dem Einflusse des Berufs (Graunt). — Ungünstiger Einfluß der modernen weitgehenden Arbeitsteilung. — Einfluß des Berufs auf Gesundheit und Leben speziell der Arbeiter. — Untersuchungen hierüber bereits im 17. Jahrhundert von Rammazzini; von späteren Arbeiten namentlich die französischer Forscher beachtenswert. — Wertlosigkeit vieler Untersuchungen, denen der Trugschluß des Durchschnittsalters der Gestorbenen, die nicht mit den Lebenden verglichen worden sind, zugrunde liegt. — Auch durch die Annahme eines durchschnittlichen Eintrittsalters bei Vergleichen verschiedener Berufszweige wird dieser Fehler nicht vermieden. — Brauchbare Resultate nach der Methode der „ideellen Generation" und dem Verfahren der Versicherungsgesellschaften. — Exkurs in die Geschichte des Versicherungswesens. — Dieses ein Kind der Praxis. — Prämienabstufungen auf Grundlage einer Sterbetafel erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

XV. Vorlesung. . . . . 216—233

Sterblichkeit in den liberalen Professionen. — Sterblichkeit im Handwerkerstand. — Schädlichkeiten der Fabrikarbeit. — Tabellarischer Überblick über die Beziehungen zwischen Beruf und Sterblichkeit bei den verschiedenen Berufszweigen (Handel, Transportwesen, Urproduktion, Handwerk, Industrie, Gastwirtsgewerbe). — Sterblichkeit infolge Unfall. — Untersuchungen von Gollmer und Karup über die Beziehungen zwischen Wohlhabenheit und Sterblichkeit. — Ergebnis. — Zunahme der Bevölkerung: Allgemeine und besondere Heiratsziffern. — Tatsächliche und mögliche Heiratsziffern.

XVI. Vorlesung. . . . . 234—254

Abhängigkeit der Eheschließung von äußeren, namentlich wirtschaftlichen Verhältnissen. — Natürliches und mittleres Heiratsalter. — Kombiniertes Heiratsalter. — Abmessung der Hinneigung nur mit Hilfe der Wahrscheinlichkeitsrechnung möglich. — Beispiel aus der Berliner Statistik. — Fruchtbarkeitstatistik und ihre Schwierigkeiten. — Absolute und relative Volksvermehrung; Geburtsziffer

Seite

und Geburtenüberschuß. — Verdopplungsperioden. — Abriß der Geschichte der Bevölkerung. — Das Problem der Übervölkerung; Malthus und sein Bevölkerungsgesetz.

Wirtschaftsstatistik.

I. Vorlesung: Nationalvermögen und Nationaleinkommen . . . . . 257—267

Tendenz, zusammenfassende Ausdrücke für Nationalvermögen und Nationaleinkommen zu gewinnen. — Verwertungen, deren man sie für fähig hält. — Feststellung des Volksvermögens nach der realen oder objektiven Methode. — Ausgangspunkte die Wirtschaftsobjekte: Grund und Boden; Bergwerke und Steinbrüche; Objekte des Hochbaues und des Tiefbaues; bewegliches Eigentum. — Sind Forderungen und Schuldscheine Teile des Volksvermögens?

II. Vorlesung: Nationalvermögen und Nationaleinkommen (Fortsetzung) . . . . . 268—283

Forderungen von Inländern an Inländer kein Bestandteil des Volksvermögens, wohl aber Forderungen des Inlandes an das Ausland. — Unsicherheit in den Berechnungen solcher Forderungen an das Ausland. — Verrechnung der sogen. „privatwirtschaftlich nutzbaren Vorzugstellungen" (Urheberrechte, Patentrechte usw.). — Der Wert des Menschen nirgends mehr in Rechnung gesetzt; dort, wo Sklaven gehalten wurden, spielte er früher eine große Rolle. — Tabellarische Übersicht solcher Berechnungen für Ungarn, Württemberg und die Vereinigten Staaten. — Berechnung des Volksvermögens nach der Personalmethode. — Ausgangspunkt die physischen und juristischen Einzelpersonen. — Benutzung der preußischen Vermögenssteuer zur Berechnung des preußischen Volksvermögens. — Über Höhe und Verteilung des Volksvermögens erhält man jedoch auf diese Weise kein vollkommenes Bild. — Methoden der Darstellung der Volksvermögensverteilung. — Hinsichtlich der Objekte gibt die Personalmethode nur große Gruppen. — Mängel dieser Einteilung. — Fehlerhaftes Verfahren beim Abzug der Schulden. — Die Schulden vom Kapitalvermögen abzuziehen. — Konkretes Beispiel.

III. Vorlesung: Nationalvermögen und Nationaleinkommen (Fortsetzung) . . . . . 284—297

Der Abzug der Schulden vom Kapitalvermögen ändert das Verhältnis der Vermögensobjektgruppen zu einander. —

Seite

Berechnung des Nationalvermögens nach der de Foville-schen Methode. — Fehler dieser Methode. — Berechnung des Volkseinkommens nach der Realmethode. — Berechnung des preußischen Volkseinkommens nach der Personalmethode mit Hilfe der Einkommenssteuerstatistik. — Ergebnis: Vor den in Geld ausgedrückten Zahlen, die das gesamte Einkommen oder das gesamte Vermögen zusammenfassen sollen, hat man sich zu hüten. — Sie haben nur Wert als Ausgangspunkte für Zerlegungen.

IV. Vorlesung: Agrarstatistik . . . . . 298—311

Die deutsche Agrarstatistik inbezug auf Anbau und Produktion: Die Gesamtfläche und ihre Hauptbestandteile. — Obstbaumzählung. — Schätzung der Ernteaussichten. — Schätzung der effektiven Ernteerträge. — Berechnung des Werts der Ernte.

V. Vorlesung: Agrarstatistik (Fortsetzung) . . . . . 312—327

Die Anbaufläche der wichtigsten Feldfrüchte im Verhältnis zum Gesamtareal in einer Anzahl von Ländern. — Der Weinbau. — Agrarstatistische Daten aus Japan und Kuba. — Internationaler Vergleich der Ernteerträge. — Die amerikanische Agrarstatistik. — Statistik des Viehstandes. — Häufigkeit und Zeitpunkt der Zählungen. — Objekte der Zählung. — Ergebnisse der deutschen Viehzählungen. — Unterscheidung nach Altersklassen und Geschlecht. — Feststellung des Lebendgewichts. — Berechnung des Wertes des Viehstandes. — Internationaler und historischer Vergleich.

VI. Vorlesung: Handelsstatistik . . . . . 328—345

Handelsbilanz, Warenbilanz, Zahlungsbilanz. — Generalhandel und Spezialhandel. — Schema und Zahlenbeispiel. — Deklarations- und Schätzungsprinzip. — Herkunftsland und Bestimmungsland. — Aufbereitung der deutschen Handelsstatistik. — Ein- und Ausfuhr für Deutschland und eine Anzahl wichtiger Staaten seit 1886. — Bei Aufstellung der Zahlungsbilanz sind die Zinsen aus Anleihen an fremde Staaten, der Gewinn aus im Auslande angelegten Kapitalien, der Nutzen aus dem Fremdenverkehr usw. mit zu berücksichtigen.

VII. Vorlesung: Lohnstatistik . . . . . 346—359

Spätes Aufkommen der Lohnstatistik. — Die arbeitsstatistischen Ämter als Produzenten der Lohnstatistik. — Ihre Entstehung in den Vereinigten Staaten. — Die englische, französische und deutsche Arbeitsstatistik. — Das lohnstatistische Quellenmaterial. — Der Arbeitslohn: Leistung des Arbeiters und Leistung des Arbeitgebers. — Theoretischer und wirklicher Verdienst; seine Feststellung. — Der

Seite

„Wage Census" von 1886. — Bedeutung der deutschen Versicherungsorganisation für die Lohnstatistik. — Schwierigkeit, den Jahresverdienst der in einer Branche beschäftigten Personen zu ermitteln. — Ehrenbergs und Eulenburgs Anregungen.

VIII. Vorlesung . . . . . 360—374

Das Werk von Charles Booth: „Life and Labour of the People in London" und seine Bedeutung für die Lohnstatistik. — Exkurs über die Dienstbotenverhältnisse in London. — Arbeiterlebenslauf nach Varlez. — Rowntrees Enquete. — Privatwirtschaftsstatistik: Frage nach dem Auskommen der Individuen. — Familienbudgets. — Ein Privatbudget aus dem 16. Jahrhundert. — Das Aufkommen der Privatwirtschaftsstatistik in England: Gregory King. — Arthur Young: sein Leben.

IX. Vorlesung: Privatwirtschaftsstatistik (Fortsetzg.) 375—390

Arthur Youngs Schriften. — Arthur Young der Vater, Arthur Young der Sohn, David Davies, Sir Frederick Morton Eden: ihr Anteil an der Entstehung des Arbeiterbudgets und ihr gegenseitiger Einfluß aufeinander. — Die Anfänge der Privatwirtschaftsstatistik auf dem Kontinent um die Mitte des 19. Jahrhunderts. — Ducpétiaux und seine „Budgets économiques des classes ouvrières en Belgique". — Vorzüge und Mängel dieser Budgets. — Le Play und sein Werk. — Seine vorbildlich gewordene Methode: die Familienmonographie. — Wertvolle amerikanische Massenbeobachtungen.

X. Vorlesung: Privatwirtschaftsstatistik (Fortsetzg.) 391—409

Die Bedeutung von Rechnungsbüchern für die Privatwirtschaftsstatistik. — Verwendbarkeit der italienischen Buchführung für die Zwecke der Privatwirtschaftsstatistik. — Besondere Schwierigkeiten der Privatwirtschaftsstatistik. — Was und wie soll bewertet werden? — Ansetzung nach dem individuellen Wert und nach dem Veräußerungswert. — Klassifikation. — Nutzanwendung privatwirtschaftsstatistischer Ergebnisse. — Die sogen. physiologische Nahrungsbilanz. — Kosttypen und Ernährungsminimum. — Experiment und statistische Untersuchung.

Moralstatistik.

I. Vorlesung . . . . . 413—425

Definition. — Gebiet der Moralstatistik. — Ihr Nutzen. — Ihre Anfänge (Graunt; Süßmilch). — Die Moralstatistik als selbständige Wissenschaft; Quetelet. — Ihre Ergebnisse

Seite

angeblich ein Argument gegen die Willensfreiheit. — Das Gewahrwerden von Regelmässigkeiten in den menschlichen Handlungen jedoch überhaupt kein neues Argument. — Unser Erschrecken über diese Regelmäßigkeiten ein Zeichen sozialen Schuldbewußtseins. — Oettingens „Moralstatistik". — Theorien über die Verteilung der sittlichen und intellektuellen Eigenschaften unter den Menschen. — Ammons Theorie und ihre Fehler. — Giddings' Schema.

II. Vorlesung: Religionsstatistik . . . . . 426—443

Gründe für die geringe Pflege der Religionsstatistik einst und jetzt. — Streit über die Opportunität der Frage nach der Religion bei Volkszählungen. — Die Zahl der Heiden (d. h. der Anhänger von Naturreligionen). — Der Religionskongreß zu Chicago. — Brahministen, Bramo-Somaj und Jains. — Buddhisten; Ursachen der stark schwankenden Schätzungen. — Parsen. — Juden. — Die morgenländischen Kirchen. — Katholiken. — Mohammedaner und Sikhs. — Protestanten und protestantische Sekten. — Freireligiöse und Dissidenten.

III. Vorlesung: Religionsstatistik (Fortsetzung) . . . 444—458

Kirchlichkeitsziffern. — Die Zahl der Taufen in Preußen und in Berlin; Schwierigkeit einer korrekten Berechnung. — Zahl der kirchlichen Trauungen in Preußen und in Berlin. — Zunahme der Kirchlichkeitsziffern seit Mitte der siebziger Jahre. — Mitwirkung der Geistlichen bei Beerdigungen. — Spezielle Kirchlichkeitsziffern für Berlin. — Zahl der Tempel und Priester in Japan. — Fehlen von mohammedanischen Kirchlichkeitsziffern. — Angaben über die Zahl der Anhänger asketischer Lebensweise bei den verschiedenen Konfessionen. — Bewegung der Religion; Verschiebungen zu Gunsten des Katholizismus in Preußen und im Reich. — Unvollständigkeit der Statistik der Übertritte. — Die katholische Mission; ihre Entstehung; die Ursache ihrer Erfolge. — Die protestantische Mission; ihre Entstehung; ihr Aufschwung im 19. Jahrhundert. — Daten über die deutsche Mission. — Bibelgesellschaften. — Versuch der christlichen Mission unter den Bekennern der Buchreligionen Anhänger zu werben.

IV. Vorlesung . . . . . 459—475

Formen der Ehen und ehelichen Verbindungen: Promiskuität, Polyandrie, Polygamie, Monogamie. — Mangelhafte Statistik polygamischer Verhältnisse. — Geringe Bedeutung der Polygamie in den kultivierteren Gebieten des Islam. — Polygamie bei den Hindus und Chinesen. — Mormonen. — Eigenartige Verhältnisse in Westindien. —

Digitized by Google

Seite

Heiratsalter: Geschlechtsreife. — Kinderehen in Ostindien. — Bindende Verlöbnisse. — Ehemündigkeit nach römischem und kanonischem Recht. — Festsetzung von Altersgrenzen durch die modernen Ehegesetzgebungen. — Vorzeitig Heiratende in Preußen. — Mittleres Heiratsalter. — Notwendigkeit der Berücksichtigung der Altersstufen. — Vergleich deutscher Heiratsziffern mit algerischen und japanischen. — Heiratsalter und soziale Gliederung. — Kombiniertes Heiratsalter. — Heiratsfrequenz.

V. Vorlesung . . . . . 476—487

Ehehindernisse: Gesetzgebung in den Unionsstaaten. — Kastenwesen in Indien. — Institut der Ebenbürtigkeit. — Verbot der Eheschließung zwischen Verwandten bestimmten Grades. — Die indischen Witwen. — Religiöse Hindernisse: Luthers und Bullingers Ansichten. — Stellung der katholischen Kirche. — Vorschriften des Koran. — Einfluß der sozialen Stellung und der materiellen Lage. — Fircks Untersuchung. — Angebliche Unfruchtbarkeit germanisch-jüdischer Mischehen nach Fircks. — Entgegengesetzte Ergebnisse Boeckhs. — Affinität von Ledigen und Verwitweten. — Ehen unter Blutsverwandten. — Die religiösen Mischehen; Ermittelung ihrer wahren Frequenz.

VI. Vorlesung: Lösung ehelicher Verhältnisse . . . 488—502

Verstoßungen und Ehescheidungen. — Verstoßungsrecht der Mohammedaner. — Statistik der Ehescheidungen aus Algier und Japan. — Wertlosigkeit der japanischen Daten. — Stellung des Katholizismus und des Protestantismus zur Scheidung. — Statistik der Ehescheidungen. — Allgemeine Scheidungsziffer. — Amerikanische Statistik. — Die Chance der Ehescheidung; ihre Abnahme mit der Dauer der Ehe. — Kinderzahl und Ehescheidungen. — Urteile in Ehescheidungen. — Gründe der Ehescheidungen, speziell in den Vereinigten Staaten. — Ehescheidung und Alter. — Schwierigkeit internationaler Vergleiche (Beispiel: Unbestimmtheit des Begriffs „cruelty“ in den Vereinigten Staaten). — Die Statistik der Ehescheidungen nur eine solche über die tatsächlich und rechtlich aufgelösten Ehen. — Erschwerung der Ehescheidung in Deutschland.

VII. Vorlesung: Uneheliche Geburten . . . . . 503—524

Nicht so sehr das Vorkommen des außerehelichen Zusammenlebens als vielmehr eine Folgeerscheinung: die unehelichen Geburten Gegenstand der Statistik. — Verschiedene Gesichtspunkte, nach denen man das Thema behandeln kann. — Messungsmethoden der Frequenz der unehelichen Geburten. — Die wichtigsten statistischen Tatsachen. —

Seite

Vergleich der nach den verschiedenen Methoden gewonnenen Ergebnisse. — Unklarheit über die Ursachen der Verschiedenheiten. — Die Quote der Unehelichen in großen Städten. — Die Mütter der unehelichen Kinder. — Die Väter der unehelichen Kinder. — Die Schicksale der Unehelichen; Legitimierung. — Ziehkinderwesen. — Kontingent der Unehelichen zur Prostitution. — Begrenzung des Begriffs: ehelich geborene Kinder auf die in der Ehe gezeugten. — Die Westergaard-Rubinsche und die Schneidersche Untersuchung. — Verallgemeinerung solcher Untersuchungen ein Mißbrauch der statistischen Zwangsgewalt des Staates. — Die Enquete über die geschlechtlich-sittlichen Verhältnisse der evangelischen Landbewohner im Deutschen Reich. — Ihr Ergebnis; Erklärung des fast allgemein üblichen vorehelichen Geschlechtsverkehrs bei der bäuerlichen Bevölkerung.

VIII. Vorlesung: Prostitution . . . . . 525—551

Schwierigkeit der Behandlung dieses Themas. — Parent-Duchatelet und sein Werk: De la prostitution de la ville de Paris. — Spätere Literatur. — Der Umfang der Prostitution. — Unzuverlässige Schätzungen. — Daten über Berlin und andere Städte. — Reglementierung und Kasernierung; Zahl der Bordelle. — Alter der Inskribierten. — Aus welchen Kreisen und Berufsarten gehen die Prostituierten hervor? — Blaschkos Folgerungen aus den Mitteilungen über Berlin; Einwände dagegen. — Ursachen der Prostitution. — Parents Ansichten. — Die Lombrososche Schule: Die geborene Prostituierte. — Merkmale der Degeneration nach Lombroso. — Unzulänglichkeit des Materials für diese Hypothese. — Einfluß des Milieus. — Mittelfigur der sogen. Gelegenheitsprostituierten. — Kriminalität der Prostituierten. — Ihre angebliche Neigung zum Diebstahl; die Wiener Erfahrungen hierüber. — Was wird aus den Prostituierten; Übergang zu ehrbaren Berufen. — Schwierigkeit, die Verheiratungsquote und die Mortalität der Prostituierten genau festzustellen.

IX. Vorlesung: Alkoholismus . . . . . 552—574

Verbreitung des Trinkens. — Die hauptsächlichsten alkoholischen Getränke. — Bier-, Branntwein- und Weinkonsum in Deutschland. — Der Bierkonsum in anderen Ländern. — Alkoholverbrauch in Frankreich. — Alkoholhaltigkeit von Bier, Wein und Branntwein. — Absoluter Alkoholverbrauch in den einzelnen Ländern. — Extensiv Trinkende und Gelegenheitstrinker. — Erhebungen über die Zahl der Trunksüchtigen; Ergebnisse aus Niederösterreich und Wien. — Sistierungen wegen Trunksucht in Berlin. — Falsche Angaben über die Zahl der Trunken-

Seite

bolde in Algier. — Die Folgen des Alkoholismus; Wirkungen auf die ökonomische Lage. — Ausgaben der Völker für geistige Getränke. — Wirkungen des Alkoholismus auf den Geist: Die Kräpelinsche Schule. — Wissenschaftliche Definition des Alkoholismus. — Alizuweitgehende Folgerungen daraus sind zu vermeiden. — Zahl der Todesfälle infolge von Delirium tremens; Zahl der Alkoholisten in deutschen Kranken- und Irrenhäusern. — Einfluß des Alkoholismus auf die Sterblichkeit; statistische Sünden der Alkoholgegner und -freunde. — Einfluß des Alkoholismus auf die Lebensdauer. — Unglücksfälle infolge von Alkoholmißbrauch. — Alkoholismus und Verbrechen. — Wirtshausbesuch und Verbrechen. — Ruinierende Wirkung des Alkohols auf Naturvölker. — Berichte der Indianeragenten.

X. Vorlesung: Selbsttötung . . . . . 575—601

Statistik der Selbsttötungen ein Maßausdruck für die Verbreitung von Stimmungen. — Die Selbsttötung in primitiven Gesellschaften. — Die freiwillige Selbsttötung im klassischen Altertum. — Die Stellung der Kirche. — Strafbestimmungen gegen Selbstmord und Selbstmordversuche. — Ungenauigkeit der Selbstmordziffern; Gründe dafür. — Zahl der Selbstmorde in Europa und speziell in Deutschland und in den einzelnen deutschen Landesteilen. — Selbstmörder nach Geschlecht, Alter und Familienstand. — Selbstmorde in Stadt und Land, insbes. in den Großstädten. — Verteilung der Selbstmorde auf die Jahreszeiten. — Todesarten. — Soziale Stellung der Selbstmörder. — Die Selbstmorde beim Militär. — Selbstmordmotive. — Übersicht Brierre de Boismonts über die letzten Gefühle von Selbstmördern.

XI. Vorlesung: Kriminalstatistik . . . . . 602—615

Möglichkeit einer Kriminalstatistik, die nicht nur eine Statistik von Handlungen der Objekte, sondern auch eine von Handlungen der Subjekte der Gesetzgebung, sowie eine solche der Entwicklung der Rechtsanschauung sein könnte. — Charakterisierung unserer Kriminalstatistik; ihr Aufkommen. — Kriminalstatistik nicht eine solche der vorgekommenen Vergehen, sondern meist nur eine der wegen Vergehen erfolgten Verurteilungen. — Freisprechungen in Deutschland und Österreich. — Provisorische Bedeutung der allgemeinen Kriminalitätsziffern. — Spezielle Kriminalitätsziffern. — Unterscheidung in Deutschland nach Gruppen, Gattungen und Arten. — Statistische Bedenken gegen diese Einteilung. — Die für den Psychologen wichtigste Einteilung: die nach Motiven fehlt meist gänzlich. — Motivzerlegungen in Japan. — Beschreibung der Fälle, derent-

Seite

wegen Todesurteile ausgesprochen wurden, in der österreichischen Kriminalstatistik. — Quetelets sogen. „penchant au crime".

XII. Vorlesung: Kriminalstatistik (Fortsetzung) . . . 616—634

Männliche und weibliche Kriminalität. — Familienstand und Verbrechen. — Religion und Verbrechen. — Einfluß der Rassenzugehörigkeit. — Einfluß der Bildung. — Alkoholismus und Kriminalität. — Einfluß ungünstiger ökonomischer Konjunkturen. — Parallelismus zwischen Verbrechen und Getreidepreisen. — Lombrosos Einteilung: Geborene und Gelegenheitsverbrecher. — Ferris Theorie: Anthropologische oder individuelle, physische und soziale Faktoren. — Gewohnheits- und Gelegenheitsverbrecher; Feststellung der Zahl der Rückfälligen. — Schwierigkeit internationaler kriminalstatistischer Vergleiche. — Das Wesen der modernen Kriminalität. — Statistik der Strafen. — Summarische Ziffern für Deutschland.

Personen- und Sachregister . . . . . 635—642

EINLEITENDE VORLESUNGEN.

I. Vorlesung.

Unter Statistik im materiellen Sinne verstehen wir heute jede Darstellung vor allem gesellschaftlicher aber auch anderer Vorgänge und Zustände, die darauf beruht, daß in die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen durch Zählung charakteristischer Tatsachen sichtend einzudringen versucht wird.[1]) Mit treffendem Witz sagt Rümelin: Es läßt sich geradezu statistisch nachweisen, daß heute unter Statistik allgemein das Ergebnis irgend einer Zählung verstanden wird.

Um gesellschaftliche sowohl wie andere Zustände und Vorgänge also handelt es sich. Die statistische Darstellung der ersteren ist die Aufgabe der Sozialstatistik, deren Hauptgebiete den statistischen Teil der Bevölkerungslehre, Wirtschafts- und Moralstatistik bilden. Dagegen erscheint es unmöglich, all das, was außerdem noch der statistischen Darstellung zugänglich ist, unter einem Begriff zusammenzufassen; die Mannigfaltigkeit ist eine zu große. Wir haben z. B. eine Statistik der Regenmenge verglichen mit Wind und Wärme, eine Statistik der Gewitter und Erdbeben, biologische und anthropologische Statistik (Schädelmessungen!), philologische Statistik usw.

Nicht immer hat das Merkmal des Zahlenmäßigen zum Begriff der Statistik gehört; es ist vielmehr nur durch eigentümliche, historisch interessante Verschiebungen zu ihm gekommen.[2]) Ursprünglich hat sich nämlich der Name „Statistik"

[1]) [Nach Meitzen, Geschichte, Theorie und Technik der Statistik (II. Aufl. 1903), S. 77.]

[2]) [Soweit keine anderen Quellenangaben gemacht sind, liegt inbezug auf die Tatsachen dem folgenden geschichtlichen Überblick zugrunde: John, Geschichte der Statistik, I. Teil (Stuttgart 1884).]

an etwas dem heutigen Begriff teils Ähnliches, teils aber Verschiedenes geheftet und zwar an eine gewisse Universitätswissenschaft, als deren erster Vertreter in Deutschland der berühmte Polyhistor Hermann Conring (geb. 1606, gest. 1681), Professor zu Helmstädt, mit seinen 1660 unter dem Titel: „Notitia rerum politicarum nostri aevi celeberrimarum" angekündigten Vorlesungen angesehen werden muß. Als den eigentlichen Vater dieser Wissenschaft pflegt man freilich erst den Professor Gottfried Achenwall (geb. 1719, gest. 1772) zu bezeichnen, der in Göttingen von der Mitte des 18. Jahrhunderts an lehrte, und der diesen Ehrentitel allerdings nur dem mehr äußerlichen Umstande verdankt, daß sich bei ihm das Wort „Statistik" zuerst als Hauptwort findet, während es bei Conring noch in keinerlei Anklängen, bei einigen anderen Vorläufern aber nur als Eigenschaftswort „statisticum", „statistica" vorgekommen war.[1])

Bei der Geschichte dieser Universitätswissenschaft, die eine Lehre von den sogen. Staatsmerkwürdigkeiten und den Kräften des Staates war, braucht man nicht allzulange zu verweilen, da ihr ohnehin in den Literaturgeschichten der Statistik, einer bequemen Tradition zufolge, ein etwas zu großer Raum zugewiesen zu werden pflegt. Zum mindesten dürfte das von der Würdigung der deutschen Leistungen gelten. Das zerstückelte, durch den Dreißigjährigen Krieg verarmte Deutschland, in dem die Politik lediglich ein Geschäft der Höfe, jede Beteiligung des Volkes an öffentlichen Dingen ausgeschlossen war, und der Siegel strengsten Amtsgeheimnisses die Archive und statistischen Dokumente der Forschung verschloss: dieses Land, in dem die Gelehrten eine kärgliche Existenz fristeten, in dem das Reisen in fremde Länder nur Sache der Diplomatie und reicher Kaufherren war, dieses Land konnte gewiß kein sonderlich geeigneter Boden für eine weit-

[1]) Was den Ursprung des Wortes „statistisch" resp. „Statistik" betrifft, so haben es die einen mit „status" — Zustand — in Zusammenhang gebracht, die anderen mit „stato", dem italienischen Wort für „Staat" und dessen Ableitungen, insbesondere mit dem Worte „statista" — Staatsmann. Das Wort „Statist" für Staatsmann kommt bereits zu Beginn des 17. Jahrhunderts auch außerhalb Italiens vielfach vor. Shakespeare z. B. gebraucht es in dieser Bedeutung im Hamlet (V, 4) und in Cymbeline (II, 4).

Digitized by Google

blickende, vorurteilslose und originelle Darstellung öffentlicher Zustände sein. Nicht nur den umfassenden Werken z. B. eines Pierre d'Avity[1]), sondern auch den mehr monographischen Arbeiten genialer Männer, wie Vauban in Frankreich, Arthur Young, Sinclair und Colquhoun in England würde in Schilderungen der Statistik älterer Zeit ein größerer Teil des Raumes zu überlassen sein, der heute etwas zu verschwenderisch manchem Vertreter einer im allgemeinen ziemlich trockenen und dürftigen Kathederweisheit gegeben wird.

Was wir unter dieser Universitätswissenschaft zu verstehen haben, sagt uns die Definition Achenwalls: „Der Inbegriff der wirklichen Staatsmerkwürdigkeiten eines Reichs oder einer Republik macht ihre Staatsverfassung im weiteren Verstande aus; und die Lehre von der Staatsverfassung eines oder mehrerer Staaten ist die Statistik (Staatskunde) oder Staatsbeschreibung. Man kann solche auch die historische Staatslehre oder die historische Staatskunde nennen, um sie von der philosophischen Staatslehre, das ist von der eigentlichen Staatswissenschaft, welche das allgemeine Staatsrecht und die Staatsklugheit unter sich begreift, zu unterscheiden." Sieht man davon ab, daß von einigen Späteren noch das Moment der Gegenwärtigkeit hereingezogen wurde — so von Schlözer (geb. 1735, gest. 1809): stillstehende Geschichte! — so enthält die Definition Achenwalls das, was dem Sinne nach lange Zeit hindurch als „Statistik" gegolten hat.

Die Statistik war also die Lehre von den Staatsmerkwürdigkeiten. Was diese aber eigentlich seien, bedurfte freilich der Interpretation. Achenwall rechnet dazu — in ziemlicher Übereinstimmung mit dem von Conring als „notatu digna" bezeichneten — alle in einem einzelnen Staate angetroffenen Sachen, die dessen Wohlfahrt in einem merklichen Grade angehen, sei es, daß sie solche hindern oder fördern. Um das hierher gehörende zu ermitteln, bildet er 7 Fragegruppen[2]): 1. die Lite-

[1]) Pierre d'Avity, Seigneur de Montmarin (geb. 1572, gest. 1635), Verfasser des zuerst 1614, später noch wiederholt aufgelegten Werkes: Les états, empires et principaux du monde, representés par la description des pays, mœurs des habitants, richesses des provinces, les forces, le gouvernement et les princes qui ont gouverné chacun Estat."

[2]) [Vergl. Meitzen, a. a. O. (1. Aufl.), S. 10.]

ratur und die Quellen der Angaben; 2. der Staat, sein Gebiet und dessen Veränderungen; 3. das Land, Klima, Gewässer, Terrain, Einteilung, Überfluß und Mangel an Produkten; Einwohner nach Zahl und Charakter; 5. das Staatsfürstenrecht, die Stände, der Adel und die Einwohnerklassen; 6. Hof- und Regierungsverfassung, Gesetze und Verwaltung des Kirchen-, Unterrichts- und Justizwesens, Industrie und innerer wie auswärtiger Handel, Münzen, Finanzen, Schulden, Land- und Seemacht; 7. das Interesse des Staatslebens und der Politik, Aussichten in die Zukunft. Daß dieser Begriff der Staatsmerkwürdigkeit ein relativer sei, fand dann Schlözer, Achenwalls Schüler und eifrigster Verehrer, und erklärt das an einigen recht drastischen Beispielen: „Die Kleidung — sagt er z. B. — ist an sich keine Staatsmerkwürdigkeit. Aber wenn die Schnürbrüste, wie auf den Oberalpen, einen nachteiligen Einfluß auf die Schwangeren haben, wird die Schnürbrust zu einer Staatsmerkwürdigkeit.“ Oder: „Die Anzahl der Hunde in einem Reiche zu wissen, ist gewöhnlich nicht nötig; aber ein anderes ist es, wenn Hungersnot drohet oder der Finanzminister eine Auflage auf entbehrliche Hunde vorschlägt; also was zu einer Zeit keine Staatsmerkwürdigkeit ist, kann es zu einer anderen Zeit und unter eignen Umständen werden.“

Unter dem vorhin angegebenen Titel hatte Conring seit dem Jahre 1660 Vorlesungen an der Universität Helmstädt über die neue Disziplin gehalten. Sein Beispiel fand rasch Nachahmer; von ihnen sei nur Martin Schmeitzel (geb. 1679, gest. 1747; Professor in Jena, später in Halle) genannt, der durch sein „Collegium politico-statisticum“ Achenwall wohl mit auf den Gedanken gebracht haben mag, selbst solche Kollegien abzuhalten. In einer öffentlichen Anzeige machte Achenwall, der 1748 als Professor der Staatswissenschaften nach Göttingen berufen wurde, das Programm der Wissenschaft, die er zu lehren gedachte, bekannt; diese verfehlte nicht, bei manchen Furcht und Bedenken zu erregen.[1]) Indes war doch, infolge

[1]) Der Titel der Vorlesung lautete: „Vorbereitung zur Staatswissenschaft der Europäischen Reiche, worinnen die Hauptteile, welche zur vollständigen Kenntnis eines Reiches gehören, nebst deren Ordnung und Zusammenhang mit Einmischung einiger politischer Anmerkungen enthalten sind.“ ... Glafegus, Geheimer Rat des Königreichs Polen und des Kur-

des regeren Interesses an den öffentlichen Angelegenheiten, die Partei der Gönner die mächtigere. Vorlesungen wie die Achenwallsche schlossen sich übrigens in gewissem Sinne an ein eigentümliches, damals sehr beliebtes Genre von Kollegien an, an die sogen. Reise- und Zeitungskollegien, die sich neben den im engeren Sinne statistischen noch sehr lange erhalten haben. Es waren dieses Vorlesungen, die gewöhnlich als Publica Samstags gehalten wurden, und in denen über die wichtigsten politischen Ereignisse, welche die Zeitungen während der Woche gemeldet hatten, Mitteilungen gemacht wurden. Die Reise- und Zeitungskollegien kamen in mehrfacher Hinsicht einem Bedürfnis entgegen. Einerseits ergänzten sie das noch in den Kinderschuhen steckende Zeitungswesen; andererseits sollten sie auch den vornehmeren Studenten behilflich sein, mit Nutzen zu reisen. In diesem Sinne leisteten sie manches, wonach auch wohl heute noch ein Bedürfnis bestehen dürfte, und während man damals keine so bequemen Bädeker besaß wie heute, hatte man doch verhältnismäßig mehr Anleitung zum wissenschaftlichen Reisen als jetzt.

Wenn man nun nach dem eigentlichen Entstehungsgrunde dieser Statistik älteren Stiles fragt, die wir als eine Lehre von den Staatsmerkwürdigkeiten und auch von den Staatskräften charakterisiert haben, so kann es kaum zweifelhaft erscheinen, daß dieser in den Bedürfnissen der praktischen Politik zu suchen ist. Conring selbst führt dieses als Grund an, und hierin nicht minder wie in seiner Systematik, bei der er sich der vier aristotelischen Prinzipien bedient, läßt sich noch deutlich der Einfluß der scholastischen Philosophie erkennen. Diesen „quatuor causarum primariarum“ entsprechend, muß sich die Betrachtung des Staates auch gliedern in die seiner Substanz oder Materie: Land und Leute; in die seiner Form: Verfassung und Verwaltung; in die seines Endzweckes: die speziellen Staatszwecke; und in

---

fürstentums Sachsen, wollte die „notitia rerum ex justorum librorum censu“ gänzlich ausgeschlossen sehen. Sie sei keine rechte Wissenschaft. Außerdem erklärte er, daß er sich nicht ohne Widerwillen des eignen Besuchs derartiger Vorlesungen erinnere. Ein sonst sehr unterrichteter Lehrer habe mit solcher Kühnheit „de arcanis“ fast aller Staaten gesprochen, nicht anders, als ob die Kaiser und Könige von ganz Europa ihre Geschäfte nur nach dessen Ratgebung geführt hätten.

Digitized by Google

die seiner bewegenden Ursache, der „causa efficiens“: „Omnes qui regunt“ nach Conring. Spuren eines solchen Scholastizismus finden sich übrigens noch bei viel späteren Systematikern unserer Wissenschaft. So glaubt Schlözer das Wesen eines jeden Staates vollkommen durch die Formel ausgedrückt zu sehen: Vires — Unitae — Agunt. Und er meint, alle nur erdenklichen Verschiedenheiten der Staaten lassen sich ganz ungezwungen unter diese drei Rubriken, nicht mehr und nicht weniger, bringen. Nach all dem stellt sich uns die Statistik von Conring bis zu Schlözer als eine rein deskriptive Disziplin dar, bei der die vorwiegende Beachtung der formalen Momente des Staatslebens die Forderung von ziffermäßigen Daten gänzlich in den Hintergrund treten läßt.

So gegen Ende des 18. Jahrhunderts war es, daß sich in diesem deutschen Lehrfach der Staatenkunde mit freier werdendem Geiste und mit Erschütterung des Prinzips der Verheimlichung sowohl ein reichlicheres Zuströmen von Stoff als auch zugleich das Verlangen nach einer exakteren Verarbeitung dieses Stoffes geltend machte. Recht deutlich tritt das schon in den Bemerkungen hervor, die Schlözer — ein Mann von Temperament — als Herausgeber von posthumen Auflagen des Achenwallschen Kompendiums machte. „So viele und ganz neue Quellen — sagt er[1]) — haben sich in dieser kurzen Zeit aufgetan, daß die Wissenschaft eine völlig andere Gestalt gewonnen. ... Glorreich für unser Zeitalter ist der Triumph, den die Publizität über die alte barbarische Verheimlichung erhält, vermittelst der sonst die Dummheit und Tyrannei so frech manöverierte: ... Das europäische Publikum ist nicht ... mehr Kind wie im Mittelalter. Immer noch betet es seine Führer, seine Vormünder an: aber es will, es soll im Geist und in der Wahrheit anbeten. Und um das zu können, muß es nicht bloß fühlen, daß es regiert wird, sondern wissen, wie es regiert wird.“ Ein andermal heißt es[2]): „Mit allgemeinen Angaben, daß das Land einen gesegneten Weinwuchs, schöne Manufakturen, einen blühenden Handel, etwas Kornbau usw. habe, dienen alle Erd- und Reisebeschreibungen, aber mit dergleichen Angaben, so lange sie nicht

[1]) Vorrede zur VI. Aufl., 1781.
[2]) In der VII. Aufl., 1790, S. 12.

in wahren richtigen Zahlen ausgedrückt werden, ist der Staatskunde wenig geholfen."

Als Pfleger einer mehr zahlenmäßigen Statistik mögen aus dem 18. Jahrhundert genannt werden: Gaspari, von Schmidtburg, Jakobi, Brunn, Randel, Remer, Bötticher, Ockhardt, Hassel, Ehrmann, Höck u. a. Insbesondere aber verdienen Erwähnung Büsching (geb. 1724, gest. 1793)[1]) der als Urheber der vergleichenden Methode gilt, und Johann Peter Anchersen, ein Däne und Zeitgenosse Achenwalls, der als erster die Daten über die wichtigsten Verhältnisse der hervorragendsten Staaten in Tabellenform zusammenstellte.

Ein heftiger Kampf entbrannte zwischen den Lehrern alten Stils und den Zahlenfreunden, die man „Tabellenknechte" schalt. Den Schauplatz bildete namentlich der „Göttinger gelehrte Anzeiger", die älteste der bestehenden literarisch-kritischen Zeitschriften (gegründet um 1740); die Hauptgegner der neuen Anschauungen waren vor allen anderen Heeren und Lueder. Die erste Anklage, die man gegen die Zahlenstatistik erhob, war die der Geistlosigkeit und des Materialismus. „Die politischen Arithmetiker — sagte Heeren — geben uns von dem Staate einen Begriff, wie wir ihn von einem Menschen erhalten aus der Angabe des Maßes seiner Arme und Beine!" Man hielt ferner die Zahlen für unzuverlässig und die aus ihnen gezogenen Schlüsse für verfrühte. Schlözer, der einst so triumphierend von den Errungenschaften und Fortschritten der Statistik gesprochen hatte, schrieb selbst 1804, daß man einige Jahrzehnte zu früh angefangen habe, mit Zahlen zu operieren. „Obgleich sichere Data bei der damals noch allgemein herrschenden Publizitätsscheu nur äußerst selten zu haben gewesen seien, so hätte man sie doch unter der Voraussetzung, daß man sie einmal haben müßte, a priori erschaffen nach Anschlag, Schätzung und Vermutung, und hätte mit wahrer Impudenz Zahlen für den Flächeninhalt ganzer Reiche, Zahlen für die Volksmenge usw. angesetzt, die bloß aus der Luft oder aus unzuverlässigen Reisebeschreibungen gegriffen wären."

Eine dritte Anklage ging davon aus, daß in der Statistik

[1]) Sein statistisches Hauptwerk heißt: „Vorbereitung zur gründlichen und nützlichen Kenntnis der geographischen Beschaffenheit und Staatsverfassung der europäischen Reiche." Hamburg 1758.

Digitized by Google

ein Ausfluß und ein Werkzeug der Vielregiererei anzusehen sei. Auf diesem Standpunkt stand namentlich Lueder: „Ohne Statistik — so ruft er aus[1]) — hatte die Welt Jahrtausende bestanden, hatten Herrscher auf Thronen wie Machthaber auf den Stufen von Thronen die Unsterblichkeit errungen, hatten Völker die größten Rollen gespielt. Es war auch nicht ein im Leben gefühltes Bedürfnis, aus dem die Statistik hervorging. Zu ihr führte die neuere Politik, und diese war nichts anderes als ein Werk der Herrsch- und Regiersucht, der Unwissenheit und Blindheit, und eines Dunkels des Wissens, der an Wahnsinn grenzte und der verbunden war mit einem höchst läppischen Glauben an menschliche Allmacht."

Angriffspunkte bot aber endlich die Statistik überhaupt — die ältere Richtung ebenso wie die neuere — wegen ihrer falschen Prophezeiungen und Horoskope, die ihre Haltlosigkeit besonders in den Zeiten der Revolutions- und Napoleonischen Kriege bekundeten. Die Statistiker hatten erkannt, daß es eigentlich so recht zum Wesen einer Wissenschaft gehört, auf Grund des Erkannten Vorhersagen zu machen; sie waren dazu sogar traditionsmäßig durch Achenwall angeregt. Wie sollten aber ihre Prophezeiungen ausfallen in einer Zeit, in der die Bücher noch nicht einmal fertig werden konnten, ohne daß sich das Gedruckte nicht bereits geändert hätte![2]) Nicht einmal die Schilderung des Bestehenden war im allgemeinen Flusse möglich, wie mußten da erst die Horoskope ausfallen! Sehr ergötzlich lautet ein solches Horoskop aus dem Jahre 1790, also kurz ehe das Reich in Trümmer ging. Dort wird zunächst gesagt, daß „unsere Generation an dem Zeitpunkt stehet, wo die Nation ihren größten Ruhm erreichen kann, und daß die durch so viele Zeitalter bewährte Konstitution in ihrer wesentlichen Erhaltung gerade die zuträglichste für die Nation ist." Und das Horoskop

---

[1]) Vergl. Lueder, Kritische Geschichte der Statistik (1817).

[2]) „In diesem ersten Teil hat Frankreich wegbleiben müssen. Jener Staat läßt sich wegen der Totalrevolutionen, die er in Jahresfrist erlitten hat und ferner erleiden kann, noch nicht in einem statistischen Grundriß schildern. Er wird aber, sobald alle Schlüsse der Nationalversammlung eine bessere Konsistenz erhalten haben oder alle Entwürfe seiner künftigen Verfassung vollendet sein werden, alsdann in einem der folgendem Teile erscheinen." (Sprengel in seiner Vorrede zur 7. Auflage Achenwalls, 1790.)

von Deutschland? „Mehrere Fürsten werden Väter ihres Volkes werden. Gereinigte Vernunft im Gefolge ächt christlicher Religiosität wird die Nation beglücken, Schwärmerey dem helleren Lichte weichen, physische und moralische Kultur wird fortschreiten. Dem Zeitalter consequente Gesetzgebung, Erziehung und Vaterlandssinn werden, durch das Beyspiel der Großen geheiligt, das Werk vollenden."

Nicht wenig machte man sich auch über den Nationalökonomen und Statistiker Crome wegen seiner Prophezeiungen lustig. Wie es heißt, bewies er beim Ausbruch der Revolutionskriege den Franzosen haarscharf, „daß sie unabwendbar den Österreichern und Preußen zur Beute werden würden", und ebenso bestimmt und klar bewies er im Jahre 1813 unsern begeisterten Vaterlandsfreunden, „daß sie Erzdummköpfe und tolles Gesindel wären, die durch ihr Aufstehen gegen die überlegene Macht Napoleons das Vaterland in unabsehbares Unglück stürzen würden, stürzen müßten."

Nebenbei bemerkt: War die Zahlenstatistik schon den Pfeilen der Verachtung ausgesetzt, so galt dies in vielleicht noch höherem Grade von der graphischen Statistik, der die Zahlen als Basis geometrischer Versinnbildlichung dienten. Eine Methode, nach der in Deutschland zuerst der eben erwähnte Crome in zahlreichen Arbeiten verfuhr. Ihm folgten in Deutschland vornehmlich Ockhardt, im Ausland besonders Playfair (mit ihren 1804 resp. 1805 erschienenen Werken). Über diese graphischen Darstellungen spottet Lueder: „Zeichnungen von Staaten erschienen ... die man beim ersten Anblick für Zeichnungen von Käsen, von Kugeln, von Mastbäumen, von Schneidermaßen und -mustern halten möchte; Zeichnungen, von denen man glauben möchte, daß sie ihr Publikum nur im Feuerlande ... finden könnten. ... Nichtsdestoweniger werden auch diese Zeichnungen, die elendesten aller statistischen Machwerke, gepriesen."

Trotz dieser Angriffe jedoch behauptet die Statistik siegreich ihren Platz als Wissenschaft, allerdings nicht mehr als „Lehre von den Staatsmerkwürdigkeiten". Jene eben erwähnten Kämpfe endeten nämlich mit dem Siege der neuen Richtung. Zunächst insofern, als diese — unbeschadet des Fortbestehens der alten Disziplin — ein Lehrfach von auf zahlen-

Digitized by Google

mäßiger Untersuchung gegründetem sozialen Wissen herausbildete und förmlich konstituierte, das die mehr staatsrechtlichen Teile des alten Faches von sich abstieß, eben weil sie solcher Behandlung nicht fähig waren. Äußerlich bekundete sich dann dieser Sieg darin, daß der Name Statistik von dem alten Fache mit der Zeit auf das neue überging. Zwei Umstände hatten im wesentlichen diesen Umschwung herbeiführen helfen. Einmal das Aufkommen der statistischen Bureaus, außerdem aber die immer größer werdende Bedeutung eines höchst wichtigen Zweiges sozialen Wissens, der sich im Ausland als Teil einer rechnerischen Disziplin gebildet hatte, als Teil der sogen. politischen Arithmetik. Ich meine die Bevölkerungswissenschaft, die von Anfang an in rein zahlenmäßiger Behandlung aufgetreten war.

Digitized by Google

II. Vorlesung.

Die politische Arithmetik, die wir am Schlusse des vorigen Vortrages erwähnten, hat mit unserer heutigen Sozialstatistik, wenn auch keine Namensverwandtschaft, so doch mehr innere Verwandtschaft als mit jener alten Universitätswissenschaft. Vater dieser politischen Arithmetik — um auch hier wieder von einem Vater zu sprechen — war ein wahrhaft genialer Mann, kein Systemzimmerer. Es war der Kleinhändler in Tuch, John Graunt, geb. zu London im Jahre 1620, gest. daselbst 1674, und seine epochemachende Schrift führt den Titel: „Natural and political observations upon the bills of mortality; chiefly with reference to the government, religion, trade, growth, air, diseases ect. of the city of London (London 1662)[1]). Graunt hatte gefunden — und darin liegt das Geniale —, daß ein scheinbar so geringes Ding, wie Geburts- und Sterbelisten, nicht nur gut sei — wie er sich ausdrückt — zum Stadtklatsch oder um reichen Leuten Winke zu geben, wann es etwa für sie ratsam sein möchte, vor bösen Epidemien die Stadt zu verlassen, sondern daß sie sich auch zu Verallgemeinerungen eigneten, die der Aufmerksamkeit der Staatsmänner im höchsten Grade würdig seien. Diese Geburts- und Totenlisten, sowie die Tauf- und Trauungsregister Londons, lieferten also das Material zu seinen Beobachtungen. Und wenn auch diese ebenso wie die Schlüsse, die er daraus zog, teils wegen der Unzuverlässigkeit des Materials, teils wegen der mangelnden Methodik und Systematik, in vielen Fällen als unrichtig zu bezeichnen sind, so bleibt ihm doch das Verdienst, die Gesetzmäßigkeit einer Anzahl hochbedeutsamer bevölke-

[1]) Wiederholte Neuauflagen in den folgenden Jahren; eine deutsche Übersetzung erschien 1702 in Leipzig.

rungswissenschaftlicher Vorgänge aufgedeckt zu haben. So ermittelte er u. a., daß die beiden Geschlechter sich numerisch nahezu das Gleichgewicht halten, daß die Knabengeburten die der Mädchen überwiegen, und daß die Häufigkeit der Selbstmorde von Gegend, Jahreszeit, Beruf und Geschäft abhänge.

Für den Geist, der später diese Wissenschaft durchweht hat, ist es charakteristisch, daß bereits Graunt seine Betrachtungen wesentlich im Lichte naturwissenschaftlicher Untersuchungen ansah und in der Widmung an Sir Robert Moray, die dem vorhin erwähnten Werke vorangestellt ist, stolz an Francis Bacon anknüpfte: „Die Bemerkungen, die ich gewissermaßen zufällig über die Sterblichkeitslisten machte — denn ich kam nicht absichtlich dazu — sind politischer und naturwissenschaftlicher Art geworden. Manche betreffen Handel und Regierung, andere aber Luft, Land, Jahreszeiten, Fruchtbarkeit, Gesundheit, Krankheit, Langlebigkeit und die Proportion zwischen den Geschlechtern. Dies alles aber rechne ich zur Naturgeschichte, wie ja auch Sir Francis Bacon seine Abhandlungen über Leben und Sterben zur Naturgeschichte rechnet..."

Auch den berühmten Fortsetzer der Grauntschen Untersuchungen, Sir William Petty (geb. 1623, gest. 1685 oder 1687), muß man sich als mehr oder minder direkt im Geiste der Baconschen Schule arbeitend denken: Experiment und Exaktheit. Es ist dafür sehr charakteristisch, daß er — wie man von ihm berichtet — in einer Sitzung der Royal Society, als jemand die Worte: „bedeutend größer" gebrauchte, einwarf „man solle sich nicht anderer Worte bedienen, als solcher, die eine Zahl, ein Maß oder ein Gewicht ausdrücken."[1]) Und in der Einleitung zu seiner „Political arithmetick" sagt er geradezu: „Die Methode, welche ich hier einschlage, ist noch nicht sehr gebräuchlich, denn anstatt nur vergleichende und überschwengliche Worte und Argumente des eigenen Geistes zu gebrauchen, wähle ich als einen Versuch der politischen Arithmetik, auf die ich schon hinstrebe, den Weg, mich in Zahl-, Gewicht- oder Maßbezeichnungen auszudrücken, mich nur sinnenfälliger Beweise zu bedienen, nur solche Ursachen in Betracht zu ziehen, welche ersichtlich in der Natur der Dinge selbst ruhen, jene

[1]) „considerably bigger" ... „that no word might be used but what marks either number, weight or measure."

Digitized by Google

Ursachen dagegen, welche von den wechselnden Meinungen, Neigungen und Leidenschaften der einzelnen Menschen abhängen, anderen zu überlassen ..."[1])

Die Bezeichnung „politische Arithmetik" ist also auf Petty zurückzuführen. Sie blieb lange an dergl. Untersuchungen haften, um später sich auf Zweige der Versicherungslehre zu beschränken. In seinen Arbeiten aber hat Petty weit mehr als Graunt das Wirtschaftliche gepflegt; sie handeln namentlich von Lohn, Produktionswerten, Finanzen und Nationaleinkommen. Zu den berühmtesten Nachfolgern Pettys gehörten auf wirtschaftlichem Gebiete in England der schon genannte Arthur Young, auf bevölkerungswissenschaftlichem in Frankreich Lavoisier sowie Lagrange mit seinem „essai de l'arithmetique politique" und in Deutschland Johann Peter Süßmilch (geb. 1707, gest. 1767), Verfasser der „Göttlichen Ordnung in den Veränderungen des menschlichen Geschlechts aus der Geburt, dem Tode und der Fortpflanzung desselben erwiesen."[2])

Infolge des Aufkommens der statistischen Bureaus vom Beginn des 19. Jahrhunderts ab, wovon wir noch einiges hören werden, strömte nun der Statistik ein Zahlenstoff zu von einer Reichhaltigkeit, die sie sich nie hätte träumen lassen, und von einer immer mehr zunehmenden Verlässlichkeit. Allein welcher Wert einer Methode zukommt, die durch umfassende Durchzählung von Einzelfällen zur Entdeckung allgemeiner, konstanter Ordnungen und Regelmäßigkeiten zu gelangen sucht (Rümelin), das war erst infolge der Entwicklung der sogen. politischen Arithmetik — besonders auf dem Gebiete der Bevölkerungslehre — offenkundig geworden. Die völlige Verschiebung des alten Begriffes Statistik trat jedoch erst dann ein, als schließlich jene Methode mit ungeheurem Erfolg auf ein besonders sensationelles Gebiet, auf das der moralischen Handlungen, angewendet wurde: als Quetelet (geb. 1796, gest. 1874) seine epochemachenden Untersuchungen veröffentlichte und ihnen den Namen „Statistique" gab.

Nach Quetelets Vorgehen, namentlich aber nach Karl Knies' theoretischer Schrift: „Die Statistik als selbstän-

[1]) cit. nach John, a. a. O. S. 185f.

[2]) Berlin 1740; die fünfte Auflage erschien 1792.

dige Wissenschaft“[1]), wurde der alten Statistik ihr Name in Deutschland sozusagen offiziell entzogen: Was Rümelin im alten Rahmen las, nannte er wieder Staatenkunde. Wie sollte nun das, was jetzt unter dem Namen Statistik ging, definiert werden? Darüber erhob sich ein endloser, immer noch nicht endender, großenteils ganz überflüssiger Streit, der durch einige trockene Zahlen ganz gut illustriert wird. Auf dem Haager statistischen Kongreß im Jahre 1869 sprach nämlich Engel davon, daß Rümelin einige Jahre vorher in einem Aufsatze 62 verschiedene Definitionen des Begriffs Statistik aufgezählt habe, er selbst aber kenne deren 180!

Auf diesen Streit werden wir hier nicht eingehen. Er dreht sich wesentlich darum, ob die Statistik eine Methode oder selbständige Wissenschaft oder eine Hilfswissenschaft sei, ob es zu ihrem Wesen gehöre, Gesetze zu erforschen oder nicht. Gewöhnlich erfolgt die Entscheidung dahin, daß sie sowohl eine Methode als auch eine selbständige Wissenschaft sei, welch letztere ihrerseits in der Regel wieder auf das Gebiet der sozialen Erscheinungen beschränkt wird. Daß es zu ihrem Wesen gehören soll, Gesetze zu erforschen, ist offenbar wider jeden Sprachgebrauch und augenscheinlich eine ganz einseitige Folgerung aus den Errungenschaften der Bevölkerungslehre und Moralstatistik. Wer wird nicht eine Berufszählung eine Statistik nennen!

Daß wir unter Statistik nicht etwa nur eine Methode verstehen, sondern auch die materiellen Ergebnisse dieser Methode, ist ebenfalls evident: eine Tabelle über die Sterblichkeit in einem Lande ist nicht nur auf statistischem Wege gefunden worden, sondern sie ist selbst Statistik — wir geben damit Mortalitätsstatistik. Bieten wir Statistik in diesem Sinne nur auf dem Gebiete der Sozialwissenschaften? Gewiß nicht! Wir sprechen ja — wie schon eingangs gesagt wurde — von einer philologischen Statistik, von einer Statistik der Erdbeben usw.

So gut nun aber nicht nur die Sozialwissenschaften, sondern auch die Naturwissenschaften statistische Teile haben, so wenig erschöpfen die statistischen Partieen irgend eine Wissenschaft vollständig: Es gibt keine Wissenschaft, die lediglich nach statistischer Methode betrieben wird.

[1]) [Kassel 1850.]

Andrerseits hat die Statistik — wie Hooper treffend sagt — keine eigenen Tatsachen. Da aber der Umfang einer Wissenschaft immer nur durch den Stoff und niemals durch die Methode abgesteckt werden kann, so muß die Statistik ihren Stoff anderen Wissenschaften entlehnen, die aber darum ihren Anspruch auf die verliehenen Teile nicht aufzugeben brauchen. Gilt es z. B. als Lehrsatz der deduktiven Nationalökonomie, daß die Bodenrente mit zunehmender Bevölkerung steigt, so kann der gleiche Lehrsatz, wenn er durch Beobachtung erwiesen wird, nicht auch noch einer anderen Wissenschaft — der Statistik — angehören: er wird immer ein Teil der Nationalökonomie bleiben.

Wenn wir demnach die Statistik im materiellen Sinne auch nicht als eine selbständige Wissenschaft ansprechen dürfen, sondern sie in Partieen getrennter Wissenschaften aufzulösen haben, so ist damit doch nicht ausgeschlossen, daß wir einen ansehnlichen Teil von ihr, wenn auch nicht zu einer Wissenschaft im eigentlichen Sinne, so doch zu einem Studien- und Lehrfache vereinigen können; ein solches aber wird sich allerdings mit Hilfe der Methode bilden lassen. Und in der Tat sehen wir auch solche Studienfächer überall da entstehen, wo die Handhabung eines für mehrere Wissenschaften in Gebrauch kommenden methodischen Instruments besondere Schwierigkeiten bietet. Glücklich gewählt ist daher Hoopers Vergleich: „Indem wir eine Methode zu einem Bande machen, das Männer der Wissenschaft vereinigt, stehen wir nicht allein da. Das Mikroskop dient den verschiedensten Wissenschaften: der Zoologie, der Anatomie, der Kristallographie, der Botanik, und es könnte danach scheinen, als ob es eine Anomalie sei, eine Gesellschaft zu bilden für das Studium aller Dinge, die klein sind: Nichtsdestoweniger blüht die mikroskopische Gesellschaft."

Wie wir freilich die Statistik als Studien- oder Lehrfach abgrenzen, das wird eine Sache der Opportunität sein. Und da wird man wohl sagen müssen: Es würde ungeeignet sein, die statistischen Partieen der ganz heterogenen Fächer, die solche Partieen aufweisen, in ein Lehrfach zusammenzufassen; als bestimmend wird sich vielmehr doch noch eine gewisse stoffliche Gemeinsamkeit zu erweisen haben. Und hierin ist die

Digitized by Google

Beschränkung der Statistik als Lehrfach auf die Sozialwissenschaften begründet.

Danach läßt sich das, was wir in diesen Vorträgen behandeln wollen, als Sozialstatistik bezeichnen. Indem wir nun die Menschen — die ja die Voraussetzung für alle sozialen Vorgänge und Zustände sind — als biologische Objekte, ferner als handelnde Subjekte und schließlich als Glieder der organisierten Gesellschaft betrachten, finden wir das fundamentum divisionis der Sozialstatistik, und es ergibt sich daraus die folgende Einteilung: Bevölkerungsstatistik, die einen erheblichen Teil der Bevölkerungslehre umfaßt; Moralstatistik, die ihren Stoff der Völkerpsychologie entnimmt, die Wirtschaftsstatistik, die zur deskriptiven Nationalökonomie und die Gesellschafts- und politische Statistik, die zu den Staatswissenschaften gehört.[1]) Während aber Bevölkerungsstatistik, oder wie man in Frankreich und einigen anderen Ländern sagt: Demographie — also die zahlenmäßige Darstellung des Werdens und Vergehens der gesellschaftlich verbundenen Individuen — und Moralstatistik — also die zahlenmäßige Darstellung von Erscheinungen, die auf den intellektuellen und sittlichen Status menschlicher Gemeinwesen Schlüsse ziehen lassen — Wissenschaftszweige von großer Selbständigkeit sind, die eine unabhängige Pflege zulassen, haben wirtschaftliche und politische Statistik den Charakter von Hilfswissenschaften, für die aber die Rechtfertigung einer Sonderbehandlung in dem genauen Eingehen auf die Methoden liegt.

Die Literatur, die sich mit diesen verschiedenen Gebieten der Sozialstatistik beschäftigt, ist unübersehbar. Zum Hinweis auf die wichtigeren Hand- und Lehrbücher und monographischen Abhandlungen wird sich im Verlauf dieser Vorlesungen Gelegenheit bieten. Zum Teil aber ist die Literatur in schwer zugänglichen Veröffentlichungen der statistischen Ämter, Vereine und Kongresse zerstreut. Auf die Geschichte dieser Ämter, Kongresse und Vereine ein wenig einzugehen, wird sich darum empfehlen, nicht nur weil ihre Geschichte einen Teil der Geschichte unserer Wissenschaft überhaupt bildet, son-

[1]) [Die politische Statistik und die Verwaltungsstatistik — soweit diese nicht bei einer der übrigen Abteilungen Platz gefunden haben — sind in diesen Vorträgen nicht behandelt worden.]

Digitized by Google

dern weil uns dabei gleichzeitig ein wichtiger Leitfaden durch die Literatur gegeben wird.[1])

Zunächst einige allgemeine, orientierende Bemerkungen über die Organisation der amtlichen Statistik: Wir besitzen heute fast in allen zivilisierten Staaten der fünf Erdteile statistische Zentralstellen. Diese Zentralstellen bearbeiten so ziemlich überall die Bevölkerungsstatistik; was aber die anderen Teile der Statistik anbetrifft, namentlich die wirtschaftlichen, so ist ihre Tätigkeit eine sehr verschiedene. Zum Teil wird diese Statistik nämlich in der Weise aufbereitet, daß das statistische Material aus den einzelnen Zweigen der Verwaltung jenen zentralen Stellen vollständig oder zu einem großen Teile zuströmt. Zum Teil aber strömt ihnen auch nur ein kleinerer Teil dieses Materials zu, während das übrige bei den einzelnen Ressorts, in denen es entstanden ist, seine Bearbeitung findet. Letzteres wieder entweder in statistischen Spezialbureaus als dauernden statistischen Organisationen oder aber innerhalb dieser Ressorts, ohne daß eine besondere statistische Abteilung daselbst eingerichtet wäre.

Je nachdem die Bearbeitung der Statistik mehr oder minder vom laufenden Dienst innerhalb der Verwaltungszweige abgetrennt und eigens organisiert ist, nennt man sie mehr oder minder „ausgelöst". Um jene Epoche, als die meisten statistischen Zentralstellen entstanden — also zu Beginn des 19. Jahrhunderts — hatte man zunächst geglaubt, daß der gesamte, im Staate entstehende statistische Stoff allmählich jenen Zentralstellen zufallen würde. Indes kam es doch nur ausnahmsweise zu einer derartigen Zentralisation. Am weitesten geht diese heute in Italien, während sie besonders zersplittert in Frankreich ist, wo man annähernd 100 verschiedene Spezialbureaus gezählt haben will. Eine Mittelstellung nimmt die Mehrzahl der deutschen Einzelstaaten und das Reich ein.

Neben der fachlichen Zentralisation oder Dezentralisation gibt es aber auch noch eine räumliche oder geographische bezw. politische Zentralisation und Dezentralisation, was besonders zu beachten ist, wenn man einen Überblick über unsre verwickelte deutsche Statistik gewinnen will. Bei uns hat man

[1]) [Das Folgende im wesentlichen nach Mischler: Handbuch der Verwaltungs-Statistik, I. Bd., Grundlagen (Stuttgart 1892).]

zwischen zentraler, föderierter und partikularer Statistik zu unterscheiden (Rümelin). Den zentralen Teil bilden die statistischen Arbeiten, die ohne jede Mitwirkung der Einzelstaaten ganz und unmittelbar von Behörden des Reichs besorgt werden. Hierzu gehört u. a. die Krankenversicherungsstatistik, hauptsächlich jedoch alle Statistik, die sich auf Dinge bezieht, die sich außerhalb des Reichsgebiets oder an den Grenzen abspielen: auswärtiger Handel, Seeschiffahrt usw., oder auf Dinge, die in der Verwaltung des Reiches stehen: Post. Zur föderierten Statistik gehört all das, was zwar von den Einzelstaaten zu erheben ist, aber nach gemeinsamen Grundsätzen und gleichartigen Formularen, und was dann den Reichsbehörden vorzulegen ist: in ihr Gebiet fällt vor allem die Bevölkerungsstatistik. Auf die Zentralbehörde kommen hierbei die Arbeiten der Zusammenstellung, Verarbeitung und Veröffentlichung. Die partikulare Statistik endlich besteht aus den Arbeiten, die in den einzelnen Bundesstaaten nach freiem Ermessen und ohne Beziehung zum Reiche ausgeführt werden. Beispiele für derartige Arbeiten sind Sparkassen-, Armen- und Schulstatistik.

Von einer Reichsstatistik kann natürlich erst seit Anfang der siebziger Jahre die Rede sein. Die statistische Reichsbehörde — das dem Reichsamt des Innern unterstellte Kaiserliche Statistische Amt — wurde 1872 ins Leben gerufen; vorher hatte ein Zentralbureau den statistischen Bedürfnissen des Zollvereins Rechnung getragen. (Veröffentlichungen: 1. Statistik des Deutschen Reichs, das Quellenwerk. 2. Vierteljahreshefte zur Statistik des Deutschen Reiches, mit Auszügen aus dem Quellenwerk und vorläufigen Mitteilungen. 3. Monatliche Nachweise über den auswärtigen Handel, Großhandelspreise usw. 4. Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich.)

Die amtliche Statistik in Preußen darf auf ein höheres Alter zurückblicken. Ihre Umgestaltung zu einer Statistik in modernem Sinne wurde auf Anlaß Steins von Leopold Krug (geb. 1770, gest. 1843) durchgeführt. Auf Grund einer Kabinetsordre von 1805 wurde ein Bureau errichtet, dessen Tätigkeit hauptsächlich in einer möglichst genauen Bestimmung des Nationalvermögens des Staates und der Stufe des Wohlstandes sein sollte, auf der die verschiedenen Klassen der Untertanen stehen. Der Zu-

Digitized by Google

sammenbruch Preußens verursachte 1806 eine vorübergehende Schließung des kaum errichteten Bureaus; erst 1810 fand seine Wiedereröffnung statt. An seiner Spitze haben seitdem eine Anzahl ganz hervorragender Männer gestanden, so Johann Friedrich Hoffmann, Karl Dieterici und Ernst Engel. (Veröffentlichungen: Preußische Statistik, das Quellenwerk; Zeitschrift des Preußischen statistischen Bureaus; Statistisches Jahrbuch für den Preußischen Staat.)

Was die amtliche Statistik der übrigen deutschen Einzelstaaten betrifft, so haben die größeren unter ihnen, die Königreiche, die Großherzogtümer und die Hansestädte, eigne statistische Ämter, mit deren Einrichtung Bayern im Jahre 1813 den Anfang machte; außerdem besteht seit 1864 das Statistische Bureau vereinigter Thüringer Staaten mit dem Sitze in Weimar. In den übrigen deutschen Kleinstaaten gibt es zwar — wie in einer Reihe von Herzogtümern — nominell statistische Ämter, allein diese bilden meist nur Teile einer Verwaltungsstelle, und der Dienst wird in ihnen vorwiegend nebenamtlich versehen, oder statistische Ämter sind — wie in den Fürstentümern — überhaupt nicht vorhanden, und es vollzieht sich die Verwaltungsstatistik unausgelöst. [Als wichtigere regelmäßige Veröffentlichungen der einzelstaatlichen Statistik wären zu nennen: die Zeitschrift des bayrischen und die des sächsischen statistischen Bureaus; die Statistik des Hamburgischen Staats; das statistische Jahrbuch für das Königreich Bayern, das für das Königreich Sachsen, das für das Großherzogtum Baden, die Württembergischen Jahrbücher für Statistik und Landeskunde und das Statistische Handbuch für den Hamburger Staat (alle fünf Jahre).] Der jährliche Gesamtaufwand für die staatliche Verwaltungsstatistik in den Ländern des deutschen Reichs beträgt — soweit er in irgend einer Form budgetiert wird — rund 2⅔ Millionen Mark; ein richtiges Bild von der Höhe der Kosten würde man allerdings erst gewinnen, wenn man noch die Beträge für die nicht ausgelöste Verwaltungsstatistik mit in Betracht ziehen wollte.

In Österreich-Ungarn beginnt ein regelmäßiger statistischer Dienst mit dem Jahre 1829, den von 1840 bis 1867 entsprechend der Einheitlichkeit der Monarchie die Direktion der administrativen Statistik für den gesamten Staat besorgt.

Daneben trat 1863 die statistische Zentralkommission, die bis heute fortwirkt, während die Direktion der administrativen Statistik 1884 aufgehoben wurde. Indes ist das Prinzip der Amtseinheit mit der Zeit verloren gegangen, da neben der Zentralkommission noch einige Spezialämter entstanden sind. Außerdem existiert in den einzelnen Ressortministerien eine unausgelöste Statistik und ferner eine Provinzialstatistik von großer Selbständigkeit. In Ungarn wurde nach dem Ausgleich von 1867 zunächst ein unausgelöster statistischer Dienst, dann 1870 das statistische Landesamt errichtet; ein selbständiges statistisches Landesamt besitzt auch Kroatien-Slavonien seit 1875, während für die statistischen Bedürfnisse Bosniens und der Herzegowina ein statistisches Departement bei der Landesregierung sorgt. (Als Quellenwerke der österreichischen Statistik sind namentlich zu nennen: die „Österreichische Statistik" seit 1882 und die statistische Monatsschrift seit 1875.)

In England ist die Verwaltungsstatistik in bedeutendem Maße unausgelöst, und die unausgelösten Bestandteile ordnen sich nach dem Prinzip der Amtsvielheit.[1]) Als statistische Behörden fungieren 1. eine Abteilung im Board of trade, die 1832 errichtet wurde, und ebenda seit 1886 auch eine Abteilung für Arbeitsstatistik. Veröffentlicht werden dort die „Statistical Abstracts", die „Annual Statements und Accounts", die „Returns" und die „Miscallaneous Statistics"; 2. das statistische Departement im Board of Customs, besonders für Schiffahrtsstatistik; 3. die General Register Offices für England, Schottland und Irland, die in den „Annual Reports" und den „Census Returns" der alle zehn Jahre stattfindenden Volkszählungen die Bevölkerungsstatistik besorgen; 4. die Direktion für Landwirtschaftsstatistik im Board of Agriculture und 5. das „Board of Prisons and Judicial Statistics" in Schottland für Justiz- und Gefängnisstatistik, die in England vom Home Office, in Irland vom Statistical Office gepflegt wird.

In Frankreich nahm die Verwaltungsstatistik mit den Berichten ihren Anfang, die auf Sullys Geheiß in den Jahren 1663 bis 1665 von den Steuerintendanten an ihn gerichtet wurden. Solche Berichte wurden nun üblich und führten seit Anfang des 18. Jahrhunderts auch zu einer zusammenfassenden Bearbei-

[1]) Mischler, a. a. O. S. 197f.

Digitized by Google

tung unter dem Titel „Etat de la France"; jedoch erfolgte die Bearbeitung der offiziellen Quellen in diesem Jahrhundert vorwiegend noch durch private Tätigkeit. Die Versuche, ein statistisches Amt zu errichten, begannen erst um 1795, da aber nach 1815 von der Tätigkeit eines solchen Amtes zunächst nichts mehr verlautet, so steht die gegenwärtige Organisation, die 1833 mit der Schaffung einer statistischen Hauptstelle im Handelsministerium nach englischem Vorbilde ihren Anfang nahm, mit den früheren Bestrebungen in keinem Zusammenhang Und zwar hat die neue Organisation dahin geführt, daß heute neben dieser Hauptstelle, die seit 1892 zu einer Abteilung des „office de travail" umgestaltet worden ist, im großen und ganzen in irgend einer Abteilung jeder der größeren Verwaltungsstellen ein statistisches Bureau existiert. (Quellenwerk: Statistique annuelle de la France; allgemeinere statistische Mitteilungen sodann im „Annuaire statistique".) Von den übrigen europäischen Staaten verdient namentlich die Statistik Belgiens und Italiens Erwähnung wegen ihrer Bemühungen, die Verwaltungsstatistik im Staate zu vereinheitlichen und zu vertiefen. (Regelmäßige belgische Publikationen: Annuaire statistique, Mouvement de l'état civil; regelmäßige italienische Publikationen. Annuario statistico; Annali di statistica.) In den nichteuropäischen Ländern ist außer der Statistik in den englischen und einigen französischen Kolonien vor allem die der Vereinigten Staaten beachtenswert, besonders wegen der vorbildlich gewordenen arbeitsstatistischen Ämter. Zu unterscheiden ist bei der amerikanischen Statistik — ähnlich wie in Deutschland — zwischen Unions- und einzelstaatlicher Statistik. In der Union ist sie zum überwiegenden Teile ausgelöst nach dem Prinzipe der Amtsvielheit ohne eigentliches Einheitsamt; Die wichtigsten statistischen Ämter sind das des „Union-Schatzamtes (Publikationen: „Annual report and statement" als Quellenwerk; Statistical abstract als Jahrbuch und die Monthly summaries of finance and commerce) und die statistische Abteilung im United States Departement of Labor. (Regelmäßige Publikation: Annual report of the Commissioner of Labor.) In den Einzelstaaten dagegen bestehen vielfach statistische Zentralstellen, doch wird die Verwaltungsstatistik auch unausgelöst — namentlich in den Boards of Health — betrieben.

Digitized by Google

Am schlimmsten sieht es mit der Statistik in den mohamedanischen Staaten aus; besser schon in den buddhistischen. Besonders Japan darf sich einer gut organisierten Verwaltungsstatistik rühmen.

Wie die Pflege der Statistik eine wichtige Verwaltungsfunktion der zivilisierten Staaten geworden ist, so bedeutet sie heute aber auch eine solche fortgeschrittener Selbstverwaltungskörper und spielt namentlich in großstädtischen Kommunen eine bedeutsame Rolle. Dort hat man daher auch in den sechziger Jahren mit der Errichtung eigner statistischer Ämter den Anfang gemacht. Seither sind zahlreiche Städte diesem Vorgehen gefolgt, so daß die Zahl solcher Ämter in Europa auf 60 geschätzt werden darf. Besonders in Deutschland hat die Kommunalstatistik eine große Ausbreitung und Durchbildung erfahren; 1901 existierten bei uns bereits 28 solcher städtischer statistischer Ämter. Hervorragendes hat unter Boeckhs Leitung namentlich das Berliner statistische Amt geleistet, das 1862 als das erste errichtet wurde. (Veröffentlichungen: Die meisten Ämter, vor allem die der größeren Städte, geben statistische Jahrbücher heraus; wertvolle statistische Arbeiten namentlich in dem „Statistischen Jahrbuch der Stadt Berlin"; außerdem erscheint als Organ der seit 1879 jährlich zusammentretenden Konferenz der Statistiker der deutschen Städte das „Statistische Jahrbuch der deutschen Städte".) Die Tatsache, daß von diesen Ämtern mehr als von den staatlichen eine ins Spezielle gehende Statistik gepflegt werden kann, sowie die Möglichkeit der Anwendung feinerer Methoden und vollkommenerer Technik verleihen der Städtestatistik ihren eigentümlichen Wert (Neefe im Hwb. d. St. W.).

Das Entstehen einer amtlichen Verwaltungsstatistik wurde in manchen Fällen durch die statistischen Vereine erleichtert. Die Anfänge des statistischen Vereinswesens gehen bis auf die Mitte des 18. Jahrhunderts zurück, die eigentlichen statistischen Vereine sind jedoch nach Mischler erst ein Kind des 19. Jahrhunderts; in größerer Zahl sehen wir sie während der zwanziger Jahre in Frankreich, während der dreißiger in England und während der fünfziger in Deutschland entstehen. Diese Vereine stellten sich nun der Verwaltung zur Verfügung und waren unter ihrer Aegide und Mithilfe tätig, so besonders

in Württemberg, in Sachsen, in einigen deutschen Städten (Frankfurt), in den Niederlanden und in der Schweiz. Im großen und ganzen kam aber die Tätigkeit derartiger Vereine infolge der raschen Entwicklung der amtlichen Statistik bald ins Stocken.

Das Bestreben, das in den einzelnen Ländern gefundene und gesammelte statistische Material ganz allgemein für Wissenschaft und Leben verwerten zu können, ließ den Gedanken aufkommen, eine internationale Statistik ins Leben zu rufen. In dem internationalen statistischen Kongreß, der in den Jahren 1853 bis 1876 neunmal zusammentrat, fanden diese Bestrebungen ihren ersten konkreten Ausdruck. Der eigentliche Urheber dieses Kongresses ist schwer zu bezeichnen. Seit 1838 war seine Einberufung wiederholt angeregt worden, das Hauptverdienst dürfte jedoch Quetelet erworben haben, in dem wohl „die Idee der großen Zahl" das Verlangen nach möglichst gleichartigem Ziffernmaterial besonders lebhaft werden ließ, und der es auch war, der die Begründung dieses Kongresses 1851 auf der Londoner Weltausstellung mit Porter, Senior, Fletcher u. a. verabredete. „Dieser Kongreß umfaßte die Statistiker der gesamten in Betracht kommenden Welt, und zwar sowohl die amtlichen Statistiker als auch die Fachgelehrtenkreise, daneben aber auch sonstige Delegierte und eine bedeutende Anzahl anderer Personen." Der Schwerpunkt seiner Tätigkeit lag in der Beratung und Beschlußfassung über die statistischen Erhebungen. Um nun die nur in größeren Perioden tagenden Versammlungen des Kongresses zur Erhöhung seiner wissenschaftlichen und praktischen Erfolge miteinander in Verbindung zu bringen, wurde auf den Kongressen im Haag (1869) und Petersburg (1872) namentlich auf Engels Anregung hin, die Organisation einer Permanenzkommission beschlossen, die erstmalig in Wien 1873 zusammentrat und dann noch dreimal — zuletzt in Paris 1878 — tagte. Weitere Zusammenkünfte scheiterten an dem Bestreben, aus dieser Kommission ein ständiges Organ der amtlichen Statistik zu machen, und an dem Verkennen der Tatsache, daß die praktische Statistik irgend eines Staates auf einem derartigen Kongresse niemals bestimmt werden könne. Die Bedeutung des Kongresses liegt nach Mischler im allgemeinen darin, daß er an vielen Orten die

Digitized by Google

Organisierung und speziell die Loslösung des statistischen Dienstes angeregt, daß er große Erfolge hinsichtlich der Methode und Technik der verwaltungsstatistischen Tätigkeit erzielt habe, und dann in der Schaffung der „Statistique Internationale". [Publikationen: 1. die offiziellen Berichte über die Sessionen des Kongresses, fast alle auf französisch („Compte rendu ..."), hier und da auch in der Landessprache; Zusammenfassung der Kongreßbeschlüsse; Berichte der Permanenzkommission; Statistique internationale, bestehend aus ausgeführten Arbeiten und aus Programmarbeiten, Bulletin annuel des finances des grandes villes; Bulletin hebdomadaire de statistique international; Statistique internationale des chemins de fer.]

Nach dem Jahre 1878 war eine Reihe von Jahren hindurch der demographische Kongreß der alleinige Träger des internationalen Gedankens in der Statistik. Dieser war erstmalig unter dem Namen eines Kongresses für „Démographie et géographie médicale" gelegentlich der Pariser Weltausstellung 1878 einberufen worden; seitdem hat er siebenmal getagt, zuletzt 1900 wiederum in Paris, und zwar seit der Genfer Tagung von 1882 gemeinsam mit dem internationalen hygienischen Kongreß. Das Arbeitsgebiet dieses Kongresses ist — wie schon der Name sagt — die Bevölkerungsstatistik, doch sucht er diese nicht nur durch Organisation und methodisch-technische Durchbildung der Verwaltungsstatistik zu fördern, sondern er macht auch wissenschaftliche Untersuchungen im Wege der statistischen Methode zum Gegenstand seiner Tätigkeit und dokumentiert sich dadurch als eine freie wissenschaftliche Versammlung. (Publikation: Comptes rendus.)

Der demographische Kongreß konnte jedoch auf die Dauer die durch das Aufhören der internationalen statistischen Kongresse entstandene Lücke nicht ausfüllen. Man suchte daher diesem im Vergleich zu der ehemaligen höchst intensiven Pflege der internationalen Statistik sehr unbefriedigenden Zustande abzuhelfen, und aus diesen Bemühungen entstand namentlich unter dem Einflusse Neumann-Spallarts das Institut international de Statistique. Seine Organisierung beruht auf den in der ersten Versammlung zu Rom 1887 beschlossenen

Digitized by Google

Statuten. Danach ist der Zweck der Gesellschaft: die Förderung der administrativen und wissenschaftlichen Statistik dadurch, daß Methoden der Aufnahme und Aufbereitung verhandelt und anempfohlen, daß die Regierungen und Verwaltungen dafür gewonnen, daß internationale statistische Veröffentlichungen unternommen werden, und daß man die Statistik anderweitig durch Unterricht u. dergl. zu fördern suche. Die Sessionen des Instituts finden alle zwei Jahre statt; die Veröffentlichungen erfolgen im „Bulletin de l'institut international de statistique".

Digitized by Google

BEVÖLKERUNGSLEHRE.

I. Vorlesung.

Im Systeme der Wissenschaften, die wir als die Gesellschaftswissenschaften bezeichnen, nimmt die Bevölkerungslehre, über deren Beziehungen zu einer von diesen — der uns hier vor allem interessierenden Sozialstatistik — das Notwendige bereits ja gesagt worden ist, eine erste und grundlegende Stellung ein. Später zwar nicht entstanden, aber doch später zur Entwicklung gelangt, als manche ihrer Schwesterwissenschaften, ist sie dieses nicht deshalb, weil sie dem Forschungstriebe keine befriedigenden Objekte geboten hätte, sondern weil die Voraussetzungen für eine bei ihr unerläßliche Beobachtungsmethode — die statistische — erst in hohen Kulturstufen durch eine systematische Tätigkeit des Staates zu gewinnen waren.

Weniger bekannt, weniger populär als die mit ihr besonders eng verschwisterte Volkswirtschaftslehre, ist sie dieses doch nicht aus dem Grunde, weil die Erscheinungen, über die sie Aufschluß geben will, weniger bedeutsam wären als die, mit denen sich die Nationalökonomie befaßt, sondern sie ist es vielmehr gerade deswegen, weil sie so recht in die Tiefe dringt. Dort verbleibt sie bei jenen elementaren, einfachen und verborgeneren Erscheinungen, die sich dem Blicke zwar weniger aufdrängen aber darum doch jenen auffälligeren, die sich an der Oberfläche geltend machen, bestimmend zugrunde liegen und mit ihnen in unaufhörlicher Wechselwirkung stehen.

Die Bevölkerungslehre ist in ihrem wesentlichen Bestande die Lehre von dem Werden, Vergehen und immer wieder Neuwerden der Bevölkerung; von dem Flusse, den immerwährenden Veränderungen, die durch Geburt und Tod, durch Ineinanderschließen und Auseinanderrücken der

Individuen in jener scheinbar so gleichen und doch einer so unendlichen Mannigfaltigkeit von Kombinationen fähigen Masse hervorgebracht werden, wie es die Bevölkerung eines Landes ist. Vom Standpunkt der Volkswirtschaftslehre aus ist sie also die Lehre von dem Entstehen und Vergehen der volkswirtschaftlichen Subjekte, der Produzenten wie der Konsumenten. Für diese Wissenschaft ist die Bevölkerungslehre daher von grundlegender Bedeutung. Denn ganz abgesehen davon, ob mit dem Tode von Individuen einem Lande geradezu ein Kapital verloren geht oder nicht, und ob ihm mit dem Zufluß von Menschen ökonomisch berechenbare Elemente zuströmen oder nicht, ist es doch sicher, daß man in keiner Geisteswissenschaft — und die Nationalökonomie ist eine solche — mit einer bloß materiellen, einzig die Dinge in Betracht ziehenden Auffassung auskommen kann. Immer wird es notwendig sein, auf die Träger der Empfindung zurückzugehen und die Quelle aller Lust- und Unlustgefühle nicht in den außerhalb liegenden Dingen, sondern in dem Empfinden jener zu suchen.

Ist eine auf dem Grund des Meeres liegende Perle ein Gut? Nur Beziehung zu empfindenden Wesen schafft Gütereigenschaft, schafft Werte, und mit dem Entstehen und Vergehen der Individuen entstehen und vergehen die Güter wie die Leiden. Wie deshalb die Bevölkerungslehre Basis und Trägerin der Volkswirtschaftslehre ist, so ist sie auch bestimmt, die Basis einer noch wenig ausgebildeten anderen Wissenschaft — der Lehre von der Entstehung und Bewegung des geistigen Besitzes — zu bilden.[1])

Mag die Bahn der Gedanken innerhalb gewisser Grenzen immerhin naturgesetzlich vorgeschrieben sein; würde ein an-

[1]) Der französische Statistiker Jacques Bertillon weist auf diesen Zusammenhang von Bevölkerungslehre und Kenntnis des geistigen Besitzes, der unter den Menschen verbreitet ist, in folgenden, nationalpolitisch gefärbten Bemerkungen hin: „Le chiffre de la population n'est pas seulement un élement de force militaire et de force économique. C'est un facteur important de la force inteilectuelle d'un peuple.... Mait cet heritage même que nous ont laissé tant de poètes et tant d'écrivains admirables est compris par ia décadence numérique de notre population. Qu'on se rapporte plutôt aux tablaux qui précèdent. La langue de Voltaire était celle que 27% de la population européenne parlait de naissance. Etait-il surprenant

deres, von dem unsern ganz unabhängig entstehendes, neues Menschengeschlecht auch zu keinen anderen mathematischen Lehrsätzen gelangen können als wir; würde es ebenso in der Technik die gleichen Ziele früher oder später zu erreichen haben; würde ihm also durch die Natur der Dinge, durch die Gesetze des Geistes wie die der körperlichen Welt die zu durchschreitende Bahn vorgeschrieben sein: so hängt doch die langsamere oder raschere Erreichung der Ziele, die mehr oder minder umwegvolle, von dem ab, was wir Zufälligkeiten nennen müssen, und unter denen der geistige Verkehr der Individuen untereinander die vornehmste Rolle spielt. Mögen also auch die menschlichen Ideengänge in gewissem Sinne immanenten Gesetzen folgen, so ist doch der zeitliche Verlauf ihrer Erfüllung mit diesen Gesetzen nicht gegeben. Wir können ihn uns ohne Widerspruch bald langsamer, bald rascher voranschreitend denken, und jede Phase der Erfüllung hängt von einer vorher erfüllten ab.

Der geistige Besitz aber übermittelt sich nur durch den lebendigen Verkehr der Individuen. Durch das Reich der Toten sind die Lebenden Führer, und die Lebenden können sich nicht mehr untereinander mitteilen, als die Zeit ihres Lebens ihnen anzusammeln gestattete, nichts anderes, als ihnen an den Orten, die sie in räumlicher Bewegung durchlaufen haben, an Vorstellungsmaterial zuströmen konnte.

Empfangend, Neues hinzufügend, mitteilend, mit ihrem Tode Vieles begrabend: so sind die Individuen Produzenten und Konsumenten ebenso des geistigen Besitzes wie des materiellen. Und die Bevölkerungslehre, die uns über die Zusammensetzung und das Zusammenleben der Träger der Ideen, der Bewahrer des geistigen Besitzes Aufschluß gibt, wird zugleich auch die wichtigsten Aufschlüsse über die Mechanik der geistigen Zusammenhänge zu geben imstande sein.

---

que le reste de l'Europe intelligente s'efforça de connaître un parail language? Aucun ne pouvait rivaliser avec lui. Aujourd'hui, qu'un nouveau Voltaire soit donné à la France, par qui sera-t-il compris? A peine par 46 millions d'individus (Français, Créoles, Suisses, Belges, Canadiens) ... les Allemands, Autrichiens et Suisses forment en ensemble de 96 millions.... Enfin si cet écrivain est Anglais ses ouvrages ont chance de se répandre sur la terre entière ... on compte environ 115 millions ... parlant anglais....“ (Bertillon, Cours élementaire de Statistique, Paris 1896, p. 444/445.)

Wie gliedert sich die Bevölkerungslehre, die man an den deutschen Hochschulen häufig als Teil der Sozialstatistik vorträgt, und die als solcher — ebenso wie hier — auch in vielen Lehrbüchern zur Darstellung gelangt? In einem neueren Werke[1]) wird ihr die folgende Einteilung gegeben:

1. Bevölkerungsstatistik: Diese ermittelt die Tatsachen, stellt sie zusammen und gibt sie bekannt; sie liefert das ganze Material für die Untersuchung.

2. Bevölkerungslehre: Diese ermittelt aus der Bevölkerungsstatistik die allgemeinen Gesetze und Ordnungen, stellt diese zusammen und untersucht die Ursachen der vorgekommenen Abweichungen von den regelmäßigen Erscheinungen.

3. Bevölkerungspolitik: Diese stützt sich auf die durch die Bevölkerungsstatistik und Bevölkerungslehre nachgewiesenen Tatsachen und bestimmt danach ihre Erwägungen.

Man sieht zunächst, daß hier eine Unterscheidung gemacht wird zwischen Wissenschaft und Lehre; eine überflüssige Unterscheidung, über die sich aber vielleicht doch noch streiten läßt. Bedenklicher ist, daß die Auffassung erweckt wird, alle zu sammelnden Tatsachen müßten statistische sein, also dem heute fast allgemein geltenden Sprachgebrauche nach zahlenmäßige. Solche werden sie in der Bevölkerungslehre vielleicht mehr als in einer anderen Wissenschaft sein, aber sie werden es nicht ausschließlich sein.

Klare Einteilungen setzen vor allem Klarheit über den sogen. Einteilungsgrund voraus: Benutzen wir als Einteilungsgrund die für die Behandlung bestimmter Teile der Wissenschaft hauptsächlich in Anwendung gekommene Methode, so werden wir zu einer sogen. Dichotomie kommen können. Wir werden unterscheiden können

einen statistisch behandelten Teil und
einen nicht statistisch behandelten Teil,

sei es, daß dieser Tatsachen konstatiere, Regelmäßigkeiten aufstelle oder praktische Postulate. Eine Einteilung, in der die Bevölkerungspolitik als Glied figuriert, würde nicht von der Methode, sondern von dem Zweck des Erkennens als Ein-

[1]) Fircks, Bevölkerungslehre und Bevölkerungspolitik (Leipzig 1898) S. 2.

teilungsgrund ausgehen. Wir würden dann ähnlich, wie man die Volkswirtschaftslehre in eine theoretische und eine praktische geschieden hat, eine

theoretische (darstellende)

und eine

praktische Bevölkerungslehre (Bevölkerungspolitik) erhalten.

Die Bevölkerungslehre überhaupt, manchmal auch nur ihr theoretischer Teil, wird ferner noch eingeteilt — und das ist die allgemeinste Gliederung — in die Lehre vom Stand und in die von der Bewegung der Bevölkerung; eine Einteilung, nach der sie auch in diesen Vorträgen behandelt werden soll. Die Lehre vom Stand geht darauf aus, uns gewissermaßen eine Momentphotographie zu geben: So viel Männer leben augenblicklich, so viel Frauen; so alt sind sie jetzt in einem bestimmten Augenblick; so viele unter ihnen sind heute verheiratet, so viele sind noch zu haben, so viele stehen wieder einsam da als Verwitwete; so sind sie verbreitet über die Erde, so auf Stadt und Land, so auf die einzelnen Wohnungen. Die Lehre von der Bewegung zeigt uns, wie alles wird und vergeht, in welchen Verhältnissen jene Frauen und Männer geboren werden und in welchen sie sterben, in welchen sie Ehen schließen, in welchen sie von Ort zu Ort wandern, dort den Stand der Bevölkerung mehrend, hier ihn mindernd.

Wie man sieht, ist eigentlich die Lehre von der Bewegung das Umfassendere. Natürlich: da jedes Werden sich uns als eine Folge von Seinsmomenten darstellt, so muß auch jeder Seinsmoment im Leben einer Bevölkerung — also jeder Stand — in den Fluß ihres Werdens fallen. Und insoweit wir in unsrer Wissenschaft auf die Erforschung von Regelmäßigkeiten, von „Gesetzen“ im weiteren Sinne ausgehen, werden wir von einer Betrachtung der Bewegung aus direkter auf diese geführt werden, als von einer des Koexistierenden.

Nehmen wir ein Beispiel: Im deutschen Reiche kamen nach den Ergebnissen der Volkszählung von 1900 auf je 1000 Männer 1032 Frauen [1905: 1029 auf je 1000]: Tatsache des Standes der Bevölkerung.

In dem Jahrfünft 1886/90 wurden auf 1000 lebendgeborene Knaben 950 Mädchen geboren.

Von 1000 lebendgeborenen Knaben überleben nach der deutschen Sterbetafel 488 das 40. Lebensjahr; von 950 lebendgeborenen Mädchen überleben 490 dieses Jahr. Die in einer bestimmten Zeitstrecke geborenen Mädchen, die ihren 40. Geburtstag erleben, verhalten sich also zu den im gleichen Zeitabschnitte geborenen Knaben, die ihn erleben wie

1004 zu 1000.

Nach den Beobachtungen für 1887/96 wanderten auf je 1000 Männer 800 Frauen aus:

Alles dies — Tatsachen der Natalität, der Mortalität, der Wanderungen ... Tatsachen der Bevölkerungsbewegung. Alle diese Tatsachen sind mitbildende Faktoren jener einen Tatsache des Standes der Bevölkerung, daß sich die Zahl der lebenden Frauen zu jener der lebenden Männer verhält wie 1032 zu 1000.

Sonach ist klar, daß die Tatsachen der Bevölkerungsbewegung der endlichen Erklärung der Erscheinungen näher liegen als die Tatsachen der Koexistenz, und daß eine Behandlung, die Wiederholungen und Verweise möglichst vermeiden wollte, von der Bevölkerungsbewegung aus — nach Art der Mathematik — synthetisch vorgehen müßte. Indes wird doch im Lehrvortrag allgemein umgekehrt verfahren und nicht ohne Grund. Die Lehre von dem Stand der Bevölkerung führt uns unmittelbar hinein in medias res, in das Leben, und breitet die zu behandelnden Probleme gleichsam programmatisch vor uns aus; ihre Voranstellung macht die Darstellung eher jener Lebendigkeit teilhaftig, die den Vorzug analytischen Verfahrens bildet.

Und nun, um gewissermaßen gleich auf das Ganze zu gehen, wie viele sollen es denn sein der „dramatis personae" überhaupt? Wie viele freuen sich des rosigen Lichts oder auch freuen sich seiner wenig, wie viele nähren sich, denken, lieben oder streiten auf jenem Ball von 509950778 Quadratkilometern? Wie hoch wird mit anderen Worten heute die Erdbevölkerung angenommen?

Geben wir, uns Analyse und Kritik noch reservierend, vorerst einige Zahlen. Über den gegenwärtigen Stand der gesamten Bevölkerung der Erde erteilen die von Juraschek alljährlich

herausgegebenen Hübnerschen Tabellen, in denen die neuesten Ergebnisse benützt zu werden pflegen, ziemlich zuverlässige Auskunft: In den 1901 [1906] erschienenen Tabellen wird sie auf 1558 [1538] Millionen berechnet. Wie sich diese auf die einzelnen Kontinente verteilen, zeigt die folgende Tabelle:

	In 1000 Einwohnern 1901	[1906]
Asien	838 852	[826 424]
Europa	391 400	[417 816]
Afrika	177 479	[133 016]
Amerika	144 063	[154 012]
Australien u. Ozeanien .	6 224	[6 783]
Polargebiet	82	[13]
	1 558 100	[1 538 064]

[Zu einer von der neuesten Juraschekschen doch recht erheblich abweichenden Zahl gelangt man, wenn man die Angaben der letzten Jahrgänge von „Statesman's Year-Book" und des Statistischen Jahrbuchs für das deutsche Reich benützt. Mit ihrer Hilfe läßt sich feststellen, daß — unter Zugrundelegung der letzten Zählungen — die Erde, soweit sie „verstaatlicht" ist, in den ersten Jahren nach der Jahrhundertwende von etwa 1600 Millionen Menschen bewohnt wurde.] Auf ungefähr 1560 Millionen hatte Fircks für 1895 die Gesamtbevölkerung geschätzt. Und zwar werden zunächst 1536,7 Millionen aufgerechnet, und dann heißt es weiter[1]): „Die Bevölkerung der Erde mag noch um etwa 40 Millionen höher sein ... da einige noch unerforschte Teile von Afrika und Neu-Guinea vielleicht ziemlich dicht bevölkert sind, für Rußland und den Kongostaat auch erheblich höhere Volkszahlen angegeben werden, und überall, wo wirkliche Zählungen stattgefunden haben, ein Teil der Bevölkerung von der Aufnahme nicht erfaßt wird..... Andererseits sind die nicht auf Zählung, sondern auf Schätzung beruhenden Volkszahlen vieler Staaten, drunter Chinas und seiner

[1]) A. a. O. S. 34..... Namentlich bleibt ein Teil der im Alter von unter 5 Jahren stehenden Kinder und der Reisenden erfahrungsmäßig ungezählt. Der Ausfall mag für Deutschland mindestens 100000 Köpfe ($^2/_{1000}$ der gezählten Bevölkerung) betragen und dürfte sich in anderen Ländern eher höher als niedriger stellen (ibid.).

tributpflichtigen Nebenländer, wahrscheinlich etwas höher angegeben als der wirkliche Stand der Bevölkerung zu Ende des Jahres 1895 gewesen ist. Im ganzen dürfte daher die Bevölkerung der Erde für diesen Zeitpunkt auf rund 1560 Millionen Menschen zu schätzen sein, und zwar eher noch etwas höher als niedriger."

Dies scheint auch die Ansicht des schwedischen Statistikers G. Sundbärg zu sein, der in einer 1895 veröffentlichten Schrift auf 1586 Millionen kommt.

Immerhin sind das keine allzu erheblichen Verschiedenheiten, wenn man die Größe der Aufgabe bedenkt, die wir später noch werden würdigen lernen. Anders die Verschiedenheiten in den Angaben, die uns aus früheren Jahrhunderten übermittelt sind. Hat doch das Problem, die Bevölkerung der Erde zu bestimmen, schon auf die Väter der Geographie wie die der Bevölkerungswissenschaft Anziehungskraft geübt.

Auf 1000 Millionen hatte Riccioli, der gelehrte Jesuit, um 1672 die Bevölkerung der Erde eingeschätzt; da Riccioli trotz seiner Gelehrsamkeit den Kaukasus 10 Meilen hoch angenommen haben soll, so werden wir nach den Quellen seiner Kenntnis nicht zu begierig zu sein brauchen. Der Philolog Isaak Voß dagegen schätzte in einem nach H. Wagner 1685 erschienenen Werke die Bevölkerung der Erde auf 500 Millionen, also nur auf die Hälfte, und Sir William Petty, nächst John Graunt der Begründer der Sozialstatistik in England, in einem 1683 erschienenen Essay auf 320 Millionen, während er in seiner 1690 veröffentlichten, aber schon vorher geschriebenen „Political Arithmetick" von gelehrten Leuten spricht, welche die Zahl der Erdenbewohner auf „not above three hundred Millions" geschätzt hätten. Welche Gelehrten Petty meinte, hat man noch nicht festgestellt; wie ernst aber der hochbedeutende Mann die Sache nahm, geht daraus hervor, daß er in einer Tabelle von der Sündflut ab auf diese 320 Millionen zu gelangen suchte. Recht angelegen sein ließ sich das Problem auch der berühmte deutsche Vater unsrer Wissenschaft: der Prediger Johann Peter Süßmilch, der schon erwähnt wurde, und von dem noch häufig zu reden sein wird. In seinem epochemachenden Buche: „Die göttliche Ordnung in den Veränderungen des menschlichen Geschlechts aus der Geburt, dem

Tode und der Fortpflanzung desselben erwiesen", hat er einen sehr ausführlich begründeten Versuch unternommen, dessen Resultate er dann in einer „Tabelle aller Lebenden auf Erden" neben die Versuche des Riccioli und des Specht gestellt hat.

Tabelle.[1])

	Nach dem Ricciolus Millionen	Nach dem Specht Millionen	Nach meinem Versuch Millionen
1. Portugal und Spanien . .	10	6	10
2. Frankreich	20	20	17
3. Gr. Britann.	4	8	8
4. Niederlande	4	5	8
5. Schweitz	—	—	1
6. Deutschland	20	20	24
7. Dännemark u. Norwegen .	8	8	$2^1/_2$
8. Schweden			$2^1/_2$
9. Rußland		16	24
10. Liefland und Curland . .		—	2
11. Pohlen	6	7	12
12. Ungarn	4	—	4
13. Italien	11	11	10
14. Türkisches Reich	16	16	8
Sum. Europa	99 od. 100	117	130
Asia	500	—	650
Africa	100	—	150
America	300	—	150
Summa totalis	1000	—	1080

Also auf 1080 Millionen ist Süßmilch gekommen. Eigentümliche Sorgen haben sich bei dem Prediger an diese Zahlen geknüpft, Sorgen, mit denen übrigens auch schon der Weltmann Petty bei seiner geringeren Zahl von 320 Millionen zu schaffen hatte. Es gab nämlich böse Leute, die alle dergleichen Zahlen dazu benutzten, um nachzuweisen, daß die aufeinanderfolgenden Generationen einer so bevölkerten Welt am Tage der Auferstehung unmöglich genügenden Platz zum Stehen finden würden. Aber schon Petty wies den „Scepticks" nach, daß alle,

[1]) III. Aufl., Bd. 2., S. 233.

die bis zu seiner Zeit gelebt hätten, bereits auf der halben Insel Irland genug Platz zum Stehen und zum — Sich-begraben-lassen finden würden. Und Süßmilch allein argumentierte mit der Größe des heiligen Landes noch siegesbewußter. Die dabei einlaufenden Rechnungen entbehren nicht einer gewissen illustrierenden Anschaulichkeit, so daß wir deshalb unter Anwendung auf die Gegenwart an ihre Elemente für einen Augenblick anknüpfen dürfen: Süßmilch hat jedem seiner Auferstehenden 2 rheinische Quadratfuß zum Stehen gegeben. Das ist ungefähr $^1/_5$ qm. Da 1 ha = 10000 qm, so gehen also nach Süßmilch auf das Hektar 50000 Menschen, und auf 1 qkm = 100 ha 5000000. Auf dem Gebiete des Fürstentums Reuß ä. L. mit seinen 316,7 qkm hätte demnach die ganze lebende Menschheit Platz.

Wie die untenstehende Übersicht zeigt, wäre noch eine Reihe von Schätzungen der Erdbevölkerung bis in unsre Zeit zu erwähnen. Indessen ist in Wirklichkeit die Zahl derer, die einen selbständigen Versuch gemacht haben, wohl geringer als es scheint, denn mit Unrecht werden kritiklose Kompilationen einzelner Verfasser, die aus einer Schätzung einige Zahlen in eine andere übertragen, mit ernsthaften Versuchen auf die gleiche Stufe gestellt.

		Millionen			Mill.
Isaak Vossius .	1685	500	I. Bergius . . .	1828	893
Nic. Struyck .	1740	500	A. Balbi . . .	1828	737
Riccioli . . .	1672	1000	v. Roon . . .	1840	864
J. P. Süßmilch	1742	950/1000	H. Berghaus . .	1843	1272
J. P. Süßmilch	1761	1080	v. Reden . . .	1854	1135
Will Black. .	1789	800/1000	Dieterici . . .	1889	1288
Volney . . .	1804	437	E. Behm . . .	1866	1350
G. Hassel . .	1809	682	E. Behm . . .	1868	1375
Malte-Brun .	1810	640	E. Behm . . .	1870	1359
A. Balbi. . .	1816	704	Behm u. Wagner	1872	1377
G. Hassel . .	1824	938	Behm u. Wagner	1873	1391
G. Hassel . .	1828	850			

Digitized by Google

II. Vorlesung.

Die Übersichten über die Erdbevölkerung enthalten in der Regel auch noch Angaben über die sogen. relative Bevölkerung, d. h. über das Verhältnis der Bevölkerung zur Fläche. Aber es mag hierauf vorläufig nicht eingegangen werden, denn es war meine Absicht, zunächst nur die allgemeinen Umrisse zu geben. Bevor wir weiter im Materiellen, in Mitteilung von Resultaten gehen, ist es nötig, uns vorerst dem Methodologischen zuzuwenden, der Analyse des Verfahrens, wie die den Stand der Bevölkerung betreffenden Daten gefunden worden sind und gefunden werden. Überhaupt soll auf das Methodologische in diesen Vorträgen tunlichst Gewicht gelegt werden. Es ist ja in erster Linie die Aufgabe akademischen Unterrichts, zur Kritik des Stoffes, den das Leben liefert, und zur Selbstarbeit Direktiven zu geben; das rein stoffliche, namentlich das rein zahlenmäßige Material ist verhältnismäßig noch am leichtesten aus Büchern nachzuholen.

Wie also steht es um die Zuverlässigkeit der Daten, die wir bis jetzt mitgeteilt haben, auf welche Weise sind sie gewonnen?

Die Art ihrer Gewinnung ist im großen ganzen eine zweifache, und damit ist auch von vornherein der Grad ihrer Zuverlässigkeit ein verschiedener: Sie sind teils die Resultate von Zählungen, teils von Schätzungen. Schätzungen der Bevölkerung sind — allgemein gesprochen — Angaben, bei denen die Bevölkerungszahl als Funktion einer unabhängigen Veränderlichen und einer aus mehr oder minder zahlreichen Beobachtungen abstrahierten Konstanten erscheint. Zum Beispiel: Man hat in einer Anzahl von Beobachtungen gefunden, daß die Kopfzahl, die auf einen Krieger falle, gleich 5 sei. Hält man sich

nun für befugt, dieses Verhältnis als konstant anzusehen, so sagt man:

$$B = 5 \cdot K,$$

d. h. so viel Krieger im Lande sind, so viel mal fünf Einwohner beträgt die Bevölkerung. Auf diese Weise hat man noch vor einigen Jahren die Bewohnerzahl des nördlichen Arabiens und der syrischen Wüste auf 470000 geschätzt.[1])

Eine gute Schätzung setzt, wie man sieht, die Erfüllung recht vieler Anforderungen voraus:

1. Das Verhältnis, von dem man ausgehen will, muß richtig beobachtet sein.

2. Man muß es soweit für konstant halten dürfen, daß es auf den Schätzungsfall übertragen werden darf.

3. Mit der bekannten Zahl, zu der die unbekannte gesucht wird, muß es selbstverständlich seine Richtigkeit haben.

Mit der Schätzung der Bevölkerung Ninives durch unsren wackeren Süßmilch war es deshalb nicht allzu wohl bestellt, denn hier lassen alle Teile der Proportion zu wünschen übrig.

Süßmilch (a. a. O. II, S. 335) knüpft an Jona 4,11 an, wo es heißt: „Mich sollte nicht jammern Ninive solcher großen Stadt, in welcher sind mehr denn hundertundzwanzigtausend Menschen, die nicht wissen Unterschied, was recht oder link ist, dazu auch viele Tiere?“ Natürlich sind weder die 120000 genau, noch darf man sich auf die Richtigkeit der Süßmilchschen Behauptung verlassen, daß alle Kinder bis zum fünften Jahre nicht wissen, „was recht und link sey“.

Um zu möglichst genauen Schätzungsresultaten zu gelangen, hat man im Drange der Not von gar verschiedenartigen Verhältnissen seinen Ausgang genommen: Man hat die Bevölkerung als Funktion des Areals, der Zahl der Familien, der Zahl der Häuser, als solche der eingegangenen Steuern, der Konsumtion, der Natalität, der Matrimonialität und Mortalität zu erfassen gesucht. Hierzu einige Beispiele:

Auf Grundlage dessen, was der algerische Zensus für das Tell-, das Steppen- und das Saharagebiet gefunden hatte — jedoch mit einem Zuschlag auf eine Äußerung des Forschungsreisenden Rohlfs hin — kam Behm dazu, die Bevölkerung

[1]) Supan, Bev. d. Erde, XI, 1901, S. 23.

Marokkos gegen Mitte der 80er Jahre auf 5370000 Seelen zu schätzen. Von Juraschek wurde sie dagegen 1901 auf 8000000 [1906 auf 7000000] geschätzt.

Eine Schätzung der Bevölkerung nach dem Steuerertrag liegt für die Provinz Segseg des Sokoto-Reiches im mittleren Sudan vor. Zur Zeit, als Dr. Barth diese Gebiete zum zweiten Male durchforschte (1854), lieferte jene Provinz einen zweimonatlichen Tribut ab, der dem Werte nach, wie Barth mitteilt, einer Steuer von 3600 Hacken entsprach. Mit einer Hacke aber bebaut man ein Grundstück, das ungefähr sechs Menschen nährt. Demnach ergäbe sich also für diese Provinz eine Bevölkerung von 3600 mal 6 gleich 21600 Seelen.

Nach der Zahl der Häuser berechnete Supan[1]) die Einwohnerzahl der Battaländer (Sumatra). Und zwar setzte er die von Brenner (Besuch bei den Kannibalen Sumatras; 1894) ermittelten Zahlen ein, die sehr eingehend für alle Ortschaften sind und auf den Angaben der Eingeborenen beruhen, wobei auf ein gewöhnliches Haus 25, auf ein kleines 10 und auf die Häuser der Pakpak 20 Köpfe gerechnet wurden.

Aus Natalitäts-, Nuptalitäts- und Mortalitätstatsachen auf die Höhe der Bevölkerung eines Gebietes zu schließen, ist bei Anwendung der erforderlichen Kautelen vielleicht die am wenigstens rohe Schätzungsart, denn sie setzt doch in der Regel wenigstens das Vorhandensein von Aufzeichnungen über den Stand der Bevölkerung voraus. Angewandt wurde sie von den schon mehrfach genannten englischen Urhebern der Bevölkerungslehre — Graunt und Petty —, und sie ist in den zivilisierten Ländern Europas noch zu Ende des 18. Jahrhunderts geübt worden. In Verbindung mit partiellen Zählungen ging die dem Auftreten wirklicher Zählungen vielleicht am unmittelbarsten voran.

Jacques Necker, der mehrmals Finanzminister Ludwigs XVI. war, schreibt in seinem Werke „De l'administration des finances de la France": Man besitzt gegenwärtig über die Bevölkerung des Königreiches sicherere und genauere Kenntnisse als früher, und zwar infolge der Tätigkeit der Regierung. Ohne Zweifel war es unmöglich, für ein so ausgedehntes Land eine

[1]) Bevölkerung der Erde; Ergänzungshefte zu Petermanns Mitteilungen. Herausgeg. von Wagner und Supan, Nr. 135 (1901).

allgemeine Volkszählung vorzunehmen, geschweige denn eine solche jährlich zu wiederholen. Aber man veranlaßte teilweise Zählungen an verschiedenen Orten, verglich nachher das Ergebnis mit der Zahl der Geburten, der Todesfälle und der Heiraten und erhielt so, unterstützt durch Erfahrungen in anderen Ländern, Verhältniszahlen (une mésure de comparaison), denen man zu trauen berechtigt war.

Das am wenigsten unsichere Indicium liefern nach Neckers Meinung die Geburten, und auf Grund der ihm bekannt gewordenen Tatsachen hielt er sich für berechtigt, zwischen der Zahl der Geburten und jener der Einwohner für Frankreich ein konstantes Verhältnis von 1 zu 25¾ anzunehmen. Dagegen vertraute Rickman, der Superintendent des ersten englischen Zensus von 1801, als er die Bevölkerung für eine Reihe von Jahren rückwärts konstruieren wollte, mehr der Heiratsziffer, wenigstens bis auf das Jahr 1745, in dem die „marriage act" erschienen war. Er meint offenbar, daß die jungen Frauen, unterstützt von ihren Verwandten, mehr Gewicht auf eine ordentliche Eintragung ihrer Heirat als auf die einer Geburt oder eines Todesfalles gelegt haben dürften.

Vergegenwärtigen wir uns die zurzeit bestehenden Unterschiede zwischen den europäischen Staaten, so sehen wir aber doch leicht, wie sehr wir bei mangelnder Vorsicht und allzu hastiger Verallgemeinerung in die Irre geraten können, welcher Ziffer wir uns auch bedienen mögen.

Länder	Jahre	Auf 1000 Einwohner kamen			
		Ehen	Geb.	Gest.	Geb.-Überschuß ohne Totgeb.
Österreich . . .	1891—1900	8,0	37,1	26,6	10,5
Ungarn	1891—1900	8,7	40,4	30,0	10,4
Schweiz	1891—1899	7,5	28,3	19,1	9,2
Italien	1891—1899	7,3	35,5	24,4	11,1
Spanien	1891—1900	8,0	35,3	30,0	5,3[1])
Frankreich . . .	1891—1900	7,5	22,1	21,5	0,6
England u. Wales	1891—1900	7,8	30,0	18,2	11,7
Schottland . . .	1891—1900	7,2	30,6	18,7	11,9
Irland	1891—1900	4,8	23,0	18,2	4,8
Belgien	1891—1899	7,9	28,9	19,1	9,8
Niederlande . . .	1891—1900	7,3	32,5	18,3	14,2

[1]) [In den Vjh. steht 5,01]

Länder	Jahre	Ehen	Auf 1000 Einwohner kamen Geb.	Gest.	Geb.-Überschuß ohne Totgeb.
Dänemark . . .	1891—1898	7,1	30,2	17,5	12,7
Schweden . . .	1891—1898	5,8	27,2	16,1	11,1
Norwegen . . .	1891—1898	6,6	30,4	16,2	14,2
Europ. Rußland .	1891—1897	8,6	47,1	33,5	13,6
Finnland	1891—1898	6,9	32,0	19,4	12,6
Rumänien . . .	1871—1880	6,4	29,3	26,1	3,2
Serbien	1891—1895	10,1	43,0	29,0	14,0
Griechenland . .	1871—1880	5,8	27,6	19,6	8,0
Deutsches Reich .	1891—1900	8,2	36,1	22,2	13,9

(Vjh. 1902, 1.)

Kehren wir nach dieser Orientierung über die Schätzungssysteme in früherer, älterer und neuerer Zeit zu den Gesamtzahlen über die Bevölkerung der Erde zurück, die wir neulich auf ihren Ursprung zu prüfen unterlassen haben. Wieviele der Erdgeborenen ungefähr sind gezählt, wieviele geschätzt?

In der Fircksschen Tabelle finden wir eine solche Unterscheidung überhaupt nicht, zum Nachteil der Arbeit. Und Conrad, von dem diese Tabelle einfach übernommen wird, hat sie in der gedachten Richtung auch nicht weiter zu ergänzen gesucht. Nehmen wir darum zunächst die Tabelle Juraschecks als Grundlage, der seine Zahlen in

geschätzte, berechnete und gezählte

zu unterscheiden pflegt.

Es ergibt sich, daß von seinen 1558,1 Millionen (1901) von ihm selbst im ganzen als geschätzt bezeichnet sind

562,8 Millionen.

Da indes um das Jahr 1901 in Indien ungefähr 2,7 Millionen gezählt worden sind, die Juraschek in dem von ihm benutzten Zensus von 1891 noch unter den geschätzten hat, so kann man statt 562,8 Millionen sagen 560,1 Millionen.[1])

[1]) [Im Bulletin de l'instit. internat. de Stat., Tome XIII, 1 gibt Baines in seiner Abhandlung: The Census of the Unumerated Populations die Zahl aller Nichtgezählten für 1900 mit 742 Millionen an. Davon wären allerdings die Bevölkerungen Rumäniens, Japans und einiger südamerikanischer Republiken, die als gezählt gelten dürfen, in Abzug zu bringen, ebenso wie die Einwohnerzahlen der Teile des englischen und französischen Kolonialbesitzes, die 1901 zum ersten Male von einer Volkszählung erfaßt worden sind. Damit käme man aber ungefähr auf die gleiche Ziffer, die weiter oben für die geschätzte Bevölkerung angegeben wurde....

Was aber versteht er nun unter Berechnungen im Gegensatz zu Schätzungen und Zählungen? Da findet man denn bei näherer Untersuchung, daß man sich sehr täuschen würde, wollte man annehmen, seine Berechnungen seien etwas, das in bezug auf Zuverlässigkeit zwischen Schätzungen und Zählungen liegt. Manchmal sind sie absolut nicht mehr als Schätzungen, und man sieht keinen Grund, warum sie einen anderen Namen erhalten. Wieso sollen z. B. die Zahlen über die asiatische Türkei berechnete sein, wenn die über die europäische geschätzte sind? Umgekehrt entsprechen zuweilen von ihm: berechnet genannte Zahlen der aktuellen Wirklichkeit mehr als andere, die er gezählte nennt. Wenn nämlich in einem Lande vor mehreren Jahren ein Zensus stattgefunden hat, dieser Staat jedoch auf Grundlage jenes Zensus und der Aufzeichnungen über die Bevölkerungsbewegung den Stand der Bevölkerung fortführt, so nennt Juraschek die fortgeführte Zahl eine berechnete. Wenn er aber irgendwo eine noch so veraltete Zensuszahl angibt, so nennt er sie eine gezählte Zahl. Sprachrichtig ist das ja schon, aber irreführend nicht minder; er hätte zwei Gattungen von Berechnungen unterscheiden müssen: solche, die in Ermangelung von Zählungen überhaupt angestellt sind, und solche, die eine Fortschreibung auf Grund vorhandener Zählungen darstellen.

Versuchen wir nun, seine Berechnungen daraufhin zu zergliedern — wobei ich zugunsten der Zählungen weit gehe und die Daten aller Länder, die in den letzten 10 bis 20 Jahren Zählungen hatten, als solche gelten lasse —, so gelangen wir zu dem Resultat, daß von den Juraschekschen 1558,1 Millionen

619,6 Millionen, also etwa 40 % als geschätzt und
938,5 Millionen, also etwa 60 % als gezählt

anzusehen sind.

Und zwar rechnet sich dieses Mehr von 59,5 Millionen Geschätzten gegen vorhin so heraus, daß folgende „Berechnungen“ der Juraschekschen Tabelle von 1901 wohl mit Recht zu den Schätzungen geschlagen werden dürfen.

Da nach Baines von je 1000 Menschen der Erdbevölkerung 78 nicht gezählt sind, so muß er — ebenfalls in Übereinstimmung mit dem Obigen — die Gesamtbevölkerung der Erde für 1900 auf etwa 1550 Millionen geschätzt haben.]

14.	Columbia	3920207
21.	Frankreich:	
	5. Vorderindien	277013
	7. Nordamerikan. Inseln . .	6352
	8. Westindien	381492
	9. Guyana	30310
23.	Großbritannien:	
	9. Labuan	180853
	29. Sansibar	210000
29.	Italien:	
	Eritrea	329516
35.	San Marino	9535
24.	Guatemala	1574338
47.	Peru	4559550
49.	Portugal:	
	1. Cap-verdische Inseln . .	141915
53.	Samos	54800
54.	Spanien:	
	2. Fernando Po	30000
60.	Türkei:	
	2a. Kleinasien	9238900
	2b. Armenien	2473400
	2c. Arabien	1050000
		24468181

Ebenso aber auch die Angaben für die niederländischen Kolonien:

40.	1. In Asien	34959512
	2. In Westindien	51524
	3. In Südamerika	80970
		35092006

Die Hälfte bis zwei Drittel der geschätzten Bevölkerung stellt China; die Angaben über dies Reich schwanken eben außerordentlich. Die folgenden Ziffern zeigen das deutlich: Fircks gibt ohne weitere Unterscheidungen die Bevölkerung Chinas mit 430 Millionen an (1898). Supan kommt 1901 [1]) auf eine Bevölkerung von 330,1 Millionen, von denen 319,5 Millionen auf das eigentliche China entfallen. Juraschek hat für

[1]) A. a. O.

das gleiche Jahr die Gesamtbevölkerung mit 357,3 Millionen, die Einwohnerzahl des eigentlichen China mit 345,3 Millionen angesetzt. [In den Tabellen für 1906 lauten die entsrechenden Ziffern 330,1 und 319,5 Millionen.] Stateman's Year-Book kommt für 1901 auf eine Gesamtbevölkerung von 399,7 Millionen und auf eine solche von 383 Millionen für „China Proper". [Die Ausgabe für 1906 gibt 433,6 resp. 403,3 Millionen an. Gleichzeitig findet sich aber dort auch die Mitteilung, daß 1904 der damalige amerikanische Gesandte Rockhill auf Grund genauer Untersuchungen die Bevölkerung des eigentlichen China auf noch nicht 270 Millionen geschätzt hat. Und schließlich berichtet das Statistische Jahrbuch für das Deutsche Reich (1906), daß „nach den letzten Schätzungen" die Gesamtbevölkerung Chinas 426,3 Millionen beträgt.] Den Schätzungen für Korea, die für dieses Land eine Bevölkerung von rund 10 Millionen annehmen, liegen die Ergebnisse von Zählungen zugrunde, die lediglich zu Steuerzwecken dienen; die steuerfreie Bevölkerung muß daher noch hinzugerechnet werden. Dafür einen bestimmten Prozentsatz anzugeben, ist schwer, doch soll nach den Angaben gut informierter Persönlichkeiten ein Mehr von 25 % nicht zu hoch gegriffen sein. Die Angaben über Persien fußen auf den Beobachtungen Curzons, der zu der Überzeugung gelangt ist, daß für den Anfang der neunziger Jahre die Bevölkerung Persiens auf wenigstens 9 Millionen zu schätzen sei, und bei den Berechnungen für Kleinasien bedient man sich jetzt der Werke des inzwischen verstorbenen Vital Cuinet: „La Turquie d'Asie" (Paris 1890—94) und „Syrie, Liban et Palestine" (1896—1901).[1])

Um es nochmals zu wiederholen: Die Zahl der Menschen, die wir im weitesten Sinne als Volkszählungsergebnisse betrachten dürfen, werden wir demnach — wenn wir nicht allzu streng verfahren — auf

938,5 Millionen

bestimmen können. Aus Volkszählungen sehr verschiedener Art allerdings! Verschieden nach dem Staate, der sie vornimmt, verschieden nach dem Publikum, an das er sich wendet. Das geht sehr anschaulich aus dem Tenor jener Bekanntmachungen

[1]) Nach Supan a. a. O.

hervor, welche die Behörden vor Beginn der Zählungen zu veröffentlichen pflegen, und von denen hier auszugsweise zwei kontrastierende nebeneinander vorgelegt werden sollen.

Die Bekanntmachung, die der Volkszählung in Preußen vorangeschickt wird,[1]) weist darauf hin, daß die Notwendigkeit, derartige Aufnahmen des Standes der Bevölkerung von Zeit zu Zeit zu machen, wohl allbekannt sei. Sie zeigt, daß sie unentbehrlich ist für vielerlei Aufgaben der Reichs-, Staats- und Gemeindeverwaltung, und daß sie das beste Mittel darbietet, das Volk nach den verschiedensten Richtungen kennen zu lernen. Diese Aufgaben werden danach im einzelnen aufgezählt, und es heißt dann weiter: „Es liegt deshalb im eigensten Interesse aller Landbewohner, nach besten Kräften dazu beizutragen, daß die Volkszählung ein möglichst vollständiges und zuverlässiges Ergebnis liefere. ... So wie ein sorgsamer Hausvater und jeder gewissenhafte Geschäftsmann sich von Zeit zu Zeit eine Übersicht seiner Vermögenslage und seines Besitzstandes verschaffen muß, so bedarf auch der Staat und jede — namentlich jede größere — Gemeindeeinheit verläßlicher Auskunft über ... verschiedene ... persönliche Verhältnisse seiner Bevölkerung.

Auf keine Weise sonst als durch eine Volkszählung lassen sich brauchbare Unterlagen für alle auf die Volkskraft und das Volksleben bezüglichen Untersuchungen beschaffen und die Nachweise dafür gewinnen, unter welchen Bedingungen unser Volk lebt, arbeitet und schafft. Ein Volk, das sich selbst kennen lernen und sich über seine Größe und Bedeutung im Vergleiche zu anderen Völkern unterrichten will, kann der Volkszählung nicht entbehren, und wenn diese, wie bei uns, nur von fünf zu fünf Jahren stattfindet, so darf von dem Pflichtgefühl der Bewohner wohl gefordert werden, daß sie sich nach Möglichkeit — sei es in dem Ehrenamte eines Mitgliedes der Zählungskommission bezw. eines Zählers, sei es als Haushaltungsvorstand — an dem Gelingen dieser Aufnahme beteiligen. Die ... Aufgabe ist nicht sonderlich schwierig oder auch nur zeitraubend und besteht lediglich in der gewissenhaften und vollständigen Ausfüllung der ... Erhebungsformulare, welche nur Fragen

[1]) Preuß. Stat. 148,I.

enthalten, deren Beantwortung im öffentlichen Interesse unerläßlich und mit keinerlei persönlichem Nachteil ... verbunden ist; denn seitens des Königlichen statistischen Bureaus werden die durch die Volkszählung gewonnenen Nachrichten über einzelne Personen niemals veröffentlicht oder irgend wohin — auch nicht an Behörden — mitgeteilt. Ebensowenig werden diese Nachrichten seitens der Steuerverwaltung oder sonst zu fiskalischen Zwecken verwertet. Jedermann kann sich versichert halten, daß die in den Zählkarten eingetragenen Angaben ... nur in die statistischen Tabellen übergehen, in denen der einzelne Mensch nicht mehr erkennbar ist. Nach beendigter Auszählung werden die hier verbliebenen Haushaltungsverzeichnisse und Zählkarten eingestampft."

Ein wenig anders dagegen klingt der Ton des Schreibens, in dem der Gouverneur des Gold Coast Protectorate die ihm unterstehenden Häuptlinge über das Wesen einer Volkszählung aufklärt, und sie auf die Pflichten aufmerksam macht, die sie dabei zu erfüllen haben:

„König,

die Königin wünscht die Zahl ihrer Untertanen im Gold Coast Protectorate zu wissen und sie beauftragt Dich, für sie hierüber Erkundigungen einzuziehen ... Ich fordre Dich also auf, die Einwohner aller Flecken und Dörfer Deines Gebietes zu zählen, und wenn Du das getan hast, den District Commissioner wissen zu lassen, wieviele Männer und wieviele Frauen in Deinem Gebiete leben.

Um Deinen Stamm zählen zu können, rate ich Dir, jeden Flecken und jedes Dorf nach Sippschaften einzuteilen, und diese wieder in einzelne Familien. Die Familienhäupter sollen dann in eine Calabasse oder in ein ähnliches Gefäß soviel Getreidekörner oder Kaurimuscheln hineintun, als ihre Familie Angehörige zählt. Diese Gefäße sollen dann gesammelt und ihr Inhalt gezählt werden. ... Ich möchte aber, daß Du darüber ganz beruhigt bist, daß Dir dieses weder um Deinen Stamm zu besteuern, noch zu einem anderen Zwecke — es sei denn zu Deinem Besten — befohlen wird. Ich brauche

das, was Du mir mitteilen sollst, zu nichts anderem, als um es der Königin zu sagen. Als ein treuer Häuptling wirst Du mir gewiß dabei behilflich sein wollen. Du wirst einsehen, daß es für Dich ebenso von Vorteil ist, wenn ich weiß, wieviel Menschen zu Deinem Stamm gehören, wie für einen Hirten, der seine Schafe zählt, um zu wissen, wieviele er zu beschützen hat.

... Damit Du imstande bist, festzustellen, wieviel Männer und wieviel Frauen da sind, wünsche ich, daß für jedes Geschlecht verschiedene Gegenstände genommen werden ... Mais für die Männer, Kaurimuscheln oder Obstkerne für die Frauen.

Ich bin, König, Dein guter Freund

..... Gouverneur."

III. Vorlesung.

Die mehr oder weniger exakten Ergebnisse der Zählung der Gesamterdbevölkerung führen uns von selbst zu einer genaueren Betrachtung der Geschichte des Volkszählungswesens, ihres heutigen Standes und ihrer heutigen Technik.

Über die Geschichte des Volkszählungswesens ist viel gefabelt worden, mindestens ist man mit dem, was man Volkszählungen genannt hat, viel zu freigebig gewesen. In einer ganz stattlichen Anzahl von Büchern werden z. B. auch heute noch die im Alten Testament vorkommenden Zählungen — und dabei sogar die sogen. Volkszählung Davids — als ernstlich in Betracht kommend angeführt. So verhält sich G. von Mayr recht gläubig zum jüdischen Zensuswesen.[1]) Mit Recht äußern sich jedoch nicht nur andere Statistiker und Historiker (Levasseur, Meyer), sondern auch kritische Theologen wie Reuß weit skeptischer über diese Dinge.

Der Volkszählung König Davids wird bekanntlich an zwei Stellen gedacht: 2. Samuel 24; 1. Chronik, 21. Halten wir uns an die letztere, kürzere Stelle: „... Und David sprach zu Joab und zu den Heerführern: Geht und zählt die Israeliten von Beerscheba bis Dan und berichtet mir darüber, damit ich ihre Zahl kenne.... Es fanden sich in ganz Israel elfmalhunderttausend waffenfähige Männer und in Juda viermalhunderttausend und siebzigtausend. Levi und Benjamin waren darin nicht inbegriffen; denn Joab war der Befehl des Königs zuwider. Die Sache mißfiel Gott, und er schlug Israel."

Uns als Statistikern darf wohl scheinen, daß der Zorn Jahves weniger über die Volkszählung an sich als über deren schlechte Ausführung hervorgerufen worden sein mag. ... In

[1]) G. von Mayr, Statistik und Gesellschaftslehre, I., S. 159.

welchem Alter sollen denn diese waffenfähigen Männer gestanden haben? Gewiß waren sie doch nicht unter 15 und gewiß auch nicht über 55 Jahre alt. Die Männer zwischen 15 und 55 Jahren machen aber von einer Gesamtbevölkerung nur etwa den 4. Teil aus,[1]) und noch weniger, wenn man die Gebrechlichen abrechnet. Danach müßte das Land damals mindestens 6 Millionen Einwohner gezählt haben: In dem industriearmen, stellenweise brach liegenden Lande von etwa 500 Quadratmeilen müßten 218 Menschen auf dem Quadratkilometer gewohnt haben, also etwa doppelt soviel als im Deutschen Reich [1905: 112,1], mehr als in Rheinland und Westfalen (im Jahre 1900). ... Dabei sind Levi und Benjamin noch nicht einmal mitgezählt! Darum rief auch bereits Voltaire aus: C'est beaucoup, pour le petit pays de la Judée, dont la moitié est composée de rochers affreux et de cavernes. Mais c'était un miracle[2]):

Daß der Bericht über die Zählungen des David, geschweige denn über die am Sinai, kein zeitgenössischer ist, braucht hier nicht hervorgehoben zu werden; es genügt, in dieser Beziehung auf die moderne Bibelkritik hinzuweisen. Glaubwürdiger möchten — weil eher von Zeitgenossen herrührend — die Verzeichnisse über die Zahl der aus Babylon zurückkehrenden Juden in Esra und Nehemia erscheinen. Indes auch hier hat die Kritik hart ihres Amtes gewaltet. So kommt Reuß zu der Überzeugung, daß das Verzeichnis entweder aus einer späteren Zeit stammt, wo sich die Bevölkerung schon durch Zuzüge vermehrt hatte, oder aber auch solche Einwohner begreift, die noch im Lande geblieben waren. Denn daß dieses völlig ohne Juden geblieben sei, ist eine ganz lächerliche Vorstellung.

Daß man sich in einem Lande von so alter Kultur und dabei so wunderbarer Reglementierung wie China auch schon frühe über die Zahl der Untertanen ins Klare zu setzen versucht hat, ist von vornherein anzunehmen. Trotzdem müssen wir uns den von dort vorliegenden Nachrichten gegenüber recht vorsichtig verhalten. Wie es heißt, soll in China — nachdem man dort schon angeblich um 2238 v. Chr. die Volkszahl auf Grund von Registern ermittelt hat — auch eine Volkszählung im engeren

[1]) Berechnet nach der preuß. Stat. für 1895.
[2]) Dictionaire philos. Art. Dénombrement.

Sinne bereits etwa 800 v. Chr. vorgekommen sein.[1]) Seit dem Regierungsantritt der Ming (1368 unsrer Zeitrechnung) — so erzählen andere — hätten die wechselnden Dynastien große Sorgfalt auf die Zählung der Untertanen verwendet. Bei Vermeidung strenger Strafe habe jedes Familienoberhaupt ein Täfelchen führen müssen, auf dem die Insassen des Hauses verzeichnet seien: Da nun über je 10 Häuser ein Polizist gesetzt war, so wäre durch Revision der an der Haustüre befestigten Täfelchen die Bevölkerung leicht und genau festzustellen gewesen.

Der Begriff „Volkszählung" wird in vielen Sprachen mit: Census, censo, recensement wiedergegeben — besser als über die Zählungen der Chinesen sind wir über die Zählungen bei jenem Volke unterrichtet, von dem dieses Wort herrührt.

An die ursprüngliche Obliegenheit des römischen Zensors — an die Steuereinschätzung — knüpfte sich naturgemäß ganz von selbst eine Zählung. An die gesamte schätzungspflichtige Bürgerschaft ergeht die Aufforderung zu einer „contio" auf dem Marsfeld, wo das Amtslokal des Zensors — die villa publica — liegt. In der ersten contio werden die Grundsätze für die Schätzung verkündigt, dann erfolgt diese selbst in weiteren contiones unter freiem Himmel. Alle römischen Bürger ohne Unterschied des Alters und des Standes müssen sich stellen. Also Selbsteinschätzung: mündlich, öffentlich ... ohne Formulare! Angegeben werden zunächst: der vollständige Name; der Name des Vaters oder des Freilassers; das Alter; die in der Gewalt des Deponenten stehenden freien Personen beiderlei Geschlechts; die Ehefrau auch dann, wenn sie nicht in der Gewalt des Deponenten steht. ... Nach vollendetem Zensus erfolgt die Lustration: die Entsündigung. ... Alle fünf Jahre fand dieser Akt statt, daher der von lustratio abgeleitete Name: lustrum — das Jahrfünft. Das neue Bürgerverzeichnis legte der Zensor im Aerar nieder.

Leider sind diese Bürgerlisten wohl fast nur zu fiskalischen Zwecken verwendet worden, nicht auch zu statistischen,[2]) so daß in den Schriften der römischen Autoren kaum Spuren davon

[1]) Fircks, a. a. O. S. 21.

[2]) Dies ist die Ansicht des Artikels in der Encycl. britt., Meyer im Hwb. d. St.-W. (Art. Bevölkerungswesen) ist anderer Meinung.

vorhanden sind. Nur Plinius weist gelegentlich darauf hin, als er ein Beispiel von Langlebigkeit geben will.

Soviel über die Volkszählungen in den Staaten des Altertums bezw. die, welche aus dem Altertum in die Neuzeit hineinragen. ... Es würde uns nun erheblich zu weit führen, wenn wir daran anschließend die sehr zerstreuten — Zählungen ähnlichen — Manipulationen erwähnen wollten, über die uns aus dem Mittelalter Nachrichten erhalten sind. Auch noch der größere Teil der sogen. Neuzeit — das 16.—18. Jahrhundert — liefert uns nur vereinzelte, meist aus bestimmten fiskalischen Absichten unternommene, in der Methodik von Zählungen in unserem Sinne stark abweichende Versuche; Versuche, deren Ergebnisse überhaupt sehr oft in den Registraturen versteckt geblieben sind. Aus diesen oder aus den Archiven, in die sie dann gewandert waren, sind sie ab und zu erst durch moderne Forscher herausgezogen worden.

Nur eine zusammenhängende Reihe von Volkszahlermittlunger. hat bereits im 18. Jahrhundert die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gelenkt und sogar der entstehenden Bevölkerungswissenschaft und dem Versicherungswesen Material geliefert. Es sind dies die berühmten Arbeiten der schwedischen durch Wargentin zustande gebrachten Tabellenkommission. Von 1749 ab gelangten an diese Kommission höchst sorgfältig geführte Auszüge aus den Registern wie aus den Standesbüchern der Geistlichen, die nicht nur die sogen. natürliche, sondern auch die soziale Bewegung ihrer Kirchspielinsassen in Evidenz zu halten hatten. Und diese Auszüge wurden anfangs alle drei, später alle fünf Jahre zu Volkszählungen verarbeitet.

In einem Lande mit so weniger Wanderung, wie in dem Schweden von damals, konnte so sehr verläßliches Material gesammelt werden, wenn wir auch das eingeschlagene Verfahren mehr als ein zwischen Zählung und Berechnung liegendes, denn als reine Zählung anzusprechen haben werden. Um den frühesten Zählungen in unserem Sinne zu begegnen, müssen wir aus den alten Ländern in ein ganz neu entstandenes — in die Vereinigten Staaten — hinüberspringen. Überhaupt knüpfen große statistische Fortschritte häufig an Neuorganisationen von Staaten an (Italien, Belgien!). Eine

Digitized by Google

ununterbrochene Reihe von Zählungen, die alle zehn Jahre erfolgen, beginnt in den Vereinigten Staaten mit der des Jahres 1790. Administrative Zwecke waren es, die man ziemlich ausschließlich bei der Einrichtung dieses Zensus im Auge hatte. Man mußte einen Anhalt gewinnen für die jedem Staate zuzubilligende Zahl von Vertretern und für die Umlegung der Steuern, da sich nach den Konföderationsartikeln von 1776 die Ausgaben gemäß der Bevölkerungszahl repartieren sollten. Jener erste Zensus war noch kein großes Werk. Man hatte zu zählen:

3172006 Weiße,
59527 Freie Farbige,
697681 Sklaven;
3929214 Personen,

die nur in sehr wenige Kategorien zerlegt wurden:

Freie weiße Männer unter 16 Jahren,
„ „ „ über „ „
„ „ Frauen;
Sonstige freie Personen;
Sklaven.

Der Zensus erschien als eine Broschüre von 60 Seiten und wurde gratis verteilt. Die Notizen, die uns über die Kosten der amerikanischen Zählungen von Beginn ab vorliegen, zeigen sprechend, wie sich das amerikanische Zählungswesen sozusagen in einem noch imposanteren Maßstab als die Bevölkerung selbst entfaltet hat. Während für den Zensus von 1790 rund 44000 Dollars ausgegeben wurden, betrugen seine Kosten 1870 nahezu 3,4 Millionen Dollars.[1]) Von dem Riesenwerke des Zensus von 1880 meint der amerikanische Statistiker R. Mayo Smith, daß man vermutlich nie wieder seinesgleichen sehen würde. Aber — il ne faut jamais dire: jamais.

Auch in England sind es nicht allgemein wissenschaftliche, sondern — man darf wohl sagen — administrativ theoretische Motive gewesen, die 1801 zum ersten Zensus von England und Schottland — nicht auch gleich zu dem von Irland — führten. Während man nämlich früher aus politischen Rücksichten ge-

[1]) [1890 — 11,6 Mill. $, 1900 — 10 Mill. $, doch sind damit die Kosten dieses Zensus noch nicht gedeckt, Hwb. d. St.-W., II. Aufl., Bd. VII, S. 588.]

fürchtet hatte, eine Volkszählung könnte möglicherweise sehr niedrige Zahlen ergeben und damit England dem Auslande als schwach verraten, dominierte um 1801 die Furcht vor Übervölkerung. So kam es, daß 1753 ein Antrag von Thomas Potter auf Einführung einer Registrierung der Bevölkerungsbewegung im Parlament abgelehnt worden war, während 1800 Mr. C. Abbot (nachmals Lord Colchester) mit seinem Antrage, einen vollständigen Zensus einzuführen, glücklicher war. Es kam eine „Population-Act" zustande, in deren Einleitung es hieß: „In times like these, when the subsistence of the people is in question, it is surely important to know the extend of the demand for which we are to supply."

Heutzutage ist das Zählungsgebiet Großbritanniens und seiner Kolonien das ausgedehnteste aller politischen Gemeinwesen; es umfaßt nicht weniger als

398 401 704 Menschen (1901)

der verschiedensten Rassen, Sprachen und Religionen, und die statistischen Leistungen, die wir auf ihm begegnen, sind Leistungen, die wir den großartigsten Werken des Friedens an die Seite stellen können.

Schon 1861 war fast das ganze Reich mit — allerdings sehr wesentlicher — Ausnahme von Ostindien gezählt worden: 1871 trat die erste, nahezu allgemeine Zählung von Indien hinzu.

Man bedenke, was das heißen will, eine indische Zählung! Zählung eines Landes, ausgebreitet über eine Fläche von mehr als 4 800 000 qkm, also fast neunmal so groß wie das Deutsche Reich, eines Landes von 294 361 056 Bewohnern, einer Bevölkerung, unter der auch heute erst zirka 14 % des Schreibens und Lesens kundig sind, und mit der man sich — von unbedeutenderen Dialekten abgesehen — in 17 verschiedenen Sprachen verständigen muß! ... Trotz des Analfabetismus versuchte man es in Bengalen mit der Selbstzählung und zwar mit Erfolg: „Die leitenden Persönlichkeiten in jedem Distrikt wurden angehalten, die Aufgabe ohne Bezahlung zu übernehmen, und man schätzte die Auszeichnung so hoch, daß viele, die ... übergangen worden waren, bei der Regierung darum nachsuchten, sie an diesem Ehrenwerke teilnehmen zu lassen." Natürlich mußte man sich der merkwürdigsten Hilfsmittel bedienen. So

machten in einigen Distrikten „die Dorfhäuptlinge ihre Zählung mittelst knotiger Stricke von verschiedener Farbe: schwarz für männliche, rot für weibliche Erwachsene, weiß für Knaben, gelb für Mädchen. In einigen Dörfern wendete man dabei Sämereien oder Kieselsteine an; eine Person mußte die Männer zählen, eine andere die Frauen usw.“

Der Zensus von 1871/72 war nur der erste Versuch einer allgemeinen Zählung, der zweite war vollkommener der Ausführung wie dem Umfang nach: So wurden z. B. die Staaten Rajputna und Haiderabad mit in die Zählung aufgenommen. 1891 ging man in dieser Beziehung noch weiter; es scheint, daß damals alle sogen. „native rulers“ darein gewilligt haben, die Zählung bei sich vornehmen zu lassen. Vom Zensus ausgeschlossen blieben nur einige entlegene und wilde Bergdistrikte. Die Zahl der 1891 in ganz Indien tätigen Zähler betrug annähernd eine Million; in Bengalen allein waren es 324645 Zähler. (Die Zensusergebnisse füllen 16 Bände.) Der neueste Zensus fand 1901 statt; verschiedene von den 1891 noch weggebliebenen Distrikten wurden diesmal mit in die Zählung einbezogen. Um die Möglichkeit der Durchführung eines Werkes wie des indischen Zensus zu begreifen, muß man wohl auch annehmen, daß die mohammedanische Bevölkerung Indiens nicht so orthodox und vorurteilsvoll ist wie in anderen Ländern.

Mit einer weniger bunten Bevölkerung, aber mit einem noch gewaltigeren Territorium, hat es der Zensus von Kanada zu tun. Die 14 Provinzen [die nordwestlichen Territorien sind seit kurzem in 7 Provinzen aufgeteilt worden] des „Dominion of Canda“ bedecken nämlich einen Flächenraum von 9700625 qkm, also ein Gebiet, das etwa 18mal so groß ist wie das Deutsche Reich. Die Bevölkerung dieses ungeheuren Territoriums [1891: 4833239; 1901: 5371315] wurde bei der Zählung von 1891 durch einen Stab von nur 4300 Zählern aufgenommen. Natürlich dauerte die Zählung eine geraume Zeit, und nur mit Hilfe aller erdenklichen Transportmittel war es überhaupt möglich, dieses Gebiet zu durchqueren. Die buchtenreiche Küste des Pacific wurde mit einem Dampfer abgefahren, in den Bergen beförderten Packtiere die Zähler und ihr Material, und in Saskatchewan mußte man Hundeschlitten benutzen.[1])

[1]) Hooker im Journal of the Statistical Society (London) 1894.

Recht umständlich muß es auch gewesen sein, die Bevölkerung des ganz englischen fünften Weltteils — Australien — zu zählen; abgesehen von einem noch verbleibenden Rest wilder Ureinwohner im Innern, ist es indes gelungen. Die erste der australischen Zählungen war freilich mehr eine Musterung, eine Musterung über die Verurteilten, die 1788 erstmals zu Schiff nach Sidney-cove gekommen waren. Das heutige Neu-Süd-Wales war ja bekanntlich ursprünglich — wie auch Tasmanien — eine Strafkolonie.

Die Statistik des heutigen „Commonwealth of Australia", das den ganzen australischen Kontinent und die Insel Tasmania umfaßt, wird in vielen Beziehungen sehr geachtet. Ähnlich wie die Statistiker Europas treten auch dort die Dirigenten der verschiedenen australischen Bureaus häufig zusammen, um sich über gemeinsame Methoden zu verständigen.

Das britische Reich zählt, wie gesagt, auf einem Gebiet von 30841389 qkm 398401704 Einwohner, die Union auf 9239283 qkm (ohne Portorico und die Philippinen) 76212168 Einwohner (1900). Reihen wir daran kurz das russische Weltreich, in dem 1897 zum ersten Male eine allgemeine Zählung (ausgenommen: Finnland, Chiwa und Buchara) ausgeführt wurde. Und zwar wurden hierbei 125640021 Einwohner ermittelt, die auf einem Gebiet von 21473582 qkm wohnen. Was man früher hatte, waren teils partielle Zählungen, teils Berechnungen: sogen. Revisionen.

Von den Schwierigkeiten, mit denen ein Zensus in Rußland auch heute noch zu rechnen hat, kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man sich des Berichts erinnert, den seinerzeit der russische Delegierte auf dem Londoner Internationalen Statistischen Kongreß abgestattet hat (1860). Wie Sie wohl alle aus unsrer deutschen Praxis wissen, bildet es die Vorarbeit für jeden Zensus, Straßen, Häuser und Wohnungen festzustellen, um damit gewissermaßen das Operationsfeld abzustecken. In Rußland begegnet jedoch nach dem gesagten Bericht auch schon die Feststellung ganzer Dörfer öfters Schwierigkeiten. Die Wanderungen der Bauern, die Leichtigkeit, die hölzernen Häuser abzubrechen und sie in einigen Wochen wieder herzustellen, die Häufigkeit von Feuersbrünsten, machen es schwierig, nicht nur die Zahl der bewohnten Häuser, son-

dern auch nur die der Dörfer zu bestimmen. Nicht zu reden von den Städten, in denen eine Anzahl der Bewohner überhaupt keinen festen Wohnsitz hat.[1])

In dem alten europäischen Kulturland Frankreich bekundete sich ein Interesse für Volkszählungen in einer sehr bekannt gewordenen Ordre, die Ludwig XIV. an die sogen. Intendanten erließ. In dieser Ordre waren Zustandsschilderungen der Provinzen verlangt worden, und in diesen Schilderungen liefen Volkszahlermittlungen — natürlich fast ausschließlich Schätzungen und Berechnungen — mit ein. Diese Bruchstücke erregten das Interesse des berühmten Maréchal de Vauban. Eine Zusammenstellung davon verleibte er seinem merkwürdigen Buche: Projet de la Dime royale[2]) ein und knüpfte daran den lebhaften Wunsch nach Einrichtung von Zählungen als ständiger Institution, indem er ihren Nutzen aufs Begeistertste pries und zugleich ausgearbeitete Pläne gab, wie sie zu veranstalten seien.

Formulaire en Table,[3])

pour servir au dénombrement du peuple d'une paroisse.
Paroisse de Rochemelun.

Noms et Qualités	Maisons	Hommes	Femmes	Grands garçons	Grandes filles	Petits garçons	Petites filles	Valets	Servantes	Nombre des familles
M. de la Croix, seigneur de ce lieu	1	1	1	2	0	0	0	6	2	12
M. Nicolas Philbert, curé	1	1	0	0	0	0	0	1	1	3
. . . . .	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
. . . . .	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
Total des familles	35	28	20	8	9	8	18	15	12	118

Trotz des Eifers dieses berühmten Mannes gab es im Verlauf des 18. Jahrhunderts in Frankreich doch nur hie und da

[1]) Nach einer Angabe von Statesman's Year-Book von 1901 waren bei der Zählung von 1897 in Rußland 230000 Personen tätig.

[2]) I. Band der „Collection des Principaux Économistes".

[3]) A. a. O. S. 142.

partielle Zählungen. Noch 1785 hat ja der Finanzminister Necker eine allgemeine Zählung für untunlich gehalten. Auch gewisse, auf eine Volkszählung abzielende Beschlüsse der konstituierenden Versammlung sowohl wie des Konvents blieben zunächst ohne Folgen. Von Erfolg begleitet war erst ein Rundschreiben Lucian Bonapartes als Minister des Innern, ein sehr kurzes Rundschreiben, das — 1801 — eine Zählung vorschrieb, die in zwei Monaten beendet sein sollte. Die zweite wirkliche Zählung fand dann erst 1821 statt. Von 1831 an wiederholen sie sich dann regelmäßig alle fünf Jahre, doch ist die Entwicklung eine recht langsame; die Angabe des Alters finden wir nicht vor 1851.

Die Geschichte der deutschen Volkszählungen läßt sich in drei Perioden einteilen; in die der Zeit bis 1834, in eine zweite von da bis 1867 und in eine seit 1867. In der ersten Periode gab es keine den deutschen Staaten gemeinsame Volkszählungen; der deutsche Bund enthielt darüber keine Bestimmungen. Mit der Gründung des Zollvereins beginnt die zweite Periode. Der Zollverein im engern Sinn und der Norddeutsche Steuerverein entwickeln nämlich das Zählungswesen aus dem Gesichtspunkt der Verteilung der gemeinsamen Einnahmen nach der Volkszahl. Es wurden bestimmte — 3jährige — Zählungsperioden festgesetzt und eine bestimmte Bevölkerungskombination, nämlich die dauernd anwesende Bevölkerung, Wohnbevölkerung und „Zollabrechnungsbevölkerung", und es wurden Vorschriften erlassen, wie diese Bevölkerung zu ermitteln sei. Nach der Errichtung des Norddeutschen Bundes wurde dann in allen Staaten des Bundes — wie auch in Hessen und Baden — zuerst neben der Wohnbevölkerung auch die ortsanwesende ermittelt, so daß für alle deutschen Staaten außer Bayern und Württemberg beide Kombinationen aufgenommen wurden. Von 1871 ab zählte man dann in ganz Deutschland die ortsanwesende Bevölkerung, und zwar seit 1875 alle 5 Jahre.[1])

In einer Übersicht habe ich versucht, das, was mir über Volkszählungen in europäischen Staaten bekannt geworden ist, zusammenzustellen.

[1]) Block-Scheel, Handbuch der Statistik, 1879, S. 211 f.

(Hauptsächlich nach: Bertillon: Cours élementaire de Statistique 1895. Levasseur: La population française etc. (3 vols. 1889—1892). Vierteljahreshefte zur Stat. d. Deutschen Reichs 1902, I.)

Andorra: Nirgends Volkszählungsangaben.

Belgien: 1846, 56, 66, 76, 80, 90, 1901. All dies nach Vjh. (Lev. hat noch 1843).

Bulgarien: 1893 nach Vjh., St. Y.-B. etc. „Des recensements ont eu lieu le 1 Janv. 1881 et le 1 Janv. 1888." (Bertillon, Cours p. 34.) [1. I. 1901 n. St. Jahrb. 1906.]

Dänemark (eigentliches): 1801, 34, 40, 45, 50, 55 60, 70, 80; nach Lev. u. Vjh., 90, 1901 n. Vjh. 1801 von Bert. bestritten.

Deutsches Reich (ab 1871): 1871, 75, 80, 85, 90, 95, 95 bis 1900 [1905].

Frankreich: 1801, 06, 21, 31, 36, 41, 46, 51, 56, 61, 66, 72, 76, 81, 86 nach Lev. u. Vjh.: 91, 96, 1901 nach Vjh. [1906]. Bert., Cours p. 29, nennt jedoch die Zählung von 1806 eine „fiction".

Griechenland: 1861 (Petersb. Kongr. u. Vjh.), 70 (Vjh. u. Wagner), 79 (Vjh., Wagn., Körösy, Lev.), 89 (Vjh.), 96 (Vjh. u. Juraschek). Lev. hat noch eine Reihe Daten vor 1861, sowie die Vjh. noch 1856 haben, da aber in Petersburg die von 61 ausdrücklich als die erste „au point de vue statistique" bezeichnet worden ist, blieben sie hier weg. — Lev. hat auch sonst von den Vjh. abweichende Zahlen.

Großbritannien: 1801, 11, 21, 31, 41, 51, 61, 71, 81, 91, 1901 nach allen Quellen.

Irland: Ebenso von 1821 ab.

Italien, Kgr.: 1861, 71, 81, 1901 nach allen Quellen. Die Vjh. geben noch eine Reihe von Bevölkerungszahlen für ganz Italien von 1800 ab, ohne im mindesten zu sagen, auf welchen Zählungen dieselben beruhen. Nach der Überschrift dürften nur Zählungen verwendet sein.

Liechtenstein: Lev. hat nur 1880. — Diese Zahl stand auch im Gothaer Kalender von 1881, jedoch nicht ausdrücklich

als Zählng. — Dann hat Juraschek eine Z. von 1891. — St. Y.-B. von 1901 hat 1891 [St. Y.-B. v. 1906: 1901] als neueste Zahl.

Luxemburg: Lev. und Wappäus haben: 1843, 46, 49, 52, 55 58, 61, 64. Dann Lev. noch: 67, 71, 75, 80, 85, also die Jahre der allg. deutschen Zählungen. Jur.: 1890, 95 u. 1900 [1. XII. 1905 n. Stat. Jahrb. 1906].

Niederlande: 1829, 39, 49, 59, 69, 79 (Lev. u. Vjh.), 89 u. 99 (Vjh.). Auch nach anderen Quellen.

Norwegen: wurde 14. I. 1814 an Schweden abgetreten; der bei Lev. und in den Vjh. genannte Zensus von 1801 ist also der dänische. — Daß Ende 1814 und dann 30. IV. 1815 ein Zensus stattgefunden haben soll, ist auffallend (so in Vjh.). Lev. hat 1814 nicht. Auch nach dem Londoner Report p. 29 war 1815 der erste. Nach 1815 haben Lev. u. Vjh.: 25, 35, 55, 65, 75; dann die Vjh. 91 u. 1900.

Österreich-Ungarn: Österreich: 1818, 21, 24, 27, 30, 34, 37, 40, 43, 46, 50, 57; Ungarn: 1850, 57. Gesamtgebiet 1869, 80, 90, 1900 (Vjh.).

Bosnien: 1895 (Kör., Hwb. d. St.-W., St. Y-.B.) 1900 nach Vjh. p. 165.

Portugal: Die saloppe Arbeit der Übersichten tritt hier klar hervor. In keiner von ihnen wird man auf gedruckte Volkszählungswerke verwiesen. Die Vjh. bringen lustig die Jahreszahlen: 1801, 21, 35, 38, 41, 54, diese ohne Tage; dann mit Tagen 64, 78, 90. Da die Spalte jedoch „Volkszählungstermine" heißt, so muß man um so mehr glauben, daß das alles als Zählung gelten soll, als z. B. bei Frankreich öfter angemerkt ist „Schätzung". Nun heißt es aber bei Wappäus: „Die Angaben über die Bevölkerungsverhältnisse Portugals sind und waren von jeher überaus schwankend und unzuverlässig, da bis jetzt wohl noch niemals genaue Volkszählungen gemacht worden sind." Später werden die Zählungen vor 1835 „approximative Schätzungen" genannt.

Die herrschende Manier charakterisiert folgende Zusammenstellung:

Bertillon	Levasseur	Vierteljahreshefte
1827	—	—
—	—	1801
—	(1811)	—
—	—	1821
—	(1835)	1835
1838	—	1838
—	—	1841
1843	—	—
1849	—	—
—	—	1854
—	1861	—
1863/64	—	1864
—	1874	—
1878	1878	1878
1890	vakat	1890

Das sind, von 1890 abgesehen, 14 Daten. Über diese Daten findet unter den drei Berichterstattern Übereinstimmung statt in einem Fall (1878); zwei Berichterstatter stimmen — obigen mitgerechnet — in vier Fällen überein. Zehn Daten sind immer nur einem von den dreien bekannt. [1. XII. 1900 n. Stat. Jahrb. 1906.]

Rumänien: Nach dem Bericht des Delegierten in Petersburg fand der erste Zensus nach der Vereinigung der Moldau und Wallachei 1859 statt, und zwar nahm er, im August beginnend, 5 Monate in Anspruch. Bert. sagt nun ausdrücklich, daß der zweite erst 1889 stattgefunden habe; die Vjh. haben aber dazwischen noch 1884. Weiterhin haben letztere noch 1894 und 1899. — St. Y.-B. 1901 erwähnt auch eine Zählung von Ende 1899.

Rußland: Als allgemeine russische Zählung kann man offenbar erst die von 1897 gelten lassen. Alles frühere sind nur Revisionen oder Zählungen sehr partieller Natur, die niemals einen größeren Teil des eigentlichen Rußlands umfaßt haben.

Russ. Polen: 1823 nach Lev., 1835 ebenso. — 51 nach Lev. und Vjh. — 58 gleichfalls nach Beiden. 67, 70, 72 in Klammern nach Lev. — 85 nach Vjh. — Bei beiden keine

Spur von Erläuterung oder Quellenangabe. — 97 nach Vjh.

Finnland: Es bleibt nach Lev. sehr unklar, bis wann man nur Registerauszüge hatte. Nach den Vjh. könnte man sogar in den Irrtum geraten, daß die ganze Liste (von 1800 ab) Zählungen meine. Zur Zeit des Petersb. Kongresses hatte man aber offenbar noch keine Totalzählung. [31. XII. 1900 — rechtl. Bev. — n. Stat. Jahrb. 1906.]

Schweiz: Die Nachrichten hierüber sind höchst unklar, was wohl daran liegt, daß auf dem Petersb. Kongreß nur ein dürftiger Bericht von Wirth geliefert worden ist.

Lev.: (1837), 50, 60, 69, 80.

Vjh.: 1850, 60, 70, 80, 88, 1900.

Bert. scheint von 1850 nichts zu wissen; 37 findet sich auch in Bodio, Movimento.

Schweden: Die Vjh. haben: 1800, 05, 10, 15, 20, 25, 30, 35, 40, 45, 50, 55, 60; dann 10jährig 70, 80, 90, 1900, immer am Jahresschluß.

Lev.: 1750. Dann erst wieder 1805! Von da ab 5jährig bis 1865 inkl. (letztere Zahl also nicht in Vjh.), dann 70, 75 (wieder nicht in Vjh.), 80. Die Vjh. verraten mit keinem Wort, daß dies nie oder fast nie Zählungen im engeren Sinne sind. Und Lev. ist sehr unklar; er sagt bei Finnland: La Finlande a eu au XVIIIe Siècle le même régime que la Suède. On faisait annuellement un relêve des registres de population des paroisses. De plus il y avait des recensements de la population tous les trois ans d'abord, puis tous les cinq ans, et, depuis 1880, tous les dix ans.

Sicher steht nach Bergs Bericht auf dem Petersb. Kongreß, daß man bis dahin nur in den zwei Städten Stockholm und Gothemburg ergänzende Zählungen gemacht hatte, und zwar dort 60, 68 u. 70, hier nur 68 u. 70.

Bert., p. 240 nimmt auch für seine Zeit noch den ähnlichen Zustand an. Er sagt: En Suède, en Norvege, en Finlande, les registres de population sont si bien tenus, qu'ils dispensent de faire le dénombrements à do-

micile. Les dénombrements sont faits seulement d'après les registres de population." [31. XII. 1905 — rechtl. Bev. — n. Stat. Jahrb. 1906.]

Serbien: Auf dem Petersb. Kongreß gab der Delegierte an: 1834, 41, 43, 46, 50, 54, 59, 63, 66.

Diese Zahlen haben die Vjh. auch, jedoch ohne 43. Lev. hat 40 statt 41; 43 hat er, dagegen nicht 59. Weiterhin haben die Vjh.: 74, 84, 90, 95, 1900. Lev.: 74, 78, 84.

Spanien: Der Petersb. Bericht des Delegierten nennt ausdrücklich die Zählung vom 21. V. 1857 die erste. Dann folgte nach dem gleichen Bericht 25./26. Dez. 1860.

Jene erste hat Bert. übersehen.

Weiter haben die Vjh. noch: 1877, 87 u. 97 (immer Ende), welche beiden ersteren Daten auch bei Bert. (Nur hat er 1. I. 88 statt des Vortags.)

Lev. hat übereinstimmend: 57, 60, 77. Woher nun aber bei Lev. die Zahl 42 und in den Vjh. die Zahlen 1803, 22, 26, 31, 32, 36, 37, 42, 46, 50 wiederum „Volkszählungstermine" kommen, ist dunkel.

Wappäus zitiert einen Zensus von 1847. [31. XII. 1800 n. Stat. Jahrb. 1906.]

IV. Vorlesung.

Um das Volkszählungswesen zu entwickeln, es gewissermaßen zur Selbsterkenntnis zu bringen, es über das Administrative, Lokale, Gelegentliche, Opportune hinausgelangen zu lassen zu den Aufgaben allgemeiner internationaler Wissenschaft, es zu vereinheitlichen in Geist und Form: dazu haben am meisten die internationalen Kongresse beigetragen. Wenn auch das, was sie erstrebten — wenigstens nach der Absicht der enthusiastischsten ihrer Stifter und Mitglieder — noch sehr weit von der Erfüllung entfernt ist, und wenn auch Stockungen und Rückschläge vorgekommen sind. Ja Fircks bezweifelt sogar, daß ein Staat so umfassende Erhebungen, wie sie den Anforderungen der dort gefaßten Beschlüsse entsprechen würden, überhaupt durchzuführen vermag.[1]) Von diesen internationalen statistischen Kongressen — den alten! — waren es der Brüsseler, Pariser, Londoner, Berliner, Florentiner und namentlich der Petersburger — auf denen über Volkszählungen beraten wurde.

Alle auf die Aufgaben und Methoden der Volkszählungen sich beziehenden Fragen pflegt man nun in vier Gruppen einzuteilen:

Wer,
Was,
Wie,
Wann

soll gezählt werden?

Wer soll gezählt werden? Das Schlagwort klingt in seiner Kürze etwas unverständlich. Wer? Die Menschen natürlich. Man hat also, um die Selbstverständlichkeit aufzuheben, etwas

[1]) A. a. O. S. 22.

zu ergänzen: Wer ist an einem bestimmten Orte zu zählen? Wen haben wir mitzuzählen, wenn wir die Volkszahl eines Ortes bestimmen wollen, in welcher Beziehung muß er zum Orte stehen? Ich glaube, der Unbefangene wird nicht lange mit der Antwort zögern: natürlich die Einwohner — wird er sagen — diejenigen, die in der Stadt, in dem Dorf ihren Wohnsitz haben.

Wir werden nun aber dem Antwortenden bemerken, daß dieses doch nicht so ganz zweifellos und selbstredend ist, sondern daß neben dem von ihm gegebenen Begriff noch zwei andere sozusagen rechts und links liegen. Wir werden ihm bemerken, daß man auch hätte sagen können: diejenigen, die in dem Ort ihren rechtlichen Wohnsitz haben. Vermutlich wird dem supponierten Unbefangenen dieser Begriff wenig imponieren, und er wird sagen, daran habe er gar nicht gedacht, und er denke auch jetzt noch nicht daran, als Merkmal eines in Frankfurt Gezählten etwa zu verlangen, daß er daselbst den Unterstützungswohnsitz habe oder auch nur daselbst Gemeindesteuern zahle ... Indem der Unbefangene so spricht, befindet er sich in Übereinstimmung mit der theoretischen Statistik von heute.

Die ältere Statistik, die noch keine speziellen Volkszählungen kannte, sondern ihre allenfallsigen Zählungen aus bereits vorhandenem administrativen Material herstellte — aus Steuerlisten, kirchlichen Registern, also aus einem Rechtsverhältnisse darstellenden Material — mußte natürlich von selbst zunächst auf sogen. rechtliche Bevölkerungen geführt werden.

Die moderne Statistik dagegen, die ihr Material ad hoc erhebt, hat in einem Zeitalter verbreiteter Freizügigkeit, in dem den einzelnen nur ziemlich schwache rechtliche Bande an einen Wohnort fesseln, an dieser sogen. rechtlichen Bevölkerung nur noch ein sehr sekundäres Interesse. Ihre Ermittlung ist daher fast von allen Theoretikern und den Kongressen in die letzte Linie gestellt worden, wenn sie überhaupt noch verlangt worden ist.

Was aber würde unser Unbefangener nun sagen, wenn wir mit einem dritten möglichen Begriff herausrückten, der gleichfalls nicht der seinige wäre, wenn wir sagten, wir könnten

doch jedermann auch da zählen, wo er sich im Moment der Zählung befindet, gleichviel wo er auch seinen eigentlichen Wohnsitz habe. Wir könnten also z. B. Arbeiter, die während der Woche in Frankfurt logieren, die aber sonntäglich in ihr Dorf zu ihrer Familie, in ihr wahres Heim zurückkehren — wenn wir sie nur zur Zeit der Zählung in Frankfurt treffen —, den Frankfurtern zurechnen, obschon wir dadurch aus dem Dorf, aus dem wir sie nun weglassen, recht eigentlich ein Weiberdorf machen. Und wir könnten dementsprechend an die Riviera gereiste Frankfurter fallen lassen und sie den Franzosen oder Italienern überlassen, je nachdem sie an die Riviera di Ponente oder di Levante gehen.

Ich glaube, die Unbefangenen würden wieder bei ihrem Begriff bleiben wollen; allein jetzt wäre ihnen zu sagen, daß ihnen dieses mal die moderne Statistik nicht beitritt ... Der eben von mir entwickelte Begriff: der Begriff der ortsanwesenden Bevölkerung hat vielmehr den Sieg davongetragen über den Begriff der Unbefangenen, der als der Begriff der Wohnbevölkerung bezeichnet wird.

Also drei Begriffe sind zu merken:

Rechtliche Bevölkerung,
Wohnbevölkerung,
Ortsanwesende Bevölkerung;

die letztere gegenwärtig weitaus bevorzugt und auch von dem Petersburger Kongreß (1872) in die erste Linie gerückt. Der diesen Punkt betreffende Kongreßbeschluß lautet folgendermaßen: „Pour éviter les malentendus et prévenir les doubles emplois, il faut distinguer a) la population de fait ou présente, b) la population de séjour habituel ou domiciliée dans l'acception ordinaire du domicile, c) la population de droit ou légale. ... Les recensements généraux de la population doivent être nominatifs et s'étendre à la population de fait."

Die Wohnbevölkerung wird fast überall, wo sie überhaupt man schematisch gesprochen als die zwischen der Herrschaft noch erhoben wird, nur nebenbei erhoben. Ihre Zeit kann der rechtlichen Bevölkerung und jener der Herrschaft der ortsanwesenden Bevölkerung — in der wir leben — bezeichnen. Der Grund der Wendung ist wesentlich ein praktischer. War es auch immer schon schwierig, zu entscheiden, wer als ein

vorübergehend Abwesender gelten sollte, war die Ermittlung der betreffenden ab- und zuzuschreibenden Personen, ferner die Feststellung der Personalien der zuzuschreibenden Abwesenden unsicher, so mußte diese Unsicherheit mit dem enormen Steigen des Verkehrs die Richtigkeit des Zensus in immer bedeutenderem Grade gefährden.

Wie groß die Schwierigkeiten sind, in die uns die Erhebung der Wohnbevölkerung verstrickt, kann man leicht an Frankreich erkennen, wo sie nebenher erhoben wird. Zwar ist natürlich eine Instruktion gegeben, wer von den Abwesenden aufgeführt werden muß, weil man ihn zur Wohnbevölkerung rechnet, und wer nicht, indes ist es — soweit Bertillon Daten mitteilt — nicht gelungen, die vorübergehend Abwesenden mit den vorübergehend Anwesenden einigermaßen zur Deckung zu bringen.[1]) Trotzdem darf man sich nicht verhehlen, daß die Erhebung der ortsanwesenden Bevölkerung nur ein Ausweg ist, eine Flucht vor Schwierigkeiten . . . die Wahl des Übels, das man für das kleinere hält. Sie gibt richtig, was sie sich zu geben vornimmt, allein das Bild, das sie richtig gibt, kann ein anormales sein. So sagte z. B. Bodio in einer Sitzung der „Giunta centrale della statistica“ (1880): Die toskanische Maremma und die römische Campagna sind im Winter von vielen Arbeitern der Umgegend bewohnt, während sie im Sommer auch von ihren eignen Bewohnern verlassen werden und nur wenige „coloni“ zur Bewachung der Landgüter in ihnen zurückbleiben“. Und ebenso kann man in zahlreichen russischen Gouvernements von einer Art chronischer Abwesenheit eines Teils der Landbevölkerung sprechen, der zwar am Orte seiner jeweiligen Anwesenheit mitgezählt wird, allein ein richtiges Bild von der Verteilung der Bevölkerung erhält man so doch nicht, denn die Abwesenden stehen noch in sehr engem Konnex zu ihrer Heimatgemeinde. Auch Auslassungen sind bei der Zählung der ortsanwesenden Bevölkerung möglich: die Reisenden. Als Ort der Anwesenheit am Zählungstage gilt beispielsweise in Preußen der Ort, wo jemand die Mitternacht zugebracht hat. Da bei uns gewöhnlich am 1. Dezember gezählt wird, so pflegt also Mitternacht zwischen 1. und 2. Dezember

[1]) Bertillon, Cours élementaire de Statistique, p. 148.

maßgebend zu sein. Wie aber, wenn jemand um diese Zeit im Schnellzug saß? In den preußischen Ausführungsbestimmungen heißt es[1]): „Personen, welche in der bezeichneten Nacht in keiner Wohnung übernachtet haben (wie Reisende auf Eisenbahnen, Posten usw., Eisenbahn- und Postbedienstete, die nachts über beschäftigten Arbeiter usw.) werden in derjenigen Haushaltung gezählt, in der sie am Vormittage des 2. Dezember anlangen." Sie werden also im Gasthause, in dem sie abgestiegen sind, gezählt werden. Wie steht es nun jedoch in jenen Ländern, in denen Reisen mehrere Tage und Nächte hintereinander keine Seltenheit sind? Da werden Auslassungen unvermeidlich sein. In Indien freilich hat man sie nach Möglichkeit zu beschränken gesucht. Auf den schiffbaren Flüssen waren in bestimmten Abständen voneinander patrouillierende Boote postiert worden, die drei Tage lang vom Tage des Zensus ab die Passagiere auf den vorüberfahrenden Schiffen anzuhalten und zu zählen hatten, wenn sie sich nicht schon durch ein Ticket als gezählt ausweisen konnten. An besonders breiten Stellen der Ströme waren mehrere solcher Kontrollboote nebeneinander — eines in der Mitte — postiert.

Was soll gezählt werden? Der Petersburger Kongreß hat hierfür ein Schema mit den folgenden 12 Fragen aufgestellt, das für die Volkszählungen in Kulturstaaten im großen und ganzen als maßgebend angesehen werden kann.

Beschlüsse des Petersburger Kongresses 1872.

Renseignements essentiels.

a) Les noms et prénoms.
b) Le sexe.
c) L'âge.
d) Le rapport au chef de famille ou du ménage.
e) L'état civil ou conjugal.
f) La profession ou condition.
g) Le culte.
h) La langue parlée.
i) La connaissance de la lecture et de l'écriture.
j) L'origine, le lieu de naissance et la nationalité.

[1]) Pr. Stat., Bd. 148, I. Teil, S. VI.

k) La résidence ordinaire et le caractère du séjour au lieu du recensement.
l) La cécité, la surdi-mutité, l'idiotisme, le crétinisme et l'aliénation mentale. (Bertillon, p. 188.)

Ein anderes internationales Schema, das zu dem vorherigen eine Art Ergänzung bildet, wurde 1887 in Rom (Internationales statistisches Institut) und im gleichen Jahre auch in Wien (Demographischer Kongreß) angenommen. Es verlangt Auskunft über folgende Punkte:

1. Alter nach einzelnen Jahren;
2. Alter in 5jährigen Gruppen für:
   das Land (Distrikte mit weniger als 2000 Einwohner),
   Städte mit 2000 bis 100000 Einwohner,
   Städte mit mehr als 100000 Einwohner;
3. Zivilstand (led., verh., verw., gesch.);
4. Zivilstand ebenso, kombiniert mit 5jährigen Altersgruppen;
5. Religionen mit mehr als 1000 Anhängern;
6. Religionen, kombiniert mit 10jährigen Altersgruppen;
7. Personen über 15 Jahre, die nicht lesen können;
8. desgleichen, kombiniert mit der Religion.
9. Nationalität (wenn mindestens 1000 Angehörige);
10. Hauptnationalitäten, kombiniert mit 10jährigen Altersgruppen;
11. dieselben, kombiniert mit den Hauptreligionen;
12. die des Lesens Unkundigen über 15 Jahre nach den Hauptnationalitäten;
13. Geburtsland;
14. Staatsangehörigkeit.

Nichts erscheint uns heute selbstverständlicher, als daß der Name des Gezählten angegeben werde: doch war das keineswegs so selbstverständlich, als die Volkszählungen noch etwas neues waren. Als Lucian Bonaparte im Jahre 1800 jenes Rundschreiben erließ, das zum ersten französischen Zensus führte, begnügte er sich damit, jedem Maire vorzuschreiben, dem vorgesetzten Präfekten die Zahl der Einwohner seiner Gemeinde anzugeben, und es ist keine Instruktion bekannt, die eine

Namensnennung angeordnet hätte. Erst 1836 wurde in Frankreich die Notwendigkeit namentlicher Zählungen anerkannt.... Und doch hatte schon Vauban auf seinen Musterformularen Namen vorgesehen![1])

Warum aber das Geschlecht angeben? Ist es nicht bekannt, wenn der Name gegeben ist? So hat vielleicht der Brüsseler Kongreß gedacht, denn er hatte darüber nichts vorgeschrieben. Allein schon auf dem Londoner Kongreß wies man auf „Anna Hamilton" hin, die oder vielmehr der keine „Sie", sondern ein „Er" war, und zwar ein Lord, den die Königin Anna aus der Taufe gehoben hatte.

Was das Alter betrifft, so erscheint es sehr wünschenswert, überall wo es der Stand der Volksbildung erlaubt, Geburtsjahr und Monat anzugeben. Wenn das Alter durch die Zahl der Jahre ausgedrückt wird, so empfiehlt es sich, die Zahl der vollendeten Jahre anzugeben — also etwa zu sagen: 17 Jahre alt und nicht im 18. Lebensjahre. Für Kinder unter einem Jahr sollte das Alter möglichst genau nach Monaten mitgeteilt werden. Danach richten sich aber die Veröffentlichungen der amtlichen Statistiken durchaus nicht. Es ist daher auch unmöglich, internationale Vergleichungen, die von großer Bedeutung wären, anzustellen; so über Kinder im schulpflichtigen Alter, über Personen im Militäralter, über solche im Zeugungsalter und über solche im juristisch zurechnungsfähigen Alter. Einzelne Altersjahre sind gelegentlich von der Statistik des Deutschen Reichs und der meisten Einzelstaaten veröffentlicht worden, auch von Österreich-Ungarn und anderen mehr. Dagegen bringen einzelne deutsche Bundesstaaten (Bremen, Sachsen, Braunschweig), ferner Großbritannien und Irland, Frankreich, Italien und andere einzelne Jahre nur bis zu einem bestimmten Alter, und dann Gruppen — meist fünf- und zehnjährige — oder überhaupt nur Gruppen.

Durch die Frage nach der Stellung des Gezählten zum Haushaltungsvorstande sucht man den Verwandtschaftsgrad oder auch das Dienstverhältnis festzustellen.

Hinsichtlich der Frage nach dem Zivilstand, die eigentlich überall erhoben wird, fehlt doch die Möglichkeit zu inter-

[1]) s. S. 58.

nationalen Vergleichungen, da in Großbritannien, Irland, Griechenland, Portugal und Rumänien die Geschiedenen nicht angegeben werden. Finnland macht über diesen Punkt bei den Verwitweten Mitteilungen.

Bei der Frage nach dem Beruf sollen hauptsächlich zwei Dinge erforscht werden, nämlich der Beruf selbst und dann die Stellung im Beruf. Da die Begriffe, mit denen man hier zu operieren hat, weit weniger scharfe sind, als etwa die Begriffe: Geschlecht, Alter, Religion, so ergeben sich hier besondere Schwierigkeiten. Ist der Beruf lukrativ, so kann man schon sagen, woher die Haupteinnahmen fließen, was also Hauptberuf und was Nebenberuf ist; wenn aber der Beruf nicht lukrativ ist, so kann es oft schwer werden, die Grenze zwischen dem Privatier und dem Berufstätigen zu ziehen. So klagte auf dem Petersburger Kongreß Herr Semenow über die vielen Petersburger jungen Damen, die sich als Musikerinnen eingetragen hatten.

Ferner: Zur Bezeichnung der Geschlechtsunterschiede oder Altersstufen verfügt jede Sprache nur über ganz bestimmte Ausdrücke, die allgemein bekannt sind, wogegen es für die Berufsarten Bezeichnungen von nur lokaler Bedeutung gibt, die an der Zentralstelle oft gar nicht verstanden werden. Als ich als Volontär auf dem Preußischen Statistischen Bureau arbeitete, kam z. B. ein Kalkulator in arger Verlegenheit zu mir und fragte mich, was in Frankfurt wohl unter einem „Auslaufer" verstanden werde. Ganz klar zu machen war ihm die Sache nicht; er nannte den Mann einen Kassenboten. Nicht sehr richtig: wir haben ja Auslaufer in Menge, die mit der Kasse nicht das geringste zu tun haben. Man hat sich allmählich genötigt gesehen, für die Berufsarten förmliche Wörterbücher zusammenzustellen.

Ist das Aufnahmeverfahren hinsichtlich des Berufs schon schwierig, so vollends erst die Klassifikation bei der Bearbeitung. Altersstufen gibt es höchstens etwas über 100; man könnte sie also — wenn man wollte — in extenso veröffentlichen. Die Berufe dagegen müssen ihrer Menge wegen notwendig in Klassen zusammengelegt werden. Diese Klassen werden aber infolge verschiedener industrieller Gestaltung von Periode zu Periode und von Land zu Land beträchtliche Ver-

schiedenheiten aufweisen müssen. Die erheblichen Schwierigkeiten gerade der Berufserhebung haben denn auch zur Veranstaltung besonderer Berufs- und Gewerbezählungen geführt. Mitbestimmend war dabei auch noch die Erwägung, daß die üblichen Termine der allgemeinen Volkszählungen nicht immer auch die geeigneten für Berufszählungen sind.

Nicht erhoben — das sei in diesem Zusammenhange noch erwähnt — wird also nach den Petersburger Beschlüssen der Stand. Das mag damit zusammenhängen, daß man bei jenen Beschlüssen auch weniger an die exotischen Länder dachte, und daß eine Berücksichtigung des Standes für die Länder moderner Kultur einen aristokratischen Beigeschmack hätte haben können. Auch gibt es bei uns — wenn schon Kastengeist genug — nur wenig Kasten im staatsrechtlichen Sinne. Selbstverständlich wird jetzt die Kaste in Indien erhoben, auch in Japan ist dies der Fall. Hier zählte man 1898:

	Fam.-Vorstände	Angehörige	Zusammen
Kwazoku (Edle)	706	3845	4551
Shizoku (Ehem. Krieger, od. Samurai)	439384	1666301	2105685
Heimin (Einfache Priv.) .	8179489	33471029	41650518
	8619579	35141175	43760754

Über die Opportunität der Fragen a—f des Petersburger Schemas, die wir soeben durchsprachen, haben — wie Sie hörten — nur in Nebenpunkten Zweifel geherrscht; mehr umstritten ist jedoch die Frage „g", die „Gretchenfrage": „Nun sag', wie hältst du's mit der Religion?" Zwar haben Brüssel, London, Petersburg sich schließlich für ihre Vorlegung entschieden, doch sind Bedenken gegen sie von jeher geltend gemacht worden. Man hielt die Frage für indiskret, meinte, sie würde den Zensus unpopulär machen und war der Überzeugung, daß sehr viele die Beantwortung dieser Frage verweigern würden. In diesem Sinne äußerte sich Quetelet auf dem Petersburger Kongreß. Tatsächlich wird auch in einer stattlichen Reihe von Staaten die Religion nicht zum Gegenstand statistischer Erhebungen gemacht. So nach einer Übersicht von Körösy nicht in Belgien, Frankreich, Großbritannien (wohl aber in Irland),

Italien und Portugal.[1]) Ferner wird nicht direkt gefragt in den Vereinigten Staaten und in der Mehrzahl der Staaten des australischen Commonwealth.

Die englischen Fachstatistiker sind vielfach für die Frage, und sie bedauern es, daß ihr Land zur nichtfragenden Minderheit gehört, aber die englischen Politiker sind zunächst dagegen. Man kann sich ja denken, daß der leidenschaftliche Soziologe die Abwesenheit dieser Frage als Mangel empfinden muß. Eine sogen. materialistische Geschichtsauffassung hat — in einer Art Rausch über die Neuheit ihrer Gesichtspunkte — diesen eine zu ausschließliche Bedeutung beigelegt: Indem sie immer nur wirtschaftliche Ursachen für alle Erscheinungen im Völkerleben aufsuchte, hat sie den Stab zu sehr nach dieser Seite gebogen. Ideelle Ursachen sind nicht minder wirksam, und zu diesen gehören zweifellos die religiösen Anschauungen. Denken wir nur daran, daß diese Anschauungen Urteile über den Wert des Lebens einzuschließen pflegen, daß aber in den Urteilen über den Wert des Lebens notwendig auch Urteile über den Wert der materiellen Güter, also nationalökonomische Urteile enthalten sind. Sonach ist es gewiß begreiflich, wenn der Statistiker wissen möchte, wer Christ, Jude, Mohammedaner, Hindu, Buddhist ist. . . . Als wirtschaftlicher Statistiker wird er es wissen wollen, aber auch als Moralstatistiker. Vergessen wir auch namentlich nicht den Zusammenhang der Religionen mit den verschiedenen Formen des geschlechtlichen und ehelichen Lebens.

Trotzdem sind die opponierenden Politiker doch nicht so ganz ohne Einsicht. Ja, wenn auf die „Gretchenfrage" überall auch folgen würde: „Du bist ein herzlich guter Mann!" Allein dies scheint nicht immer hinzugedacht. Ein englischer Statistiker selbst (Hooker) hat recht gut herausgefühlt, wo der Haken liegt: Je weniger in einem Lande eine Kirche bevorzugt ist, um so geringer wird der Widerstand gegen die Beantwortung jener Frage sein. „In Indien" — sagte Herr Hooker — „setzt man einen gewissen Stolz in „nonconformity" . . . ich kann aber nicht sagen, was die Gefühle der Nichtorthodoxen im

[1]) Bulletin de l'inst., XI, 1, S. 224 ff. [Die Bemerkung bei Sachsen: „manque" weist nur auf die fehlende stat. Bearbeitung hin, nicht aber auf das Fehlen der Frage überhaupt.]

südöstlichen Rußland sein mögen . . . die offizielle Haltung den Außenseitern gegenüber ist dort — gelinde ausgedrückt — etwas entmutigend.“ Auch in unserem preußischen Zensus von 1895 tritt die Behandlung der konfessionellen Elemente wohl verhältnismäßig zu stark hervor, so daß einige Nervosität darüber wenigstens erklärlich wäre.

Wie uns die Kenntnis von den verschiedenen Systemen, zu denen sich die populären Anschauungen von Welt und Dasein verdichtet haben — von den Religionen — in hohem Maße interessiert, so muß uns auch natürlich die Kenntnis von der Verbreitung der Sprachen von größter Bedeutung sein. Kommt doch in den verschiedenen Sprachen ein und dasselbe dahinter liegende Gleiche: die Vernunft zu im wesentlichen gleichem, nur in Nüancen verschiedenem Ausdruck, so daß jeder der Äußerungswege, der sich dieser Vernunft öffnet, gleichsam eine Bereicherung der höchsten Kraft der Menschheit zu bilden scheint. Eine Bereicherung, der gegenüber wir nur die herabgeminderte Verständigungsmöglichkeit werden ins Debet setzen dürfen. Die statistische Frage: Wie hast du's mit der Sprache? wird uns also im Prinzip als berechtigt erscheinen müssen, wenn wir nur auch hier wiederum Gretchens milden Zusatz stets ergänzend hinzufügen wollten. Leider wird man das aber nicht immer können, und mit Recht wird die Frage nach der Sprache verdächtig werden, wenn die Resultate der Erhebung in den Dienst chauvinistischer Bestrebungen — gar von seiten offizieller Statistiker — gestellt werden.

Die Untersuchungen nach der Sprache zerfallen gegenwärtig in zweierlei Nachforschungen: nach Muttersprache und nach Umgangssprache, leider oft ohne die genügende Präzisierung der Begriffe. Im allgemeinen dürfte man unter Umgangssprache: die im Hause übliche, unter Muttersprache: die Nationalsprache der Eltern verstehen. Wie aber, wenn der Vater ein Deutscher und die Mutter eine Ungarin ist? Welches ist dann die Muttersprache? Es scheint, daß hier die Frage nach der Muttersprache mit der nach der Umgangssprache zusammenfallen dürfte.

Gefragt wird nach Sprachen in Preußen, Esthland, Livland, Österreich (für 9 Nationen nach der Umgangssprache), Ungarn (für 12 Muttersprachen), Bulgarien (für 15 Muttersprachen),

Finnland, Serbien, Schweden, Belgien, Rumänien, Schweiz. In Belgien fragte man aus den nach den drei Sprachen: deutsch, französisch, vlämisch möglichen 7 Kombinationen.

Verwechslungen dieses Punktes mit dem, der unter andern auch nach der „nationalité“ fragt, liegen nahe. Dieses Wort bedeutet indes nach der Terminologie des Kongresses: Staatsangehörigkeit und nicht etwa Nationalität in dem Sinne wie wir von den österreichischen Nationalitäten sprechen.

Unter die obligatorischen Fragen wurde von dem Petersburger Kongresse endlich auch die nach den Elementen der Schulbildung — nach Lesen und Schreiben — aufgenommen. Sie wird trotzdem nicht überall und nicht immer gestellt. Es gab Skeptiker, die meinten, man würde doch nicht auf die Wahrheit kommen, wogegen freilich vom Vorsitzenden des Petersburger Kongresses — Semenow — erwidert wurde, bei ihnen in Rußland, wo es etwa 70 % Analfabeten gebe, geniere sich niemand, sich als solcher anzugeben.

Ich sagte bei verschiedenen Anlässen, daß die Punkte des Petersburger Programms — obschon „essentiels“ genannt — doch nicht überall regelmäßig erhoben werden. Umgekehrt werden aber auch in einigen Ländern bei Volkszählungen mitunter Punkte herangezogen, die auf jenem Programm nicht in erster Linie figurieren.

So ist z. B. in Frankreich die geringe Zunahme der Bevölkerung die Ursache der Vorlegung einiger auf die Erforschung der Fruchtbarkeit der Ehen abzielenden Fragen. Auf der Karte der Zählung von 1896 heißt es: Durée du mariage? Combien avez-vous d'enfants légitimes vivants? Die letztere Frage ist übrigens schon 1886 eingeführt worden.

Zuweilen legt auch ein Staat eine Frage vor, ohne daß er die Absicht hat, sie in regelmäßiger Wiederkehr immer von neuem vorzulegen. So wurde in Preußen 1895 nach eventueller Arbeitslosigkeit und deren näheren Umständen gefragt. Ferner pflegen große Städte den vom Reich, bezw. Staat vorgeschriebenen Fragen in der Regel noch weitere hinzuzufügen, namentlich solche, die sich auf Wohnungsverhältnisse beziehen. In Berlin hat der verdiente Boeckh schon seit langem nach der Ernährungsweise der Säuglinge fragen lassen. Die Bedeutung dieser Frage werden wir später noch kennen lernen.

V. Vorlesung.

Die Frage nach dem „Wann?“ gliedert sich in vier Unterfragen:

1. In welchen zeitlichen Abständen sollen die Zählungen stattfinden? Also Frage nach den Zählungsperioden. Jährlich, alle drei oder alle fünf oder alle 10 Jahre usf.?

2. Sind besondere Kalenderjahre vorzuziehen, in die man die Zählungen legen soll? Denn 1900/05/10 usw. sind ebensogut fünfjährige Perioden wie 1901/06/11 usw.

3. Zu welcher Zeit im Jahre soll gezählt werden?

4. Welche Zeitdauer soll der einmal angefangene Zensus beanspruchen dürfen?

Hinsichtlich der Zählungsperioden beschloß der Petersburger Kongreß, daß wenigstens alle 10 Jahre einmal gezählt werden sollte; hinsichtlich der Kalenderjahre wurden die mit einer „0“ endigenden empfohlen. Die Zweckmäßigkeit dieser Bestimmung — namentlich in bezug auf internationale Vergleichungen — liegt auf der Hand. Daß sie trotzdem keineswegs allgemein eingehalten worden ist, zeigt ein Blick auf unsere Tabelle. Insbesondere das britische Reich ist von seinen auf „1“ endigenden Jahren nicht abgegangen, ebenso wenig wie Frankreich von seinen auf „1“ auf „6“ endigenden.

Was die Jahreszeit betrifft, so hatte der Brüsseler Kongreß beschlossen, daß die Zählungen im Dezember stattfinden sollten, und auf dem Petersburger Kongreß wollte man die Zeit anfänglich noch enger begrenzen: auf das letzte Drittel dieses Monats. Für die Wahl dieser Periode sprach bei vielen der Umstand, daß sie an Staaten dachten, in denen um jene Zeit die Bevölkerung besonders seßhaft ist. Für den 31. Dezember spricht insbesondere noch, daß dies der einzige Tag

im Jahre ist, an dem jeder Geburtsjahrgang auch ein voller Altersjahrgang ist. Nur am 31. Dezember 1901 sind z. B. alle im Jahre 1891 Geborenen 10—11 Jahre alt und umgekehrt: alle 10—11jährigen, die sich am 31. Dezember 1901 vorfinden, müssen im Jahre 1891 geboren sein. An keinem anderen Tage des Jahres ist dies der Fall. Am 1. Juli 1901 beispielsweise stehen nicht alle 1891 Geborenen im 10.—11. Jahre, sondern nur die Hälfte davon, während die andere Hälfte der 10—11jährigen in der 2. Hälfte des Jahres 1890 geboren ist. Das Zusammenfallen von Geburts- und Altersjahrklassen gewährt aber, wie wir später noch sehen werden, bei gewissen Berechnungen eine große Erleichterung.

Trotzdem hat man auf dem Kongresse von der Fixierung einer bestimmten Jahreszeit abgesehen und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die Jahreszeiten und insbesondere die Sitten auf dem Erdball verschiedene sind. Zu Zeiten, zu denen in dem einen Land die Bevölkerung seßhaft ist, ist sie in dem anderen in Bewegung, und wenn es bei den einen Sommer ist, ist es bei den Antipoden Winter. Hier ist es kühl und dort heiß; hier sind die Tage lang, dort kurz. Allzukurz dürfen sie jedoch nicht sein, wenn die Zählung sich nicht über eine allzulange Zeit hinziehen soll. „Unsere Wintertage sind zu kurz," sagte auf dem Petersburger Kongreß Herr Semenow; „unsere Familien sitzen am meisten im Juni, Juli und August zusammen," erklärte der brasilianische Abgeordnete.

Nach einer Zusammenstellung über die Volkszählungen in den europäischen Staaten[1]) fanden Zählungen statt:

Um die Jahreswende, und zwar am 1. Dezember:
- Im deutschen Reich seit 1870.
- In der Schweiz.
- In den Niederlanden 1869.

Am 3. Dezember:
- In Norwegen 1900.

Am 31. Dezember:
- In Belgien von Anfang an (1846); nur um die Jahreswende 1900/01 am 1. Januar 1901, statt am Vortage.
- In Finnland von Anfang an.
- In den Niederlanden seit 1859.

[1]) Vierteljahreshefte z. Stat. d. D. R. 1902/I.

In Norwegen einigemale.
In Österreich und Ungarn seit 1869.
In Rumänien 1899.
In Serbien 1890 und 1900.
In Schweden von Anfang an.
In Spanien seit 1877.
In Italien von 1861 bis 1881, 1901 jedoch am 9. Februar.

Am 1. Januar zählte:
Portugal zweimal, zuletzt jedoch nicht mehr.
Belgien, wie erwähnt, 1901 zum erstenmal.
Norwegen einmal.

Am 1. Februar zählte:
Dänemark von Anfang an.

Ende März an verschiedenen Daten:
Frankreich 1896 und 1901.

Anfang April ebenso:
Großbritannien und Irland.

Im Herbst:
Griechenland 1896 (1. Okt.).

Wir sind also noch weit entfernt von dem Ideal Körösys, der es auf dem Petersburger Kongresse des Internationalen Instituts (1897) enthusiastisch für möglich hielt, eine Armee von fast einer Million erfahrener Zähler mobil zu machen, um 800 bis 900 Millionen Menschen zu zählen, die Bewohner eines Gebietes von mehr als 27. Millionen qkm! Und er malt aus, wie die Soldaten dieser Armee fast gleichzeitig in die Wohnungen der Zivilisierten, die Hütten der Eskimos, die Zelte der Beduinen, die Wigwams der Rothäute, die Bungalows der Inder dringen sollten.

Daß die Zählung möglichst an einem Tage vorgenommen werde, oder sich doch zum mindesten in ihren Ergebnissen auf einen bestimmten Tag und eine bestimmte Stunde zu beziehen hat, ist ja eine ganz selbstverständliche Forderung, zumal wenn nicht eine Wohnbevölkerung, sondern eine ortsanwesende Bevölkerung erhoben, wenn — wie man sich ausdrückt — eine Momentphotographie gemacht werden soll. Jede sich über mehrere Tage oder gar noch längere Zeitabschnitte erstreckende Zählung wird unvermeidlich hier Doppelzählungen, dort Auslassungen begehen. Man kann daher die Einteilung der Zäh-

lungen in synchronistische und nicht synchronistische eine für die Beurteilung des Wertes der Zählungen bedeutungsvolle nennen.

Die älteren Zählungen waren samt und sonders nicht synchronistische. In Frankreich war — nach dem Berichte Legoyts — auf dem Londoner Kongresse (1860) noch gar nicht lange vorher gelegentlich nicht durchweg an einem Tage gezählt worden. Die Kosten des Zensus fielen, wie er berichtete, der Gemeinde zur Last, und da die Maires ihre Budgets, die ohnehin selten im völligen Gleichgewicht waren, schonen wollten, so machten sie in kleineren und mittleren Gemeinden ihre Zählungen häufig selbst; darum hatten sie aber auch den verzeihlichen Hang, diese — je nachdem sie wenig oder viel Muße hätten — liegen zu lassen oder wieder aufzunehmen.

Heutzutage sind nicht synchronistisch nur noch die Zählungen in Ländern mit schwierigen Verkehrswegen oder in denen ganz ohne solche, sowie dort, wo sich die zu einer gleichzeitigen Zählung notwendige Anzahl von Zählern nicht aufbringen läßt. Ein preußischer Zähler weiß ja von seiner Runde um ein Häuserviereck ganz Interessantes zu berichten, ein kubanischer Zähler aber von seiner Tour noch viel mehr. Denn diese Touren waren teilweise nicht mehr Rundgänge, sondern sozusagen gefährliche Entdeckungsreisen, von denen auch der eine oder andere nicht mehr zurückgekehrt ist. Hören wir einiges aus dem Tagebuche des Zählers Agromante, der in den Sümpfen der Halbinsel Zapata zu arbeiten hatte:

> 17. Oktober 1899. Wir besuchten die Inseln La Galleat, La Caoba, El Ocujal und Lacuchilla und kampierten auf der letzteren. Während dieser Tour töteten wir mehrere Krokodile, die 1—4 Ellen maßen.
>
> 20. Oktober. Wir schliefen in einem Pallisadenwerk von Palmstämmen, einer Schutzwehr, wie man sie hier zur Sicherung gegen die Angriffe der Krokodile aufzurichten pflegt. . . . Bei Tagesanbruch waren wir von einer großen Anzahl dieser Tiere umgeben. Unsere Position war schwierig; es gelang uns aber doch, vier Krokodile zu töten, wobei wir unsere ganze Munition verbrauchten; dann schlugen wir uns 45 Fuß weit in die Büsche, wo wir dann endlich außer Gefahr waren. . . .

25. Oktober. ... Infolge des trüben Wetters verloren wir den Weg und waren genötigt, mitten im Walde zu kampieren, konnten es aber dort nach zwei Stunden der Insekten wegen nicht aushalten. Wir retirierten daher wieder auf Palmen; die Nacht war sehr schlecht, wegen der Insektenpest, der großen Dunkelheit, und weil es immer wieder von neuem zu regnen anfing. Die nasse Kleidung machte unsern Führer ... Gonzalez krank; der Führer Miranda fiel von einer Palme, auf der er schlief, ins Wasser. ...

4. November. ... Unsere Nahrung besteht aus gekochtem indischen Reis und Kaffee.

7. November.... Eine Witwe ... 4 Söhne ... Sie gehen fast nackt, ... ihre Hütte ist aus Baumstämmen gemacht ... ihr Bett aus dürren Zweigen ... ihr Rindvieh ... hatten sie während des Krieges verloren ...

8. November. ... An der Bay steckte ich ein Schild ... auf mit der Inschrift: der Zähler des Zapata-Sumpfes ... Nummer 201.

16. November. ... Der Weg nach diesem See ist gefährlich wegen der vielen Alligatoren und Kaimans.

21. November. Wir sind vier Tage lang ohne Schuhe gewesen.

24. November. ... Litten am Fieber.

29. November. ... Kamen um sechs Uhr abends an den Ort unserer Bestimmung zurück ohne irgend welche Kleidung.

Diese Zählung war also nichts weniger als eine synchronistische, doch hat man alle Angaben für einen bestimmten Tag, nämlich den 16. Oktober 1899, zu erlangen gesucht. In Britisch-Ostindien machte man gelegentlich des Zensus von 1891 die Sache so, daß man eine vorbereitende und dann eine definitive, die Ergebnisse der ersteren revidierende Zählung vornahm. Zur vorbereitenden war den Zählern ein längerer Zeitraum gegeben— und auf dem Lande wieder ein längerer als in den Städten —, dann — auf einem 2. Gange — wurde alles bis auf die späteren Nachmittagsstunden des 26. Februar fortgeführt, was verhältnismäßig einfach war. Hätte man alles

in einem Gange machen wollen, so würde man — wie Hooker meint — 4—5 Millionen Zähler gebraucht haben. In Burma, wo die Bevölkerung der Gebirgsdörfer nicht gemächlich herumschweift, sondern, wenn sie sich bewegt, der Schnecke gleich den ganzen Haushalt mit sich fortnimmt, mußten verschiedene Hilfsmittel angewandt werden, um die Zählung zu ermöglichen. Der Oberste des Dorfes hatte die Dorfbewohner zu veranlassen, daß sie in der Nacht des Zensus zu Hause sein möchten, und jeder Haushaltung ein Paket Bambusrohre zu geben: die großen sollten die Erwachsenen, die kleinen die Kinder vorstellen; auch waren gewisse Kennzeichen für das Geschlecht angebracht. Nun hatte jeder Familienvorstand die Stäbchen so auszusortieren, wie es der Zusammensetzung seiner Familie entsprach. In der Zensusnacht hatte alsdann der Oberste von Haus zu Haus zu gehen, die Sortimente einzusammeln, ein Rohr zu zerbrechen — wo mittlerweile jemand gestorben war —, eines hinzuzufügen — wo ein Kleines auf die Welt gekommen war —, und die sämtlichen Stäbchen holte dann der Zähler kurz nach dem Zensus ab.

Unter der Frage: „Wie ist zu zählen?“ begreift man einen Komplex von Fragen nach Details der Technik sehr verschiedener Art. Es gehören hierher vor allem die, ob Listensystem oder Zählkartensystem, ferner die, inwieweit freiwillige Zählung, inwieweit bezahlte, inwieweit überhaupt Zählung durch beorderte Zähler oder inwieweit sie durch die Zählenden selbst — sogenannte Selbstzählung — stattfinden soll.

In den ersten Zeiten ist wohl allgemein das Uraufnahmeformular die Ortsliste gewesen, in die man die namentlichen Aufzeichnungen eintrug. Die betreffenden Namen hatte man damals wohl fast immer aus administrativen Registern verschiedener Art (Kopfsteuerlisten, Klassensteuerlisten etc.) zusammengetragen und nur selten durch Umfrage ad hoc gewonnen. Auf die Ortsliste folgte die Hausliste und die Haushaltungsliste (Bulletin de ménage), und endlich in einer Anzahl von Staaten als Urformular die individuelle Zählkarte (Bulletin individuel); zu betonen: als Urformular, d. h. als Erhebungsformular! Als Formular für die Verarbeitung der Haus- bezw. Haushaltungslisten war sie schon früher in Gebrauch.

Das System der Zählkarte im Uraufnahmeverfahren hat sich auf eine sehr natürliche Weise aus dem Listensystem heraus entwickelt. Denken Sie daran, daß es sich bei dem Listensystem in der Verarbeitung darum handeln mußte, die eingetragenen Personen in einzelne Gruppen zusammenzulegen, je nach gewissen einzelnen Merkmalen oder nach gewissen Kombinationen von Merkmalen, z. B. nach dem Merkmal: Männer zwischen 30 und 31 Jahren, oder noch spezialisierter: verheiratete Männer zwischen 30 und 31 Jahren, und weiter noch: verheiratete Männer zwischen 30 und 31 Jahren in einer bestimmten Stadt und dergl. Das konnte man nur so bewirken, daß man eine Tabelle anlegte, in der für jede dieser Kombinationen ein Gefach entstand, und daß man dann für jede der auszuzählenden Personen in das ihr zukommende Gefach einen Strich setzte und diese Striche alsdann zusammenzählte — sogen. Strichelungsverfahren. Sie sehen leicht, daß eine sehr große Menge von Gefachen entstehen mußte, in denen Millionen von Strichen richtig unterzubringen waren, sobald eine Volkszählung feingegliedert wiedergegeben werden sollte. Offenbar eine ohne viel Fehler nicht zu lösende Aufgabe, trotz verschiedener Sicherungsmittel, die man ersonnen hat, z. B. Buchstaben statt der Striche.

Da fand man es denn als wesentliches Erleichterungsmittel, zunächst jede einzelne Person aus den Listen heraus mit ihren Merkmalen auf ein besonderes Kärtchen zu schreiben. Diese Kärtchen konnte man dann nach Hauptgruppen sortieren, jede Hauptgruppe weiter nach Untergruppen, und diese immer wieder weiter in immer kleinere Gruppen, je nach der geforderten Merkmalskombination. Nun war solche Kärtchen zusammenzuzählen an sich schon erheblich leichter als Striche zu zählen. Und weiterhin war jetzt statt vieler Striche immer nur je eine Zahl in die Gefache zu übertragen: also auch hiermit die Möglichkeit von Irrungen ungeheuer verringert. Auf diese Weise verfuhr man z. B. in Italien. Dabei durften die „Kärtchen" schon recht klein sein, da man sich bei der Übertragung ja der Abkürzungen bedienen konnte.

Nun lag aber der Gedanke nicht sehr weit: Warum sollte man diese Kärtchen — statt erst im Verarbeitungsverfahren — nicht schon im Aufnahmeverfahren entstehen lassen? Warum

soll nicht gleich von Anfang an jede Person statt einer Zeile in einer Liste eine Zählkarte haben? Und diesen Gedanken vertrat namentlich der bekannte Statistiker Ernst Engel (1821 bis 1896) mit Feuereifer, so daß der folgende Beschluß des Petersburger Kongresses jedenfalls stark von ihm beeinflußt war. Danach sollten in allen Ländern, wo es die Höhe der Volksbildung und die sonstigen Umstände gestatten, bei der Zählung Zählkarten verwandt werden. Als Ergänzung sollten gewisse Listen hinzukommen, die für jede Person die verwandtschaftlichen oder sonstigen Beziehungen zum Familienoberhaupt und Haushaltungsvorstand erkennen lassen. Der Zusammenhang zwischen der Intelligenz der Bevölkerung und dem Zählkartensystem ist eigentlich nicht sogleich zu finden. Wer eine Karte gar nicht oder nur schlecht auszufüllen vermag, der wird sich gewiß ebensowenig in den Spalten einer Liste zurechtfinden. Nur soviel wird man sagen können: wo die Bevölkerung in der Intelligenz zurück ist, wird der Zähler viele Karten selbst ausfüllen müssen. Da aber in jeder Einzelkarte einer Haushaltung manches allgemeine wiederholt werden muß, was in einer Haushaltungsliste nur einmal vorzukommen braucht, so wird hier das Schreibwerk für die Zähler umfangreicher werden. Es werden eventuell mehr bezahlte Zähler angenommen werden müssen, und die Sache wird sich teurer stellen, auch werden bei einer unintelligenten Bevölkerung leicht viele Zettel verloren gehen.

Nach dem Petersburger Beschluß soll nun aber auch noch, wie Sie gehört haben, neben den einzelnen, für eine Haushaltung bestimmten Zählkarten eine Haushaltungsliste besonderer Art ausgefüllt werden. In der Tat würde ja auch ohne eine solche jene wichtige Zelle des sozialen Organismus — die Familie — völlig atomisiert werden; Engel selbst hat darum auch gegen eine gänzliche Aufhebung der „Bulletins de ménage" Einsprache erhoben. Heutzutage besteht das Zählkartensystem u. a. in Preußen und Frankreich.

Darüber, welches das bessere beider Systeme sei, besteht übrigens keine Übereinstimmung. Der 1901 verstorbene Direktor des Kaiserl. Stat. Amtes, H. von Scheel, hat sich sehr entschieden dagegen ausgesprochen. Der Haupteinwand, den man gegen das Zählkartensystem wird erheben können, dürfte dieser

sein: Entweder man nimmt in die ergänzende Haushaltungsliste viele der Merkmale wieder herein, die sich auf den Individualkarten finden — dann wird die Arbeit sehr vermehrt. Oder man faßt sie möglichst kurz — dann wird man eben, wenn auch nicht völlig, so doch bis zu einem gewissen Grade, atomisieren und sich die Möglichkeit einer fein ausgearbeiteten Familienstatistik verkürzen. Das System, Individualkarten als Urformulare zu benutzen, dürfte übrigens möglicherweise so wie so an Boden verlieren, wenn das Hollerithsche Verfahren sich weiter ausbreiten sollte. Dieses besteht darin, daß man Kärtchen drucken läßt, auf denen die Merkmale, die erhoben werden sollen — d. h. alle, die eventuell vorkommen könnten —, in Abkürzungen vorgedruckt sind. Z. B. stehen auf den Kärtchen Zahlen für die Altersjahre 0, 1, 2 usf. oder Abkürzungen für die Rasse: W. für Weiße, N. für Neger. ... Dann werden aus den Urformularen die Merkmale, die für ein Individuum zutreffen, auf das für ihn bestimmte Kärtchen in der Weise übertragen, daß der zutreffende Vordruck gelocht wird. Die Auszählung der so gelochten Karten erfolgt dann mit allen Merkmalskombinationen, die sie verzeichnen, sehr rasch auf elektrischem Wege. Sie sehen, daß hierbei die Individualkarte — und zwar die auf dem statistischen Bureau hergestellte — als Zwischenformular wieder auftritt.

Wer zählt? D. h. wer soll die Karten bezw. die Listen ausfüllen? Das entscheidet sich in der Regel nach der Intelligenz, aber auch nach der Stellung der Befragten. Intelligente Leute verzeichnen sich gewöhnlich selbst, bei weniger intelligenten hilft, wie Sie wissen, der Zähler nach. Es gibt aber auch intelligente Leute, die sich nicht immer selbst zählen dürfen, so z. B. die Insassen von Gefängnissen ganz allgemein — also auch die Schlauen unter diesen —, das Militär in Kasernen, Zöglinge in Erziehungsanstalten.

Wer aber sind die Zähler im eigentlichen Sinne? d. h. die Einsammler der Karten und Listen? Bei uns in Preußen ist das System der freiwilligen Zähler sehr stark ausgebildet; in England verwendet man umgekehrt ausschließlich bezahlte Zähler. In der Regel zählen bei uns Gemeindebeamte, Pastoren, Volksschullehrer, Studenten, Einjährig-Freiwillige, Unteroffiziere und Gendarmen. Am meisten hapert es vielleicht in Ostelbien;

doch auch in Westelbien sieht es nicht immer gut aus. Die bezahlten Zähler erhielten je nach der Örtlichkeit sehr verschiedene Beträge, am meisten natürlich, wenn sie bei schlechten Wegen weit auseinanderliegende Gehöfte zu besuchen haben. Billig kam man 1895 in zwei Gemeinden des Regierungsbezirks Liegnitz weg, wo 1 ℳ bis 1,50 ℳ pro Tag bezahlt wurde, sehr viel — 18 ℳ — zahlten die sonst wohl nicht so sybaritischen Städte Bublitz und Dramburg (Regierungsbezirk Köslin). Das fahrende Volk des Potsdamer Stadtkreises wurde durch Schutzleute gegen eine Entschädigung von 3 ℳ gezählt. Die Beträge wurden von den Gemeinden bezahlt. Freiwillig oder unfreiwillig, bezahlt oder unbezahlt: die preußischen Zähler sind bis zu einem gewissen Grade immer doch Respektspersonen, selbst wenn sie keine Pickelhaube tragen; mindestens bleiben ihnen die Grazien fern. Dem ist nicht überall so. Ihren neugewonnenen Schutzbefohlenen auf Kuba hat 1899 die Union vielfach schwarzäugige Senoras als Zähler ins Haus geschickt. Es zählten 142 Frauen, meist in den Provinzen Habanna, Matanzas und Santa Clara. Nach dem Zeugnis des Zensusleiters Olmsted sollen sie sehr viel Geschick und Begeisterung gezeigt haben und auf ihr Amt recht stolz gewesen sein. So schrieb Zähler Nr. 54, namens Maria Nunez de Villavicencio: Ich schließe damit, zu konstatieren, daß mein Leben glatt verlaufen war . . . bis Sie mich zu einer neuen Tätigkeit aufriefen, mit der ich nicht vertraut war. Und nun sehe ich, daß der Kampf ums Dasein ein Prärogativ der Menschheit bildet, und daß das Weib sich erhalten kann und erhalten soll. . . . Die Amerikaner waren übrigens auch die ersten, die es nicht verschmäht haben, die gewöhnlich so feierlichen, offiziellen statistischen Publikationen mit Illustrationen zu versehen. Aber auch wenn man dieses weiß, wird man es doch noch originell finden, daß sie ihre schönen Zählerinnen dem Publikum im Bilde vorführen, anderen Schönen zur Nacheiferung und zum Exempel! Einige weibliche Zähler sind nach einer Mitteilung Hookers allerdings auch schon bei dem englischen Zensus von 1891 tätig gewesen, und zwar in Melbourne wie auch in England selbst.

Wir haben unsere Erörterungen damit begonnen, daß wir — gleichsam mit der Türe ins Haus fallend — gesagt haben, es werde die Bevölkerung der Erde auf 1558 Millionen [Juraschek

1901; 1906 — 1538 Millionen] bezw. 1560[1]) Millionen [1906: 1568 Millionen nach Stat. Jahrbuch f. d. Deutsche Reich und Statesman's Year-Book 1906 berechnet] angenommen. Dann schlugen wir für längere Zeit eine andere Richtung ein, indem wir die Elemente dieser Zahlen untersuchten: was daran geschätzt und was gezählt sei, weiter wie gezählt wurde und was der vergleichsweise Wert der verschiedenen Zählungsarten und Resultate sei. Wir kehren nun zunächst wieder zu unserer Zahl 1558 Millionen und den anderen eingangs mitgeteilten Zahlen zurück, um sie im Lichte einer anderen Betrachtungsweise zu erörtern und verarbeiten.

[1]) Nach Fircks (1895).

VI. Vorlesung.

Wir kommen nunmehr auf die Frage der relativen Bevölkerung der Erde, der Erdteile und der einzelnen Länder zu sprechen, anders ausgedrückt auf die Frage nach der Dichtigkeit der Bevölkerung. Nach Bessel[1]) hat die Erdoberfläche

509950778 qkm,

es kommen also drei Menschen auf den Quadratkilometer, auf den Quadratkilometer Land und Wasser natürlich. Jedermann aber wird der Ansicht sein, daß es vernünftig ist, die Meeresoberfläche abzuziehen, weil man auf ihr nicht zu wohnen pflegt. Tun wir das, so kommen wir auf 11,4 [nach Juraschek 1906: 10,6] Personen auf den Quadratkilometer Land. Auf die Landfläche kommen nämlich 144432050 qkm (28,4 %), auf die Wasserfläche 365518728 qkm (71,6 %). Man könnte auch weiter gehen und die großen Binnenseen, die Wüsten, die Gebirge und das Polarland, soweit all diese unbewohnbar sind, abziehen, doch pflegen solche Korrekturen für die Berechnung der gesamten Erdbevölkerungsdichtigkeit seltener vorgenommen zu werden. Man reserviert sie — soweit sie überhaupt gemacht werden — für die Übersichten, die nach Ländern spezialisieren, daher sind solche Übersichten wohl darauf zu prüfen, welche Korrekturen vorgenommen sind, und welche nicht. Das Prinzip, auch unbewohnbares Land abzuziehen, läßt sich übrigens auch im einzelnen schwerer konsequent durchführen als das Abziehen von Wasserflächen. Bei Juraschek finden wir z. B., daß er bei der Schweiz die Angaben über die Seeflächen macht, nicht aber auch über die Eis- und Schneeflächen des Hochgebirges.

[1]) Levasseur Im Bull. de l'Inst., Tome I, 3 et 4 livr., 1886 (Rome 1887, p. 23).

Also 11,4 Personen auf den Quadratkilometer Land sagten wir eben; 29,5 Personen auf die Square-Mile würde der Engländer sagen, und 627,6 auf die geographische Meile hätte man früher gesagt.[1])

Folgendes sind nun die Dichtigkeiten der wichtigsten Länder nach politischer Zusammengehörigkeit ohne weitere Zerteilung.

Europa.	um 1900	[1906]
Norwegen	6,9	6,9
Schweden	11,3	11,8
Rußland, europ.	19,7	19,4
Bosnien u. Herzegowina . . .	33,3	30,7
Türkei, europ.	35,7	36,2
Spanien	35,7	36,9
Griechenland	37,6	37,6
Bulgarien	—	39,1
Rumänien	45,1	45,4
Serbien	51,6	51,6
Portugal	55,0	59,0
Ungarn	59,0	59,0

[1]) Halten wir hier einen Augenblick zu einigen nützlichen Erinnerungen inne. Folgendes ist die Einteilung unseres Dezimal-Feldmaßes:

1 qkm = 100 ha = 10000 a = 1000000 qm
1 ha = 100 a = 10000 qm
1 a = 100 qm

Dieses bequeme Maß erfreut sich jetzt, ebenso wie das metrische Gewicht, einer außerordentlich großen Verbreitung.

Allgemein jedoch ist es noch nicht geworden, sondern über einen riesigen Teil des Erdkreises hält die englische Rasse mit ihrem Konservativismus und stolz auf ihre uralten Traditionen ein anderes Maß aufrecht.

Es ist dies das Feldmaß, das nach acres rechnet, von denen 640 eine sog. mile of land ausmachen. In englischen Büchern begegnen wir fortwährend solchen Ausdrücken.

Ferner aber begegnen wir in der älteren Literatur noch sehr zahlreichen Feldmaßausdrücken nach sog. geographischen Quadratmeilen.

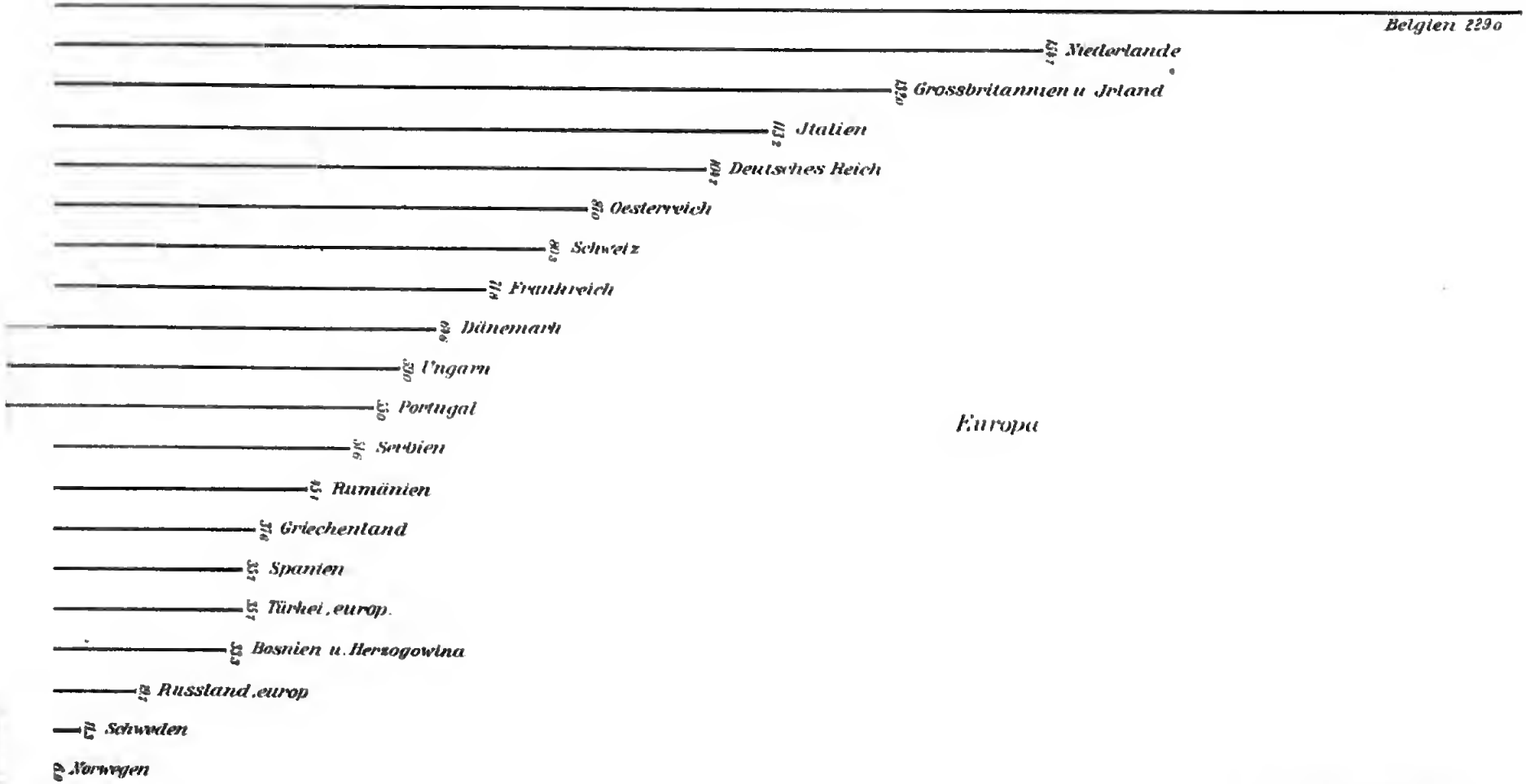
Nachstehende Beziehungen ist es daher gut zur Verfügung zu haben:

Es ist	Geogr. Quadratmeilen	Square Miles	qkm	ha	acres
1 qkm	0,01816	0,38611	1,—	100,—	247,1
1 Square Mile . . .	0,04704	1,—	2,5899	258,99	640,—
1 geogr. Quadratmeile	1,—	21,25	55,0564		
1 ha			0,01	1,—	2,471
1 Acre			0,0405	0,4047	1,—

	um 1900	[1906]
Dänemark	64,6	63,7
Frankreich	71,8	72,6
Schweiz	80,3	80,5
Österreich	87,0	87,2
Luxemburg	—	95,3
Deutsches Reich	104,2	112,1
Italien	113,2	113,3
Großbritannien und Irland	132,0	132,7
Niederlande	154,7	154,3
Belgien	229,0	227,3
Asien.		
Java	198,6	218,6
Japan	111,0	122,2
China, eigentl.	87,0	82,0
Britisch Indien	59,6	64,3
Philippinen	23,6	25,6
Türkei, asiat.	10,4	10,0
Siam	10,0	9,6
Sumatra	7,2	7,1
Persien	5,5	5,8
Borneo, holl.	2,1	2,0
Rußland, asiat.	1,4	1,5
Amerika.		
Porto Rico	102,3	102,4
Dänisch Westindien	91,3	85,0
Brit. Westindien	—	50,7
Cuba	13,2	14,1
Vereinigte Staaten	8,1	8,3
Mexiko	6,8	6,8
Uruguay	—	4,9
Chili	4,3	3,4
Columbia	—	3,7
Venezuela	—	2,2
Canada, Provinzen	2,1	—
Canada, Gesamtgebiet	—	0,6
Brasilien	1,8	1,7
Argentinische Republik	1,4	1,4

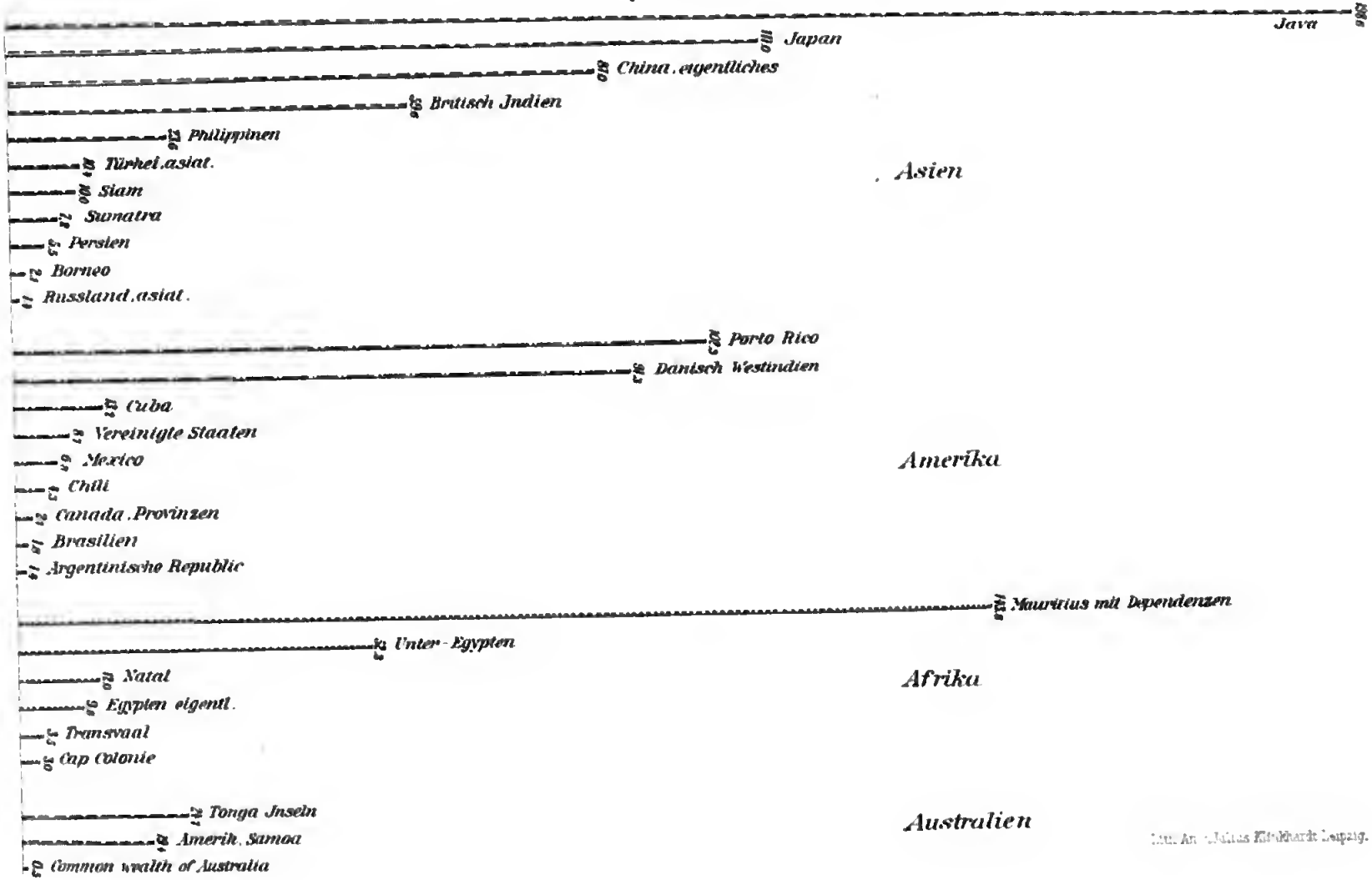
Bevölkerungsdichtigkeiten nach Juraschek. (1901)

— pro Qu.-Km.—



Bevölkerungsdichtigkeiten nach Juraschek. (1901)

— pro Qu.-Km. —



Lith. Anst. v. Julius Klinkhardt Leipzig.

Afrika.	um 1900	[1906]
Mauritius mit Dependenzen . .	143,8	204,7
Unter-Ägypten	52,3	—
Natal	12,0	12,1
Ägypten, eigentl.	9,8	9,8
Algier	—	5,9
Madagaskar	—	4,5
Transvaal	3,5	4,4
Kapkolonie	3,0	3,4
Oranjestaat	—	3,0
Türkei, afrikan.	—	0,9
Australien.		
Tonga-Inseln	24,7	20,9
Amerik. Samoa.	19,4	—
Commonwealth of Australia . .	0,5	0,6

Wenn Sie diese Tabelle geographisch überdenken, sich die Länder nach ihrer Lage gruppieren und neben der Dichtigkeit ihre Ausdehnung erwägen, so sehen Sie, daß auf der Erde an mehreren Stellen Ansammlungen dichter Bevölkerung stattfinden. Die ausgedehnteste in Süd- und Ostasien (Indien, China und Japan), dann eine Ansammlung in Zentraleuropa mit Italien und Großbritannien, und endlich — in unserer Übersicht nicht hervortretend — eine solche im Nordosten der Vereinigten Staaten. Überhaupt, das darf man bei Erwägungen von Dichtigkeitsunterschieden nie vergessen: Je größer die Einheiten, von denen man ausgeht, desto mehr verwischen sich die Unterschiede; je kleiner sie sind, desto mehr treten sie hervor. Auf unserer Tabelle sehen sie Unterschiede von 1:458 — Belgien mit 229 gegen „Commonwealth of Australia“ mit 0,5 — und 1:162 — Belgien gegen die Argentinische Republik mit 1,4.

Hätten wir Erdteile miteinander verglichen, so würden wir Unterschiede von nur 1:57 erhalten haben. Nämlich:

Europa	40,4	[42,1]	pro qkm
Asien	19,1	[18,7]	„ „
Afrika	5,9	[4,4]	„ „

Amerika	3,7	[3,9]	pro qkm
Australien u. Ozeanien .	0,7	[0,7]	„ „[1])

Umgekehrt würden sich, wenn wir administrative Einheiten innerhalb der Staaten herabgegangen wären, noch größere Unterschiede gezeigt haben:

Archangel	0,4	[0,4]	pro qkm
Lancaster	413	[413]	„ „

oder gar

London	14969	[14970,6]	pro qkm[2]).

Besonders die sogen. Dichtigkeitskarten muß man darauf ansehen, welche Einheiten ihnen zugrunde gelegt sind. Sind z. B. auf einer solchen Karte die dichtbevölkerten Gebiete mit dunklen Nüancen getont und die schwachbevölkerten mit hellen, so wird man — wenn große Einheiten gewählt sind — verhältnismäßig wenige und geringe Unterschiede erhalten. Ist man aber auf kleinere Einheiten herabgegangen, so wird man natürlich ein viel buntscheckigeres Bild erhalten: hier das dicht bevölkertste Areal, daneben vielleicht unbewohntes. So kann man von ein und demselben Land ganz verschiedene Bilder anfertigen, je nachdem man einteilt.

Statt zu berechnen, wieviel Menschen auf ein bestimmtes Flächenmaß kommen, rechnet man aber auch zuweilen umgekehrt, wieviel Fläche in einem gegebenen Lande, Bezirke usf. auf einen Menschen entfällt. Die letztere Berechnungsweise wird namentlich zu graphischen Darstellungen benutzt. Man versinnlicht dann öfters die Flächeneinheit durch einen Kreis und zeichnet in ihn so viele Punkte ein, wie Menschen durchschnittlich auf solcher Einheit leben, und läßt jeden Punkt sodann als Mittelpunkt eines regelmäßigen Sechsecks erscheinen, das die einem Bewohner zukommende Fläche darstellt. Walpole, der diese Darstellungsweise im großbritannischen Zensus von 1851 anwandte, nannte die Größe der so entstehenden Sechsecke die „Density" der Bevölkerung und die Entfernung des Mittelpunktes eines jeden Sechsecks von den Mittelpunkten der sechs

[1]) Nach Juraschek Ausgabe 1901 [resp. 1906], Ges. Landfläche u. Bev. d. Erde ohne Polargebiete, S. 91 [resp. S. 95].

[2]) Archangel s. Jurasch. 1901 [resp. 1906], Lancaster u. London n. St. Y.-B. 1902 [resp. 1906], Lanc. 1069,9 [1070,1], London 38769,7 [38773,8] p. sq. m.

anliegenden Sechsecke die „Proximity". In Preußen lebten 1877 auf dem Quadratkilometer 74 Menschen; unter Anwendung der ebengenannten Methode erhielt man als Resultat:

1,3499 ha Fläche für jeden Einwohner,
72,07 m Länge einer Sechseckseite,
124,84 m Entfernung zweier Mittelpunkte.[1])

Auf die Bevölkerung des Deutschen Reichs angewandt, ergibt sich auf Grund der anzuwendenden Formeln, daß nach den Ergebnissen der Volkszählung von 1900 — 104,2 Einwohner pro Quadratkilometer — auf jeden Einwohner 0,9597 Hektar kämen, die einzelne Seite des einem jeden zukommenden Sechsecks wäre 60,76 m lang und der mittlere Abstand = 105,248 m. Ebenso ließe sich der mittlere Abstand der Bewohner Javas auf 75,96 m, der Argentiniens dagegen auf 907,87 m berechnen.

Über die bloße Berechnung und tatsächliche Konstatierung der auf einzelnen Landabschnitten vorherrschenden Dichtigkeitsverhältnisse der Bevölkerung hinausgehend, hat man es sich natürlich auch zur Aufgabe gemacht, diese Gebiete auf die Bedingungen hin zu untersuchen, die für die verschiedene Dichtigkeit ihrer Besiedlung als mitwirkende Ursache angesehen werden könnten. Es leuchtet ein, daß man hierbei in älteren Zeiten zunächst den Naturbedingungen nachgegangen ist, in denen die alten Kulturstaaten noch im höheren Grade Ackerbaustaaten waren als heute. Ebenso einleuchtend ist es wohl aber auch, daß diese Betrachtungsweise den neuen Staaten nahe liegt, die als Ackerbaukolonien besiedelt worden sind. So haben wir besonders aus der Union einige sehr schöne Zusammenstellungen über den Zusammenhang von klimatischen Bedingungen und Volksdichtigkeit. In dem amerikanischen Zensus von 1880 finden sie sich unter dem Abschnitt: „Influence of the Physical Features upon the Distribution of population". Danach ergibt sich für die Verteilung der nordamerikanischen Bevölkerung verglichen mit der mittleren Jahrestemperatur folgendes Bild:

Fahrenheit	Celsius	Réaumur	Einw. pro qkm
unter 40	unter 4,4	unter 3,5	0,8
40—45	4,4— 7,2	3,5— 5,7	3,2
45—50	7,2—10	5,7— 8	7,8

[1]) Zeitschr. d. Pr. Stat. B., 1877, S. 195 f.

Fahrenheit	Celsius	Réaumur	Einw. pro qkm
50—55	10 —12,8	8 —10,2	11,6
55—60	12,8—15,6	10,2—12,4	8,8
60—65	15,6—18,3	12,4—14,7	4,8
65—70	18,3—21,1	14,8—16,9	4,7
70—75	21,1—23,9	16,9—19,1	0,5
über 75	über 23,9	über 19,1	0,4

Die 45 Staaten und 6 Territorien zusammen haben nach Juraschek (1903) 8,1 pro qkm.

Aus den Zusammenstellungen über die jährliche Regenmenge erhalten wir dieses Bild:

Regenmenge in mm	Einw. pro qkm
unter 254	0,31
254— 508	0,69
508— 762	3,13
762—1016	16,6
1016—1270	22,8
1270—1524	9,7
1524—1778	7
über 1778	1,58

Die stärkste Dichtigkeit zeigt sich also in den Bezirken mit 762 bis 1270 mm Regenhöhe. Das wären ungefähr die Regenhöhen von München (805) und der nördlichen Schweiz (1150).

Gegenstand der Untersuchung ist dann auch noch die Verteilung der Unionbevölkerung nach der Höhenlage gewesen. Hierüber gibt die nächste Tabelle Aufschluß.

Engl. Fuß	Meter	Einwohner pro qkm
bis 100	bis 30,5	19,5
„ 500	30,5— 152,4	10
„ 1000	152,4— 304,8	14,2
„ 1500	304,8— 457,2	8,6
„ 2000	457,2— 609,6	4,3
„ 3000	609,6— 914,4	0,9
„ 4000	914,4—1219,2	0,2
„ 5000	1219,2—1524	0,2
„ 6000	1524 —1828,8	0,5
„ 7000	1828,8—2133,6	0,2

Digitized by Google

Engl. Fuß	Meter	Einwohner pro qkm
bis 8000	2133,6—2438,4	0,1
„ 9000	2438,4—2743,2	0,2
„ 10000	2743,2—3048	0,4
über 10000	3048	0,4

Die Bedingungen, welche die Amerikaner hier zum Ausgangspunkt ihrer Untersuchungen genommen haben, sind großenteils die Vorbedingungen der höheren oder geringeren Fruchtbarkeit eines Landstrichs. Die Untersuchung geht also — wenigstens in der Hauptsache — darauf hinaus, den Zusammenhang zwischen Fruchtbarkeit und Volksdichtigkeit aufzudecken, wobei jene Bedingungen als die primären Ursachen der letzteren erscheinen. So wird im amerikanischen Zensus z. B. ausdrücklich gesagt: Die Prosperität eines Landes hängt im hohen Grade von der Regenmenge ab, denn es darf wohl gesagt werden, daß die Ertragsfähigkeit der Urindustrie, von der in letzter Linie doch alle anderen abhängig sind — die Landwirtschaft nämlich — in direktem Verhältnis zur Feuchtigkeit steht.[1]) Wie gesagt, wenn irgendwo, so muß der Zusammenhang zwischen der Fruchtbarkeit eines Bodens und der Bevölkerungsdichte in neubesiedelten Ländern klar zutage treten. Trotzdem aber würde uns der Versuch, ihm nachzugehen, auch hier schon Schwierigkeiten bereiten.

Wir werden es selbst in der jungfräulichen Union schon mit einer Reihe zusammenwirkender oder auch sich durchkreuzender Ursachen zu tun haben. Wenn z. B. die niedersten Terrains besonders dicht bevölkert sind, so spielt hier die historische Tatsache die Hauptrolle, daß dies die Küstendistrikte — also die am frühesten besiedelten — sind. Zu je älteren Ländern wir übergehen, um so verwickelter wird dann die Sache, um so mehr muß der Faktor der potentiellen Fruchtbarkeit zurücktreten. Im allgemeinen werden wir sagen müssen: Die potentielle Fruchtbarkeit bedarf, um aktuell zu werden, der Tätigkeit des Menschen. Fleiß, Verstand, physische Kraft müssen also in dieser Beziehung volksvermehrende Ursachen sein. Und ferner: Wäre auch ein und dieselbe Menge Bodenertrag gegeben, so würde diese doch je nach den Lebens-

[1]) Census 1880. Vol. I, p. LXIII.

ansprüchen der Bevölkerung hier zu größerer — dort zu geringerer Volksvermehrung führen. Wenn in Sizilien nach Bertillon 132 Personen auf den Quadratkilometer kamen, im reichen Departement Orne aber nur 58, so ist nicht die Verschiedenheit des Ertrages, sondern die Verschiedenheit der Lebensansprüche hierfür in erster Linie maßgebend. Ebenso wenn das allerärmste Stück in unserem Kiautschou, ein steiniges, gebirgiges Land, noch immer so viel Einwohner pro Quadratkilometer zählen soll wie das Deutsche Reich. Wenn in Deutschland auf den Quadratkilometer landwirtschaftlich benutzten Areals 160 Personen kommen, in Portorico 493, in Java dem Anschein nach 627, so ist die Verschiedenheit der Fruchtbarkeit sicher nicht der einzige Faktor, der diese Unterschiede herbeiführt. Außerdem kann, wenn die potentielle Fruchtbarkeit den Menschen zur Tätigkeit und zur Vermehrung bestimmen soll, dies nur insofern sein, als diese Fruchtbarkeit für ihn da ist, und es nicht heißt: sic vos non vobis! Wo also Unsicherheit des Eigentums herrscht, wird Tätigkeit und Vermehrung gefährdet, wie z. B. in der Türkei, in Persien, Afghanistan, in Teilen von Südamerika. Dann aber fällt auch in den meisten Ländern der Ertrag des Bodens nur einer beschränkten Klasse von Menschen zu, während die anderen vom Lohne leben. Diese haben mit der Fruchtbarkeit des Landes zunächst überhaupt nichts zu tun. Ihr Lohn variiert um den „standard of life“ herum nach Nachfrage und Angebot. Die Nachfrage aber ist abhängig von der Art der Produktion, die denen, die darüber zu bestimmen haben, beliebt. Die soziale Verfassung eines Landes muß also von größtem Einfluß auf die Dichtigkeit sein. In Kuba wohnen 14 Einwohner auf dem Quadratkilometer, in Portorico 102, dort beträgt die angebaute Fläche 3 %, hier 21 %, dort werden 43,5 % des bebauten Landes von seinen Eigentümern bewirtschaftet, hier 91 %. Es scheint also, daß Verschiedenheiten der Besitzverfassung hier von erheblicher Bedeutung sind. Zu berücksichtigen aber ist noch vor allem, daß im Zeitalter der Arbeitsteilung — und vollends in dem der internationalen Arbeitsteilung und des Weltverkehrs — die Bevölkerung eines Landstriches sich nicht von dem nährt, was auf diesem Landstrich wächst, sondern was irgendwo für sie wächst, weil sie es im Austausch gegen ihre Produkte erhalten kann.

Wie bekannt, leben auf unfruchtbarem Boden die dichtesten Bevölkerungen von der Industrie, da die zu ihrer Ernährung nötigen Flächen nicht um sie herumzuliegen brauchen, sondern in den verschiedensten Teilen der Erde gelegen sein können. Ungeschickt drückt man das oft so aus, daß man sagt, die Industrie vermöge mehr Menschen zu ernähren als der Ackerbau, oder: mit der Zunahme der Industrie nehme die Bevölkerung zu. Umgekehrt: je mehr Industrie — d. h. je mehr Bedürfnisse sich die Menschheit zulegt, die über die der Ernährung hinausgehen — um so mehr menschliche Arbeitskraft und Boden entzieht sie der Nahrungsproduktion. Dabei ist es interessant zu beobachten, wie gewisse landwirtschaftliche Betriebszweige in bezug auf ihr Verhältnis zur Bevölkerungsdichte sich mehr der Industrie verwandt zeigen. Wenn z. B. ein Kolonialland infolge des Anbaues von Handelsgewächsen (Kaffee, Tee, Gewürze, Zucker, Baumwolle, Tabak) eine große Bevölkerung aufweist, so ist diese Bevölkerung doch nicht in dem Sinne eine Folge der Fruchtbarkeit, als wenn dort Reis gebaut würde. Denn die Nahrungsflächen jener Bevölkerung liegen vielleicht großenteils außerhalb, und ihre Prosperität beruht auf der Nachfrage nach ihren speziellen Produkten auf dem Weltmarkt, von deren Schwankungen sie gerade so gut wie eine industrielle Bevölkerung abhängig sein kann. Um ein näher liegendes Beispiel zu wählen: die dichte Bevölkerung unserer Weinbaudistrikte nährt sich natürlich nicht von den Produkten ihres Landes.

Den Betrachtungen über die tatsächlich vorhandenen Bevölkerungsdichtigkeiten gehen sehr häufig Betrachtungen über die möglichen zur Seite. Wieviele Personen können auf einer bestimmten Fläche leben? Es ist klar, daß wir — wenn wir nicht auf die Naivitäten der alten Statistiker zurückkommen oder nicht gerade als spezielle Wohnungsstatistiker auftreten wollen — mit dieser Frage nicht meinen können, wieviele können auf der betreffenden Fläche wohnen, sondern wieviele können aus ihr das zum Leben Notwendige gewinnen, ihre Gemeinschaft als eine geschlossene wirtschaftliche, sich selbst genügende, gedacht.

Das zum Leben Notwendige ... also: Nahrungsmittel, Material für Obdach, Feuerungsmaterial zum Kochen, zur Verarbeitung von Rohstoffen — in kälterem Klima auch zur Be-

heizung der Wohnung —, Stoffe zur Bekleidung: all dies meinen wir oder sollten wir doch meinen. Bei Einsicht in die Literatur gewahrt man indes, daß die Frage meist enger gefaßt und daß unter „leben" gewöhnlich nur „sich nähren" verstanden wird. Leider muß man aber gleich hinzufügen, daß auch über die enger gestellte Frage viel mehr unbrauchbares und veraltetes als wünschenswert im Kurs ist. So rechnet z. B. Fircks — und er meint, damit hoch zu rechnen —, daß auf 1 qkm fruchtbaren Landes bei herrschendem Vegetarismus allenfalls 100 Menschen erhalten werden könnten, und kommt so auf 9272 Millionen mögliche Erdbewohner im Maximum.[1]) Das wäre aber nur eine Person pro Hektar, was entschieden viel zu hoch gegriffen ist. Obschon wir in Deutschland doch keine Vegetarianer sind, so hatten wir 1893 für unsere damaligen 51 Millionen Menschen doch nur zirka 35 Millionen Hektar landwirtschaftliche Fläche — die Wiesen inbegriffen — in Benutzung. Niemand aber wird behaupten wollen, daß wir 1893 die Nahrung für 16 Millionen Menschen vom Ausland erhalten hätten. Eher dürfte es richtig sein, daß sich in Deutschland etwa 4 Menschen von 1 ha Ackerland nähren könnten, vom Quadratkilometer also 400. Wenn dem aber so ist, so wird man den Weltdurchschnitt für fruchtbares Land überhaupt nicht soviel niedriger zu setzen haben, als Fircks es getan hat. Die Ermittlung eines solchen Weltdurchschnittes ist allerdings immer eine üble Sache. Dies aber um so mehr, als wir über die Bedeutung wichtiger Früchte die merkwürdigsten Widersprüche hinunterzuwürgen gezwungen sind. So bei der Banane. Ratzel, der Hauptvertreter der sogen. Anthropogeographie, jemand also, in dessen Ressort derartige Fragen ganz speziell fallen würden — überdies ein gereister Mann —, beruft sich auf Scherzer und sagt: „Der Ertrag der Banane verhält sich zu dem des Weizens wie 105:1 und zu dem der Kartoffel wie 9:1. Bei Scherzer aber lautet die Stelle vollständig: „Derselbe Flächenraum, welcher erforderlich ist, um ein Erträgnis von 19 kg Weizen und 231 kg Kartoffeln zu liefern, reicht hin, um 2000 kg Bananen zu erzeugen. Der Ertrag der Banane verhält sich somit zu jenem des Weizens wie 105:1, zu jenem der Kartoffeln wie 9:1. Ein Arbeiter braucht ungefähr zwölf

[1]) A. a. O. S. 295.

Bananen zu seiner täglichen Nahrung.“ Man weiß bei Ratzels Auszug zunächst nicht, ob bei den gedachten Proportionen der Nährstoff oder Gewicht schlechtweg gemeint ist. Für das Gewicht aber trifft die hiernach bestehende Proportion von 12:1 zwischen Kartoffeln und Weizen durchaus nicht zu. Nach dem Durchschnitt der Jahre 1880/98 [resp. 1899/1904] wurden im Deutschen Reich geerntet pro Hektar Weizen: 1400 kg [1900 kg]; Kartoffeln 8840 kg [12880 kg][1]) Sie stimmt aber auch nicht, wenn man nach ausnützbaren Nährstoffen[2]) geht. Es liefert nämlich nach dem Durchschnitt von 1880/98:

1 ha Weizen	117,6 kg	Stickstoff
1 „ Kartoffeln	132,6 „	„
1 „ Weizen	938,0 „	Kohlenhydrate
1 „ Kartoffeln	1768,0 „	„

Und nach sogen. Kalorien — Wärmeeinheiten berechnet gibt:

1 ha Weizen	4432120 Kalorien
1 „ Kartoffeln	7855140 „

Nirgends also rechnet sich nur entfernt ein Zwölffaches heraus. Nun aber zitiert Schmoller gelassen[3]): „Ein Bananenfeld der warmen Zone — sagt Ritter — ernährt 25mal (Humboldt sagt — 133mal) soviel Menschen als ein gleich großes Weizenfeld.“ Was ist jetzt richtig? Was Ritter sagt oder was Humboldt sagt oder was Scherzer in der ersten oder was er in der zweiten Proportion sagt? Wenn wir nach absoluten statt nach relativen Angaben suchen, so hören wir bei Wappäus — wahrscheinlich nach Humboldt —, daß 1 ha Bananen 100 Menschen nähre. Wenn aber — wie Scherzer will — tatsächlich 2000 kg Bananen auf dem Raum gewonnen würden, der 19 kg Weizen resp. 231 kg Kartoffeln trägt, so würden — voraus-

[1]) [Die Angaben für 1880/98 sind an sich zu niedrig, doch wird die Proportion dadurch nicht wesentlich beeinflußt, vgl. Die deutsche Volkswirtschaft am Schlusse des 19. Jahrhunderts (Berlin 1900) S. 42 u. 59.]

[2]) [Nach König, Prozentige Zusammensetzung und Nährgeldwert der menschlichen Nahrungsmittel. 8. Aufl. (Berlin 1902). — Die Umrechnung in Kalorien nach der bekannten Formel: 1 g Stickstoff = 4,1 Kal., 1 g Fett = 9,3 Kal., 1 g Kohlehydrate = 4,1 Kal. unter Berücksichtigung eines ausnutzbaren Fettgehalts von 0,2 % für Kartoffeln und 0,8 % für Weizen. Dieser stets als grobes Weizenmehl gerechnet.]

[3]) Schmoller, Grundriß, I, S. 131.

gesetzt, daß von einem Hektar fruchtbaren Boden 2000 kg Weizen gewonnen würden — von einer gleich großen Fläche zirka 200000 kg Bananen geerntet werden müssen. Nun hat jedoch Scherzer selbst gesagt, der Baum trage über 75 kg; auf einem Hektar müßten also etwa 2666 Bäume stehen, d. h. auf je 4 qm käme ein Baum. Mit anderen Worten, die einzelnen Stämme könnten nicht mehr als 2 m voneinander entfernt stehen, was aber absurd ist. Außerdem soll nach Scherzer ein Arbeiter mit 12 Bananen pro Tag als Nahrung auskommen. Rechnen wir nun 4 Bananen = 1 Pfund, so würde ein Arbeiter also zirka 500 kg Bananen im Jahr brauchen. Danach könnten indes nicht nur 100, sondern 400 Menschen von dem Ertrag eines Hektars Bananen leben.

In den Zensusberichten von Kuba und Portorico finden wir nun allerdings einige Angaben über die mit Bananen bestellte Fläche, leider aber nicht über den Ertrag. So sollen nach dem Zensus von 1899 in Puertorico 69380 cuerdas = 30757 ha mit Bananen bestellt gewesen sein. Nach der eben mitgeteilten Norm würde deren Ertrag 3075700 Menschen zu ernähren imstande sein. Und Kuba hatte 753627 cordels = 31350 ha bestellt. Es müßte also dort für 3135000 Menschen Bananen geben. Nebenbei bemerkt: Portorico hatte 953243 und Kuba 1572797 Einwohner.

Mit den Untersuchungen über die Dichtigkeit der Bevölkerung hängen sehr nahe zusammen die über die sogen. Agglomeration. Bei diesen geht die Betrachtung in der Weise vor sich, daß man fragt: Wenn das Gesamtverhältnis einer Gesamtbevölkerung zu einem Gesamtlandabschnitt gegeben ist, wie gleichmäßig oder ungleichmäßig ist dann diese Bevölkerung über den Landabschnitt verteilt? Ein sehr geniales Mittel, um hiervon eine belehrende Vorstellung zu gewinnen, haben die Amerikaner erfunden. Sie suchen nämlich den Schwerpunkt der Bevölkerung (Center of Population). Die verständlichste Definition dieses etwas komplizierten Begriffes findet sich im Zensus von Portorico. Dort heißt es: Wenn Portorico eine ebene Fläche ohne eignes Gewicht wäre, aber genau in der Weise mit seinen Bewohnern beschwert, wie sie sich 1899 (dem Jahre des Zensus) über das Land verteilten, und wenn ein Bewohner soviel wiegen würde, wie der andere,

so würde das „center of population“ der Punkt sein, um den alle Teile der Insel balancieren würden.“

Schwerpunktsberechnungen hat man meines Wissens nur in den Vereinigten Staaten angestellt: Um so allgemeiner fragt man dagegen — und diese Frage geht auch auf Konkreteres — nach der Verteilung der Bevölkerung auf die Wohngruppen verschiedener Größe. Wieviele Orte gibt es mit

bis zu 2000 — 20000—100000
2000—10000 — über 100000 Einwohnern?
10000—20000

Und wieviele Menschen wohnen in jeder dieser Gruppen? Die Antwort hierauf gibt uns dann eine Vorstellung von dem vergleichsweise gedrängten oder zerstreuten Wohnen der Bevölkerung im Lande, und damit einen der wichtigsten Einblicke in die ökonomische und intellektuelle Gliederung der Gesellschaft. Für Deutschland und Österreich geben uns hierüber die folgenden Übersichten ein Bild[1]):

	Zahl		Bevölkerung absolut		Prozent	
	1900	1890	1900	1890	1900	1890
Großstädte . 100000 u. m. Einw.	[33]	24	[9120280]	5631014	[16,2]	11,4
Mittelstädte . 20000—100000 Einw.	[194]	125	[7111447]	4610921	[12,6]	9,3
Kleinstädte . 5000—20000 Einw.	[864]	629	[7585495]	5674487	[13,5]	11,5
Landstädte . 2000—5000 Einw.	[2269]	1721	[6815853]	5078952	[12,1]	10,3
Zusammen	[3360]	2499	[30633075]	20995014[2])	[54,4]	42,5
Ländliche Wohnplätze			[25734103]	28433456	[45,6]	57,5
Gesamtbevölkerung			[56367178]	49428470	[100]	100

In Österreich befanden sich bei der Zählung von 1890[3])

in Ortschaften	über	20000	Einw.	12,0 %
„ „	von	10—20000	„	3,8 %
„ „	„	5—10000	„	4,1 %
„ „	„	2— 5000	„	12,6 %
„ „	bis	2000	„	67,5 %
				100,0 %

[1]) [Berechnet nach Stat. Jahrbuch 1904 und Conrad, Grundriß IV, 1, S. 62... Nach der Volkszählung von 1905 leben in Deutschland ca. 11,5 Mill. (etwa 19 %) der Bevölkerung in 41 Großstädten (Vjh. 1906 I).]

[2]) Der Fehler in der Addition auch bei Conrad.

[3]) Mayr, a. a. O. II, S. 58.

Nicht unwichtig ist es jedoch, bei all solchen Aufstellungen zu wissen, wie die betreffende Statistik den Begriff: Ortschaft definiert. Müssen die Wohnstätten topographisch zusammenhängen, oder bildet die Zugehörigkeit zu einer administrativen Gemeinde den Begriff der Ortschaft? Ist also z. B. Frankfurt a./M. mit 288980 Einwohnern (1900) eine Ortschaft, die statistisch Bockenheim, Sachsenhausen, Bornheim, Niederrad, Oberrad und Seckbach mit umfaßt, oder zählt es mit 7 Ortschaften in einer Gesamttabelle der Ortschaften des Deutschen Reiches so, daß Bockenheim mit seinen zirka 25000 Einwohnern (1902) eigentlich den Ortschaften mit mehr als 20000 Einwohnern zugeschlagen werden müßte? Sie werden es wegen des engen Zusammenhanges mit der alten Stadt jedenfalls nicht beanstanden, daß Bockenheim uns zugeschlagen wird; dagegen dürfte es Ihnen schon als Ihrem Begriff widersprechend erscheinen, daß z. B. das mit Frankfurt nicht unmittelbar zusammenhängende Oberrad statistisch als Individualität untergeht und seine Gärtner die Zahl einer städtischen Bevölkerung vermehren. Erscheint hier schon eine vorhandene Agglomeration — das alte Frankfurt — begriffswidrig durch vorerst noch nicht mit ihm verwachsene kleinere Agglomerationen zu sehr vergrößert, so können auch überhaupt scheinbar größere Agglomerationen statistisch entstehen, während in Wahrheit nur kleine auseinanderliegende, aber administrativ verbundene Agglomerationen vorhanden sind. So umfaßt in Italien eine ländliche Gemeinde oft sehr viele Ortschaften. Die italienische Statistik unterscheidet nun zwar zwischen den tatsächlichen Ortschaften und den administrativen Gemeindeeinheiten, allein nicht alle Statistiken verfahren in gleicher, eine Irreführung ausschließenden Weise.

Der Unterscheidung der Bevölkerung nach der Größe der Wohnplätze liegt sehr nahe die Unterscheidung zwischen städtischer und ländlicher Bevölkerung. Und wir dürfen wohl sagen, daß wir bei Kenntnis der Bevölkerung im Hinblick auf ihre Verteilung in große und kleine Wohnplätze damit auch ungefähr einigermaßen unterrichtet sind über ihre Scheidung in die eben erwähnten beiden Kategorien. Immerhin nur ungefähr, denn wenn wir unter städtischer Bevölkerung eine solche verstehen, die von der Industrie und dem Handel

lebt, und unter ländlicher eine solche, die Landwirtschaft betreibt, so ist darauf hinzuweisen, daß durch aufs Land gezogene Industrien sehr viele Dörfer ihren ländlichen Charakter durchaus verloren haben; eine Erscheinung, die man in Deutschland wie in anderen Ländern mit stark wachsender Industrie beobachten kann.

Eine häufige Gruppierung ist ferner die in Stadt und Land nach der Art der Gemeindeverfassung, unter der die Orte stehen. So unterscheidet z. B. Preußen:

Stadtgemeinden oder im Stande der Städte vertretene Flecken und Landgemeinden,
Landgemeinden,
Gutsbezirke.

Da sich aber unter der ersten Kategorie „Städte" wie Amöneburg mit 855 Einwohnern (1895) befinden, so gewinnt man auch auf diese Weise kein absolut richtiges Bild von der Gliederung der Bevölkerung in städtische und ländliche. Die moderne Statistik gruppiert daher immer vorwiegender nach Größenklassen, da die Einteilung nach anderen Kriterien schließlich doch noch größere Nachteile mit sich bringt.

Man könnte nun, wenn man die einzelnen Länder daraufhin miteinander vergleicht, auf die Vermutung kommen, daß es auch die dichtbevölkertsten Länder sein werden, die den stärksten Prozentsatz in großen Zentren wohnender Bevölkerung aufweisen. Dem ist indessen nicht regelmäßig so. Die dicht bevölkerten Länder Italien, Indien, Japan haben einen relativ geringen Satz stark agglomerierter Bevölkerung, die dünn bevölkerte Union und ebenso Australien dagegen einen sehr großen. Daß zwischen einer dichten Bevölkerung und einer Ansammlung in großen Zentren nicht notwendig ein Parallelismus besteht, zeigt auch ein Vergleich zwischen Bengalen und Belgien. In jenem Lande von kaum viel geringerer Bevölkerungsdichte als Belgien (191 Einwohner pro Quadratkilometer gegen 227) wohnen 4,8 % der Bevölkerung in Orten mit mehr als 5000 Einwohnern, in Belgien dagegen 47,7 %.

Sehr interessant ist insbesondere die Entwicklung der australischen Kolonien, in denen etwa 25 % der Bevölkerung in den Hauptstädten wohnen. Freilich sind diese Städte sehr aus-

gedehnt und z. T. von durchaus ländlichem Charakter. Man sieht das deutlich aus folgender Übersicht[1]):

	acres	ha
Sidney	96000	38851
Chicago	103000	41684
Philadelphia	83000	33590
London	75000	30352,5
Paris	19000	7689
New-York (vor 1898)	25000	10117,5
Berlin	16000	6475
Melbourne	163000	66335

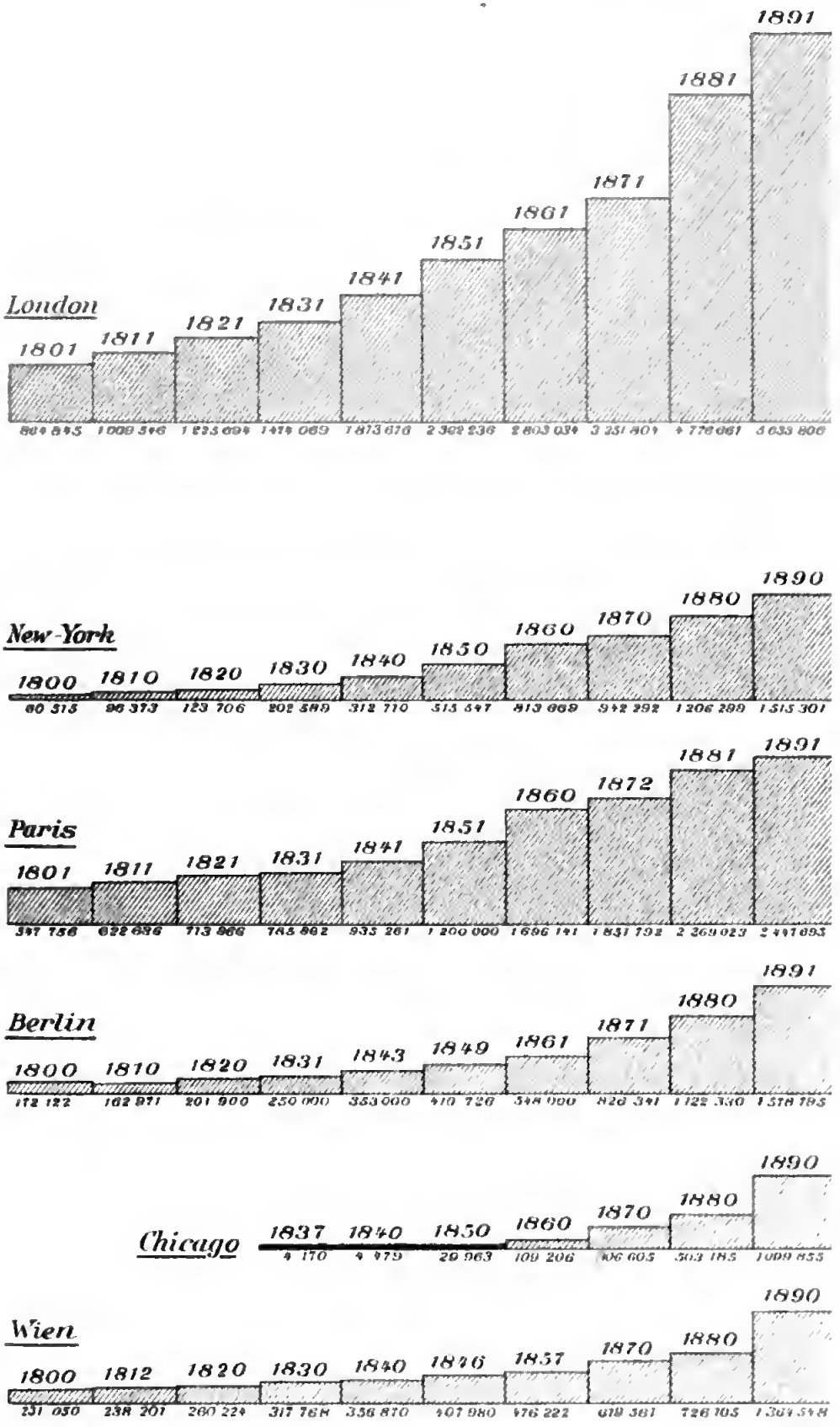
Wie sehr die Tendenz dahin geht, daß sich die Bevölkerung immer mehr in große Zentren zusammenzieht, zeigt eine andere Tafel.[2])

	Von je 100 der Gesamtbevölkerung wohnten in Orten mit 10000 u. mehr Einwohnern		
	1890	1850	1800
England u. Wales	61,7	39,4	21,3
Belgien	34,8	20,8	13,5
Sachsen	34,7	13,6	8,9
Niederlande	33,5	29	29,5
Preußen	30	10,6	7,2
Vereinigte Staaten	27,6	12	3,8
Frankreich	25,9	14,4	9,5
Norwegen	16,7	5,3	3,3
Schweiz	16,5	7,3	4,3
Österreich	15,8	5,8	4,4
Ungarn	17,6(?)	9,1	5,3
Schweden	13,7	4,7	3,9
Rußland	9,3	5,3	3,7

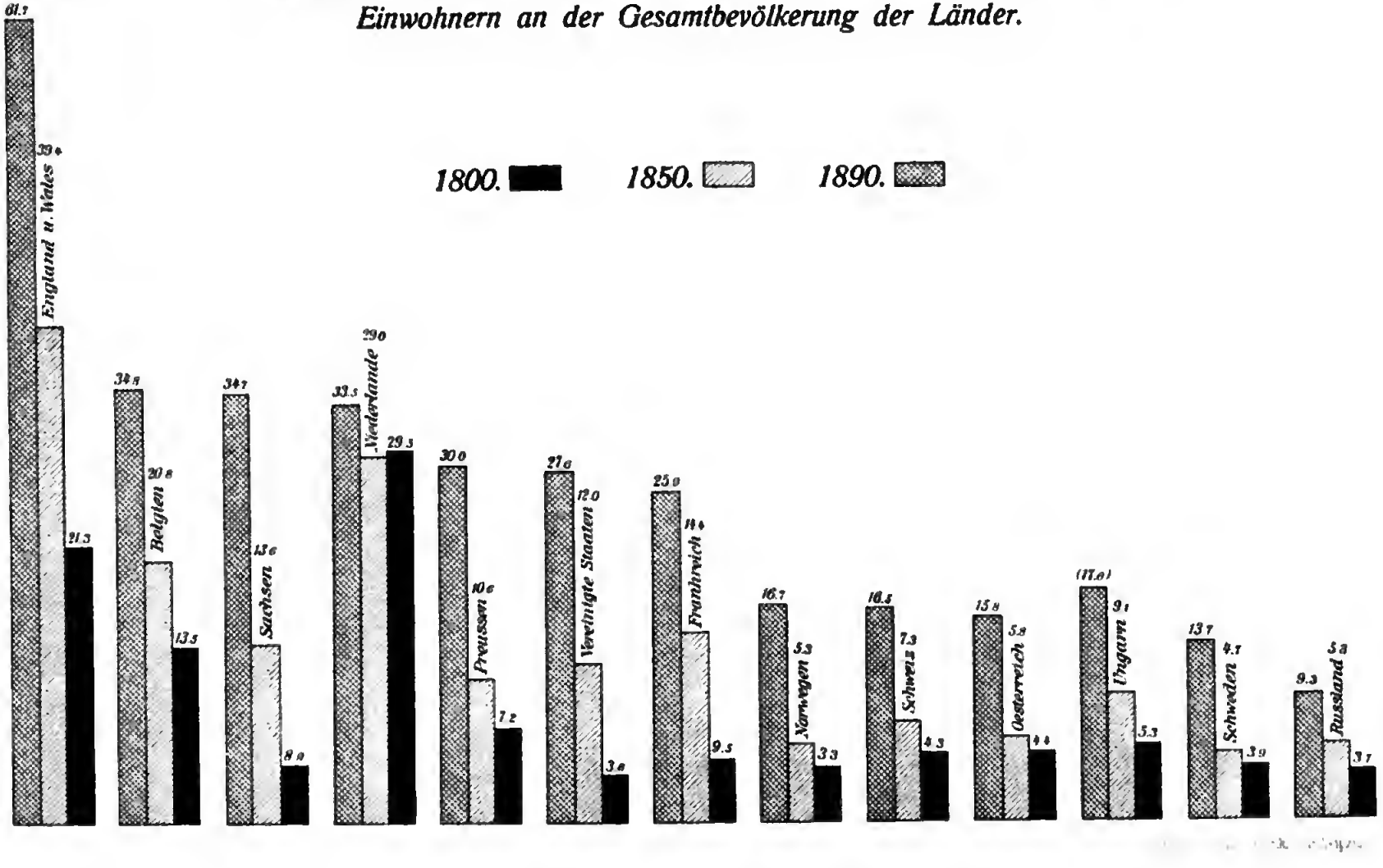
[1]) A. F. Weber; The growth of the cities in the XIX. century (1899), p. 139.

[2]) Ibid.

Entwicklung einiger Großstädte in den Jahren 1800—1900
(Nach Statesman's Year-Book, 1902)



Wachsende Prozentanteile der Bevölkerung in Orten von 10000 und mehr Einwohnern an der Gesamtbevölkerung der Länder.



VII. Vorlesung.

Nachdem wir die Beziehungen zwischen Menschenzahl und Fläche festgestellt haben, hätten wir uns nach den wichtigsten Merkmalen der Menschen umzusehen, soweit sie in das Gebiet der Bevölkerungslehre gehören.

„Das Geschlecht" — sagt Freiherr von Fircks in einem etwas apart ausgedrückten Satze[1]) — „ist eine der wichtigsten physischen Eigenschaften des Menschen und dessen unveränderlicher Besitz." Wieviel Männlein, wieviel Weiblein? das ist in der Tat wohl stets die erste Frage, die man zu stellen pflegt, wenn das Resultat einer Zählung angegeben wird. Nun im großen und ganzen scheint bei dahingehenden Untersuchungen sich für die gesamte Erdbevölkerung so ziemlich das zu bestätigen, was man schon lange aus dem ungefähren Augenschein, aus einer naheliegenden Erfahrung und aus aprioristischen teleologisch-religiösen Gründen angenommen hatte; was man ferner aus methodischen Untersuchungen in kleinem Maßstabe verallgemeinert hatte: Im großen und ganzen dürfte es auf eine ziemliche Gleichheit zwischen den Geschlechtern hinauslaufen. Aus dem ungefähren Augenschein und einer naheliegenden Erfahrung: Man sah ja, daß unter den Geborenen keines der beiden Geschlechter in auffallender Weise überwog, und daß der Tod unter Gleichaltrigen nicht gerade ein Geschlecht auffallend verschonte, daß ferner regelmäßig jeder, der nur wollte, unter die Haube kam und auch für die allermeisten Weiblein sich schließlich ein Männlein fand.

Aus aprioristischen Gründen: Die Monogamie ist göttliche Vorschrift, die Gleichheit der Geschlechter — wenigstens im

[1]) A. a. O. S. 41.

heiratsfähigen Alter — ist daher das jener Einrichtung entsprechende Verhältnis. „So wie nach der mosaischen Geschichte im Anfang ... nur ein Mann und ein Weib erschaffen worden, ebenso ist es noch. ... Hätte die Weisheit Gottes die Verbindung eines Mannes mit mehreren Weibern für dienlicher zur Erreichung ihrer Absichten gehalten ... so darf man nicht zweifeln, daß sie nicht die dazu erforderlichen Einrichtungen sollte getroffen haben. Es dürften ja nur zwei oder drei Frauen gegen eine Mannesperson geboren werden: so würde kein Mensch etwas gegen die Vielweiberei einwenden. Da aber statt dessen eine völlige Gleichheit vorhanden ist, so kann man nicht anders schließen, als daß der Zweck des weisesten Urhebers der Natur dahin gehe, daß ein Mann nur mit einer Frau soll verbunden leben, und daß also die Monogamie das geschickteste und beste Mittel zur Bevölkerung der Welt sei." Süßmilch, der solches behauptet, war indes nicht nur Theolog und Teleolog, sondern in der Tat auch ein sehr tüchtiger Bevölkerungsstatistiker, und in dem, was er weiter entwickelt hat, ist neben Ungenauem und zu sehr Verallgemeinertem vieles enthalten, was in seinen Grundzügen auch den Erkenntnissen einer späteren Forschung standgehalten hat.

Es werden, so lehrte er — und das hatte freilich auch schon Graunt herausgefunden — mehr Knaben als Mädchen geboren. 104 bis 105 Knaben auf 100 Mädchen, wie er meinte. Infolge einer größeren Sterblichkeit der Knaben wird dieser Überschuß nicht nur ausgeglichen, sondern es kommt sogar dahin, daß zur Zeit der Mannbarkeit ein — wenn schon geringer — Überschuß der Jungfern über die Junggesellen entsteht. Das hätte den Teleologen eigentlich in Verlegenheit bringen müssen, wenn er nicht auf den Ausweg verfallen wäre, die Mehrjungfrauen als eine Art sexueller Reservearmee für Witwer anzusehen. Ihm schien, je mehr er darüber nachdachte, um so mehr erwiesen, „daß dieser kleine Überschuß der mannbaren Jungfrauen zur Polygamia successiva überaus dienlich sey, daß ein Mann 2 bis 3 Jungfrauen nacheinander heirathen und finden kann, der sonst unverheyrathet bleiben würde, weil er sich nicht entschließen kann, eine Witwe mit etlichen Kindern zu heyrathen. ... Hierdurch fällt also der Überschuß der mannbaren Jungfrauen ... hinweg, und es darf keine einzige sorgen,

ledig sitzen zu bleiben, wenn nicht der Luxus, Pracht und Üppigkeit in großen Städten manche am Heyrathen hindern.“ Weiter lehrte Süßmilch noch: Krieg und Schiffahrt sind besonders dem männlichen Geschlechte gefährlich. Lokale Verschiebungen werden durch Wanderungen hervorgebracht. Dies die Ansicht des Alten, der noch keine Volkszählungen kannte, über tatsächliche und angenommene Verursachungen.

Die moderne Statistik hat ihm und seinem Vorgänger Graunt — wie gesagt — in wesentlichen Punkten nachfolgen dürfen, in anderen freilich ihn erheblich zu berichtigen gehabt. Sie hat, wie schon angedeutet, mit all ihren Hilfsmitteln doch im großen und ganzen ebenfalls die numerische Gleichheit der Geschlechter zu konstatieren gehabt, allein von Land zu Land gehend, stößt sie doch auf größere Verschiedenheiten, als sie der alte Herr wohl angenommen haben mochte. Wir können eine lange Reihe von Ländern mit Frauenüberschuß einer anderen Reihe mit Männerüberschuß gegenüberstellen:

Europa.

a) Frauenüberschuß.

	Frauen auf 1000 Männer
Deutsches Reich (1900)	1032
[„ „ (1905)	1029]
Österreich (1900)	1035
Ungarn (1900)	1009
Großbritannien und Irland (1901)	1063
[Schweden (1905)	1048]
Norwegen (1900)	1082
Dänemark (1901)	1053
Niederlande (1899)	1025
Belgien (1900)	1013
Schweiz (1900)	1035
Italien (1901)	1010
Frankreich (1901)	1033
Spanien (1900)	1049
Portugal (1900)	1093
Europ. Rußland (1897)	1029
Finnland (1900)	1021

b) Männerüberschuß.	Frauen auf 1000 Männer
Bosnien und Herzegowina (1895) . .	889
Griechenland (1896)	921
Serbien (1900)	946
Bulgarien (1901)	961
Rumänien (1899)	969

Asien.

a) Frauenüberschuß.

Indien (1901).	
Zentralprovinzen	1033
Madras	1027

b) Männerüberschuß.

Indien (1901).	
Bengalen	999
Nordwestprovinzen und Oudh	937
Punjab	861
Westl. Grenzländer, gezählt bez. geschätzt	724
Belutschistan	819
Ajmere Mervara	900
Bombay	938
Aden	463
Berar	974
Coorg	800
Assam	948
Burma	960
Andamanen	318
Asiat. Rußland (1897).	
Kaukasus	890
Sibirien	938
Zentralasien	857
Japan (1898)	983

Afrika.

a) Frauenüberschuß.

[Madagaskar (1905)	1060
Natal (1904)	1013]
Goldküste (1901)	1252

b) Männerüberschuß.

	Frauen auf 1000 Männer
Ägypten (1897)	968
Mauritius (1901)	850
[Kapland (1904)	977
Transvaal (1904)	830
Oranjestaat (1904)	842]

Amerika.

a) Frauenüberschuß.

Mexiko (1900)	1017
Venezuela (1891)	1045

b) Männerüberschuß.

Vereinigte Staaten (1900)	953
Kanada (1901)	952
Brasilien (1890)	980
Argentinien, ohne Indianer und zirka 60000 andere Personen (1895)	893

Australien.

Männerüberschuß (1901).

New-South-Wales inkl. Eingeborener	905
Viktoria inkl. Eingeb.	989
Queensland inkl. der seßhaften Eingeborenen	797
South-Australia inkl. der seßhaften Eingeborenen	966
West-Australia ohne wilde Eingeborene	629
Tasmania, Eingeborene ausgeschl.	924
New-Zealand, Eingeborene ausgeschl.	903
Maori	866

Die Verschiedenheiten in Europa gewähren hierbei das eigentümliche Bild, daß — wenn man sich eine Diagonale von Nordwest nach Südost gezogen denkt — nördlich von dieser eine Region des Frauenüberschusses und südlich eine solche

des Männerüberschusses zu finden ist.[1]) Also oben das Frauenland, unten das Männerland . . . oder auch umgekehrt: oben das Land für die Männer — wegen der größeren Auswahl — unten das für die Frauen aus dem gleichen Grunde. „Das Übergangsgebiet liegt in Österreich-Ungarn, dessen Statistik im einzelnen sehen läßt, in welcher Weise der Weiberüberschuß nach Süden und Osten immer mehr abnimmt. . ." Sie werden — die Liste überdenkend — unschwer eine Hauptursache der Verschiedenheiten herausfinden: Länder mit starker Auswanderung findet man auf der Seite des Frauenüberschusses, solche mit starker Einwanderung vorwiegend auf der anderen.

Ein Hineinsteigen in Details liefert hierfür leicht weitere Belege. In Kuba z. B. zählte man 1899 auf 1000 Männer nur 929 Frauen, betrachtet man aber die Elemente der Bevölkerung gesondert, so ergibt sich, daß der Männerüberschuß nur durch die fremden Weißen und durch die Chinesen zustande kommt. Es wurden nämlich gezählt auf 1000 Männer:

bei den	eingeborenen	Weißen	1035 Frauen
„ „	„	Negern	1098 „
„ „	„	Mischlingen . .	1158 „
„ „	fremden	Weißen	211 „
„ „	Chinesen	. . . . .	11 „

Die 14694 männlichen Chinesen hatten nur 163 Frauen bei sich!

Die Vereinigten Staaten haben heute im Durchschnitt keinen allzu beträchtlichen Männerüberschuß — 1900 kamen auf 1000 Männer 953 Frauen; und schon der Zensus von 1880 zeigte mit 1000 Männern auf 954 Frauen nahezu das gleiche Verhältnis. Innerhalb der Union aber zeigen sich gewaltige Unterschiede. In den alten Oststaaten finden wir sehr erhebliche Frauenüberschüsse: Massachussets mit 1077, Rhode Island mit 1079 Frauen auf je 1000 Männer, wogegen in den neubesiedelten westlichen Staaten und Territorien Idaho nur 450, Nevada 481 und Montana gar nur 390 Frauen auf je 1000 Männer aufweisen. Ein anderes Bild wiederum zeigt das schon lange von Farmern mexikanischen Blutes besiedelte Neu-Mexiko mit 854 Frauen.

[1]) Mayr, II, S. 68.

Der australische Männerüberschuß war früher noch weit bedeutender, was bei der Entstehung der australischen Kolonien aus Strafkolonien sehr erklärlich sei. So zählte man, wie Leroy-Beaulieu berichtet, 1836 in New-South-Wales auf 55000 Männer nur 21000 Frauen, auf 1000 also 382. Nach Statesman's Year-Book von 1902 war der Gang 1861/1901 folgender:

1861	auf	1000	Männer	774	Frauen
1871	„	„	„	829	„
1881	„	„	„	827	„
1891	„	„	„	848	„
1901	„	„	„	905	„

Aus Westaustralien erzählt Leroy-Beaulieu von einem Meeting, das den Wunsch nach Einfuhr weiblicher Deportierter ausgesprochen habe, damit den sich aus dem Überwiegen des männlichen Geschlechts sich ergebenden Übelständen gesteuert werden könne.

Weitere Gründe von Verschiedenheiten: In den uns zunächst interessierenden Kulturstaaten hat man durch alle Altersklassen hindurch — namentlich aber in den unteren Altersstufen eine größere Sterblichkeit des männlichen Geschlechts konstatiert. Je geringer nun aber diese Differenz wird, um so geringer muß natürlich auch der auf jene Weise verursachte Frauenüberschuß werden. Darum ist auch Italien trotz seiner starken Auswanderung doch ein Land mit Männerüberschuß; denn ein Blick auf die Absterbeordnung zeigt uns, daß der Unterschied zwischen der männlichen und weiblichen Kindersterblichkeit dort ein geringerer ist.

Sie sehen, wir kommen, sobald wir die Ergebnisse über den Stand der Bevölkerung auf ihre Ursachen zurückführen wollen, immer auf die Lehren über die Bewegung zu sprechen, wie ich schon in den einleitenden Bemerkungen sagte. Unserem Programm getreu müssen wir indes abbrechen, das Nähere einem andern Zusammenhange vorbehaltend.

Kehren wir also zur Frage nach dem Verhältnis der Geschlechter zueinander ihrer Zahl nach zurück, so finden wir, daß in manchen Ländern des Orients die Unsitte des Kindermordes, der die kleinen Mädchen mehr als die kleinen Knaben trifft, in der Richtung einer Verminderung des Frauenüberschusses wirk-

sam ist oder doch wenigstens war. Endlich ist noch gegenüber manchen niedrigen Frauenquoten des Orients zu beachten, daß das weibliche Geschlecht bei Zählungen mehr als das männliche vernachlässigt zu werden pflegt, so daß zu niedrige Zahlen aus jenen Ländern nur mit Vorsicht aufgenommen werden dürfen.

Überall, wo man gezählt hat, wurde die Unterscheidung nach dem Geschlechte vorgenommen — Ausnahme bilden vielleicht einige wilde Stämme —; an Allgemeinheit der Erhebung folgt auf diese Unterscheidung dann gleich die Erhebung der Bevölkerung nach dem Alter: Freilich — wie wir schon früher erwähnten — mit verschiedener Detaillierung in der Veröffentlichung; hier jahrweise, dort mit Zusammenfassung kleinerer oder größerer Altersgruppen. Die Kenntnis von der Alterszusammensetzung ist eine Kenntnis von erster Wichtigkeit. Die Alterszusammensetzung bestimmt die physische, ökonomische und intellektuelle Struktur eines sozialen Körpers in hervorragendster Weise. Ihre Kenntnis ist, wie wir später fortwährend sehen werden, zum Verständnis einer großen Zahl gerade im alltäglichen Leben kursierender Ziffern auf das dringendste erforderlich; man denke nur an die sogen. Geburts-, Heirats-, Sterbe-, Krankheits-, Kriminalitäts- und dergl. Ziffern. Der Beobachter untersten Kalibers sieht dabei leicht überall auffallende Verschiedenheiten: Dort spielen viel Kinder auf der Straße, weil sie keine Gärten und vielleicht auch keinen Platz in den Stuben haben — nichts wie Kinder, meint er da. Dem Oberflächlichen wieder kommt alles ziemlich gleich vor; nur die zählende Statistik findet das Wahre heraus.

In der Tat gibt es — wenn auch nicht gerade in sensationeller Differenz — junge und alte Bevölkerungen. Oberflächliche Vorstellungen von dem Sachverhalt gewinnt man aus den Berechnungen über das Durchschnittsalter der Lebenden, wie sie zuweilen angestellt werden. Die Zahl der in jeder Altersklasse vorhandenen wird mit dem Alter multipliziert und alsdann die Summe der Produkte durch die Gesamtzahl der Lebenden dividiert. Eine andere Art der Zusammenfassung ergibt sich durch Aufsuchung des sogen. mittleren Alters der Bevölkerung oder des Halbierungsalters. (Die englische Terminologie: median age steht fester als die deutsche.) Hierbei sucht

man den Alterspunkt, der die nach dem Alter angeordnete Bevölkerung gerade in zwei Hälften teilen würde, indem die eine Hälfte der Bevölkerung — die jüngere — diesseits, die andere — die ältere — jenseits dieses Punktes stünde.

Die Veränderlichkeit des Durchschnittsalters der Lebenden zeigt sich aus Berechnungen, die man in Frankreich vorgenommen hat. Für die Zeit von 1851—1896 ergaben sich folgende Resultate[1]):

	Männer		Frauen		Tot.	
	Jahre	Monate	Jahre	Monate	Jahre	Monate
1851	30	6	31	5	30	11
1856	30	8	31	3	31	0
1861	30	11	31	6	31	3
1866	32	2	31	8	31	11
1872	31	3	32	0	31	8
1876	31	4	31	9	31	8
1881	31	8	32	2	31	11
1886	31	7	31	11	31	9
1891	31	10	32	$4^1/_3$	32	1
1896	31	$10^2/_3$	32	$5^2/_3$	32	2

Das „median age" berechnet man gern in der amerikanischen Statistik. Es wurde für die Vereinigten Staaten 1890 mit 21,9 Jahren, für Kuba und Portorico (1899) mit 20,7 resp. 18,1 Jahren festgestellt. Für Deutschland und Frankreich beträgt es nach Fircks 24 resp. 29 Jahre.

Obschon man zu solchen Zahlen immer nur als zu einer vorläufigen Orientierung greifen wird, so darf man doch auch dann nie vergessen, daß in ihnen das Detail verloren geht, und daß oft sehr verschiedene Elemente rechnerisch ein und dasselbe Resultat ergeben können. So ist es z. B. möglich, daß ein gewisser Bestandteil an Kindern und Greisen das gleiche Durchschnittsergebnis veranlaßt, wie ein gewisser Bestand Mittelaltriger (Mayr). Wirkliche Belehrung liefern nur solche Übersichten, die auf nicht zu weit gegriffene Altersgruppen herabgehen, und graphische Darstellungen vermögen hier besonders dienlich zu sein und von den verschiedenen Typen des Altersaufbaus der Bevölkerungen anschauliche Bilder zu geben.

Der mehr oder minder starke Zutritt in die unterste Alters-

[1]) Dénombrement de 1896, p. 97.

klasse — mit anderen Worten die stärkere oder geringere Geburtenfrequenz —;

weiter: die größere oder geringere Verminderung, welche die ins Leben Getretenen bei ihrem Fortschreiten von Altersstufe zu Altersstufe durch den Tod erfahren, also die größere oder geringere Menge, mit der sie von einer Stufe zur andern schreiten;

weiter: die größere oder geringere Menge der Zutritte in einzelne Altersstufen hinein, nicht auf dem Wege des Fortschreitens, sondern von außen her — die Zuwanderung;

endlich: Austritt aus einzelnen Stufen auf dem Wege der Abwanderung: die verschiedenen quantitativen Verhältnisse also in den vier Erscheinungsreihen — Geburten, Todesfälle, Zuwanderungen, Abwanderungen — bewirken es, daß wir im wesentlichen vier Typen des Altersaufbaus unterscheiden können.

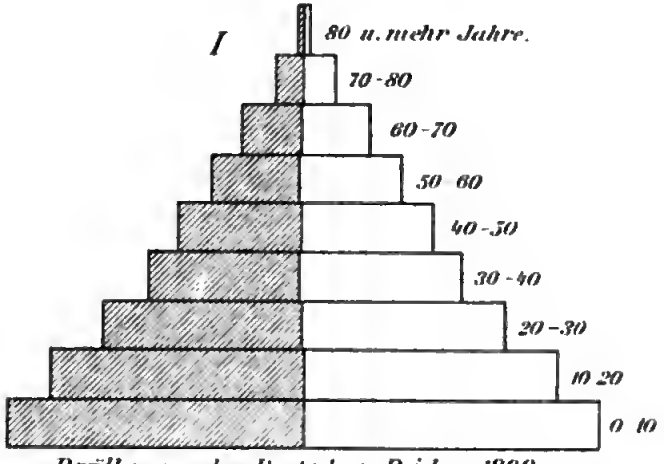
Nach Mayr[1]) wären diese Haupttypen wie folgt zu bezeichnen:

1. Die Pyramide bezw. das regelmäßige Dreieck. Dies ist der Typus des Altersaufbaus einer in regelmäßigem, unter Bevölkerungszunahme durch Geburtenmehrung sich vollziehendem Fortschreiten begriffenen Bevölkerung. Die Basis ist dabei um so breiter, je stärker der Nachwuchs ist. Beispiele: die Bevölkerung des Deutschen Reiches und die der Vereinigten Staaten.

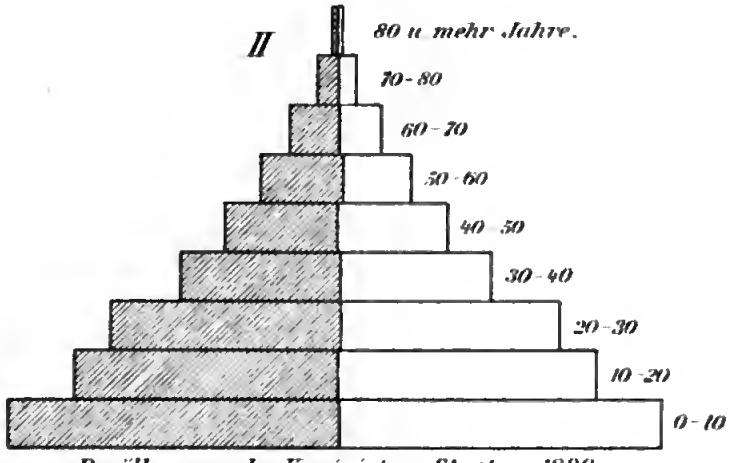
2. Der glockenartige Aufbau, d. i. ein Aufbau mit relativ schmaler Basis und geringer Verfügung in den jugendlichen und mittleren Jahren, und mit verhältnismäßig starker Greisenvertretung. Dieser Aufbau, in dem die mittleren und höheren Altersklassen stark vertreten sind, ist den Bevölkerungen mit geringem Nachwuchs eigen. Verstärkt wird der glockenartige Aufbau durch günstige Sterblichkeit. Klassisches Beispiel: die französische Bevölkerung.

3. und 4. Abnorme Gebilde mit Einschnürungen und Ausbauchungen verschiedener Art, insbesondere in Zwiebel- und Spindelform. Solche Gebilde werden als charakteristisch für den Altersaufbau von Gesamtmassen der Bevölkerung durch die Wanderungen bedingt, namentlich durch innere Wande-

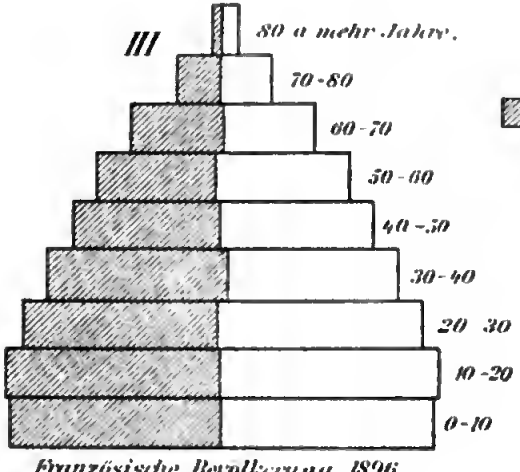
[1]) A. a. O. II, S. 76.



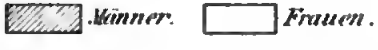
Bevölkerung des Deutschen Reiches 1890.
(Nach dem Volkszählungswerk.)

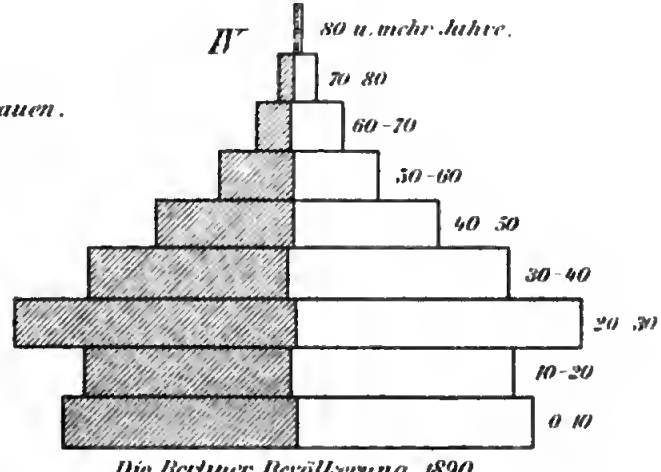


Bevölkerung der Vereinigten Staaten 1880.
(Nach dem Censuswerk.)



Französische Bevölkerung 1896.
(Nach dem Volkszählungswerk.)





Die Berliner Bevölkerung 1890.
(Nach dem Volkszählungswerk.)

rungen. Sie treten daher auch weniger im Altersaufbau ganzer großer Beobachtungsgebiete zutage, sondern mehr bei der Zerlegung der Massen nach kleineren geographischen Bezirken oder Agglomerationsgruppen. Als typische Gegensätze derartig abnormer Gebilde erscheinen einerseits der zwiebelartige Altersaufbau der großstädtischen Bevölkerung, und andererseits der spindelartige der agrikolen Distrikte, die den Stadt- und Industriebezirken Menschen liefern. Der erstere Typus ist charakterisiert durch eine auf schmälerer Kinderbasis sich erhebende starke Anschwellung bei den produktivsten Klassen, unter Verbleib eines verhältnismäßig starken Residuums alter Leute, besonders in den Großstädten. Der Altersaufbau der ländlichen Bezirke ist dadurch gekennzeichnet, daß auf breiter Kinderbasis eine langgestreckte, durch die produktiven Jahre sich hinziehende Einschnürung ergibt, an die sich in den höchsten Altersklassen für gewöhnlich eine Verdickung anschließt.

Der Altersaufbau der Berliner Bevölkerung für 1890 verglichen mit dem des Deutschen Reiches für das gleiche Jahr läßt ziffernmäßig die Einzelheiten des zwiebelförmigen Aufbaues der Berliner und des pyramidenförmigen der Reichsbevölkerung erkennen.

Von 1000 der Bevölkerung waren im Jahre 1890[1])

im Alter	im Deutschen Reiche	in Berlin
0—10	242	191
10—20	206	175
20—30	162	231
30—40	128	171
40—50	104	115
50—60	78	65
60—70	52	36
70—80	24	14
über 80	4	2

Die statistische Urproduktion soll, wie ich schon öfter sagte, den Altersaufbau möglichst nach einzelnen Jahren vorführen. Sache des Verwerters ist es alsdann, die einzelnen Jahre je nach den Ursachen und Folgen — physischen, sozialen, mora-

[1]) Nach Fircks, a. a. O. S. 69 und Bevölkerungs- u. Wohnungsaufnahme vom 1. Dez. 1890 in der Stadt Berlin, II. Heft; Berlin 1896.

lischen — denen er nachspüren will, zusammenzulegen. Alte griechische Philosophen, die auf die Zahl „7" viel hielten, teilten das Leben in durch sie teilbare Perioden ein; in 7, 14, 28, 35, 42, 56, 70 soll angeblich Hippokrates eingeteilt haben. Das hätte für uns nicht viel Bedeutung. Die Römer unterschieden: pueri, adolescentes, juvenes, seniores und senes; daraus ließe sich schon eher etwas machen. Der geistvolle englische Statistiker Farr sprach von folgenden 5 Gruppen:

80—100;
60—80 Laureate age;
40—60 Intellectual age, the age of masters; the legislation, the judicial age;
20—40 The age, when growth is complete; the athletic age, the reproduction age, the soldiers age, the beautiful age;
0—20 Infant age; the school, the apprentice ages, age of growth, of learning.

In der Regel aber untersucht man auf das schulpflichtige, zeugungsfähige, militärpflichtige, erwerbsfähige Alter hin. So hat man aus den 49428470 Deutschen der Zählung von 1890 geschieden (Statistisches Jahrbuch 1894):

17,6 % der Bev. Knaben im Alter der Schulpflicht
16,8 „ „ „ Mädchen „ „ „ „
53,3 „ „ „ Personen „ „ „ Großjährigkeit (üb. 21)
19,7 „ „ „ Männer „ „ „ Wehrpflicht überhaupt, hierunter
13,3 % „ „ „ „ „ „ Dienstpflicht und zwar
5,8 % „ „ „ „ „ „ „ im stehenden Heere,
3,6 „ „ „ „ „ „ Dienstpflicht in der Land- oder Seewehr I. Aufgebots,
3,9 „ „ „ „ „ Alter der Dienstpflicht in der Land- oder Seewehr II. Aufgebots.

Eine Tabelle über das Verhältnis der erwerbsfähigen Bevölkerung zu der von ihr erhaltenen in einer Reihe von Staaten — allerdings etwas weit zurückliegend: etwa für 1880 — hat neuerdings Bertillon zusammengestellt. Kinder (0—15) und Greise (60 und mehr) bilden ihm dabei das „poids mort" der

Gesellschaft. Dieses „tote Gewicht“ wird danach um so größer sein, je größer die Geburtshäufigkeit, je geringer die Kindersterblichkeit, je größer der Übertritt der Erwachsenen in das Greisenalter ist; er wird also keineswegs eine Folge von lediglich ungünstigen Erscheinungen sein. Das tote Gewicht ist aber auch nicht so tot, wie der Ausdruck vermuten lassen könnte, denn die Weisheit der Greise ist auch für die Jüngeren nicht unverloren — ganz abgesehen davon, daß der Mensch nicht nur des Erwerbs halber da ist, sondern auch dazu, das Erworbene zu genießen. Nach diesen Vorausschickungen, die übrigens auch Bertillon nicht im entferntesten zu bestreiten beabsichtigt, seien folgende Auszüge aus seiner Liste gegeben:

Auf 1000 Erwachsene zwischen 15—60 Jahren kamen

„bouches inutiles“		Jedoch nur die Kinderlast gerechnet		
1. Irland	808	(2.)	1. Griechenland	706
2. Griechenland	800	(3.)	2. Schottland	657
3. Schottland	797	(4.)	3. England	649
4. England	779	(16.)	4. Ungarn	649
5. Niederlande	778	(7.)	5. Preußen	641
6. Norwegen	774	(1.)	6. Irland	634
7. Preußen	773	(5.)	7. Niederlande	625
8. Bayern	770	(15.)	8. Sachsen	625
9. Baden	767	(11.)	9. Deutsches Reich	625
10. Dänemark	766	(9.)	10. Baden	622
11. Deutsches Reich	764	(6.)	11. Norwegen	615
12. Belgien	762	(8.)	12. Bayern	606
13. Elsaß-Lothr.	751	(14.)	13. Württemberg	604
14. Württemberg	749	(22.)	14. Kroatien u. Slavonien	604
15. Sachsen	744	(10.)	15. Dänemark	597
16. Ungarn	743	(19.)	16. Finnland	594
17. Schweden	720	(12.)	17. Belgien	590
18. Italien	720	(24.)	18. Spanien	585
19. Finnland	714	(20.)	19. Österreich	582
20. Österreich	712	(21.)	20. Portugal	576
21. Portugal	697	(13.)	21. Elsaß-Lothringen	568
22. Kroatien	692	(18.)	22. Italien	568
23. Schweiz	691	(17.)	23. Schweden	560
24. Spanien	681	(23.)	24. Schweiz	542
25. Frankreich	641	(25.)	25. Frankreich	439

Eine schöne Betrachtung, die man an die Untersuchungen über den Altersaufbau geknüpft hat, betrifft die sogen. demographischen Zyklen, die freilich mehr in das Kapitel von der Bewegung der Bevölkerung gehört. Wir sagten, daß eine der Ursachen, die für die Eigentümlichkeiten eines Altersaufbaues bestimmend seien, in der Verschiedenartigkeit der Geburtenhäufigkeit liege. Wenn wir etwa im Laufe des Jahres 1902 viel weniger Geburten haben sollten als im Jahre 1901, so werden die Geborenen des Jahres 1902, die in den Jahren 1932/33 ihr 30—31. Altersjahr verleben werden, in diesen Jahren weniger zahlreich sein, als es die Generation von 1901 in den Jahren 1931/32 war. Wenn aber das der Fall ist, so wird die Generation von 1902 in ihrem 30—31. Altersjahr auch wiederum weniger Kinder erzeugen als die Generation von 1901 in dem entsprechenden Altersjahr, ganz einfach, weil sie — wie gesagt — an Zahl schwächer ist.

Wenn wir nun aber auf diese Weise in den Jahren 1932 bis 1934 weniger Geburten erhalten, so werden eben die dann Geborenen ihrerseits wieder weniger 30—31 in die Jahre 1962 bis 1965 hineinwachsen lassen als eine frühere Generation. Und so muß sich das Manko in einer Jahresgeneration — mehr noch das aus mehreren aufeinander folgenden, also ein etwaiges Manko in den Generationen 1902, 3, 4 gegenüber 1899, 1900, 1901 — nicht nur in der Anzahl jeder Altersklasse geltend machen, die sich auf diese Generation zurückführen läßt, sondern auch in der Besetzung jeder Altersklasse, die von den Nachkommen jener Generation abstammt. . . . Demographische Zyklen! Die Spuren von Kriegen können sich auf diese Weise noch lange bemerkbar machen. . . . Die Folge der Unglücksfälle, die während der Zeit von 1795—1810 über Schweden hereinbrachen, hat man in den Eigentümlichkeiten des Altersaufbaues noch lange hinaus erkennen können.

VIII. Vorlesung.

Unsere Betrachtungen über die Verteilung der Geschlechter auf der Erde, sodann über den Altersaufbau der Bevölkerungen haben uns fortwährend dahin geführt, die betreffenden Verhältnisse unter dem Gesichtspunkt ihrer Bedeutung für das Zusammenleben der Geschlechter anzusehen: Selbstverständlich, ist doch die Bevölkerungslehre zunächst eine Lehre von dem Gattungsleben der menschlichen Rasse, ihrer Erhaltung, Mehrung und Minderung.

Direkter auf die hierhergehörigen Fragen geht nun das Kapitel ein, das man gewöhnlich das Kapitel des Familien- oder Zivilstandes nennt. Unter Familien- oder Zivilstand versteht man in der Bevölkerungslehre — sagt Rümelin — die Angabe, ob jemand ledig, verheiratet, verwitwet oder geschieden ist. Es ist wahr, man verstand das zu Rümelins Zeit darunter, und man umschreibt diesen Begriff auch heute noch meist in gleicher Weise. Allein je mehr der weiße Mann christlicher Kultur seine Statistik nicht nur auf sich selbst anwendet, sondern auch auf die Völkerschaften, die er sich in immer steigendem Maße in allen Weltteilen unterworfen hat — Völker der verschiedensten Rassen, mit anderem Glauben, Aberglauben und anderen Sitten — je mehr ferner die unabhängig gebliebenen mächtigen Völker fremder Kulturkreise selbst zu Statistikern geworden sind — wir denken dabei an Japan — um so weniger wird unser solides altes Schema die Fülle der in Betracht kommenden Lebensformen zu umfassen imstande sein.

In früheren Zeiten war nur das Gebiet der Einehe der Statistik zugängig. Verheiratet konnte nur heißen, wer eine Frau besaß; wer verwitwet oder gar geschieden war, besaß gar keine Frau. In den Gebieten der Polygamie dagegen — oder wie man logischer sagt: Polygynie — kann jemand mehrfach verwitwet und geschieden und verheiratet zugleich sein, und

zwar dies in den verschiedensten Kombinationen. Ebenso nahm die Statistik ehedem an, daß jeder, der nicht verheiratet oder verwitwet war, ledig sei. Nach Mitteldingen fragte sie nicht. Wie hätte die Statistik auch jemanden veranlassen wollen, sich bloßzustellen? Wir haben es aber heute in der Statistik schon verschiedentlich mit Verbindungsformen zu tun, die keine Ehe in unserem Sinne sind, ohne deswegen jedoch dort, wo sie üblich, mit einem Opprobrium behaftet zu sein. Doch hiervon später ein Weniges. Wir bleiben zunächst auf dem Gebiete der Einehe.

Die Statistik hat also hier den absoluten Umfang der mehrfach erwähnten Kategorien, sowie der Relationen zur Bevölkerung zu ermitteln. Allein, welcher Bevölkerung, der Gesamtbevölkerung? Zuweilen tut sie das schon, indes sie bleibt dabei nicht stehen, weil ein solcher Vergleich wenig besagen würde. Eine der wichtigsten Regeln in der Statistik ist, daß man bei Beurteilung tatsächlich eintretender Fälle nie unterlassen soll, sich die Zahl der überhaupt möglichen vorzustellen. Die Zahl der in einem Lande möglichen Ehen ist nun bedingt durch die Besetzung der heiratsfähigen Altersklassen, denn Kinder können ja bei uns nicht in der Ehe leben. Zwar ist es keineswegs ganz bedeutungslos festzustellen, daß im Deutschen Reiche 1890 von der Gesamtbevölkerung 59,99 % ledig waren (59,47 % im Jahre 1900) und 1896 in Frankreich nur 51,4 %, denn eine Bevölkerung mit mehr Ledigen muß ceteris paribus etwas mobileres haben usw. Allein zu den meisten Schlüssen würden die eben gegebenen Verhältniszahlen doch nicht ausreichen, weil man fragen würde: Können denn in Deutschland von alterswegen überhaupt so viele Personen in der Ehe leben wie in Frankreich? Nach dem, was über den Altersaufbau in Deutschland und Frankreich gesagt worden ist, wissen wir bereits, daß die Antwort „nein" lauten muß. 1890 gab es nämlich bei uns 44,8 % unter 20jährige und in Frankreich 34,7 % Will man sich daher in einem Lande Rechenschaft geben über die Bedeutung des Verhältnisses der Verheirateten zu den Ledigen, so ist es nötig, sich die Alterszusammensetzung vor Augen zu halten. Zum mindesten legt man dem Vergleich alsdann die erwachsene Bevölkerung zugrunde. Die deutsche

Statistik z. B. berücksichtigt in manchen Übersichten nur die 15jährigen und älteren Einwohner.[1])

	Es sind von 1000 15 Jahre u. darüber alten Einwohnern ledig	
Deutsches Reich (1900) . .	378,4	
Österreich (1900)	392,2	
Ungarn (1900)	279,0	
Rußland (1897)	262,3	
Italien (1901)	353,4	
Frankreich (1896)	343,2	
England u. Wales (1901) . .	402,9	
Schottland (1901)	457,2	
Irland (1901)	527,2	
Vereinigte Staaten (1900) . .	359,7	
Japan (1898)	457,4	(darunter auch die Verwitweten.)

Die Quote der Verwitweten in einem Lande muß um so größer sein, je größer die Quote der Verheirateten ist, weil man erst verheiratet gewesen sein muß, ehe man verwitwen kann. Ferner um so größer, je größer die Sterblichkeit in den Altersklassen der Verheirateten und weiter um so größer, je weniger aus dem verwitweten Stand durch Eingehung einer neuen Ehe wieder austreten. Da nun von den Männern ein etwas größerer Prozentsatz heiratet als von den Frauen, ferner von den Ehemännern mehr sterben als von den Ehefrauen — sowohl weil jede männliche Altersklasse sterblicher ist als die entsprechende weibliche, als auch, weil die verheirateten Männer in höheren Altersklassen als die Frauen zu stehen pflegen — und da schließlich die Witwer sich häufiger wieder verheiraten als die Witwen, so finden wir, daß die Zahl der Witwen in der Regel bedeutend höher ist als die der Witwer.

So gab es in Frankreich 1896 in der

Altersklasse	Witwer	Witwen	
20—30	18689	37890	1:2,03
30—40	68933	146247	1:2,12
40—50	124896	283509	1:2,27
50—60	194219	442088	1:2,28
60—70	263881	576494	1:2,18

[1]) [Stat. Jahrbuch 1906, Internationale Übersichten.]

Und man zählte bei der erwachsenen Bevölkerung (15 Jahre und ältere)[1]) in

	Witwer	Witwen
Deutschland (1900)	809238	2352921
Frankreich (1896)	1011313	2118394
Rußland (1897)	2053726	5226082
Vereinigte Staaten (1900) . .	1181489	2721438

Die Quote der Geschiedenen, wie sie bei den Volkszählungen ermittelt wird, dürfte wohl überall geringer als die tatsächliche sein, da man annehmen darf, daß sich manche alleinlebende geschiedene Frau dem Zähler gegenüber lieber für verwitwet als für geschieden ausgeben wird. In Preußen wurden 1895 auf eine Gesamtbevölkerung von 31 855 123 Personen 54274 Geschiedene konstatiert, d. h. 1,7 pro Tausend, in Frankreich 1896 auf 38269011 Einwohner 57110 Geschiedene, d. h. 1,5 pro Tausend. Oder da es besser ist, die Zahl der Verheirateten und verheiratet gewesenen zum Vergleich heranzuziehen, so ergibt sich, daß in Preußen auf je Tausend Verheiratete und Verwitwete 4,3 Geschiedene kommen, in Frankreich 3,1.

Wie nun die Zahl der Witwen allenthalten die der Witwer übersteigt, so auch die Zahl der weiblichen Geschiedenen die der männlichen.

Es gab z. B.[2]) in

	Geschiedene (15 Jahre und darüber)	
	Männer	Frauen
Deutschland (1900)	31279	60738
Frankreich (1896)	25553	33238
Rußland (1897)	34387	53270
Vereinigte Staaten (1900) .	84567	114933

Wir sprachen bisher immer nur von einzelnen Personen: von verheirateten Männern resp. Frauen, Ledigen, Verwitweten, Geschiedenen. Wir haben die Gesellschaft sozusagen atomisiert. Aber eine Gesellschaft besteht sozialwissenschaftlich betrachtet weniger aus einzelnen als aus Zellen, Gruppen; zumal wenn wir nach dem Familienstande fragen, richtet sich unser Interesse auf solche Gruppen. In erster Linie interessiert uns die

[1]) [Stat. Jahrbuch d. D. R. 1906, Internat. Übers.]
[2]) [Stat. Jahrbuch d. D. R. 1906, Internat. Übers.]

Zahl der in einem Lande zu einer bestimmten Zeit bestehenden Ehen. Wieviele Ehen bestanden beispielsweise 1890 im Deutschen Reiche? Sonderbare Frage, mag da mancher zunächst denken. Die Zahl der bestehenden Ehen müßte uns doch eigentlich in der Zahl der verheirateten Männer und ebenso in jener der verheirateten Frauen in doppelter Kontrolle gegeben sein. Nun, annähernd freilich, genau aber keineswegs.

Zunächst wolle man sich erinnern, daß die meisten Staaten heute nicht die Wohnbevölkerung, sondern die landesanwesende Bevölkerung auszählen. Was man unter einem landesanwesenden Mann versteht, ist klar — ein Mann kann nur an einem Orte auf einmal sein, also auch nur in einem Lande oder in einem andern — was aber ist eine orts- bezw. landesanwesende Ehe? Ist das eine Ehe, bei der beide Eheleute am gleichen Orte resp. im gleichen Lande sein müssen, oder eine solche, für die der Aufenthalt des Mannes resp. der Frau das charakteristische Merkmal ist? Logischerweise könnte von einer orts- bezw. landesanwesenden Ehe nur die Rede sein, wenn beide Ehehälften im Augenblick der Zählung am Orte bezw. im Lande sind. Denn das Ehepaar ist das Subjekt, und wenn von diesem der eine Teil hier, der andere dort weilt, so ist das Paar eben nicht an einem Orte: Wollte man indes so exakt verfahren, so würde man neben dem kleineren Übelstand, daß reisende Ehepaare nicht an ihrem Wohnsitze erscheinen, auch noch den in Kauf nehmen müssen, daß alle — auch die nur momentan — getrennten Paare überhaupt nicht in Rechnung gesetzt würden. Man wird also aus der Rolle fallen und doch einem der beiden Orte den Vorzug geben, die Ehe nach einem von ihnen verlegen müssen. Wird nun gesagt, man zähle eine Ehe, wenn der Mann im Lande ist, so wird das Land, in das zur Zeit der Zählung mehr einzelne Ehemänner ein- als ausgegangen sind, zu viel — das andere, wo es sich umgekehrt verhält, zu wenig stehende Ehen erhalten. Ist dagegen der Aufenthalt der Frau das Entscheidende, so wird natürlich das Land, in das mehr einzelne Ehefrauen ein- als ausgegangen sind, zu viel — das andere mit einem umgekehrten Verhältnis zu wenig stehende Ehen erhalten. Da nun in der Regel mehr Männer als Frauen allein reisen, so wird sich, wenn man die stehenden Ehen nach den Ehefrauen berechnet, die gefundene Ziffer weniger von

der Zahl der stehenden Ehen der Wohnbevölkerung entfernen, als wenn man von den Ehemännern ausginge. Danach verfährt man denn auch, wenn man nicht mit Durchschnittsberechnungen zum Ziel zu gelangen sucht. Geht man nun von den Ehefrauen aus, so wird als natürliche Folge eintreten, daß die Zahl dieser Ehefrauen — durch die also die stehenden Ehen repräsentiert werden — in keinem Lande der Zahl der im Lande anwesenden Ehemänner entspricht. Logischerweise müssten dann die einen Länder an Plus zusammen das haben, was den anderen fehlt. Indes wenn wir auch schon so weit wären, durch Auszählung der Ehemänner aller Länder die Probe hierauf machen zu können, so würden wir diesen Ausgleich wahrscheinlich doch nicht erhalten, sondern die Gesamtzahl der monogamischen Ehefrauen— wir sprechen ja einstweilen noch immer von monogamischen Ehen — würde jedenfalls die der monogamischen Ehemänner übersteigen. Zweifellos trifft der Kommentar zur französischen Zählung von 1896 das Richtige, wenn er einen wesentlichen Grund des vermeintlichen Ehefrauenüberschusses darin sucht, daß „certaines personnes ont essayé de dissimuler des situations irrégulières".

Wäre aber auch die Gesamtzahl der Ehefrauen aus mehreren Ländern gleich der Gesamtzahl der in diesen Ländern ermittelten Ehemänner, ja wäre sogar die Zahl der Ehefrauen in jedem Land gleich jener der in diesem Lande tatsächlich bestehenden Ehen der Wohnbevölkerung, so bliebe doch noch manche Schwierigkeit.

Für gewisse Schlüsse nämlich ist es wichtig zu wissen, wieviel Ehen als dauernd getrennte anzusehen sind. Wenn Ehemann Karl aus Berlin in Paris und Ehemann Gustave aus Paris in Berlin weilt, so repräsentieren ihre Frauen zwei Ehen, aber mit Recht doch nur dann, wenn Karl wieder zu seiner Frau nach Berlin und Gustave zu der seinen nach Paris zurückkehrt. Und auch innerhalb eines Landes: wenn Ehemann Karl aus Berlin in Wiesbaden weilt, so repräsentiert seine Frau eine Ehe doch nur dann, wenn Karl nicht dauernd allein in Wiesbaden zu bleiben beabsichtigt. In Berlin wurden 1885 gezählt 229981 Ehefrauen; aber nur bei 220484 fanden sich zugleich auch die Karten der anwesenden Ehemänner. Das ist eine Differenz von 9497; von diesen gaben sich 6457 selbst als

eheverlassen an — Rest 3040. Nach den Auszählungen der Hausstandsstatistik waren nun wieder 1531 von den 3040 zu diesen Ehefrauen gehörigen Ehemännern vorübergehend abwesend; blieben 1509 Frauen, die freiwillig von ihrem Manne dauernd getrennt lebten, mit oder ohne seine Zustimmung. Zu bemerken ist, daß die Zahl der Haushaltungen, an deren Spitze ein Ehepaar stand, auf den Haushaltungslisten sich mit der Zahl der am Zähltag zusammengefundenen Ehepaare — also mit jenen 220484 — nicht deckte, sondern geringer war. Und zwar aus dem einfachen Grunde, weil 4617 Ehepaare keine eigenen Haushaltungen besaßen, vielmehr in denen anderer oder in Anstalten lebten.

Darf man immerhin die Zahl der Ehefrauen in einem Lande als ungefähr die Zahl der dort bestehenden Ehen darstellend ansehen, so stellt die addierte Zahl der männlichen wie der weiblichen Verwitweten plus der Zahl der Geschiedenen die Zahl der aufgelösten Familien dar: hier die integre Familie, dort die durch Tod oder Streit gelöste. Das Verhältnis beider Ziffern zueinander ist eine bedeutungsvolle Zahl. Es ist größer, als es auf den ersten Blick scheint, weil man mit Unrecht die eine Seite oft doppelt rechnet, indem man die bestehende Ehe mit 2 — Mann und Frau — einsetzt, die aufgelöste aber nur mit 1. Man zählte 1890 im Deutschen Reiche zusammen 16771093 Verheiratete und 3007709 Verwitwete und Geschiedene. Dies scheint ein Verhältnis von 1:5,6; in Wahrheit aber muß man sagen, daß die Verheirateten — wenn wir die Zahl der Ehefrauen zugrunde legen — 8398607 bestehende Ehen repräsentieren, und daß also zwischen diesen und den gelösten 3007709 ein Verhältnis von 1:2,8 besteht.[1])

Wenn, wie Sie sehen, die Ermittlung der Zahl der bestehenden Ehen ihre Schwierigkeiten hat, so ist ein noch verwickelteres Ding die Ermittlung der Stärke der Familien. Für gewöhnlich werden die ermittelten Haushaltungen in gewisse

[1]) [Auch dieses Verhältnis dürfte kaum als ein ganz richtiges gelten. Denn wenn man auch jede Witwe und jeden Witwer als Repräsentanten je einer durch den Tod gelösten Ehe betrachten kann, so entspricht doch die Summe geschiedener Männer und geschiedener Frauen durchaus nicht der Zahl der durch Scheidung gelösten Ehen, sondern hierfür wäre vielleicht auch die Zahl der geschiedenen Ehefrauen allein maßgebend.]

Zusammensetzung der Familienhaushaltungen in Preußen 1895.[1])

Ortsanwesende nach ihrer Stellung zum Haushaltungsvorstande	Überhaupt	Männliche Personen		Weibliche Personen	
		überhaupt	pro Mille	überhaupt	pro Mille
Familienmitglieder . .	27361231	13207736	888	14153495	900
Pfleglinge, Pensionäre	197177	95301	6	101876	6
Im Dienste des Haushaltungsvorstandes stehend. Erziehungspersonal	8745	1279	0	7466	0
Dienstboten	685004	79295	5	605709	39
Ländliches Gesinde .	941436	409866	27	531570	34
Kinder dieser Dienstboten bezw. des Gesindes	16658	7850	1	8808	1
Gewerbs- und Arbeitsgehülfen	615948	518996	35	96952	6
Zimmerabmieter, Aftermieter, Chambregarnisten u. dgl. . . .	557108	425953	29	131155	8
Schlafgänger	139985	104198	7	35787	2
Auf Besuch anwesend	83754	24545	2	59209	4
Einquartierte Soldaten	3137	3137	0	—	—
	30610183	14878156	1000	14732027	1000

Kategorien geteilt. So unterscheidet z. B. die preußische Statistik von 1895 und ebenso die deutsche Reichsstatistik von 1900: Einzelhaushaltungen, Familienhaushaltungen, Anstaltshaushaltungen, worauf dann für die Familienhaushaltungen die Personenzahl und das Verhältnis zum Haushaltungsvorstand angegeben wird. Die Zusammensetzung der Familienhaushaltungen in Preußen und Österreich zeigt nun ein Bild, wie es die beiden oben gegenüberstehenden Tabellen ergeben.

Weiter als solche für ganze Gebiete aufgemachte Statistiken gehen gewöhnlich die Städtestatistiken: So gibt z. B. die Berliner Statistik pro 1885 u. a. folgende Übersicht:

[1]) Nach Preuß. Stat., Bd. 148/I.

Zusammensetzung der Familienhaushaltungen in Österreich 1890.[1])

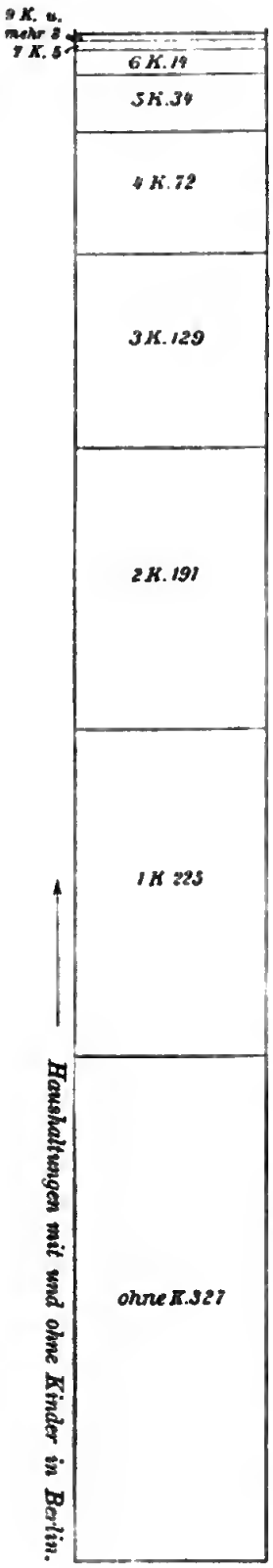
	Auf 1000 Personen		
	d. Gesamtbevölker.	Männer	Frauen
Wohnungsinhaber und deren Familienangehörige	882	873	891
Landwirtschaftliches Gesinde . .	34	34	34
Gewerbliches Gesinde	13	23	3
Dienende für persönliche Zwecke	19	4	32
Aftermieter und deren Angehörige Bettgeher	27	32	23
Andere an der Wohnung teilnehmende Personen	12	12	12
Summa	987	978	995
Anstaltsinsassen	13	22	5
Im ganzen	1000	1000	1000

Unter 1000 Haushaltungen — Familien- und Einzelhaushaltungen — waren solche mit Kindern des Haushaltungsvorstandes

mit 1 Kind	225
„ 2 Kindern	191
„ 3 „	129
„ 4 „	72
„ 5 „	34
„ 6 „	14
„ 7 „	5
„ 8 „	2
„ 9 „ u. mehr	1
	673
ohne Kinder	327
	1000

Das Maximum an Kindern in einer Haushaltung war 13.

[1]) Nach Salvioni in Mayrs Archiv 1899, S. 215.



Die Verhältnisse in Leipzig, München[1]) und Berlin kennzeichnet die nächste Zusammenstellung.

Haushaltungen	Leipzig pro mille	München pro mille	Berlin pro mille
Mit 1 Kind	295,2	387,0	334
„ 2 Kindern	255,1	278,5	284
„ 3 „	192,4	168,0	192
„ 4 „	125,8	92,0	107
„ 5 „	70,7	44,6	51
„ 6 „	35,6	18,0	21
„ 7 „	16,7	8,0	7
„ 8 „	5,6	2,5	3
„ 9 „	2,3	1,0	1
„ 10 „	0,46	0,3	
„ 11 „	0,11	0,08	
„ 12 „	0,03	—	
„ 13 „	—	0,02	
Haushalt. m. K.	1000	1000	1000

Eine so spezialisierte Haushaltungsstatistik ist eine große Annäherung an eine Familienstatistik, aber sie ist noch keine solche. Salvioni[2]) sagt bei einer Besprechung der Berliner und ähnlicher Untersuchungen: Man hätte vielleicht ein etwas höheres Maximum und eine stärkere

[1]) Für Leipzig u. München nach Salvioni im Allgem. stat. Archiv 1899, S. 228.

[2]) Ibid.

Verbreitung desselben erwartet. Allein es muß dabei auf einen theoretisch und praktisch bedeutsamen Punkt hingewiesen werden. Wie eingangs bemerkt, erstreckt sich die Untersuchung nicht auf die Zahl der überhaupt geborenen oder überlebenden Kinder, sondern nur auf die der in den Haushaltungen vorhandenen. Über die eheliche Fruchtbarkeit können also hieraus Folgerungen nicht gezogen werden. Die Haushaltungsstatistik berücksichtigt nur jene Kategorie von Kindern, die mit den Eltern zusammen leben. Am meisten versucht vielleicht die französische Statistik an eine Familienstatistik heranzukommen. Sie fragt nach der Anzahl der lebenden — anwesenden wie abwesenden — Kinder. Sehr unklar kommt mir hierbei freilich die Fragestellung vor. Der „Chef de famille" soll die Zahl der Kinder aus der gegenwärtigen und aus den etwaigen früheren Ehen angeben. Aber es steht nicht, er solle auch angeben, daß die Kinder aus mehreren Ehen herrühren und aus wievielen. Sonderbar ist auch, daß nur nach der Dauer der gegenwärtigen Ehe gefragt wird. Wenn man mit den Kindern aus mehreren Ehen operiert, müßte man doch auch die Dauer der früheren Ehen kennen. Die französische Statistik beabsichtigt durch diese Fragen Data über die Fruchtbarkeit der Ehen zu gewinnen, eine Absicht, die sie freilich schlecht erreicht, da sie nicht auch noch nach der Zahl der gestorbenen Kinder fragt. Weit besser erreicht diese Absicht die Berliner Statistik mit ihrer an Ehefrauen gerichteten Frage: Wieviel Kinder sind bis jetzt in dieser Ehe geboren? Dafür ist sie aber vielleicht weniger Familienstatistik als die französische. Denn erstlich fragt sie nicht nach den Kindern von Witwern und Witwen, und ferner unterscheidet sie nicht zwischen lebenden und gestorbenen Kindern. Auch bei dieser Statistik ist mir manches unklar. Es wird hier die Fruchtbarkeit der Frauen nur nach der Zahl der Kinder aus den Ehen berechnet, in denen sie noch stehen. Allein, wo bleiben da die Kinder ihrer etwaigen früheren Ehen?

Daß die Länder mit Polygamie den Herren Statistikern sehr heikle Aufgaben stellen, habe ich schon vorhin kurz erwähnt. Aus doppelten Gründen ist dies der Fall: Einmal, weil die Sache an sich sofort durch die Fülle der entstehenden Kombinationen außerordentlich verwickelt wird, dann aber

weiterhin, weil in den meisten Ländern, in denen die Polygamie herrscht, das Haus für den Fremdling Tabu ist und auch den Zählkarten seine Pforten nicht öffnet. In drollige Verlegenheit bringen uns die Angaben, die von der französischen Statistik als Ergebnis ihrer Einblicke in die mohammedanischen Harems von Algier vorgelegt werden. Sie gibt uns folgendes Tabellchen über den Familienstand in Algier von 1896:

	Männlich	Weiblich
Ledige	1344444	1031315
Monogame . .	753697	881354
Polygame . .	126192	
Verwitwete . .	67238	113400
Geschiedene .	32397	43982
	2323968	2070051

Überlegt man sich, daß die 753697 Monogamen von den insgesamt 881354 verheirateten Frauen doch 753697 absorbieren, so sieht man, daß für die 126192 polygamen Männer nur 127657 Frauen übrig bleiben, während ihrer — wenn jeder Polygame auch nur 2 Frauen hätte — schon 252384 hätten da sein müssen. Was sind das nun für Polygame, auf die durchschnittlich nicht einmal 2 Frauen, sondern nur 1,01 Frauen fallen? Will man versuchen, Sinn in die Sache zu bringen, so muß man zunächst jedenfalls annehmen, daß unter einem polygamen Manne hier jeder verstanden wird, der einmal polygam gewesen ist, d. h. jeder, der einmal zwei oder mehr Frauen gleichzeitig besessen und der dann alle bis auf eine durch Tod oder Scheidung verloren hat. Dann müßten jedoch die 126192 polygamen Männer mindestens die Differenz zwischen den 252384 Frauen, die sie mindestens hätten haben sollen, und den nur 127657, die nur haben — also mindestens 124727 Frauen! — durch Tod oder Scheidung verloren haben. Dies ist jedoch nicht wohl glaublich, und es verlohnt sich auch eigentlich nicht der Mühe, darüber nachzudenken, solange die Herausgeber nicht selbst etwas von ihrem Lakonismus abstreifen und sich über ihre Seltsamkeit und Widersprüche nicht erst selbst ein wenig Rechenschaft ablegen.

Widersprüche! 1881 hatte die Statistik nämlich nur von 43004 polygamen Männern zu berichten gewußt, also nur etwa

dem dritten Teil der 1896 ermittelten. Dafür hatte sie jedoch diesen 43004 Männern 168051 Frauen gegeben, d. h. einem jeden fast genau vier: gerade die Höchstzahl, zu der Mohammed die Erlaubnis gegeben hat, eine Erlaubnis, von der aber — wie jeder weiß, der den Orient kennt — aus ökonomischen und anderen Gründen wohlweislich nur wunderselten Gebrauch gemacht wird.

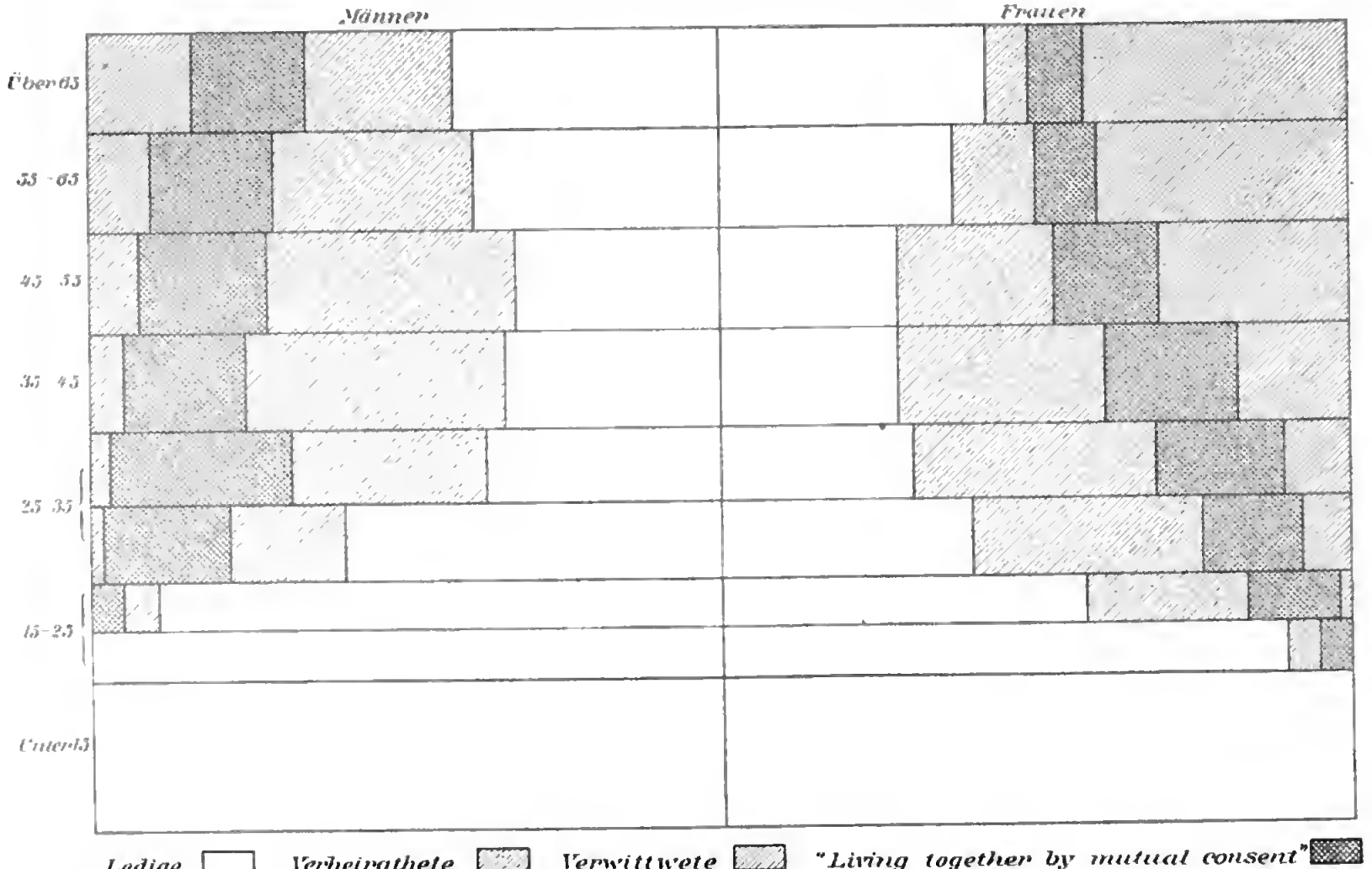
Daran allerdings, daß in einigen polygamen Ländern die Zahl der Scheidungen ganz ungeheuer die unseren Begriffen vertrauten Ziffern übertrifft, dürfte nicht zu zweifeln sein. Nach Statesman's Year-Book 1902 [1906] kamen in Algier 1899 [1904] auf 1000 Eheschließungen bei den Mohammedanern — „the numbers are only approximate" — 322 [402] Scheidungen, und nach dem „Resumé statistique de l'Empire du Japon 1900" zählt man in Japan auf 1000 Eheschließungen 281,1 Scheidungen. Diese letztere Zahl, ungeheuer wie sie dem Europäer erscheint, ist aber wahrscheinlich noch viel zu gering, wenigstens nach dem, was Rathgen mitteilt. Die Angaben über Eheschließungen beziehen sich nämlich nicht auf die tatsächlich in den betreffenden Jahren stattgefundenen, sondern nur auf die, welche angemeldet sind. Das ist aber ein erheblicher Unterschied. Selbst bei höheren Ständen erfolgt die Anmeldung bei der Registerbehörde meist erst sehr spät, nicht selten erst nach Jahren. Es soll üblich sein, die Ehe erst kurz vor der Geburt des ersten Kindes anzumelden. Eine weitere Folge ist, daß eine große Anzahl Ehen durch Tod und besonders durch Scheidung getrennt werden, ehe sie überhaupt angemeldet waren. Scheidungen nach ganz kurzer Ehe scheinen besonders häufig zu sein. In den untern Volksklassen kann man direkt von einer Ehe auf Probe sprechen. In derartigen Fällen ist der Regel nach die Eheschließung noch gar nicht angemeldet, es wird aber auch die Scheidung nicht eingetragen.

Nicht wegen der Polygamie, sondern wegen anderer schon angedeuteter Verhältnisse haben insbesondere die westindischen Inseln der Statistik zu schaffen gemacht. Bereits im Zensus von 1871 klagten die englischen Behörden über den ungeregelten Familienstand eines ansehnlichen Teils der dortigen Bevölkerung und deren Sitten, in denen noch ein hartnäckiges Überbleibsel aus der Zeit der Sklaverei zu erblicken sei. Ähn-

liche Zustände haben die Amerikaner veranlaßt, bei ihrem ersten Zensus auf Kuba und Portorico ein Novum in die Bevölkerungsstatistik einzuführen: die Rubrik „Living together by mutual consent". Und es wurde ermittelt, daß auf Cuba resp. Portorico waren:

ledig	70,5 %	69,7 %
verheiratet	15,7 %	16,6 %
zusammenlebend . .	8,4 %	8,8 %
verwitwet	5,4 %	4,9 %

Bevölkerung von Cuba 1899 (Nach dem Censuswerk)



IX. Vorlesung.

Auf die Ergebnisse der Ermittlungen über Abstammung, Rasse und Sprache der Bevölkerung können wir hier nicht weiter eingehen. Erwähnt sei nur, daß sich die merkwürdigsten Rassengemische wohl auf gewissen Inseln finden, wo sich Eroberer, Erwerbslustige aller Herren Länder, Abenteurer jeder Art, freie und mehr oder minder gezwungene Arbeiter begegnen. Auf den 1898 amerikanisch gewordenen Sandwich-Inseln war beispielsweise nach Statesman's Year-Book von 1901 die Bevölkerung folgendermaßen zusammengesetzt:

Eingeborene . . .	31019	285	pro mille
Halbblut	8485	78	„ „
Chinesen	21616	198	„ „
Japaner	24407	224	„ „
Portugiesen . . .	15191	139	„ „
Amerikaner . . .	3086	28	„ „
Engländer	2250	21	„ „
Deutsche	1432	13	„ „
Norweger	378	3	„ „
Franzosen	101	1	„ „
Polynesier	455	4	„ „
Andere Fremde . .	600	6	„ „
	109020	1000	

Und Réunion soll 1897 [1902] unter seinen 173192 [173315] Einwohnern gezählt haben[1]):

15219 [13492] Britische Indier
4496 [4496] Madagassen
9849 [9457] Afrikaner
863 [1378] Chinesen

[1]) Statesman's Y.-B. 1901 [u. 1905].

Auch auf die durch Volkszählungen gewonnenen Ergebnisse über die Gebrechen näher einzugehen, verzichten wir, zumal es näher zu liegen scheint, das Kapitel über den Stand der Bevölkerung zunächst durch Mitteilungen über den körperlichen Habitus ihrer nicht gerade gebrechlichen Teile zu vervollständigen.

Über den physischen Habitus der Bevölkerungen gibt es eine Reihe von Untersuchungen, die allerdings mehr partieller Art sind; sie sind meist von Privaten, Vereinen, bestimmten Gelehrtenkreisen unternommen und fassen einzelne Volksklassen ins Auge: Die großen offiziellen Volkszählungen haben — wie eben erwähnt — nach markierten Gebrechen gefragt, dagegen Fragen nach Wuchs, Gewicht und dergl. nicht gestellt. Die einschlägigen partiellen Untersuchungen fallen in das Gebiet der sogen. Anthropometrie.[1]) Diese stand bis in unser Jahrhundert hinein lediglich im Dienste der Kunst, und es waren zumeist auch Künstler — namentlich Maler und Bildhauer — die durch die sorgfältigsten Studien des menschlichen Körpers die Maßverhältnisse der einzelnen Körperteile zueinander festzustellen und für ihr künstlerisches Schaffen zu verwerten suchten. Schon bei ägyptischen, dann aber natürlich auch bei griechischen und römischen Künstlern findet man eine ziemlich weitreichende Kenntnis von den Proportionen, in denen die einzelnen menschlichen Glieder und Körperteile zueinander stehen, ja stehen müssen, um künstlerisch schön zu wirken. Besonders waren es jedoch italienische Künstler wie Leonardo da Vinci und Michelangelo, welche die eigentliche menschliche Proportionslehre ausführlicher behandelten und auf die Notwendigkeit der Messungen im Interesse der Kunst hinwiesen. In Deutschland haben sich hauptsächlich Albrecht Dürer und Johann Gottfried Schadow durch eingehende Messungen ausgezeichnet, und noch bis in die neueste Zeit wurden ihre Angaben in künstlerischen Kreisen als maßgebend betrachtet.

Diese mehrere Jahrtausende alte künstlerische Richtung der Anthropometrie beschränkte aber ihre Messungen zumeist nur auf einzelne Individuen, die in Gestalt und Form als ebenmäßig erschienen. Die in neuerer Zeit sich geltend machende

[1]) Das Folgende nach Mayr, Allgem. stat. Archiv II, S. 420 ff.

wissenschaftliche Richtung bestrebt sich dagegen, die meßbaren Eigenschaften von Gesamtheiten von Menschen zu erforschen. Grundlegend für diese Richtung waren die Schriften des belgischen Astronomen und Statistikers A. Quetelet.

Quetelets Interesse ging wesentlich dahin, zu zeigen, daß es bei den Nationen für die körperlichen Eigenschaften ein gewisses Mittelmaß gäbe, das aber nicht etwa ein arithmetischer Durchschnitt sei, sondern ein sogen. typisches Mittel, d. h. eine Größe, welche die häufigst vorkommende sei, und um die sich alle von ihr abweichenden Größen symmetrisch in der Weise gruppieren, daß sie um so seltener vorkommen, je mehr sie von dem Mittel nach oben oder unten abweichen. Stellt man — sagte er — die häufigst vorkommende Größe durch eine ihrer Häufigkeit entsprechende längste Ordinate dar, die selteneren durch entsprechend kleinere, so daß man die nach oben und unten hin abweichenden auf ihren beiden Seiten in der Abszissenachse aufträgt, und verbindet man die Endpunkte der Ordinaten, so erhält man die Kurve, die als die Kurve des sogen. Fehlergesetzes bekannt ist, ein Gesetz, demzufolge zufällige Fehler bei Beobachtungen um so seltener vorkommen, je größer sie sind.

Die Arbeiten, die durch Quetelets Anregungen veranlaßt worden sind, zerfallen hauptsächlich in drei Klassen:

1. Messungen an jugendlichen Personen. Bowditch in Boston untersuchte 13691 Knaben und 10904 Mädchen mit Unterscheidung der Nationalität und des Standes der Eltern; L. Pagliani in Turin stellt Wuchs, Gewicht und Muskelkraft von 1572 Kindern fest; Kotelmann in Hamburg untersuchte die Körperverhältnisse von 509 gelehrten Schülern des Johanneums, Carstädt-Breslau die von 4274 Schülern; Hertel und Malling-Hansen in Kopenhagen nahmen gleichfalls Messungen an Schülern vor, und ebenso Hasse-Leipzig, der, zum Teil in Gemeinschaft mit Geißler und Uhlitzsch, 24043 Schüler untersuchte.

2. Soldatenmessungen. Die umfangreichste Untersuchung dieser Art dürfte die zur Zeit des Sezessionskrieges an weißen und farbigen Soldaten und Matrosen vorgenommene sein, die von Elliott und Gould bearbeitet worden ist.

3. Messungen, die auf verschiedene Altersklassen und Berufskreise ausgedehnt wurden. Hierher gehören die Untersuchungen Roberts in London über 21640 Personen verschiedener Stände, die von Erismann in Moskau, dem mehr als 100000 Fabrikarbeiter als Material dienten, und Galtons eigentümliche Arbeiten.

Gehen wir weiter zu den spezielleren Ergebnissen der anthropometrischen Messungen, die neben dem wissenschaftlichen besonders auch ein praktisches Interesse besitzen, und beginnen da mit den für die Körpergröße erhaltenen Resultaten, so zeigt sich, daß der Mensch nur bis zu einem bestimmten Alter an Körpergröße zunimmt. Dann verharrt er für eine geraume Zeit bei dieser Größe, um in seinem Alter — wenn auch nur in geringem Maße — wieder zurückzusinken. Das Alter, bei dem das Wachstum aufhört, und das, bei dem das Zusammensinken beginnt, ist für die beiden Geschlechter verschieden; bei dem männlichen Geschlechte darf man wohl das 27. Lebensjahr als Endjahr des Wachstums ansehen, bei dem weiblichen Geschlechte dagegen scheint das Wachstum bereits mit dem 20. Lebensjahr abgeschlossen zu sein. Das senile Zusammensinken ist für das männliche Geschlecht vom 50. Lebensjahre, für das weibliche schon um einige Jahre früher beobachtet worden. Freilich sind Beobachtungen letzterer Art bisher nur an einer verhältnismäßig geringen Zahl älterer Personen angestellt worden, und es dürften daher die gemachten Angaben wohl mit einiger Vorsicht aufzunehmen sein. Wachstumsperioden lassen sich im allgemeinen vier unterscheiden. Die erste umfaßt das früheste Kindesalter, sie ist eine Zeit des raschen Wachstums. Genauere Angaben liegen für diese Altersjahre nicht in genügender Zahl vor. In der zweiten Periode, die bei den Knaben bis zum 13. oder 14. Lebensjahre reicht, scheint zwar die Größenzunahme von Jahr zu Jahr verschieden zu sein, allein die Differenzen dieser Zunahme sind ziemlich unbedeutend. Mit den genannten Altersjahren jedoch beginnt wiederum ein beschleunigtes Wachstum und dauert etwa bis zum 17. Jahre fort, dann verlangsamt es sich, und vom 21. bis 27. Lebensjahr ist — wie namentlich Erismann festgestellt hat — die Zunahme nur noch minimal. Die Mädchen, die in den ersten Kinderjahren etwas größer zu sein scheinen

als die Knaben, bleiben später bei ziemlich gleichmäßigem Wachstum hinter diesen an Größe zurück bis etwa zum 10. oder 11. Lebensjahre. Von da ab überholen sie die Knaben infolge beschleunigten Wachstums, um vom 15. Jahre an wieder den Knaben den Vorrang zu lassen. Das auffällig beschleunigte Wachstum der Knaben vom 13. bezw. 14. Lebensjahre an und das der Mädchen vom 10. bezw. 11. an, bringt man mit der Entwicklung der Geschlechtsreife in Verbindung. Vor ihrem Eintritt — etwa ein bis zwei Jahre früher — nimmt das Wachstum gewissermaßen noch einmal einen starken Anlauf, um dann während der genannten Periode fast vollständig zu ruhen.

Für die Veränderungen des Körpergewichts des Menschen ergibt sich, daß es ebenfalls nicht gleichmäßig mit den Altersjahren fortschreitet. Gewöhnlich findet die stärkste Zunahme ein bis zwei Jahre nach der stärksten Periode des größten Wachstums statt. Das höchste Maß des Wachstums entspricht dem Mindestmaß der Gewichtszunahme und umgekehrt; beide Lebenskräfte scheinen also nicht gleichmäßig zu wirken.

Vergleicht man während dieser Zeit — also in der Pubertätsperiode — Körperlänge mit Körpergewicht, so pflegen sich die Quadrate des Körpergewichts etwa wie die fünften Potenzen der Körperlängen zu verhalten. Sonst dagegen bleiben beide fast stets in einem konstanten Verhältnis zueinander. Und zwar verhalten sich die Körpergewichte annähernd wie die Quadrate der Körperlängen und nicht, wie sich vielleicht geometrisch erwarten ließe, wie deren Kuben. Die Zunahme selbst soll nach den Angaben einiger Forscher mit dem 30. Lebensjahre, nach anderen erst mit dem 40. oder selbst 50. Lebensjahre vollendet sein; vom 50. Lebensjahre an beginnt das Gewicht wieder zurückzugehen.

Darin sind sich nun alle Forscher einig, daß die heranwachsende Jugend wie auch die Erwachsenen in ihrer körperlichen Entwicklung durch eine günstige oder ungünstige wirtschaftliche Lage wesentlich beeinflußt werden. Immer zeigt sich, daß sowohl die Durchschnittsgröße als auch das Körpergewicht und der Brustumfang bei Personen der ärmeren Klassen geringer sind als bei solchen der wohlhabenden. Für die Körpergröße von gleichaltrigen Kindern sind z. B. Differenzen

der Durchschnittsgrößen bis über 10 cm, für das Körpergewicht bis über 20 Pfund beobachtet worden. In der Hauptsache läßt sich ein Mehrgewicht der Kinder wohlhabender Eltern von 1 bis 5 Pfund und eine größere Körperlänge von 1 bis 5 cm konstatieren.

Körpergrößen von Knaben verschiedener Wohlstandsklassen.

Nach Rowntree.

Der engl. Fuß nach Noback = 0,304797 m, also $^1/_{12}$ Fuß (Zoll, inch) = 2,54 cm = 0,0254 m.

Alter	Sect. I Ärmste		Sect. II Mittlere		Sect. III Höchste	
	Inches	cm	Inches	cm	Inches	cm
3—4	$36^1/_4$	92,1	$37^3/_4$	96,5	$39^1/_4$	99,7
5	$40^1/_2$	102,9	$41^1/_2$	105,4	42	106,7
6	$42^1/_2$	107,95	$43^1/_2$	110,5	$45^1/_4$	114,9
7	45	114,3	46	116,8	$45^1/_2$	115,6
8	47	119,4	$47^1/_2$	120,65	$47^3/_4$	121,3
9	48	121,9	$49^1/_2$	125,7	$50^3/_4$	128,9
10	47	119,4	51	129,5	$52^1/_2$	133,3
11	53	134,6	$53^3/_4$	136,5	$54^1/_4$	137,8
12	53	134,6	$55^1/_4$	140,3	$56^1/_4$	142,9
13	55	139,7	$56^3/_4$	144,1	$58^1/_2$	148,6
Durchschnitt	$45^3/_4$	116,2	$48^1/_2$	123,2	$49^1/_4$	125,1

Die bisher mitgeteilten Beobachtungen und Betrachtungen blieben meist innerhalb bestimmter Nationen. Man besitzt indes auch vergleichende Beobachtungen oder wenigstens Zusammenstellungen, die sich über viele Völker erstrecken — so über die Körpergröße eine Arbeit von Roberts. Allein bei der ungeheuren Ausdehnung des Gebiets, das hier in Frage kommt, der Menge der Einzelbeobachtungen, die also zu schlüssigen Resultaten nötig wären, wird man sich dem bisher gegebenen gegenüber allerdings etwas reserviert zu verhalten haben.

Als interessante Randbemerkung verdient in diesem Zusammenhang noch erwähnt zu werden, was Mayr von dem Widerstreben gegen derartige Unterscheidungen erzählt: „Aus Berlin berichtete Virchow, es sei in den dortigen Schulen, namentlich in den höheren, wiederholt vorgekommen, daß einzelne Schüler und Schülerinnen nachträglich petitionierend

Körpergrößen verschiedener Nationen nach Uhlitzsch-Roberts.

Engländer (die höheren Klassen)	175.7
Amerikaner der Verein. Staaten (weisse, alle Klassen)	171.9
Engländer (alle Klassen)	171.6
Norweger	171.3
Schweden, eingewandert in den Vereinigten Staaten	170.0
Dänen " " " " " "	169.4
Holländer " " " " " "	169.3
Ungarn " " " " " "	169.2
Englische Juden	169.2
Deutsche, eingewandert in den Vereinigten Staaten	169.1
Schweizer von Genf	168.8
Schweizer, eingewandert in den Vereinigten Staaten	168.7
Russen " " " " " "	168.7
Belgier	168.7
Franzosen, eingewandert in den Vereinigten Staaten	168.3
Polen " " " " " "	168.2
Franzosen höherer Klassen	168.1
Deutsche	168.0
Russen	167.8
Italiener, eingewandert in den Vereinigten Staaten	167.7
Oesterreicher, Slaven	166.9
Spanier, eingewandert in den Vereinigten Staaten	166.8
Portugiesen " " " " "	166.3
Oesterreicher, Deutsche	165.8
Ungarn, Rekruten	165.2
Bayern	164.3
Italiener: Rekruten	162.6
Polen	162.2
Finnen	161.7
Lappen	150.0

Lith. Anst. Julius Klinkhardt Leipzig.

eingekommen seien, sie doch von der braunen Liste abzusetzen.“ [1])

Mit dem vorgetragenen wollen wir nunmehr die Lehre von dem Stand der Bevölkerung abschließen. Sie sahen, es entwickelte sich Ihnen ein Bild des Gleichzeitigen: Wieviel gleichzeitig nebeneinander leben, in welchen Proportionen die Geschlechter stehen, wie die einzelnen Altersstufen vertreten sind, wieviele in der Ehe leben, wieviele die Ehe schon hinter sich haben, wie es um das Zusammenleben mit den Kindern steht. Sobald wir aber auf die Erklärung eingehen wollten, wie gerade dieses Nebeneinander zustande gekommen sein könne, waren wir allemal gezwungen, auf die Lehren von der Bewegung hinzuweisen. Denn wir sahen, wie ein und dieselbe Erscheinung der Gleichzeitigkeit durch ganz verschiedene Vorgänge auf dem Gebiete der Bewegung hervorgerufen werden kann: Ein niedriges durchschnittliches Alter der Gleichzeitigen sowohl durch große Geburtenhäufigkeit als auch durch große Sterblichkeit in den höheren Altersklassen; ein hohes Durchschnittsalter durch einen geringen Nachwuchs sowohl wie durch geringe Sterblichkeit in den höheren Altersklassen; wie die Zahl der gleichzeitigen Ehen wiederum bedingt ist von dem Verhältnis, in dem die jungen zu den älteren stehen, welches Verhältnis seinerseits auf die Relation zwischen Geburtenfolge und Sterblichkeit zurückzuführen ist.

Man teilt die Lehre von der Bewegung der Bevölkerung ein in die Lehre von der natürlichen und die von der sozialen Bewegung. Jene umfaßt die Lehre von den Geburten, den Eheschließungen und den Sterbefällen, anders ausgedrückt die Lehren von der menschlichen Lebensdauer, der menschlichen Fruchtbarkeit und deren Folgeerscheinungen. Diese umfaßt die Lehre von den Wanderungen.[2])

Obschon es paradox erscheinen mag, die Lehre von der Sterblichkeit der von der Fortpflanzung vorauszuschicken, so empfiehlt sich dies doch der Natur der Sache nach. Denn die Lehren von der Sterblichkeit sind, wie ich eben sagte, anders

[1]) Es handelte sich dabei um eine Aufnahme zu anthropolog. Zwecken.

[2]) [Die Lehre von den Wanderungen wird in diesen Vorlesungen nicht behandelt.]

ausgedrückt die von der menschlichen Lebensdauer. Und eine Tafel von dem sukzessiven Ableben der Menschen bedeutet anders betrachtet gerade so gut eine Tafel von deren Überleben, von deren Fortschreiten von Stufe zu Stufe, von den Verhältnissen, in die sie zu den bevölkerungswissenschaftlich relevanten Momenten gelangen, also auch zu den Momenten der möglichen Vermehrung. Es liegt uns gleichsam die alte Scherzfrage vor: Was war früher, das Ei oder die Henne? Und sie wird von uns also dahin beantwortet, daß die Henne den Vorrang habe. Wir werden demnach die Fragen über die Geburtenhäufigkeit, als zu den Fragen der Fruchtbarkeit gehörig, denen über die Lebensdauer folgen lassen. Nur eine Ausnahme werden wir machen, allein auch diese ist mehr eine scheinbare. . . . Da in der Überlebensordnung der Menschen zweierlei Arten vorkommen: Männer und Frauen, beide verschiedenen Gesetzen folgend, so werden wir, ohne uns mit der Proportion zu beschäftigen, in der sie zu ihren Erzeugern stehen, einstweilen nur kurz auf jene Proportion eingehen, in der sie bei ihrer Geburt zueinander stehen: Die Frage der sogenannten Sexualproportion.

Allgemeine Regel ist nun, daß überall etwas mehr Knaben als Mädchen geboren werden, daß dieser Überschuß nicht unter allen Bedingungen der gleiche ist, sondern daß sich zwischen den verschiedenen Ländern, zwischen Einzel- und Mehrgeburten, zwischen ehelichen und unehelichen Geburten Unterschiede in bezug auf jenen Überschuß zeigen, daß diese Unterschiede jedoch nur geringe sind und endlich, daß der Überschuß unter sich gleich bleibenden Bedingungen — ich meine also innerhalb des gleichen Landes, innerhalb der Ehelichkeit usf. — auf eine Weise sich gleich bleibt, die seit Jahrhunderten — wie man jetzt sagen kann — das Erstaunen der Menge und die Aufmerksamkeit der Gelehrten hervorgerufen haben. Was die Unterschiede betrifft, so wußte schon Humboldt zu melden, daß in Neuspanien der Knabenüberschuß bei den Geburten ein größerer sei, andere Forscher berichten für Australien einen starken Überschuß der Mädchengeburten; ähnliches hören wir aus Syrien und Mesopotamien, wo zwei bis drei Mädchen auf einen Knaben kommen sollen, und gleiches behauptet Emin Pascha von einigen Negerstämmen. Auch in Europa kommen

große Verschiedenheiten vor; in Russisch-Polen 100:101, in Rumänien und Griechenland 100 Mädchen: 111 Knaben.[1]) Nach Bodios Zusammenstellungen ergibt sich für die Neuzeit — in der Hauptsache für das Jahrfünft 1887/1891 — bei den Lebendgeborenen im ganzen (bei den Unehelichen ist der Knabenüberschuß geringer) das nachstehende Bild:

	Es befanden sich unter 1000 Lebendgeborenen Knaben	Auf 100 Mädchen kamen also Knaben
Deutsches Reich	511,2	104,5
Bayern	510,9	104,5
Preußen	512,7	105,2
Sachsen	512,2	105,0
Württemberg	508,9	103,6
Baden	512,2	105,1
Elsaß-Lothringen	512,2	105,1
Hessen	513,5	105,5
Österreich	514,2	105,8
Ungarn	509,0	103,7
Kroatien	514,6	106,0
Rumänien	507,4	103,0
Serbien	524,1	110,1
Bulgarien	522,4	109,4
Griechenland	498,3	99,3
Italien	511,7	104,8
Schweiz	504,6	101,9
Frankreich	508,7	103,5
Spanien	518,8	107,8
Portugal	515,0	106,2
Belgien	505,6	102,3
Niederlande	508,2	103,3
England und Wales	509,9	104,0
Schottland	514,4	105,9
Irland	513,4	105,5

Eigentlich jedoch scheint es ungeeignet, bei dem Vergleich von den Lebendgeborenen auszugehen. Denn es befinden sich gerade unter den Totgeborenen — Bodio hat dafür ebenfalls Ermittlungen angestellt — viele Knaben. Läßt man nun diese

[1]) Schmoller, Grundriß I, S. 163.

außer Rechnung, so vermindert man die Zahl der Knaben überhaupt — besonders aber bei den Unehelichen — zu sehr, weil bei den Unehelichen aus naheliegenden Gründen relativ mehr Totgeburten vorkommen. Man läßt also einen Faktor in der Rechnung, den man als weiter auf seine Ursachen zurückführbar, vorher hätte eliminieren müssen. Indes der Unterschied ist ein geringer. So wurden im Deutschen Reiche 1872 bis 1880 durchschnittlich jährlich überhaupt 1617761 eheliche Kinder geboren, darunter 833626 Knaben und 784135 Mädchen; Proportion : 106,3; Uneheliche: 156171, darunter 80,011 Knaben und 76159 Mädchen; Proportion : 105,1. Dies alles also inklusive der Totgeborenen. Ohne diese ehelich jedoch: 798385 Knaben und 757045 Mädchen; Proportion : 105,5; Uneheliche: 75755 Knaben und 72613 Mädchen; Proportion : 104,3. Es verhält sich also der Überschuß — nämlich 6,3 bezw. 5,1 bei den Geburten inklusive der Totgeborenen — zwischen Ehelichen und Unehelichen wie 1,235:1; exklusive der Totgeborenen aber — nämlich 5,5:4,3 — wie 1,281:1.

Unter Mehrlingskindern ist der Knabenüberschuß nicht so groß wie unter den Geborenen überhaupt. Nach der Statistik des Deutschen Reiches (Bd. 44) kamen nämlich auf 100 Mädchen bei Mehrlingskindern in

	Knaben
Deutschland	103,2
Österreich	105,6
Länder der ungarischen Krone	103,1
Schweiz	105,4
Italien	105,2
Frankreich	103,8
Belgien	103,9
Niederlande	105,7
Schweden	104,0
Norwegen	103,4
Finnland und Polen	101,3
Rumänien	104,8

Sehr interessant ist hierbei die allerdings selten angestellte Betrachtung, — die sich indes schon bei dem überhaupt sehr empfehlenswerten Moser findet —, daß in Mehrgeburten die Gleichgeschlechtlichkeit häufiger vorkommt, als auf Grundlage

des Geschlechtsverhältnisses in dem Total aller Mehrgeburten zu erwarten wäre. Wie eben gesagt, kamen im Deutschen Reich bei Mehrgeburten 103,2 Knaben auf 100 Mädchen (inklusive der Totgeb.). Die Wahrscheinlichkeit ist danach, daß in einer Mehrgeburt eine Knabengeburt sei $= \frac{103,2}{203,2} = 0,508$, und daß sie eine Mädchengeburt sei $= \frac{100}{203,2} = 0,492$; zusammen = 1. Danach ist die Wahrscheinlichkeit, daß beide Geburten einer Zwillingsgeburt Knaben seien = 0,508 . 0,508 = 0,258064. Ebenso ist die Wahrscheinlichkeit der Geburt von zwei Mädchen = 0,492 . 0492 = 0,242064. Die Wahrscheinlichkeit der Geburt eines Knaben und eines Mädchens ist = 0,508 . 0,492 . 2 — weil es für einen Knaben und ein Mädchen 2 Kombinationen gibt — = 0,4999872. Alle Wahrscheinlichkeiten addiert, ergibt — wie notwendig — 1, das Symbol der Gewißheit. Im Deutschen Reich waren aber unter 100 Zwillingsgeburten

2 Knaben	32,0,	Verhältnis z. Wahrscheinl.	1,23 : 1
2 Mädchen	30,4	„ „ „	1,25 : 1
1 Knabe u. 1 Mädchen	37,5	„ „ „	0,75 : 1

Die Gleichgeschlechtlichen zusammen (also 2 Knaben oder 2 Mädchen), die eine Wahrscheinlichkeit von 0,500 haben, kamen demnach in 62,4 % der Fälle vor.

Allgemeine, einfache Beobachtungen der Statistik dienten gewissermaßen dazu — wie wir im bisherigen sahen — Experimente anzustellen. Denn es sind ja sozusagen Experimente, wenn wir die Geborenen bald länderweise, bald nach der Ehelichkeit zusammenlegen, um ein Mehr oder ein Minder des Überschusses zu konstatieren. Physische Ursachen haben wir aber damit selbstverständlich noch nicht feststellen können, denn die Legalisierung der Ehe kann für sich allein natürlich noch keinen Knabenüberschuß bewirken, sie kann nur einen Hinweis auf die physischen Ursachen geben und zu deren Auffindung helfen, so wie wir auch — wenn in einem Lande der Überschuß größer ist als in einem andern — erst nach den wirkenden Ursachen zu fragen hätten, die diesen Ländern eigentümlich sein könnten. Um nun von diesen Experimenten der Statistik

auf die wahren Ursachen des Überschusses — und damit auch auf die bestimmenden Ursachen des Geschlechtsverhältnisses überhaupt — zu kommen, oder um ihnen doch wenigstens näher zu kommen, haben Statistiker wie Naturforscher viel Mühe aufgewandt. Nach Hofacker soll der Knabenüberschuß regelmäßig um so größer werden, je älter der Vater als die Mutter ist, je größer also der Altersunterschied; hingegen sollen aus Verbindungen, in denen der Vater jünger ist als die Mutter, mehr Mädchen als Knaben entstammen. Die gleiche Regel hat Sadler aus den Stammtafeln englischer Adelsfamilien abgeleitet. Doch hat sich die Hofacker-Sadlersche Theorie als unhaltbar erwiesen, seitdem aus größeren Gebieten — Sachsen, Oldenburg, Elsaß-Lothringen, Berlin und Norwegen — statistische Beobachtungen über das Geschlecht der Kinder und über das Alter der Eltern zur Zeit der Geburt vorliegen. Nach Turquan's Mitteilungen hätten freilich französische Massenbeobachtungen jene Hypothese bestätigt. Immerhin haben, wie Mayr sagt, die eingehenden Untersuchungen Düsings von ihr nur einen modifizierten, einseitigen Einfluß des väterlichen Alters in der Art übrig gelassen, daß sich — im Zusammenhang mit den Folgen stärkerer oder geringerer Inanspruchnahme der Fortpflanzungswerkzeuge — bei den jüngsten wie bei den älteren Erzeugern ein größerer Knabenüberschuß herausstellen soll. Dies stimmte auch mit neueren biologischen Forschungen, wonach überhaupt mit der größeren Leistungsfähigkeit der Fortpflanzungswerkzeuge eine verhältnismäßig geringere Inanspruchnahme derselben einhergeht, welche hinwiederum mehr weiblichen Nachwuchs hervorbringt.

Daß so viele Untersuchungen von der vorgefaßten Idee ausgingen und noch ausgehen, es müsse hinter den Knabengeburten ein Mehr von männlicher Kraft stecken, scheint mir nicht ohne nachteilige Wirkungen auf sie gewesen zu sein. Diese Idee ist überhaupt von einer beträchtlichen Unklarheit. Was für eine Kraft ist denn gemeint? Die Autoren sprechen sich darüber nicht aus. . . . Welche Kraft aber auch gemeint sei, wo bleibt der Nachweis, daß eine geringere Kraft zur Erzielung einer weiblichen Frucht als zu der einer männlichen nötig sei. Und warum sollte sich dieses Minus gerade im

Geschlechtsunterschied der Frucht äußern, warum nicht eher und allein in der Körperschwäche des Kindes? Sind in Familien mit vielen Mädchen die Knaben schwach? Das müßte dann doch gleichfalls der Fall sein.

Mit dieser Krafttheorie schien es auch übereinzustimmen, wenn manche bemerkt zu haben glauben, daß unter den Erstgeborenen mehr Mädchen als Knaben seien. So Girou des Buzaringues und Buek, wie wir beim alten Moser lesen. Wie er berichtet, hat der erstere den Satz aufgestellt, „daß alles, was bei den Eltern die Kraft der Muskeln stärkt, der Geburt eines Knaben förderlich sei". Er erinnert, daß die Erstgeborenen häufiger Mädchen als Knaben seien, er führt an, daß Ehen, „zur Zeit des Karnevals und zur Zeit der Unenthaltsamkeit und Unmäßigkeit geschlossen, verhältnismäßig weniger Knaben produzieren. . . . In den Städten soll aus ähnlichen Ursachen das Übergewicht der Knaben bei der Geburt geringer sein als auf dem Lande". Allein Bertillon Vater kam bereits auf anderes. Auf dem Genfer Demographischen Kongreß — nach den Annales de Démographie — teilte Jacques Bertillon aus den Arbeiten seines Vaters mit: Der Einfluß der Erstgeburt ist bemerkenswert. Unter den legitimen Kindern haben die erstgeborenen, unter den illegitimen die nachgeborenen die meiste Aussicht, Knaben zu werden. Die beiden bizarren Regeln seien in allen österreichischen Provinzen wie in Norwegen beobachtet worden. Freilich bizarr!

Auch die Ordnungszahl der Kinder in der Geburtenfolge hat man mit Mühe geprüft, aber nichts gefunden.

Kurze Erwähnung verdient noch eine ältere Theorie — die von Ploß —, in der die Ansicht ausgesprochen wird, daß auch beim Menschen die besonders gute Ernährung, welche die Mutter ihrer Frucht gewährt, mehr Aussicht auf ein Mädchen, minder gute aber auf einen Knaben gibt, und physiologisch und statistisch zu begründen gesucht wird. Diese Theorie klingt aber schon a priori, ohne jede nähere Untersuchung, durchaus absurd, denn da hinsichtlich der Ernährungszustände zwischen den verschiedenen Ländern, Ständen und gar Zeitperioden höchst beträchtliche Unterschiede existieren, so müßten sich auch weit merklichere Änderungen in den Geschlechtsproportionen ergeben haben, als tatsächlich der Fall ist. Wappäus und andere

nahmen sich noch die Mühe, die fragliche Theorie a posteriori statistisch zu widerlegen. Ebenso dürfte auch die Prevostsche Theorie, die von der Annahme ausgeht, daß die Vorliebe für Knaben, die bei den meisten Eltern herrschen soll, in irgendeiner Weise an dem Knabenüberschuß beteiligt ist, auf einem ganz falschen Gedanken beruhen. Etwas plausibler klingt die Raubersche Erklärung. Nach ihm waren in der Urzeit und späterhin diejenigen Familien, die einen kleinen Knabenüberschuß erzeugten, gegenüber jenen im Vorteil, die einen Mädchenüberschuß hervorbrachten. Horden mit Weiberüberschuß mußten den Horden mit Männerüberschuß überall unterliegen. Der Knabenüberschuß ist hiernach nicht bloß als ein Ersatz für naturgemäßen Verlust zu betrachten, sondern auch als Bedingung des Sieges. Aus diesen Gründen hat er sich vererbt und fährt fort, sich zu vererben.

X. Vorlesung.

Wir haben seinerzeit, nachdem wir sozusagen aus der Vogelschau einen flüchtigen Blick auf die Zahl der Erdbewohner geworfen hatten, einen Augenblick Halt gemacht und uns erst einmal mit der Art und Weise beschäftigt, wie die betreffenden Daten gewonnen werden, ehe wir auf die Details über den Stand der Bevölkerung näher eingingen. Dem analog hätten wir nun, ehe wir jetzt die über die Bewegung der Bevölkerung vorliegenden Resultate vortragen, zunächst in Kürze der Quellen zu gedenken, aus denen diese Resultate abgeleitet werden.

Quellen unserer Kenntnis über die natürliche Bevölkerungsbewegung können selbstverständlich keine anderen sein als systematisch geführte Register über Geburten, Eheschließungen und Todesfälle. Es bedarf kaum der Erwägung, daß wir über solche Quellen seit viel längerer Zeit verfügen als über die Quellen der Volkszählungen. Sie erinnern sich ja, daß wir gelegentlich unserer Darstellung der Volkszahlschätzungen einer Methode gedachten, welche die Volkszahl aus der Zahl der jährlich erfolgenden Geburten, Heiraten und Sterbefälle zu ermitteln sucht.

Obschon aber nun diese Quellen längst fließen, so fließen sie uns doch noch keineswegs in jedem Kulturgebiet ausreichend und lassen sich in einigermaßen für die Forschung verwendbarer Weise auch in den Ländern unserer Kultur nirgends weiter als bis in das erste Drittel des 16. Jahrhunderts verfolgen. Sie haben dabei in den verschiedenen Staaten verschiedene Stadien durchlaufen, sich bald langsamer, bald rascher vervollkommnet, und sie liegen auch in diesen Kulturstaaten

heute noch nicht überall in der gleichen Gestalt, Brauchbarkeit und Verläßlichkeit vor.

Im wesentlichen sind drei Entwicklungsstufen in der Beurkundung des Personenstandes zu unterscheiden:

1. Die Beurkundung durch Kirchenbücher als rein kirchlicher Einrichtung.

2. Die Führung von Kirchenbüchern unter gesetzlichen Normativbestimmungen.

3. Die Einführung vollständiger, überall gleicher Zivilstandsregister unter alleiniger Autorität der Staatsgewalt. Die erste allgemeine Regelung von Aufzeichnungen über den Personenstand durch die Kirche selbst hat beim Trienter Konzil (1545 bis 1563) stattgefunden. Damals wurde verordnet, daß in jeder Pfarre ein Taufbuch und ein Ehebuch geführt werden solle. Ein Rituale des Papstes Paul V. vom Jahre 1614 schrieb dann die Führung von Sterberegistern vor, die indes nicht sogleich zu allgemeiner Einführung gelangt sein dürften. Gleichzeitig oder noch früher sind auch innerhalb der evangelischen Landeskirchen Regulierungen erfolgt. So hat hier in Frankfurt das Kasteneamt schon 1531 die Führung von Tauf-, Trauungs- und Totenbüchern angeordnet. Jene ersten Aufzeichnungen erfüllten natürlich nur einen sehr kleinen Teil der Forderungen, die der Statistiker heute an Personenstandsbeurkundungen stellt. Registriert wurde in der Regel nicht die Geburt, sondern die Taufe — als das für die Kirche wichtige Moment — und ferner nicht der Sterbefall, sondern die Beerdigung. Selbstverständlich wurden auch die in den einzelnen Lokalbezirken erfolgten Eintragungen nicht einer Landeszentrale übermittelt.

Heute gilt mit nur sehr vereinzelten Ausnahmen überall das System der staatlichen Regelung der Zivilstandsbuchführung, teils in der Weise wie in Deutschland, daß diese Führung gänzlich von der Kirche losgelöst ist, teils in der Weise, daß sie noch zum Teil der Kirche unter staatlicher Aufsicht belassen ist. Unser System, das man eigentlich das französische nennen muß, gilt u. a. noch in Italien, der Schweiz, Belgien, Holland, Ungarn, Rumänien und selbstverständlich auch in Frankreich. In England dagegen haben die Pfarrgeistlichen der Staats-

kirche das Recht zur Führung staatlich anerkannter Trauungsbücher behalten, während die Zivilstandsbeamten nur ergänzende Verzeichnisse über jene Ehen führen, die unter anderen Formen als denen der Staatskirche geschlossen werden. Eine ähnliche Gestaltung wie in England zeigt im allgemeinen auch das Standesregisterwesen der Vereinigten Staaten, obgleich hier einheitliche Regelung und festgeschlossener Behördenorganismus fehlen.

Wenn wir nun nach diesem Exkurs zum Thema von der Bewegung der Bevölkerung zurückkehren und zunächst den Begriff der menschlichen Lebensdauer näher ins Auge fassen, so werden wir bald finden, daß er uns an ein doppeltes, unter sich ganz verschiedenes denken läßt. Denn offenbar werden zwei ganz verschiedene Begriffe gemeint, wenn uns ein Sozialpolitiker erzählt, die menschliche Lebensdauer sei im 18. Jahrhundert in London nur 18 Jahre gewesen, und wenn uns andererseits Süßmilch zuruft, es sei das Gesetz der Sterblichkeit noch ebendasselbe wie jenes, dessen im 90. Psalm mit den Worten gedacht werde: Unser Leben währt 70 Jahr, und wenn es hoch kommt 80 Jahr. Hier ist nämlich nicht jenes — wenn schon noch so wertvolle, so doch nur arithmetische — Resultat gemeint, auf dessen Zustandekommen die verschiedenen sozialen und zufälligen Faktoren bestimmend einwirken. Hier ist gemeint jener Zeitpunkt, in dem das Leben nach Verzehrung der Kräfte sanft und allmählich erlischt. Hier ist von der sogen. natürlichen Lebensdauer die Rede. Ein natürlicher Tod ist für die Wissenschaft nur einzig dieser; wie jeden anderen plötzlichen Unfall faßt sie auch die uns vorzeitig dahinraffenden Krankheiten — vom gemeinen Sprachgebrauch abweichend — als eine wenn schon innere, so doch die Erreichung des natürlichen Lebensendes gewaltsam verhindernde Todesursache auf. Die Auffassung der Naturwissenschaft ist sonach der sozialwissenschaftlichen gegenüber gewissermaßen die ideale und — weil sie uns einen Maßstab gibt — für unsere Betrachtungen wertvoll. Wie untrennbar dieser Begriff der natürlichen Lebensdauer von dem ist, mit dem die Naturwissenschaft operiert, ersehen Sie schon daraus, daß Sie selbst, wenn Sie von der Lebensdauer anderer Lebewesen als jener des Menschen reden, an keine andere Lebensdauer als an diese natürliche

denken werden. Nichts anderes nämlich als der Zeitpunkt allmählichen Erlöschens kann ja gemeint sein, wenn uns mehr oder minder verbürgte Beobachtungen erzählen, daß der Hund 10—12, der Ochs 15—20, das Pferd 25, das Kamel 40 Jahre alt werde.

Die Ansicht der Psalmisten, daß die menschliche natürliche Lebensdauer 70 Jahre betrage, ist zu allen Zeiten sehr verbreitet gewesen. Auf sie stützt sich auch jenes deutsche Gewohnheitsrecht, das die Vermutung gelten läßt, ein nach mehrmals erfolgter gerichtlicher Ladung Ausgebliebener und Verschollener sei in seinem 70. Lebensjahre verstorben. Begreiflich erscheint jedoch, daß man nicht immer so resigniert gewesen ist, daß jener mächtige, alles beherrschende Trieb — die Liebe zum Leben — die Menschen in jeder Zeit dazu geführt hat, auch noch nach einer anderen Norm auszuspähen, nach einer Norm, die wiederum nicht die uns später beschäftigende mittlere Lebensdauer ist, sondern eine über die natürliche hinausgehende, die wir vielleicht die mögliche nennen können. Um diese festzustellen, wurden Nachrichten über die in Gegenwart und Vergangenheit vorgekommenen Lebensalter gesammelt.

Der Glaube und die Sage wiesen auf die Vergangenheit hin, während nicht nur Utopisten und Schwärmer, sondern auch ernste Forscher hinwiesen auf eine bessere Zukunft. Es ist kulturgeschichtlich nicht uninteressant, einen kurzen Blick auf diese Ideengänge zu werfen, die uns um so leichter verständlich werden, wenn wir bedenken, daß es bis heute noch keiner naturwissenschaftlichen Theorie gelungen ist, die Unvermeidlichkeit des Todes aus einem physiologischen Gesetze nachzuweisen oder auch nur eine Regelmäßigkeit festzustellen, die aus der Natur der einzelnen Organismen deren natürliches Lebensende mit Sicherheit vorhersagen ließe. Nach darwinistischer Ansicht wäre dies dadurch zu erklären, daß bei der Regulierung der Lebensdauer lediglich das Interesse der Art in Betracht käme und nicht etwa das des Individuums.

Sobald das Individuum seinen Beitrag zur Fortpflanzung geleistet habe, höre es auf, für die Art Wert zu haben, und nur dann behalte es längeres Interesse für sie, wenn Brutpflege hinzukomme. Von diesem Standpunkte aus, meinen Darwi-

nianer, erscheine auch die Lebensdauer der Vögel als die, welche bei der großen Zerstörung, der ihre Brut ausgesetzt ist, und bei ihrer geringen Fruchtbarkeit als die möglichst kleine. Das relativ kürzeste Leben sei aber das für die Art wünschenswerteste, denn da die Individuen sich durch die Berührung mit der äußeren Welt abnützen, so erscheine es unerläßlich, daß sie fortwährend durch neuere, vollkommenere Individuen ersetzt würden. Der Tod sei danach eine Anpassungserscheinung. „Nicht deshalb, weil die Zelle an und für sich — d. h. ihrer innern Natur nach — eine unbegrenzte Fähigkeit sich fortzupflanzen nicht besitzen könne, höre der Organismus endlich auf, den Abgang von Zellenmaterial zu ersetzen, sondern deshalb, weil ihm diese Fähigkeit verloren ging, als sie nicht mehr nötig war.“ Es fällt nicht in den Rahmen unserer Aufgabe, über diese Anschauungen ein Urteil abgeben zu wollen, doch das erhellt auf jeden Fall, daß diese Theorie immer erst die entfernteren, nicht die näheren, unmittelbaren Ursachen der Notwendigkeit des Todes erklären würde. Darwin hat sich denn auch selbst in einem im Kosmos veröffentlichten, in den fünfziger Jahren geschriebenen Briefe dahin ausgesprochen, daß wenn auch alle weitere Entwicklung davon abhinge, daß eine lange Reihe von Generationen aufeinander folge, was die Existenz des Todes voraussetze, so doch freilich niemand beweisen könne, daß der Tod unvermeidlich sei.

Was Wunder also, daß bei dieser Lage der Sache der Wunsch der Phantasie die Zügel schließen ließ. Die Inder erzählen — wie Buckle mitteilt — daß die Lebensdauer gewöhnlicher Menschen 80000, die der heiligen 100000 Jahre betragen habe. Einer dieser Könige, ein besonders brillanter Charakter, der zugleich auch ein Heiliger war, trat seine Regierung erst im Alter von 2000000 Jahren an, regierte dann 6300000 Jahre, und als er dies ausgeführt hatte, dankte er ab und legte sich 100000 Jahre hin. Unsere Religionssagen sind ein wenig gemäßigter: Daß wir indes auch einen Methusalem von 969 Jahren und Urväter, die ebenfalls über 900 Jahre alt waren, aufzuweisen haben, wird Ihnen wohl erinnerlich sein. Und noch der große Roger Bacon — der doctor mirabilis — (1214—1291 oder 1294), in dem die Engländer einen ihrer bedeutendsten Geister verehren, hielt sich an diese Angaben und schloß daraus, daß

erst nach dem Sündenfalle die Länge des Lebens allmählich kürzer geworden sein muß. Daraus folgert er dann aber, daß diese Verkürzung nur eine akzidentelle sei, weshalb sie auch gänzlich oder teilweise wieder gut gemacht werden könne, wenngleich Bacon überzeugt ist, daß dies wieder nur ganz allmählich geschehen könne, und daß die äußerste Grenze der Lebensverlängerung, die den ersten Menschen nach dem Sündenfall gesetzt worden ist, in seinen Tagen niemand — wie weit er es auch gebracht habe — auch nur werde erreichen können. Nicht viel weniger optimistisch über die Zukunft als Bacon dachten aber auch Descartes, und noch 500 Jahre nach jenem Franklin und Condorcet (1743—1794). Dieser einer der vielseitigst gebildeten Männer seiner Zeit, ein Mann mit warmem Herzen, wie nur einer bedacht auf das Wohl der Menschheit, und zugleich einer der ersten, welche mathematisches Wissen in den Dienst der sozialen Wissenschaften stellten, hat in seinem Werke über die Fortschritte des menschlichen Geistes nicht nur weitere Fortschritte der Künste und Wissenschaften selbst, sondern auch eine unendliche Entwicklung des Menschen an sich in bezug auf alle seine Fähigkeiten vorhergesagt. „Der Mensch — so weissagt er — kann in der Tat eine Stufe erreichen, die nur wenig unter derjenigen der Engel steht. Wer kann zweifeln, daß der Fortschritt der verhütenden Arzneiwissenschaft, der Gebrauch gesunder Nahrung und Wohnung . . . daß die Entfernung der wesentlichsten Ursachen der Verkümmerung — Elend und Überfluß — die Lebenszeit des Menschen verlängern und eine beständige Gesundheit und robuste Konstitution sichern werde? Und ist es absurd, anzunehmen, daß diese Vervollkommnung des Menschen unaufhörlich fortschreiten werde durch endlose Zeitalter?“ Daß unter den modernen sozialistischen Schriftstellern einige gleich optimistisch gedacht haben, läßt sich erwarten. So ruft z. B. bei Cabet der Lobredner des ikarischen Staates aus: „Welch ein Unterschied in der Lebensdauer! Eine glückliche und arbeitslose Kindheit, sorgen- und ermüdungslose Mannesjahre, ein glückliches und schmerzloses Greisenalter haben die menschliche Lebensdauer fast um das doppelte erhöht . . .“ Dies als kleiner Einblick in die Geschichte der Meinungen über die Lebensdauer in Vergangenheit und in Zukunft.

Allein für unseren gegenwärtigen Zweck dürfte es vielleicht wichtiger sein, zu hören, welche Beobachtungen über die längstmögliche Lebensdauer, sowie über die natürliche Lebensdauer zu den verschiedenen Zeiten an gleichzeitig Lebenden wirklich angestellt und uns in verläßlicher Weise überliefert worden sind. Lehrreich bleibt das über jene Anschauungen vorangeschickte aber immerhin, denn es läßt uns den Wert der angeblichen Beobachtungen zu den verschiedenen Zeiten besser beurteilen. Den geringsten Wert werden wir gewiß den Überlieferungen des Mittelalters und denen aus den Anfängen der Neuzeit — bis gegen Anfang des 18. Jahrhunderts — beizumessen haben; höheren Glauben verdient vielleicht das aus dem klassischen Altertum berichtete. Im Mittelalter und noch zu Beginn der Neuzeit gesellte sich nämlich zur allgemeinen Kritiklosigkeit der spezielle Glaube der Alchymisten an die Möglichkeit einer Lebensverlängerung und an die Bewahrung ewiger Jugend durch künstliche Mittel. So empfahl im 8. Jahrhundert Geber (Dochabir), ein Araber, eine Goldlösung, das sogen. rote Elixier, das noch 1861 vom Vicomte Lapasse in seinem Buche „Sur la longévité" für nicht ungeeignet gehalten wurde. Paracelsus pries die „ignis aquae" an, von den Mönchen des Berges Athos wird erzählt, daß sie sich durch die Haut von Vipern ein langes Leben sicherten, und die Transfusion des Blutes junger Personen in die Körper von Greisen galt als besonders kräftigend. Im Jahre 1245 tauchte ein Mann auf, welcher der Taufe Chlodwigs beigewohnt zu haben behauptete und versicherte, daß er sich alle hundert Jahre durch den Papst das Zertifikat seines Alters habe erneuern lassen. Solche Schwindler fanden bereitwilligen Glauben; vermochte doch noch der Graf von St. Germain den höchsten Persönlichkeiten in England, Italien, Frankreich und Deutschland glaubhaft zu machen, daß er mit Franz dem Ersten, ja sogar mit Jesus Christus auf vertrautem Fuße gelebt habe.

Aus dem klassischen Altertum ist ein unter Vespasian vorgenommener Zensus sehr bekannt geworden, weil uns aus ihm der jüngere Plinius im 7. Buche seiner Historia naturalis Daten zum Nachweis der möglichen Langlebigkeit überliefert hat. Danach wurden allein in der 8. Region Italiens gezählt:

54	Menschen	im	Alter	von	100	Jahren
14	„	„	„	„	110	„
2	„	„	„	„	125	„
4	„	„	„	„	130	„
4	„	„	„	„	135/7	„
3	„	„	„	„	140	„
81						

Auch über zahlreiche bekannte Philosophen werden uns sehr hohe Altersangaben durch Zeitgenossen überliefert. Doch muß sich die Langlebigkeit wohl auf weitere Kreise erstreckt haben, wenn man das gleichfalls — für Theater-Habitués übrigens wenige erfreuliche — von Plinius berichtete Faktum glauben darf, daß die Römerin Lucceja noch im 100. Lebensjahre im Theater aufgetreten sei und die Solotänzerin Galleria Copolia noch im 104. Lebensjahre ihre Pas ausgeführt habe.

Daß an diesen Angaben das meiste übertrieben ist, darf als unzweifelhaft gelten. Immerhin steht das, was wir von der Lebensweise der begünstigteren Freien im Altertume wissen, der Annahme einer relativ recht langen Lebensdauer nicht im Wege. Was die frühere Neuzeit uns berichtet, klingt jedenfalls viel märchenhafter. Wir verdanken diese Mitteilungen Freunden von Naturmerkwürdigkeiten, politischen Arithmetikern, die es sich zumal in England, der Wiege der Bevölkerungslehre, angelegen sein ließen, Zeitungs- und sonstige unverbürgte Nachrichten sorgfältig zusammenzustellen.

Die frühesten sind die berühmtesten geblieben, und so kann man auch heute noch nur wenige Bücher über Langlebigkeit lesen, in denen nicht von Thomas Parr erzählt wurde oder von Surrington. Unser Süßmilch hat besonders viel dazu beigetragen, diese Glücklichen auch bei uns populär zu machen. Thomas Parr war ein gewöhnlicher Feldarbeiter. Als er sein 152. Jahr erreicht hat, wünscht Karl I. ihn zu sehen. Er ruft ihn nach London und bewirtet ihn köstlich. Der Greis, an eine einfachere Nahrung gewöhnt, stirbt leider an verdorbenem Magen. Surrington aus Bergen in Norwegen — ebenfalls ein Feldarbeiter — stirbt im Alter von 160 Jahren. Am Vorabende seines Todes teilt er seine Güter unter seine Kinder aus, von denen das älteste 103, das jüngste 9 Jahre zählt.

Die Chronisten lieben es nämlich, ihren Helden besondere Rüstigkeit beizulegen. Man liest in älteren medizinischen Schriften von Hundertjährigen, deren kahle Köpfe sich von neuem mit Haaren bedecken, und denen neue Zähne nachgewachsen seien. Von einem 100 Jahre alten Witwer heißt es, daß er mit hundert Jahren noch verdrießliche Vaterfreuden erlebt hatte.

Unser Zeitalter, das Zeitalter der amtlichen Statistik, führt uns in die Epoche der systematischen Untersuchungen über die mögliche sowohl wie über die natürliche Lebensdauer. Daß jene in bezug auf die erstere überall den wünschenswerten Grad von Exaktheit erreicht hätten, wird man allerdings nicht behaupten können, denn nur zu oft gewahrt man, daß je unzivilisierter ein Distrikt, desto größer auch die Zahl der dort vorhandenen Zentenarier ist.

Man zählte:

In Preußen	1895	auf die Million	1,4	Zentenarier
„ Frankreich	1896	„ „ „	4,6	„
„ „	1872	„ „ „	ca. 5,3	„
„ der Union	1880	„ „ „	80	„
„ Cuba	1899	„ „ „	217	„
„ Portorico	1899	„ „ „	142	„
„ Algier	1896	„ „ „	136	„

Dies von mir nach den Quellen.

In Japan	1894	auf die Million	42,6	Zentenarier

(nach Fircks).

Geht man weiter ins Detail, so findet man: Die Union zählte 1880 bei etwas mehr als 50 Millionen Einwohnern 4016 Zentenarier, d. h. 80 pro Million. Aber auf die etwa 37 Millionen eingeborenen Weißen entfallen nur 592, d. h. 16 pro Million; auf die 6,5 Millionen fremdgeborenen Weißen 363 = 55 pro Million; auf die 6¾ Millionen Farbigen dagegen 3661, also 453 pro Million. In Portorico kommen auf die Million einheimischer Weißer 106, auf die Million Farbiger 203,4 Hundertjährige; in Kuba lauten die entsprechenden Ziffern 29 und 598. In Frankreich fand man 1872 die relativ meisten Zentenarier in Korsika; 1896 zählte man im Dép. de la Seine unter 3,3 Millionen Einwohnern nur 5, in den Alpes maritimes dagegen unter noch nicht

300000 Einwohnern 11! Also immer die gleiche Stufenleiter: je mehr Unbildung, desto mehr Hundertjährige. . . . Sollen wir darum mit Casper, einem seinerzeit sehr einflußreichen Medizinalstatistiker, ausrufen: „Aber andrerseits, wer sind denn die Greise von 100 Jahren und darüber, von denen die Zeitungen sprechen? Sind es die Vornehmen oder sind es die Millionäre? Oder sind es nicht vielmehr invalide Soldaten, Tagelöhner, Botenfrauen, Leute aus den letzten Volksklassen, von deren großer Dürftigkeit meistens zugleich mit der Nachricht von ihrem späten Tode berichtet wird?“

Wir werden vielmehr zunächst ergänzen müssen: Je mehr Unbildung, um so weniger Verläßlichkeit auf die Statistik und die gemachten Angaben; je mehr Armut, um so vereinsamter oft die Stellung des Verstorbenen, um so unverantwortlicher oft die von Fremden gelieferten Daten. Und darin kann uns auch die englische Statistik nicht irre machen. Die Reports des Registrar general traten zwar der Sache insofern lobenswert näher als sie die Namen, den Beruf, die genauen Adressen der gestorbenen Zentenarier abdruckten und damit Mittel der Kontrolle lieferten; allein sie übten diese Kontrolle nicht selber aus. Ob dann alle die armen Witwen vom Lande, die armen Näherinnen, der 110jährige Hausierer, der 109jährige Zigeuner, ob namentlich die 55 Insassen des Workhouse vor den Nachforschungen stichgehalten hätten als wirkliche zwischen 1871 und 1880 gestorbene Zentenarier, muß füglich bezweifelt werden. 767 während dieser Zeit verstorbener Zentenarier hatte nämlich der Zensus von 1880 ermittelt; bei 618 war als Todesursache Altersschwäche angegeben. . . . Meines Wissens ist man erstmals in Bayern zu planmäßigen Nachprüfungen geschritten. Nach den Eintragungen in den Listen sollten 1871 dort 27 Personen im 101. Lebensjahre gestanden haben. Die amtliche Prüfung ergab aber, daß nur eine einzige Witwe das Säkulum überschritten hatte; 15 unter den Prätendenten waren noch nicht einmal 90 Jahre alt. Namentlich der Wunsch, Mitleid zu erregen, soll zur absichtlichen Angabe eines zu hohen Alters Veranlassung gegeben haben, wobei denn eine der Beteiligten sich zum Nachweis ihrer Angaben des Geburtsscheines ihrer längst verstorbenen, im Vor- und Familiennamen gleichnamigen Mutter bedient hatte. Es erinnert das an ein drolliges

Geschichtchen, das Foissac gläubig erzählt, wie sich nämlich im Jahre 1853 auf der Messe von La-Chartre eine große Menge Neugieriger um einen kleinen Greis gedrängt habe, der auf seinem Hute eine Papierfahne trug mit der Aufschrift: „J'ai aujourd'hui cent ans, que Dieu me protège!“ Das Männlein habe ein lebhaftes Auge, ein faltenloses Antlitz und eine frische Gesichtsfarbe gehabt. Es sei aufrecht einhergegangen und habe ausgesehen, als wenn es noch nicht 70 Jahre alt sei. Gewohnt habe es in einem feuchten Keller, den es morgens verlassen habe, um ihn erst abends wieder aufzusuchen, dabei sei es mit seinem Schicksal sehr zufrieden gewesen. ....

Auch in Preußen spürt man jetzt den Zentenariern nach. Doch wird man über die Strenge der preußischen Statistik etwas im Zweifel sein können, wenn man aus dem Zensuswerke erfährt, daß die 46 bei der Zählung von 1895 ermittelten Zentenarier sich folgendermaßen verteilten:

Ostpreußen	5	bei	2,01	Mill. Einw.
Westpreußen	9	„	1,49	„ „
Stadtkreis Berlin	1	„	1,68	„ „
Brandenburg	0	„	2,82	„ „
Pommern	3	„	1,57	„ „
Posen	15	„	1,83	„ „
Schlesien	8	„	4,42	„ „
Sachsen	1	„	2,70	„ „
Schleswig-Holstein	3	„	1,29	„ „
Hannover	1	„	2,42	„ „
Westfalen, Hessen-Nassau, Rheinland, Hohenzollern . .	0	„	9,63	„ „

Und in Städten wohnten von jenen	5	Ostpreußen . .	2
	9	Westpreußen . .	2
	15	Posenern . . .	4
	8	Schlesiern . . .	0
	3	Pommern . . .	1
	1	Sachsen . . .	0
	3	Schl.-Holsteinern	1
	1	Hannoveraner .	0
	1	Berliner . . .	1
	46		11

Von den 46 Zentenariern kamen also 35 = 76 % auf das Land, und zwar 29 = 63 % auf ost- und westpreußisches, posener und schlesisches Land.

Die modernen Daten, die uns zur Aufsuchung der natürlichen Lebensdauer dienen können, sind immer weit verläßlicher als die über die mögliche. Eigentümlich ist, daß man erst spät angefangen hat, das Verfahren, das hier einzuschlagen wäre, theoretisch zu begründen. Das Verdienst, in dieser Richtung vorgegangen zu sein, gebührt dem scharfsinnigen Nationalökonomen und Statistiker Lexis. Lexis hat für seinen Zweck die Lebensschicksale einer Generation durch eine der Anzahl der Individuen entsprechenden Zahl von Linien versinnlicht; je länger die Lebensdauer des Individuums, desto länger die Linie. Der Endpunkt einer jeden Linie gibt danach den Todespunkt des Individuums an. Nun zeigte er, wie bei einer solchen Darstellung zwei Dichtigkeitsmittel von Punkten entstehen, das eine in den Zeitpunkt der Geburt fallend, das andere — uns interessierende — jedoch in eine weit höhere Altersstufe, zwischen das 65. und 75. Jahr bei den zivilisierten europäischen Nationen. Um dieses letztere Dichtigkeitsmittel gruppieren sich auf eine gewisse Dauer nach vorwärts und rückwärts die Sterbepunkte nach dem sogen. Gesetze des mittleren Fehlers in symetrischer Weise, so daß die Erfordernisse eines sogen. typischen Durchschnitts erfüllt wären. Die Sterbeordnung, welche die Natur bewirke, ließe sich dann durch folgendes Bild veranschaulichen: Es werfe jemand von einem festen Standpunkte aus Kugeln in der Absicht, mit diesen eine in einer Entfernung von etwa 70 Fuß im Boden angebrachte Stange zu treffen. Eine Anzahl von Kugeln erweist sich zu diesem Versuche als ungeeignet. Der Schleuderer bediene sich dieser gar nicht, sondern werfe sie gleich zu seinen Füßen nieder. Diese stellen die bald nach der Geburt sterbenden lebensunfähigen Individuen dar. Eine andere Anzahl von Kugeln würde im Fluge gewaltsam aufgefangen. Dies sind die vorzeitigen Todesfälle. Der Rest würde sich um das vom Schleudernden — also von der Natur — ins Auge gefaßte Ziel gruppieren und bald etwas vor ihm, bald etwas hinter ihm zu liegen kommen, doch so, daß das in der Mitte dieser Aufhäufung liegende Ziel als bestimmend erkannt werden kann. . . . Es erscheint mir zweifelhaft, ob

zur Bestimmung dieses von Lexis gefundenen sogen. Normalalters nicht ein Eingehen auf die Todesursache notwendig wäre. Jedenfalls aber ist durch seine verdienstvolle Anregung die Sache in Fluß gekommen. Ihm folgte mit ähnlichen Untersuchungen Perozzo, wie denn überhaupt die italienische Statistik in Theorie und Praxis eine hervorragende Stellung einnimmt.

Die Normalalter, die Lexis auf Grund seiner Sterbetafeln fand, betragen ganz allgemein für Männer 67, für Frauen 72½ Jahre; in Frankreich: für Männer und Frauen 72 Jahre; in Norwegen: für Männer 74, für Frauen 75 Jahre; in der Schweiz: 70 Jahre; in Bayern: 70 Jahre; in England für Männer 72, für Frauen 70 Jahre; in Schweden: für Männer 72, für Frauen 75 Jahre; in Preußen: für Männer 70, für Frauen 71 Jahre. Und damit wären wir denn glücklich unter Anwendung eines gigantischen Verwaltungsapparates und mit den Hilfsmitteln der höheren Mathematik zu der Weisheit des Psalmisten und der des Vaters der deutschen Bevölkerungslehre, Süßmilch, wieder zurückgelangt. Das typische Mittel der natürlichen Lebensdauer würde für unsere Epoche zwischen dem 70. und 75. Jahre liegen.

Das typische Mittel! Die natürliche Lebensdauer! D. h. jenes Ziel, das von 1000 männlichen Lebendgeborenen in Preußen nach den Sterbetafeln von 1890/91 790 — nicht erreichen. Gar groß ist eben die Zahl jener gleich am Anfange liegenbleibenden Kugeln, die nicht etwa die Natur unbrauchbar findet, sondern die sozialer Mißstand und schlechte Sitte ruiniert. Gar groß ist die Zahl jener Kugeln, die in bald mattem, bald stolzem Fluge gewaltsam aufgehalten werden. Auf etwa 1 236 000 belief sich in Preußen um die Jahrhundertwende eine Jahresgeneration. Etwa 97 Millionen Jahre mußte sie bis zu ihrem völligen Aussterben zu verleben haben, aber die Statistik vermag ihr nur ungefähr 50 Millionen Jahre zu prophezeien, während 47 Millionen Jahre einer solchen Generation verloren gehen!

XI. Vorlesung.

Von den beiden Begriffen, die mit dem viel gebrauchten Worte: „menschliche Lebensdauer" verbunden werden können — dem einer möglichen, d. h. einer äußerst erreichbaren Lebensdauer und dem der natürlichen Lebensdauer — waren wir zu einem dritten Begriffe, dem der mittleren Lebensdauer, oder wie man auch sagt, dem der Lebenserwartung, gelangt. Und wir haben uns hierbei also mit dem einem jeden Menschen aus bestimmtem Lebenskreise in Wahrheit durchschnittlich beschiedenen Lebensquantum zu befassen, mit den natürlichen und den sozialen Faktoren, welche die tatsächliche Länge des Lebens der einzelnen und damit eben jenen Durchschnitt ergeben, mit der Art und Weise, wie er wissenschaftlich exakt für ganze Bevölkerungen sowohl wie auch für kleinere Kreise: z. B. für gewisse Berufsarten, für Wohlhabende, für Arme usw. zu berechnen ist.

Die mittlere Lebensdauer einer Gruppe im engeren Sinne stellt sich uns als der Anteil dar, der auf das einzelne Individuum entfällt, wenn man die sämtlichen von diesen Individuen von ihrer Geburt bis zu ihrem Tode durchlebten Jahre addiert und durch die Gesamtzahl der Geborenen dividiert. Ich sage die mittlere Lebensdauer im engeren Sinn: die Lebensdauer der Neugeborenen. Im weiteren Sinne gibt es eine mittlere Lebensdauer für jedes Lebensalter, die nicht einfach aus der mittleren Lebensdauer der Neugeborenen entwickelt werden kann. Es gibt eine mittlere Lebensdauer der einjährigen, zweijährigen usf., die — es ist gut, sich hierüber gleich klar zu werden — nicht etwa gleich jener der Neugeborenen minus

ein, bzw. zwei, bzw. drei Jahren ist. Allgemeiner gesprochen: Ist die mittlere Lebensdauer zu einem Alterspunkt gleich a, so ist sie nach einem Jahre keineswegs gleich a—1, sondern stets höher.

Sehr erklärlich. Was heißt das, wenn ich sage, die mittlere Lebensdauer der Neugeborenen in einem Lande sei gleich 41 Jahren? Es heißt, daß 1000 Neugeborene von ihrer Geburt bis zu ihrem Tode zusammen 41000 Jahre zu erleben haben. Wieviele Lebensjahre können nun nach Ablauf eines Jahres von diesen 41000 Jahren aufgebraucht, verlebt worden sein? Offenbar höchstens 1000 Jahre, dann nämlich, wenn kein einziger der Geborenen im Laufe des Jahres gestorben ist. Nur wenn die 1000 Geborenen das Jahr voll ausgelebt haben, können sie von den ihnen vorbehaltenen 41000 Jahren 1000 verbraucht haben. Sobald aber einige — sagen wir: n — Personen im Laufe des Jahres gestorben sind, wird die verlebte Zeit um die von diesen Personen nicht ausgelebte Zeit kleiner als 1000 Jahre und der für die übrigen noch zu durchlebende Rest wird größer sein als 40000 Jahre. Stürbe aber auch kein einziger der Geborenen im Laufe des Jahres, sondern vielleicht einige erst im letzten Momente des Jahres, so daß sie tatsächlich 1000 Jahre verbraucht hätten und nur noch 40000 übrig blieben, so würde dennoch die mittlere Lebensdauer der jetzt Einjährigen nicht um ein volles Jahr geringer sein können als die der Geborenen, da sich ja jetzt in die 40000 Jahre um soviel weniger Personen zu teilen haben als am Ende des Vorjahres gestorben sind; der Quotient muß auf alle Fälle höher sein als 40. Nur dann würde die Lebensdauer der n+1jährigen um ein volles Lebensjahr geringer sein als die der n-jährigen, wenn im n-ten Lebensjahr überhaupt niemand — weder im Laufe des Jahres noch im letzten Momente — sterben würde. Je größer die Sterblichkeit innerhalb einer Altersklasse ist im Vergleich zu der in den folgenden, um so weniger wird die Lebensdauer nach Ablauf dieser gefährlichen Zeit sinken, und wenn die Sterblichkeit in einer Klasse so groß wird, daß der Divisor in einem höheren Grad dezimiert wird als der Dividend — d. h. die Summe der noch zu durchlebenden Jahre — so wird die mittlere Lebensdauer statt zu sinken sogar steigen müssen. Dies ist beispielsweise gerade in den ersten Lebensjahren der Fall.

Nehmen wir Berlin. Dort betrug nach den Sterbetafeln, die aus den Sterbefällen der Jahre 1893 und 1894 entwickelt sind, die Lebensdauer der männlichen Geborenen 36,59 Jahre; 1000 männliche Lebendgeborene haben also zusammen 36590 Jahre zu verleben. Von je 1000 Lebendgeborenen erreichten aber nur 743,2 den Beginn des zweiten Lebensjahres. Wieviele Jahre sind für diese 743,2 noch da? Antwort: 35748 Jahre, nur 842 weniger als für die ursprünglichen 1000. In diese wenig verkürzte Zahl teilen sich — weil soviele gestorben sind — statt 1000 nur 743,2. Dividieren Sie nun diese 35748 durch 743,2, so werden Sie sehen, daß auf jeden Einjährigen 48,1 Jahre kommen. Mit anderen Worten: Für jeden, welcher der Gefahr der Sterblichkeit im ersten Lebensjahre entronnen ist, steigt gerade, weil in diesem Jahre die Sterblichkeit so groß war, und weil infolge dessen jetzt soviel weniger Gefahren drohen, die Lebenserwartung von 36,59 auf 48,1 Jahre, also um 11½ Jahre!

Berechnungen auf Grundlage des oben gekennzeichneten Irrtums begegnet man nicht nur in der Presse, sondern er ist merkwürdigerweise auch in einem der verbreitetsten Lehrbücher zu finden gewesen. Haushofer ruft einmal aus: „Unsere Jahre sind zu wenig geworden, gegenüber dem, was wir zu diesen Jahren schaffen sollen. Jetzt schon bringt der gebildete Europäer seine 25 ersten Lebensjahre damit zu, bloß zu lernen. Bei einer mittleren Lebensdauer von 40 Jahren bleiben ihm nur 15 Jahre, um das Gelernte im Dienste der Menschen zu verwerten.“[1]) Sie sehen, Haushofer zieht von der mittleren Lebensdauer der Neugeborenen einfach die 25 Studienjahre ab. Wie sollte das weiter gehen? Der 39jährige würde danach nur noch ein Jahr, der 45jährige gar nur noch ein Minus zu verleben haben.

Um die Lebensdauer korrekt zu bestimmen, unterscheidet man im wesentlichen zwei Methoden: die der wirklichen und die der sogen. ideellen Generation. Die Methode der wirklichen Generation bietet sich dem Nachdenkenden gleichsam als die natürlichere dar.

Wenn es die Aufgabe ist, die Zahl der Jahre zu finden, die von einem gewissen Punkte des Alters aus von einer Zahl

[1]) Lehr- u. Handbuch der Statistik, II. Aufl., S. 208.

von Personen zusammen verlebt werden, ist es da nicht das einfachste, eine solche Zahl von gleichaltrigen Personen irgendwie zu ermitteln und sie bis zu ihrem Absterben durch die Jahre hindurch zu verfolgen?

Wir finden beispielsweise in den Frankfurter Standesregistern, daß dort 1290 Personen im Jahre 1840 geboren worden sind. Da erscheint es wohl ganz naheliegend, nunmehr von Jahr zu Jahr die Sterberegister durchzublättern, sorgfältig zu notieren, wieviele von den im Jahre 1840 Geborenen alljährlich sterben, diese von den ursprünglichen 1290 in Abzug zu bringen und dieses Verfahren solange fortzusetzen, bis kein im Jahre 1840 Geborener mehr sterben will, also etwa 100 Jahre lang. Logisch wäre das schon, und tunlich wäre es auch — aber doch nur dann, wenn uns eine chinesische Mauer umgäbe und niemand weder aus- noch eingelassen würde. So aber, wie die Dinge liegen, wird eine Anzahl der als geboren Verzeichneten innerhalb des Gebietes der Standesbuchführung unsterblich bleiben und zwar deswegen, weil sie dieses Gebiet verlassen haben. Und umgekehrt wird eine — in diesem speziellen Falle wahrscheinlich größere — Zahl von Personen im Laufe der Zeit auf unserem Gebiete sterben, die zwar im Jahre 1840 geboren sind, die aber als inzwischen Eingewanderte zu unseren 1290 in gar keiner Beziehung stehen. Auch für ganze Bevölkerungen, in denen die Ein- und Auswanderung relativ geringer ist als bei den Städten, hat sich die Methode in der Hauptsache nicht bewährt, so daß sie im wesentlichen nur mehr für die ersten Kindesjahre zur Anwendung kommt.

Genannt wird das Verfahren oft auch nach dem bekannten F. B. von Hermann (1795—1868), der vielleicht als erster in dieser Weise eine Tafel aufgestellt hat, deren Fortsetzung aber aufgegeben werden mußte.

Angesichts dieser Verlegenheit hat man sich genötigt gesehen, zu dem Aushilfsmittel der sogen. ideellen Generation zu greifen. Man sagte sich das Folgende: Wenn es nicht möglich ist, eine Anzahl Gleichaltriger von Altersstufe zu Altersstufe durch den Zeitraum ihres Lebens hindurch zu verfolgen, wenn es sich auf diese Weise nicht feststellen läßt, zu erkennen, wieviel von ihnen eine Altersstufe erreichen und dann in ihr sterben, sollte es da nicht möglich sein, die Vorgänge inner-

halb der einzelnen Altersstufen an verschiedenen, aber gleichzeitig lebenden Generationen zu beobachten? Wenn wir nicht imstande sind, eine Generation ein Jahrhundertlang so zu verfolgen, daß wir die Sterbefälle abschreiben, und wenn das eine Buchführung ist, die schließlich nicht stimmt, weist uns dann die Bevölkerungsstatistik nicht auf einen anderen Weg hin? Statt daß wir eine Generation aus den Geburtslisten erfassen, erfassen wir lieber mit Hilfe der Volkszählungen den Bestand aller gleichzeitig lebenden Altersklassen — also soviele Generationen, als es Altersklassen gibt. Den Bestand dieser Altersklassen vergleichen wir dann mit der Zahl der aus ihnen um die Zeit der Volkszählung erfolgenden Sterbefälle und erhalten so die Daten für die Lebens- und Sterbenswahrscheinlichkeit jeder Altersstufe.

Und so türmt denn diese Methode zirka 100 Lebens- und Sterbenswahrscheinlichkeiten von zirka 100 verschiedenen Generationen — die aber zu dem gegebenen Zeitpunkt sämtliche Generationen repräsentieren — aufeinander und gelangt auf diese Weise zur Herstellung einer Absterbeordnung nach dem Prinzip der sogen. ideellen Generation.

Dies das Verfahren ganz im allgemeinen. Im einzelnen gibt es sehr verschiedene Arten; die Beschaffenheit des Materials, auch Verschiedenheit der Auffassung über gewisse — indes mehr untergeordnete — Punkte sind durch die Ursache, daß bald der eine, bald der andere Modus gewählt wird. Wir können hier selbstverständlich nicht alle diese Modi vorführen. Wir wählen daher unter ihnen einen aus, der zu den exaktesten und durchsichtigsten gehört. Er ist namentlich von dem schweizerischen Statistiker Kummer geübt, doch auch von dem Deutschen Becker und vielen anderen in den Vordergrund gestellt worden.

Um mit Hilfe dieses Verfahrens beispielsweise zu ermitteln, wieviele von denen, die in einem gewissen Kalenderjahre ihren 64. Geburtstag erlebt haben, nun auch weiter bis zu ihrem 65. Geburtstag gelebt haben, und wieviele von jenen zwischen diesen Geburtstagen gestorben sind, wird folgendermaßen verfahren:

Man ermittelt zunächst aus den Resultaten der Volkszählung, wieviele Personen im Alter von 64—65 Jahren am 31. De-

zember Mitternacht vorhanden gewesen sind — in der zum besseren Verständnis beigefügten schematischen Figur: man ermittelt, wie viele Lebenslinien die Linie „b d“ erreichen. Hat die Volkszählung nicht gerade am 31. Dezember stattgefunden, sondern — etwa wie bei uns — am 1. Dezember, so wird die Zahl der am 31. Anwesenden durch eine supplementäre Rechnung gefunden. Sagen wir nun, es ergäbe sich, daß bei einer Zählung im Jahre 1880 am 31. Dezember 7841 Personen aus dem Jahre 1816 vorhanden sind. Dann haben wir 7841 Personen, im Alter von 64—65 Jahren, weil am 31. Dezember 1880 alle 1816 Geborenen im 64—65 Jahre stehen und umgekehrt alle Personen, die an diesem Tage zwischen 64 und 65 Jahr alt sind, aus dem Jahre 1816 stammen müssen. Wir wollen nun aber wissen, wie viele Personen überhaupt im Jahre 1880 ihren 64. Geburtstag erreicht haben — bildlich ausgedrückt: wieviele die Lebenslinie „a b“ überschritten haben, d. h. wieviele, als am 31. Dezember im Jahre 1816 Geborene gezählt worden sind plus denen, die aus dem Jahre 1816 stammend, im Jahre 1880 im 64.—65. Lebensjahre gestorben sind. Es seien dies nun nach Angabe der Sterbelisten 180 Personen, dann haben wir 7841 + 180 im Jahre 1816 Geborene, die jene Linie „a b“ durchschnitten haben; mit anderen Worten: 8021 Personen haben im Jahre 1880 ihren 64. Geburtstag erreicht. Und wieviele von diesen erreichen nun ihren 65. Geburtstag, oder gelangen — bildlich ausgedrückt — an die Linie „c d“? Antwort: Die am 31. Dezember 1880 von der Generation 1816 noch Lebenden weniger jenen, die von dieser Generation im Jahre 1881 im Alter 64/65 gestorben sind. Seien das nun nach Angabe der Sterbelisten 219, so beträgt die Zahl derer, die bei „c d“ ankommen: 7841 — 219 = 7622 Personen.

Wir gewinnen also folgende Resultate: Den 64. Geburtstag erreichten 8021 Personen, von diesen den 65. 7622; gestorben sind demnach: 8021 — 7622 = 399 Personen, das sind aber die 180 plus 219 von uns als Gestorbene ermittelten Personen. Der Bruch 7622/8021 gibt uns nun die Wahrscheinlichkeit, daß ein gerade 64jähriger den folgenden Geburtstag erleben werde; der Bruch 399/8021 dagegen die, daß er vor dessen Erreichung sterben werde. Oder: 0,9503 gibt die Überlebenswahr-

scheinlichkeit für die folgende Altersstufe, und 0,0497 gibt die entsprechende Sterbenswahrscheinlichkeit 0,9503 +0,0497 = 1. So wie nun hier die Überlebenswahrscheinlichkeit für die Stufe 64—65 ausgerechnet worden ist, so wird sie auch für jede andere Altersstufe gefunden. Allein ich habe Ihnen hier nur an kleinen Zahlen entwickelt, wie ungefähr verfahren wird, um für jede Altersstufe eine Lebenswahrscheinlichkeit zu finden. Denken Sie sich nun aber große Zahlen, wie sie sich bei einer Volkszählung ergeben, und denken Sie daran, daß es sich um zirka 100 Klassen handelt, so sehen Sie hier in ein beträchtliches Stück Arbeit hinein. Und nun gar, wenn nicht nur eine Volkszählung herangezogen wird, sondern mehrere Volkszählungen mit den angrenzenden Sterbefällen, um die Sache auf einen Durchschnitt zu stützen!

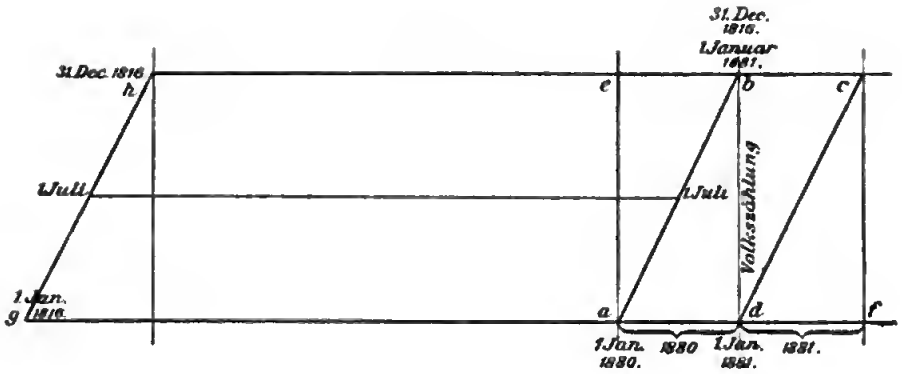
(Vgl. Figur und Erläuterungen auf der nächsten Seite.)

Mit der Gewinnung der Wahrscheinlichkeiten hat der Statistiker indes erst einen Teil seiner Arbeit erledigt — allerdings den größeren — eine nicht ganz kleine jedoch liegt noch immer vor ihm. Denn jetzt gilt es, erst die Bruchstücke zusammenzusetzen, um jene ideelle Generation, von der wir gesprochen haben, in ihrem Leben und in ihrem Sterben zu konstruieren. Sehen wir zu, wie dies gemacht wird.

Hierzu nehme ich die Überlebenswahrscheinlichkeiten der deutschen Sterbetafel, berechnet nach den Zahlen von 1871 bis 1881. Nach dieser Tafel sind für Männer die Sterbe- bezw. Überlebenswahrscheinlichkeiten der ersten fünf Lebensjahre folgende:

0,25273	0,74727
0,06492	0,93508
0,03319	0,96681
0,02309	0,97691
0,01705	0,98295

Nunmehr wird die Basis zu unserer ideellen Generation gelegt; selbstverständlich wird eine runde Zahl genommen: etwa 100000. Also 100000 sollen geboren sein, und wir wollen sie jetzt nach Maßgabe unserer Wahrscheinlichkeiten allmählich absterben lassen. Wieviele — erster Schritt — überleben von diesen 100000 das erste Jahr? Antwort: 100000 × 0,74727, also 74727. Wieviele von diesen erreichen den 2. Geburtstag?



Geborene von 1816, welche 1880 im Alter von 63—64 Jahren gestorben sind.

Geborene von 1816, welche 1880 im Alter von 64—65 Jahren gestorben sind.

Gestorbene von 1880, herstammend aus der Generation von 1816, aber teils im Alter von 63—64, teils 64—65 Jahren.

Geborene von 1816, welche 1881 im Alter von 64—65 Jahren gestorben sind.

Geborene von 1816, welche 1881 im Alter von 65—66 Jahren gestorben sind.

Gestorbene aus der Generation von 1816, 64—65 Jahre alt.

Es handelt sich für uns darum, zu wissen, wieviele in dem Rhombus *abcd* (der Altersklasse 64—65 Jahre) verstorben sind im Vergleich zu denen, welche in ihn eingetreten sind (d. h. denen, welche die Linie *ab* durchkreuzt haben).

Wieviele haben die Linie *ab* überschritten? Antwort: Soviele als bei *bd* angekommen sind (d. h. am 1. Jan. 1881 gezählt worden sind als 1816 Geborene) plus denjenigen, welche in *abd* gestorben sind, also plus denjenigen, welche aus dem Jahre 1816 stammend im Jahre 1880 im 64.—65. Jahre gestorben sind.

Wieviele starben nun aus diesen in nebenstehender Figur? Antwort: Alle, welche 1880 aus dem Jahre 1816 stammend im 64. bis 65. Jahre gestorben sind, also Figur *abd* plus denen, welche 1881 aus dem Jahre 1816 im 64.—65. Jahre sterben.

Oder anders ausgedrückt, wieviele durchschneiden die Linie *cd*? Antwort: Alle, welche *bd* durchschnitten haben, weniger denen, die in nebenstehender Figur sterben, d. h. weniger denen, die aus der Generation 1816 im Jahre 1881 zwischen 64—65 Jahren gestorben sind.

Die Überlebenswahrscheinlichkeit ist jetzt 0,93508; 74727 leben noch von den 100000, also erreichen $74727 \times 0{,}93508 = 69876$ den 2. Geburtstag. Den dritten $69876 \times 0{,}96681 = 67557$ usf. bis zum Ende, bis zum Aussterben unserer 100000.

Wir erhalten nunmehr eine Tafel der zu jeder Altersstufe Überlebenden. Versuchen wir einige Belehrung aus ihr zu ziehen, namentlich auch über die mittlere Lebensdauer, die uns ja besonders interessiert. Wir können nämlich aus der Sterbetafel nicht nur die Wahrscheinlichkeiten ersehen für eine bestimmte einzelne Stufe, sondern auch auf eine Reihe von Stufen hinaus. Wenn z. B. in Preußen nach der Absterbeordnung von 100000 männlich Geborenen 64167 — 18 Jahre alt und 21039 — 70 Jahre alt werden, so drückt sich die Wahrscheinlichkeit, daß ein 18jähriger 70 Jahre alt wird, in dem Bruch 21039/64167 aus. Wenn die Wahrscheinlichkeit für einen 25jährigen Mann, noch 25 Jahre zu leben = 0,7550 und für eine 23jährige Frau = 0,8034 ist, so ist die Wahrscheinlichkeit, daß beide zusammen noch 25 Jahre leben werden, gleich $0{,}7550 \times 0{,}8034 = 0{,}6066$, da nach früherem hier das Produkt der beiden Wahrscheinlichkeiten zu nehmen ist. Demnach ist die Wahrscheinlichkeit, daß ein Ehepaar, das zu 25 resp. 23 Jahren heiratete, die silberne Hochzeit werde feiern können gleich 0,6066. Die Wahrscheinlichkeit der goldenen Hochzeit berechnet sich ebenso auf 0,0665 — also fast zehnmal so gering. Die Wahrscheinlichkeit, daß ein 1 Jahr nach der Eheschließung geborenes Kind bis zu seinem 20. Jahre vom Vater werde erzogen werden können, ist = 0,8081 usf. (Fircks).

Man rechnet auch ein Alter aus, das zu erleben ebenso wahrscheinlich ist, wie es nicht zu erleben. Es ist dies das Alter, zu dem von einem gewissen Punkte ab, die Hälfte derer, die jenen Punkt erreicht hatten, noch lebt, die andere aber gestorben ist; die sogen. wahrscheinliche Lebensdauer. Sie stellt sich in Preußen auf zirka 45/46 bezw. 51/52.

Wie wird nun aus der Sterbe- oder Überlebenstafel die mittlere Lebensdauer gefunden? Die mittlere Lebensdauer, die — wie wir festgestellt haben — gleich der Summe aller Jahre ist, die von den Personen dieser Stufe bis zu ihrem Ableben durchlebt wird, dividiert durch die Zahl der Personen dieser Stufe. Wir haben gesehen, auf welche Art und Weise eine

Absterbeordnung zustande gebracht wird, die uns zeigt, wieviele von einer gewissen Radix aus die einzelnen Altersstufen erreichen. Wir wissen jetzt, wie wir erfahren, daß im Deutschen Reiche von 100000 soundsoviele das 1., 2., 3., 4. Jahr usf. erleben. Wieviel Zeit aber haben nun diese 100000 genau verlebt?

Nach dem Bisherigen wissen wir nur, wieviele aus einer Stufe in die andere gelangen, wieviel Zeit sie aber innerhalb dieser Stufe durchlebt haben, wissen wir noch nicht, und dies müssen wir doch wissen, wenn wir die in allen Stufen durchlebte Zeit summieren wollen. Nun wir würden sie genau kennen, wenn wir genau auf Stunde und Minute aufzeichnen würden, wann die in dieser Stufe aus dem Leben geschiedenen gestorben sind. Das geschieht zwar ungefähr auf den Totenscheinen, allein das geht in die Berechnungen der Statistik nicht mit über. Es bleibt uns also nur übrig, Hypothesen aufzustellen. Und zwar lassen sich die folgenden machen:

1. Es sterben alle am Anfang der Stufe. Wenn dann beispielsweise von 100000 lebendgeborenen Männern die Stufe 64 Jahre (N_{64}) 26139 und die Stufe 65 (N_{65}) aber 24802 erreichen, dann ist die von N_{64} in dieser Stufe durchlebte Zeit Z_{64} natürlich $= 24802$; allgemein $Z_n = N_{n+1}$.

2. Es sterben alle am Ende der Stufe. Dann ist die von Stufe 64 durchlebte Zeit $Z_{64} = 26139$; allgemein $Z_n = N_n$.

3. Man nimmt demnach aus beiden das arithmetische Mittel und erhält also in diesem Falle $\frac{26139 + 24802}{2} = 25470$ oder ganz allgemein die Formel: $Z_n = {}^1/_2 (N_n + N_{n+1})$.

Dies ist aber offenbar nur richtig, wenn sich die Sterbefälle gleichmäßig über das Jahr verteilen. Und das wird in verschiedenen Fällen nicht immer genau zutreffen, besonders nicht in der Kindheit.

Die Sterblichkeit ist nämlich in den ersten Monaten erheblicher größer als später. Es durchleben also 100000 Geborene tatsächlich bedeutend weniger Zeit im ersten Jahre, als wenn die Sterbefälle sich gleichmäßig auf das Jahr verteilen würden. Nach der deutschen Sterbetafel leben von 100000 männlichen Lebendgeborenen nach Ablauf des ersten Jahres noch

74727. Nach der vorhin entwickelten Formel ergäbe das arithmetische Mittel aus den beiden Zahlen 100000 und 74727 die in dieser Stufe durchlebte Zeit, das wären demnach 87363,5 Jahre. In Wirklichkeit aber ist die durchlebte Zeit viel geringer; in diesem Falle wird das richtige Resultat gewonnen, wenn man die Absterbeordnung auch nach Monaten verfolgt.

Zu beachten ist dann ferner, daß die Annahme, die Sterbefälle kämen in einer Periode gleichmäßig vor, gerade die Voraussetzung einbegreift, daß die Kraft der Sterblichkeit in dieser Periode nicht ganz gleichmäßig wirkt. Denn da in jedem Teil der Periode um soviel weniger leben als schon gestorben sind, so würde eine gleichmäßig wirkende Kraft in ihnen auch entsprechend weniger wegzunehmen finden, entsprechend weniger Angriffsflächen haben. Nimmt sie also in einem späteren Zeitabschnitt ebensoviel weg wie in einem früheren, so muß sie zugenommen haben.

Nun nimmt die Kraft der Sterblichkeit in den höheren Stufen zu, in diesen wird es daher eher gestattet sein, die Sterbefälle sich gleichmäßig über das Jahr verteilt zu denken. In den früheren Stufen nimmt sie aber ab, dann müssen in dem zweiten Teile einer Periode jedoch entsprechend weniger sterben, und zwar einmal aus dem obigen Grunde, sodann aber auch noch deshalb, weil die Kraft der Sterblichkeit eben abnimmt.

Sie sehen, daß wir hier auf Verfahren gestoßen sind, die himmelweit von denen entfernt sind, die in den weitesten Kreisen noch heute für zulässig gehalten werden und die, wie man leider sagen muß, wahrscheinlich auch noch bis in eine ferne Zukunft für beweisend gelten dürften. Das gilt für die Beurteilung der Sterblichkeit und der Lebensdauer. Da ist zunächst die sogen. allgemeine Sterbeziffer, wie sie für gewöhnlich veröffentlicht wird. Nach dem Gesagten kann sie natürlich nur zu Vergleichen von Zeit zu Zeit, nicht aber zu solchen von Ort zu Ort benutzt werden. Ferner das Durchschnittsalter der Verstorbenen. Es ist klar, daß dies nicht nur von der Sterblichkeit innerhalb der Altersstufen abhängt, sondern natürlich auch davon, welche Altersstufen in einem Lande, einer Gruppe relativ häufig sind, welche Häufigkeit aber wieder mit von der Art der Geburtenfolge abhängt.

XII. Vorlesung.

Die faktische Lebensdauer eines Individuums stellten wir uns unter dem Bilde einer geraden Linie vor, deren Länge der kürzeren oder längeren Dauer seines Lebens entspricht. Die mittlere Lebensdauer einer Gruppe von Individuen ergab sich uns danach als die Summe der zusammengelegten Lebenslinien, dividiert durch die Zahl dieser Linien. Es wurde uns klar, daß wir für eine jede Altersstufe diese mittlere Lebensdauer gesondert zu bestimmen haben, teils aus einem einfachen arithmetischen Grunde, teils deswegen, weil die Gesamtzahl der Linien, von denen wir ausgehen, sich keineswegs in kontinuierlich gleichmäßiger Weise mindert. Deren Minderung ist vielmehr an den einzelnen Strecken des Weges, den sie durchlaufen, bald eine stärkere, bald eine schwächere.

Diese Strecken entsprachen den Altersstufen, und es erscheint sonach heute, wo wir aus dem Methodischen in das Gebiet des Erfahrungsmäßigen eintreten wollen, als unsere nächste Aufgabe, auf die Ordnung in der Minderung dieser Linien hinzuschauen, mit anderen Worten: den Zusammenhang der Sterblichkeit mit dem Alter ins Auge zu fassen. Denn es ist klar, daß eine bestimmte Anzahl von Neugeborenen — sagen wir 1000 — bis zu ihrem Absterben ein und dieselbe Anzahl von Jahren — sagen wir 40000 — auf ganz verschiedene Weise, d. h. unter der Herrschaft ganz verschiedener Absterbeordnungen durchleben kann, und daß zur Charakterisierung des vergleichsweisen Wohlergehens verschiedener Gruppen die Kenntnis der bei ihnen etwa herrschenden verschiedenen Absterbeordnungen von größter Wichtigkeit ist. Wichtig nicht nur deswegen, weil erst die Kenntnis der Absterbeordnung es ist, die dem weiten, aber inhaltsleeren Begriff einer bestimmten

Digitized by Google

menschlichen Lebensdauer lebendigen Inhalt gibt, sondern auch deswegen, weil sie zur Aufsuchung der Ursachen, die in einer Gruppe eine bestimmte Sterblichkeit hervorbringen, den elementaren und zunächst notwendigen Anhalt gewährt.

Da es einleuchtend ist, daß die natürlichen und unvermeidlichen Faktoren der Sterblichkeit in erster Linie mit dem Alter in Verbindung stehen, so muß auch die Betrachtung der Sterblichkeit nach dem Alter, indem sie uns zu den in den verschiedensten Gruppen ähnlichen Erscheinungen hinführt, den Einfluß der natürlichen Faktoren erkennen lassen und damit also die notwendige Handhabe zur Unterscheidung der natürlichen von den sozialen Faktoren bieten. Durch Aufdeckung und Eliminierung der ersteren führt sie direkt zur Erkenntnis der letzteren. Daß nun in der Tat bei Betrachtung geeignet ausgewählter Gruppen eine bestimmte Regelmäßigkeit der Absterbeordnung nach dem Alter zutage treten werde, daß diese nicht bald so, bald anders sein würde, ist eigentlich einleuchtend, und man hat daher auch schon seit altersher nach solchen Eigentümlichkeiten gefahndet, freilich anfangs in spekulativ-abergläubischer Weise. Man hat nach bestimmten Jahren geforscht, die aus Ursachen, die nicht etwa in der menschlichen Entwicklung begründet, sondern aus außerhalb liegenden — mystischen — besonders gefährlich sein sollten, und es erscheint auch in diesen Stücken der Aberglaube und seine Bekämpfung als der Ausgangspunkt exakter Forschung.

Aus dem klassischen Altertum her stammt eine Vorstellung, die lange Zeit die Geister beschäftigte, die Vorstellung von den sogen. klimaterischen Jahren. Diesen Namen gaben die Alten einem jeden siebenten Lebensjahr. Die einen aber erkannten nur eine kleine Anzahl klimatischer Jahre an, die andern jedoch zählten ihrer 13 — vom 7. bis zum 91. Jahre. Allein alle waren sich darin einig, daß das 63. Jahr, das sogen. große klimaterische Jahr — das verhängnisvollste sei, weil es das Produkt zweier Zahlen von großer Macht — 7 und 9 — sei. Auch von dem 81. Jahre glaubte man, daß es schwierig zu überschreiten wäre, ebenso wie von dem 49.; Makrobius, Aulus Gellius, Plinius der Jüngere, Averrhoes und alle Alchymisten und Kabbalisten des Mittelalters waren Anhänger dieser Lehre. Marsilius Ficinus, der gelehrte Übersetzer des Plato, riet,

daß man alle 7 Jahre einen geschickten Astrologen über die Gefahren, von denen man bedroht sei, konsultieren solle. Martin Pansa sprach in seinem 1615 dem Leipziger Senate gewidmeten „Goldenen Buche über die Kunst der Lebensverlängerung" ausführlich über den schlimmen Einfluß des Saturn, der sich in jedem 7. Jahre unseres Lebens geltend macht. Diese Lehren von den Stufenjahren suchte man sogar auf das Leben der Völker anzuwenden und kam so zu unsinnigen Prophezeiungen. Immerhin zu Prophezeiungen; wogegen das heute bei einigen sehr angesehenen Schriftstellern beliebte Gerede von dem regelmäßigen Turnus im Auf- und Niedersteigen der Völker zu nichts anderem als zu einer billigen Weisheit a posteriori nützlich ist.

Es ist eben schon jede Torheit einmal dagewesen. So sah gegen Ende des 17. Jahrhunderts Kaspar Neumann in Breslau, ein Mann von allgemeiner naturwissenschaftlicher Bildung, der in dieser Richtung fast als der erste den Versuch machte, die Bewegung im Leben und Sterben des Menschen auf den Probierstein des Experiments zu legen, eine seiner vornehmsten Aufgaben darin, durch statistische Ermittlung zu erproben, ob denn wirklich ein Zusammenhang zwischen Geburt und Tod der Menschen und gewissen kabbalistischen Zahlen und dem Stand der Planeten nachweisbar sei. Er klassifizierte seine Todesfälle zunächst nach unheilvollen Aspekten, Mondwechsel und dergl. und war froh, dem Philosophen Leibniz, der sich sehr für die Sache interessierte, mitteilen zu können, daß durch seine Untersuchungen „vielerlei Aberglaube desto besser aus der Erfahrung widerlegt würde". Für uns gibt es heutzutage sogen. Stufen, also besonders gefährliche Jahre, infolge gewisser Fehler statistischer Erhebungen, Fehler, die nur durch mathematische Ausgleichung beseitigt werden können. Bei Volkszählungen nämlich will das schöne Geschlecht nicht gern über gewisse runde Altersabschnitte hinaus. Auf diese Weise ergibt sich vor diesen Altersabschnitten eine zu hohe, nach ihnen eine zu niedrige Zahl. Da nun, wie wir gehört, die Sterblichkeit auf den einzelnen Altersstufen meist so gefunden wird, daß man die Zahl der Lebenden eines bestimmten Alters mit den im selben Alter Verstorbenen vergleicht, so muß für die Jahre, in denen die Zahl der Lebenden zu gering angegeben ist, eine zu große, für die anderen eine zu kleine Sterblichkeit gefunden werden,

und es ergeben sich somit an bestimmten Stellen der Absterbeordnung kleine, der Ausgleichung bedürfende Erhöhungen. Unser Süßmilch hatte es nach Neumann schon kaum mehr nötig, dem gedachten Aberglauben zu Leibe zu gehen. Auch er fand keine Sprünge in der Absterbeordnung, dafür aber eine Regelmäßigkeit, die ihn staunen machte. In einem berühmt gewordenen Bilde vergleicht er die Menschen mit einem Heere, das der weiseste Schöpfer und Regierer der Welt aus dem Nichts hervorgehen lasse. . . . In der Zeit ziehen wir dann gleichsam vor seinem Angesichte vorbei, bis wir nach Erreichung des einem jeden gesteckten Zieles wiederum von diesem Schauplatz abtreten. Der Auftritt, der Vorübergang vor dem Herrn der Heerscharen und der Abgang: alles geschieht mit einer bewunderungswürdigen Ordnung. Unser Auftritt im Lande der Lebendigen vollzieht sich allmählich und ohne Gedränge und nach bestimmten Zahlen, die zum Heer der Lebendigen wie auch der Wiederabgehenden jederzeit in einem regelmäßigen Verhältnis stehen. Diese Ordnung in der Sterblichkeit — meint er — würde deshalb jeder für die größte und vollkommenste halten müssen, der auf die große Verschiedenheit der Ursachen des Todes und auf die Menge der Krankheiten Achtung gibt, die alle sich zu dem Ziele vereinigen, daß sie in einer jeden Periode des Alters die von der Hand des weisesten Regierers bestimmte und abgezählte Anzahl von Menschen dem Tode überliefern. Die Fieber sind — wie er sagt — eine allgemeine Krankheit, die sich durch alle Alter des menschlichen Lebens hindurch erstrecken und Kinder, Erwachsene und Alte ohne Unterschied ergreifen. Es sterben jedoch gar nicht alle daran, sondern nur so viele, als für jedes „Periodum“ des Alters nötig sind, um die Zahl der zum Tode bestimmten voll zu machen.

Wir werden von unserem modernen Standpunkte aus weder die Bewunderung Süßmilchs der „göttlichen Ordnung“ — wie er sie nannte — teilen dürfen, noch werden wir uns zu denen gesellen können, die in diesen — und in neueren Zeiten: in diesen sowie ähnlichen, regelmäßig wiederkehrenden Ordnungen — die unveränderliche Wirkung eines Naturgesetzes zu erkennen glauben. Wir werden vielmehr dem trefflichen Ausspruche Knapps beipflichten müssen, demzufolge sich über

derartige Regelmäßigkeiten nur ein Rechner wundern dürfe, der mit ungenannten Größen, deren Bedeutung er nicht kennt, zu operieren hat. Wir aber, die wir mit benannten Zahlen operieren, deren Bedeutung wir kennen, wir wissen, daß die Sterblichkeit immer nur als die Wirkung eines höchst mannigfaltigen Komplexes von Ursachen aufzufassen ist, der sich von heute auf morgen nicht in merklicher Weise verändern wird, und der deswegen innerhalb bestimmter Grenzen annähernd ähnliche Wirkungen erzeugen muß.

Die Sterblichkeit auf einer jeden Altersstufe ist die Wirkung eines ganz bestimmten Chancensystems. Schlechte Pflege z. B. ist eine ungünstige Chance, die unter den gegebenen Verhältnissen die Neugeborenen bedroht. In vorgeschrittenerem Alter drohen die Gefahren der eingetretenen Reife, dann sind es gewaltsamer Tod oder Krieg, Verunglückung im Gewerbe, die bestimmten Altersklassen verhängnisvoll werden. Unter sich gleich bleibenden sozialen Verhältnissen jedoch— aber auch nur unter diesen — sind die schwarzen Kugeln in der Urne, in die wir greifen, im gleichen Verhältnisse gemischt, und nur solange als diese Mischung die gleiche bleibt, ist es wahrscheinlich, daß das Verhältnis der gezogenen schwarzen Kugeln zu den weißen ein gleich bleibendes sein wird. Unsere Verwunderung über Gesetzmäßigkeit, soweit sie wirklich beim Vergleich verschiedener Zeiträume oder beim Vergleich ähnlich zusammengesetzter Menschenmassen auftritt, kann sonach keine andere sein als die über das Walten der Kausalität überhaupt; nur wenn die Regelmäßigkeit fehlte, wäre zur Verwunderung ein Anlaß gegeben.

Wie sind nun in Wahrheit die Schicksale der menschlichen Heere, wenn wir nach ihrer Verminderung auf den einzelnen Altersstrecken forschen? Gleich zu Beginn des Zuges durch das Leben droht ihnen furchtbare Dezimierung; droht ihnen bei Naturvölkern und bei einer Anzahl orientalischer Völker aktive Gewalt: droht ihnen der Mord. Herbert Spencer hat zu diesem Kapitel zahlreiche Daten gesammelt. Die Abiponen — ein südamerikanischer Indianerstamm — ziehen, wie uns berichtet wird, nicht mehr als 2 Kinder auf. Im englischen Indien grassierte der Kindermord so stark, daß die Regierung 1870 eine „Infanticide Act“ erließ, wonach Gemeinden auf die

sogen. „proclaimed list“ und damit auf ihre Kosten unter eine Art Polizeiaufsicht gesetzt werden konnten. Daß in China der Kindermord stark im Schwange, ist oft genug von den Reisenden berichtet worden; es mag daran freilich manches übertrieben sein, indem man die infolge eines Aberglaubens unbegrabenen Kinder für gemordete hielt. Ebenso weisen manche Stellen des Koran auf das Vorkommen der Kindestötung bei den alten Arabern hin.

So grausame Sitten sind nun bei uns erfreulicherweise nicht herrschend, allein schlimm genug ging es darum doch auch den Kleinen im Abendland, und geht es ihnen auch heute noch — trotz eingetretener Besserung. Die ihnen drohende Dezimierung hatten schon die Vorgänger Süßmilchs: Graunt, Déparcieux, Halley erkannt. Der letztgenannte meinte, daß die unerwartete Einsicht in dieses Verhältnis den Überlebenden um so mehr Anlaß geben sollte, sich darüber zu freuen, den bei der Geburt drohenden Gefahren so glücklich entronnen zu sein. Den bewundernden Süßmilch trieb die Sache, die ihm natürlich auch nicht entgangen war, in die Enge. Er fragt nach der Ursache, die Gott veranlassen könne, eine so große Zahl wieder abtreten zu lassen, ehe sie der Welt nützliche Dienste haben leisten können. „Alle Arbeit und Mühe — ruft er aus — so Geburt und Erziehung gibt, scheinen vergeblich zu sein.“ Indes seiner Meinung nach gewährt die göttliche Offenbarung uns darüber Aufschluß, indem sie nämlich die Zeit und Ewigkeit in Verbindung setzt und uns belehrt, daß dieses kurze Leben bloß eine Zeit zur Übung und Vorbereitung sei auf die Ewigkeit. Da nun Verderben und Verführung in der Welt so groß wären, so brächte Gott jene früh Verstorbenen in Sicherheit und eile mit ihnen aus diesem Leben, damit — nach dem Ausdruck des Buches — der Weisheit die Bosheit ihren Verstand nicht verkehre. Mit solchem Troste war es für den übrigens sehr humanen Süßmilch leicht, auszukommen, wir aber werden zunächst fragen müssen, welche Sterblichkeit ist denn in den ersten Altersjahren die wirklich natürliche, die unvermeidliche. Denn daß es eine solche geben müsse, daß immer eine Anzahl lebensunfähiger Individuen zur Welt kommen werden, die bald erliegen, scheint klar, und damit stoßen wir denn auf eine ähnliche Frage wie die, welche wir in unserem Vortrage in

bezug auf die natürliche Lebensdauer erörtert haben, und auf die gleichen Schwierigkeiten. Um zu ermitteln, wie weit unsere Kulturmittel ausreichen, die drohenden Gefahren der ersten Jahre zu bekämpfen, dazu müßten wir augenscheinlich ausgebreitete Untersuchungen über die Sterblichkeit der Kinder in den Klassen haben, die in der Lage sind, über die größtmöglichen Mengen von Kulturmitteln zum Schutze für ihre Kinder zu verfügen. Allein derartige Untersuchungen gibt es nur äußerst wenige, in der Regel werden sie von Gelehrten oder Gesellschaftsvorständen unternommen. Die amtliche Statistik jedoch arbeitet im großen und ganzen völlig anders als der einzelne Privatgelehrte. Sie strebt nicht mit allen Mitteln einem Ziele zu, sondern administrativen und wissenschaftlichen Zwecken verschiedener Art dienend, die wesentlich nur in der Methode der Ermittlung — der statistischen nämlich — etwas gemeinsames haben, arbeitet sie in die Breite und nicht genügend in die Tiefe, und bricht ihre Untersuchungen da ab, wo sie eigentlich erst so recht fruchtbar und lehrreich werden könnten. Der Privatgelehrte dagegen, der bewußt ein einziges Ziel im Auge behält, verfügt meist nicht über die zu soziologischen Untersuchungen erforderlichen umfassenden Hilfsmittel und Kräfte. Was wir danach den Privatgelehrten an Nachrichten über die Sterblichkeit der Kinder in den begünstigteren Klassen der Gesellschaft verdanken, ist also nicht sehr umfassend, aber es ist doch immerhin bedeutungsvoll genug.

Bayley und Day fanden, daß von den Kindern der britischen Peerage 7 % im ersten Jahre starben. Nach der vortrefflichen Untersuchung Ansells des Jüngeren starben unter 100000 lebendgeborenen Kindern in liberalen Berufsarten 8045, also 8 %. Conrad in Halle fand bei Kindern von Personen in höheren Lebensstellungen 10—13 %. Ansell sen. ermittelte 1830 bei Kindern von Geistlichen eine Sterblichkeit von zirka 8 %. Hier könnte man einen Einwand machen; man könnte sagen, daß es vielleicht nicht angängig ist, nur die Sterblichkeit, die in den wohlhabendsten Klassen herrscht, eine natürliche, unvermeidliche zu nennen, denn es wäre ja möglich, daß die Summe der heute zur Verfügung stehenden Kulturmittel bei keinerlei Art der Verteilung und Verbreitung ausreichen könnte, um den Kindern aller zivilisierteren Nationen die Pflege zu

sichern, die gerade diesen Kindern zuteil wird. Dann läge also immerhin noch ein gewisser natürlicher Zwang höherer Sterblichkeit vor. Wir wollen hier nicht weiter untersuchen, wie weit dieser Einwand berechtigt ist, sondern lieber andere Minima aufsuchen, die, weil sie ganze gemischte Kollektivitäten betreffen, unstreitig über das Maximum des notwendigen Waltens der natürlichen Faktoren Aufschluß geben.

In drei Distrikten von Surrey fand Sutton schon vor längerer Zeit eine Kindersterblichkeit von 9 %; für Surrey überhaupt fand Prinzing in neuerer Zeit 11 %.[1]) In vier englischen Grafschaften erreicht die Kindersterblichkeit noch nicht 11 %. So 1881—90:

Sussex	10,9
Berkshire	10,5
Huntingdon . . .	10,7
Westmoreland . .	10,0

In Irland ermittelte man für das ganze Land (1891—94) keine höhere Kindersterblichkeit als 10,08 %. In Schweden betrug sie für 1891—95 10,28, in drei Bezirken nur 8—9 %. In Norwegen fand man für das ganze Land (1891—93) gar nur 9,67 %, und sie fällt in 3 Bezirken in der Zeit 1886—93 auf 7—8 %. Hiernach werden wir wohl dem älteren Bertillon beipflichten müssen, der schon vor längerer Zeit 9—9½ % für die Norm hielt, deren Überschreitung keine notwendige sein könne. Hören wir nun aber im Gegensatz dazu die folgenden Zahlen nach Prinzing und Mayr:

	Mayr (1884—93) Prozent	Prinzing (1891—95) Prozent
Belgien . . .	16,29	16,4
Schweiz . . .	16,37	15
Frankreich . .	16,71	17
Holland . . .	17,50	16,5
Preußen . . .	20,79	20,5
Österreich . .	24,91	25
Württemberg .	26,14	25
Eur. Rußland .	26,79	27
Bayern . . .	27,90	27
Sachsen . . .	28,28	28

[1]) Prinzing, Die Entwicklung der Kindersterblichkeit in den europ. Staaten (Conrads Jahrbücher, III. F., B. XVII, 1899).

Gar erst weiter in das Detail gehend:

Bezirksamt	Ingolstadt	(1889—95)	45,5 %
„	Kehlheim	do.	45,1 „
„	Eichstätt	do.	43,1 „

und in Württemberg:

Oberamt	Blaubeuren	(1891—95)	38,96 %
„	Ehingen	do.	34,77 „

Also kolossale Überschreitungen dessen, was wir als das notwendige Minimum angesehen haben — für ganze Länder bis zum Dreifachen, für kleinere administrative Einheiten bis zum Fünffachen! Eine gewaltige Verwüstung von Menschenleben, mitten in der Kulturwelt par excellence, ein barbarisches Geschehenlassen, das in seinem Effekt der Praxis vieler Naturvölker nahe kommt, aber weniger naiv und deshalb erst eigentlich unmoralisch erscheint. Welche Vertrautheit mit dem Tode, die man handwerksmäßig nennen könnte, muß in weiten Kreisen herrschen, welche Fülle von begrabenen Hoffnungen, oder auch welche Fülle von Gleichgültigkeit und Fahrlässigkeit bei den zunächst Beteiligten! Welche Gleichgültigkeit auf alle Fälle bei der mitschuldigen, oft alleinschuldigen Gesamtheit!

In jenem ungefähr 95,2 % der Gesamtbevölkerung umfassenden Gebiete des Deutschen Reiches, über das man Daten besaß, betrug die Kindersterblichkeit 1892—95 . . . 22,2 %.[1]) Denken wir daran, daß wir eine Sterblichkeit von 9½ % als eine solche betrachtet haben, die nicht notwendig überschritten werden muß, und daß in diesen Jahren durchschnittlich 1 845 042 Kinder lebend geboren worden sind, so ergibt sich, daß jährlich 239 855 Kinder zuviel starben. In Österreich — ohne Ungarn — wurden 1895 geboren 682 899; bei einer Übersterblichkeit von 15,12 % — Sterblichkeit für 1891—95 = 24,62 % — starben also 103 254 Kinder zuviel. Im europäischen Rußland — ohne Finnland und Polen — wurden 1895 geboren 4 520 415; Sterblichkeit für 1886—92 = 27,03; es starben zuviel 792 429. In Italien 1895 geboren 783 813, Sterblichkeit = 18,33 (1891 bis 1896); zuviel gestorben 69 210. In diesen vier Staaten zusammen also mehr als 1,2 Millionen Kinder zuviel gestorben!

Die unmittelbaren und nächstliegenden Ursachen zu finden,

[1]) Nach Prinzing.

kann nicht schwer sein. Viele Gefahren, die dem Erwachsenen drohen — von der Außenwelt her oder solche, welche die eigene Leidenschaft bereitet — können bei einem Säugling selbstverständlich nicht in Betracht kommen. Er ist wesentlich in die Hand anderer — seiner Eltern — gegeben, und von der Pflege, die sie ihm bieten können, dürfen oder wollen, hängt sein zartes Leben ab. Der leicht stockende Atem des Neugeborenen bedarf öfters der Erregung. Tag und Nacht hat er Aufsicht nötig. Die kleinste Verkürzung an Nahrung oder die Entziehung der geeigneten Nahrung ist ihm tödlich. So ist das Kind zunächst gänzlich von der Mutter abhängig. Diese muß die Pflege selbst bieten wollen, können und dürfen, oder sie muß ein anderes Individuum, das für sie einzutreten bereit ist, finden wollen und können. Wo wird die Pflege nun zunächst fehlen? Gewiß da, wo der natürliche Beschützer der Familie, der Vater, sich seiner Pflicht entzieht, oder wo der alleinstehenden Mutter zur Erfüllung ihrer unter diesen Umständen um so schwierigeren Aufgabe bald die Kraft, bald der Wille, bald beides fehlt.

So steht denn überall die Sterblichkeit der unehelichen Kinder mehr oder minder bedeutend über derjenigen der ehelichen. Und — mit verschwindenden Ausnahmen — wird Kindermord in unseren Kulturstaaten nur an unehelichen Kindern verübt, der bald offen zutage tritt, sich zum Teil der Kenntnis entzieht, indem das getötete Kind unter den Totgeborenen verborgen wird. Besonders die Franzosen haben darauf hingewiesen, daß die Zahl der totgeborenen Kinder unter den unehelichen eine bedeutend größere als unter den ehelichen sei. Lafabrègue, der Direktor der Maternité, erwähnt, daß um die Mitte der 70iger Jahre die Zahl der Totgeborenen unter den unehelichen das doppelte der unter den ehelichen betragen habe, und seine Stellung ermöglichte es ihm zuzusehen, ob unter der Zahl der im Entbindungshause stattfindenden Geburten die Zahl der Totgeborenen unter den unehelichen etwa eine größere sei als unter den ehelichen. Er fand aber, daß sie die gleiche war. Doch scheint es mir, als ob Lafabrègue und ebenso Bertillon den in der französischen Registrierung liegenden Eigentümlichkeiten hierbei nicht genügend Rechnung trügen. Sicher wird bei unehelichen Geburten

länger mit der Anmeldung gezögert werden als bei ehelichen, und es wird aus diesem Grunde schon die Zahl der verzeichneten Totgeburten eine größere sein müssen. Wahres bleibt darum an ihrer Behauptung doch noch genug; wenn aus dem Departement der Basses-Alpes gemeldet wird, daß dort unter 1000 ehelichen Geburten 41 Totgeborene und unter 1000 unehelichen 476 vorkommen, so kann man freilich nichts anderes als eine ausgedehnte Praxis des Kindermordes annehmen. In der großen Mehrzahl der Fälle, sagt Lafabrègue, reicht die Wissenschaft des Arztes nicht dazu aus, um zu erkennen, ob der Tod eines Kindes aus einem Verbrechen herrührt oder nicht. „Wie sollte er in der Tat aus der bloßen Besichtigung wissen, ob ein Kind bei der Geburt nicht absichtlich erstickt worden ist, ob es nicht absichtlich auf den Marmor eines Kamins gelegt worden ist, dessen Kälte genügt, um ihm den Tod zu geben. Das Verbrechen nimmt ja so viele Formen an, und die Mütter sind so erfinderisch und reich an Auskunftsmitteln. . . . Frage doch die Pflegerinnen in unseren Entbindungsanstalten und Hospitälern, wie sie beständig auf der Wache sein müssen!“ Während die Sterblichkeit der ehelichen Kinder in der zweiten Woche naturgemäß eine geringere ist als in der ersten, haben die Franzosen beobachtet, daß es sich bei den unehelichen Kindern umgekehrt verhält. Übrigens soll die zweite Woche — ebenfalls nach französischen Erfahrungen — mit dem Zeitpunkte koinzidieren, wo die Mütter ihre Kinder auf das Land schickten. „Ich behaupte — ruft Bertillon aus — daß hierin das sichere Indiz dafür liegt, daß man eine Reihe von Kindern hat Hungers sterben lassen.“ Den 205 Kindesmorden, welche die gerichtlichen Dokumente aufführen, sind sonach — wie er meint — noch wenigstens 1500 angebliche Totgeburten hinzuzuzählen und 1400 Fälle absichtlicher Tötung durch Aushungerung.

Durch die Errichtung von Findelhäusern hat man, wie Sie wissen, schon seit langem das Los der unehelichen Kinder zu bessern versucht. Ich komme vielleicht auf die Findelhausfrage, wenn die Zeit es gestattet, später noch ausführlicher zurück. Hier, wo es sich wesentlich um eine Bilanz über die Erhaltung des Lebens handelt, soll nur bemerkt werden, daß die Erfolge noch keine glänzenden zu sein scheinen. Dennoch

ist es höchst abgeschmackt, wie manche Schriftsteller tun, fortwährend die abgedroschenen bis zum Jahre 1763 zurückreichenden, das Moskauer Findelhaus betreffenden Sterblichkeitsdaten zur Bekämpfung des Findelhaussystems ins Feld zu führen, als ob heute nach 140 Jahren der Staat nicht imstande sein müßte, eine unendlich bessere Anstaltspflege zu bieten. Fernerhin ist zu bemerken, daß die Ermittlung der Sterblichkeit der den Hospitälern übergebenen Säuglinge eine sehr diffizile ist, und daß die meist dürftigen Daten durch tendenziöse oder ungründliche Betrachtungen in den Dienst der entgegengesetzten Beweisführungen gestellt werden können. Man müßte weiter auch — was besonders schwierig ist — den Einfluß der Kinder auszuscheiden suchen, die dem Spital bereits krank übergeben worden sind. Namentlich da, wo sogen. Drehladen bestanden, und überhaupt da, wo die Aufnahme eine unbedingte ist, hüllen die Mütter ihren Schritt gern in das Dunkel der Nacht. Da sich nun Hospitäler natürlich nur in wenigen größeren Orten des Landes befinden können, so folgt, daß der Säugling vor seiner Ablieferung oft einen seiner Gesundheit sehr gefährlichen Transport erleiden muß. Wenn man ein Kinderhospital nicht aus eigener Anschauung kennt, sagt Dr. Marjolin, so ist es unmöglich, sich von dem herabgekommenen Zustande eine Vorstellung zu machen, in dem diese armen kleinen Wesen nach einigen Tagen der Entbehrung anlangen. Im Jahre 1875 mußten, wie derselbe Autor berichtet, von 1658 Kindern unter einem Monat, die den Hospitälern übergeben wurden, 214 sofort in die Krankenabteilung gebracht werden. Von diesen starben 211. Von den Einzelheiten des befolgten Verpflegungssystems, namentlich davon, ob die Kinder lange im Spital bleiben, oder ob sie bald zur Pflege auf das Land geschickt werden, sodann davon, ob der Transport dorthin mit der genügenden Vorsicht, die früher vernachlässigt wurde, ausgeführt wird, hängt ungemein viel ab. So ist es keineswegs in der Natur der Sache begründet, daß sich in den Findelhäusern ungemein hohe Sterblichkeitszahlen zeigen müssen. Tatsache bleibt indes doch, daß auch bei fortgeschrittenerer Pflege — wie selbst die eifrigsten Verteidiger des Findelhaussystems einräumen — dort immer noch eine Sterblichkeit der Kinder von etwa 30 % zu konstatieren ist.

Bisher habe ich im wesentlichen auf französische Quellen exemplifiziert. Trotzdem werden Sie sich, zumal wenn Sie die zuletzt angegebenen Zahlen betrachten, nicht zu dem Schluß verleiten lassen, daß es mit der Kindersterblichkeit überhaupt gerade in Frankreich so viel schlechter stehe als in anderen Ländern. Freilich machen sich in Frankreich manche Schattenseiten besonders stark bemerkbar, aber andererseits sind es auch die Franzosen, die sowohl im warmen humanen Sinne und äußerer Furchtlosigkeit als auch aus gewissen populationistischen Ursachen, über die wir später noch einige Worte reden wollen, das Problem der Kindersterblichkeit einer besonders emsigen Durchforschung unterworfen haben. Sie waren hierin gewissermaßen die Führer, wie sie auch einige Jahrzehnte früher, was die moderne deutsche Schule oft vergißt, in bezug auf die Analysierung der Lage der arbeitenden Klassen die Führerschaft inne hatten. Überhaupt ist es eine ungemein wichtige Regel, deren nicht nur der Nichtfachmann, sondern auch der Fachmann auf sozialwissenschaftlichem Gebiete bei den ihm ferner liegenden Teilen seiner Wissenschaft stets eingedenk sein sollte, daß man sich aus der Notorität gewisser Tatsachen, namentlich gewisser Übelstände, die man immer und immer wieder in den Handbüchern erwähnt findet, nicht zu der Annahme verleiten lassen soll, die objektive Bedeutung jenes Mißstandes habe notwendig seine Sprichwörtlichkeit veranlaßt. Unsere Kenntnis der sozialen Zustände ist nicht entfernt so vollständig, die Arbeit der Handbuchverfasser nicht entfernt so gründlich, als daß aus dem ganzen Umfange des Wißbaren allemal das Wissenswürdigste den Vordergrund des Gemäldes, das man uns bietet, einnehmen würde. Die Notorität einer ungeheuren Menge von kursierenden Tatsachen beruht bei dem bis zu einem gewissen Grade unvermeidlich sprunghaften und lückenhaften Wesen der Einzelforschung zu einem ganz bedeutenden Teile auf subjektiven Momenten, und der üble Ruf, den manche Gemeinwesen in bezug auf gewisse, bei ihnen herrschende Übelstände erlangt haben, ist oft insofern sogar ein ehrenvoller, als er Zeugnis dafür abgibt, daß sich in ihnen Forscher gefunden haben, die ihren Gegenstand mit Mut, Eifer und Nachdruck zu erfassen und zu behandeln verstanden.

XIII. Vorlesung.

Von deutschen Forschern, die das Problem der Kindersterblichkeit zum Gegenstand ihrer Untersuchungen gemacht haben, verdienen vorzugsweise genannt zu werden Georg Mayr wegen seiner gründlichen Analysierungen der bayrischen Verhältnisse, und — namentlich wegen der tiefgehenden philosophischen Erfassung der Sache — der württembergische Staatsrat Rümelin, einer jener seltenen Männer, die den Mut der eigenen persönlichen Meinung auch in scheinbar kleinen Dingen haben, unbekümmert darum, ob ein Kreis von Gleiches Behauptenden sie decke oder nicht. Nicht in gleiche Linie mit diesen beiden Schriftstellern kann ich den auf dem Gebiete der Moralstatistik durch sein Handbuch leider recht einflußreich gewordenen Öttingen, Professor der Theologie in Dorpat, stellen. Nicht etwa, daß ich ihn etwa mit Haushofer auf gleiche Linie stellen wollte. Öttingen ist literarisch höchst gewissenhaft und gründlich. Er geht meist ziemlich weit auf die Quellen zurück, und er besitzt eine große Belesenheit. Allein er besitzt auch eine erstaunliche Kunst, überall das Wesentliche zu übersehen. Seine Beanlagung ist für das Studium der Sozialwissenschaften in hohem Grade unfruchtbar. Weder Kenner des menschlichen Herzens noch mit Sinn für konkrete Beobachtungen ausgerüstet, berauscht er sich an salbungsvollen Worten und gelangt weder dazu, die Wirklichkeit zu zeichnen, noch seinen Gegenstand philosophisch zu bearbeiten, noch uns irgendwie praktisch brauchbare Winke in die Hand zu geben. Was nutzt uns das weitschweifige Reden über die Kollektivschuld der Gesellschaft, wenn es bei diesem ja brauchbaren, aber zunächst noch sehr verschwommenen Begriffe bleibt, wenn

auf die positiven Einzelursachen der herrschenden Mißstände nicht eingegangen wird? Und seine Darstellung der Kindersterblichkeit wird noch wertloser und irreführender dadurch, daß er die uneheliche Kindersterblichkeit, die ja zu wohlfeilem Moralisieren leichten Anlaß gibt, ganz unverhältnismäßig vor die eheliche Kindersterblichkeit in den Vordergrund rückt. Vor diesem Fehler müssen wir uns hüten. Das Kapitel der unehelichen Kindersterblichkeit weist freilich auf ganz besondere krasse Mißstände hin, aber wenn man in soziologischen Betrachtungen dem Umfange und dem Gewichte der Mißstände in dem Maße der Behandlung ihr Recht zuteil werden lassen will, so tritt die eheliche Kindersterblichkeit selbstredend ganz bedeutend in den Vordergrund, und nicht nur vom Gesichtspunkte der Bevölkerungslehre aus, sondern auch von dem der Völkerpsychologie. Denn wenn die eheliche Mutter — sei es aus Not, sei es aus Nachlässigkeit — ihr Kind nicht aufzieht, so liegt hier gewiß eine größere Einzel- oder Kollektivschuld vor als in dem Verkommen des unehelichen Kindes. Handelt die eheliche Mutter nicht noch unsittlicher als die gehetzte uneheliche, die eine Pflicht vernachlässigt, deren Erfüllung ihr einerseits auf das Äußerste erschwert ist, und auf deren Durchführung andererseits statt des Ruhmes Schande steht? — Es ist in statistischen Betrachtungen ungemein wichtig, daß man dafür Instinkt habe, wo man die relativen Zahlen beiseite setzen muß, um wieder auf die absoluten zurückzukommen.

Nach Fircks waren 1881—90: 8,7 % (1891—95: 7,7 %) der in Preußen geborenen Kinder unehelich. Von jenen starben im 1. Lebensjahr — ebenfalls nach Fircks — 194,8 pro Mille, von diesen 354,7 pro Mille. Wir werden also haben auf je 1000 Geborene

913 mal 194,8 pro Mille = 177,85 Sterbende
87 „ 354,7 „ „ = 30,86 „
208,71 Sterbende

Das sind gegen die Norm, die mit 9½ % = 95 pro Mille angenommen worden war, 113,71 pro Mille zuviel. Hätten aber auch sämtliche Geborenen die eheliche Sterblichkeit, so würden doch immer gestorben sein 194,8 pro Mille, d. h. 99,8

pro Mille zuviel! Im Jahre 1898 wurden in Berlin (inklusive Totgeborene) 51299 Kinder geboren, davon 8122 außereheliche. Unter diesen waren nach dem Jahrbuch für 1898 bei den ehelichen:

967,991 pro Mille Lebendgeborene
und bei den unehelichen 949,889 „ „ „
Von jenen erreichten das 2. Jahr eheliche 791,228
uneheliche 569,477

Da nun von 1000 Lebendgeborenen ehelichen nach obigem 182,6 sterben und von 1000 Lebendgeborenen unehelichen 400,4, so sterben also von einer solchen gemischten Generation

43177 mal 182,6 pro Mille = 7884
8122 „ 400,4 „ „ = 3252
11136

Gegen die Norm — 9½% — die 4873 ergäbe, sterben also 6263 zuviel. Aber auch, wenn die Sterblichkeit der sämtlichen 51299 gleich der ehelichen, d. h. gleich 182,6 pro Mille gewesen wäre, so wären immer noch insgesamt 9367 — also 4494 zuviel — gestorben.

Wertvolle Aufschlüsse über die Ursachen der Kindersterblichkeit geben die musterhaften Untersuchungen Boeckhs, die sich auf die Säuglingsernährung beziehen. Begreiflicherweise zeigten sich bei einer Ernährung mit Milchsurrogaten die ungünstigsten Resultate.

Per Mille der in gleichem Alter Lebenden starben von den einen Monat alten mit Muttermilch genährten Kindern 19,6
„ Tiermilch „ „ 102,8
„ Milchsurrogaten „ „ 229,7

Die Ermittlung der Säuglingssterblichkeit, wie man die Kindersterblichkeit im ersten Lebensjahre nennt, ist übrigens keine ganz so einfache Sache. Man pflegt nämlich gewöhnlich von den Lebendgeborenen auszugehen. Nun aber ist die Unterscheidung der Lebendgeborenen von den Totgeborenen bei der Registrierung in den Standesbüchern nicht in allen Staaten gleich verläßlich. In den Ländern des Code civil, z. B. in Frankreich und Belgien, sind drei Tage Frist zur Anmeldung eines Geborenen gegeben. Ist nun der Geborene innerhalb dieser Tage vor seiner Anmeldung bereits gestorben, so wird

er nach den französischen Bestimmungen als „présent sans vie" eingetragen und mit den Totgeborenen zusammengeworfen. Hierdurch verringert sich in Frankreich die Zahl der Lebendgeborenen wie der Verstorbenen, und damit auch die Rate der Kindersterblichkeit, wie man berechnet hat, um zirka 1 %. In England werden die Totgeborenen gar nicht registriert, zur Anmeldung der Lebendgeborenen sind aber sechs Wochen Zeit gelassen, und es ist zu vermuten, daß viele von den inzwischen Gestorbenen infolgedessen gar nicht zur Anmeldung kommen.

Im ersten Lebensjahre weist die Mehrzahl der Krankheiten, von denen die Neugeborenen hinweggerafft werden, direkt auf Fehler der Ernährung hin. Vom 2.—5. Lebensjahre sind die Todesursachen schon mannigfaltiger; die bekannten Kinderkrankheiten: Masern, Scharlach, Diphtheritis fordern ihre Opfer, auch Hirnhautentzündung. Die Sterblichkeit dieser Jahre war in Berlin für das Jahrzehnt 1886—95 gleich 41,54 pro Mille, darunter 12,84 pro Mille an Diphtherie. Freilich war die Serumbehandlung damals gerade erst aufgekommen.

Herabgemindert von rund 1 Million auf 699192 in Preußen (1890—91), 664620 im Deutschen Reich (1871—81), 766299 in England (1880—90), auf 635615 in Italien (1876—86) erreichen die Generationen die Pentade des 6.—10. Lebensjahres. Zwischen dem 6. und 10. Lebensjahre ist die Sterblichkeit bedeutend gesunken; in Berlin fällt der Koeffizient von 41,54 pro Mille auf 19,22 pro Mille. In der Pentade 11—15 erreicht er mit 7,45 pro Mille sein Minimum. Es ist das ungefähr die jüngere Schulzeit. Jedermann erinnert sich ja, welch Aufsehen es erregt, wenn ein Schulkamerad zur letzten Ruhe bestattet wird.

Pentade 16—20 und 21—25: Die Jahre der Entwicklung. Die Sterblichkeit steigt erst rasch, dann langsamer; der grausame Feind der Menschheit ist hervorgetreten: die Phthisis. Die Sterbekoeffizienten (nach der Berliner Statistik) sind 12,94 und 14,79 pro Mille — darunter die Phthisiskoeffizienten: 5,73 und 7,80 pro Mille.

Pentade 26—30 und 31—35: Die Individuen sind selbstständig geworden, der größte Teil von ihnen ist um die Mitte der dreißiger Jahre bereits verheiratet. Der Tod bewirkt eine Trennung, Witwen und Waisen werden zurückgelassen; die Leidenschaften suchen ihre Opfer zumeist in diesen Perioden.

Der Anteil der Phthisis am Sterbekoeffizienten erreicht sein Maximum; er beträgt in Berlin 10,25 pro Mille, bei einer Sterblichkeit von überhaupt 18,56 pro Mille.

Immer höher steigt nun die Rate der Sterblichkeit. Allein jetzt sind es mehr die Krankheiten des Gefäßsystems, insbesondere Herzkrankheiten, die in den Vordergrund treten, ferner Krebs und die Krankheiten des Nervensystems. Im Alter zwischen 55 und 60 Jahren nimmt die Phthisis nur noch etwa den 5. Teil des Sterbekoeffizienten in Anspruch. Vom 70. Jahre an beginnt dann der Tod an Altersschwäche ansehnlich hervorzutreten. So ungefähr stellt sich in weiten Umrissen das Bild des Absterbens in unseren Kulturstaaten dar.

In weiten Umrissen! Genau den Anteil der einzelnen Krankheiten am Sterbekoeffizienten zu ermitteln, wäre aber auch bei der Veränderlichkeit der Diagnosen kaum möglich. Ein Zeugnis für diese Veränderlichkeit bietet — nach Westergaard — die englische Statistik in bezug auf Croup und Diphtherie: 1860—64 starben von 100000 jährlich durchschnittlich 26 an Diphtherie und 28 an Croup; 1893—97 dagegen 28 resp. 5. Wie es scheint, geht eine größere Anzahl von Fällen, die früher als Croup bezeichnet wurden, jetzt unter der Flagge der Diphtherie. Und was die Schwierigkeit internationaler Vergleichungen betrifft, so genügt es, die Berliner Statistik mit der für England zusammenzuhalten. In England erheischen Diphtherie und Croup weniger Opfer als Scharlach oder Masern; in Berlin dagegen ist das Umgekehrte der Fall, indem die beiden ersteren Todesursachen zusammen mehr als viermal so häufig auftreten als Scharlach oder Masern.

So oft wir Betrachtungen über Sterblichkeit und Lebensdauer angestellt haben, wurde von mir immer darauf hingewiesen, daß dabei stets die Altersgruppierung der Lebenden berücksichtigt werden müßte, aus denen die Verstorbenen hervorgehen, nie aber an die Verstorbenen allein gedacht werden dürfte. Bei Betrachtung über die Verteilung der Todesursachen in einem Lande ist methodologisch ganz ähnlich zu verfahren: So wenig wir sagen können, die wahre Sterblichkeit in einem Lande sei höher als in einem andern, solange wir nicht die Verschiedenheit in der Altersgruppierung kennen,

ebenso wenig dürfen wir — solange uns diese unbekannt ist — aus dem häufigeren Vorkommen etwa von Phthisis oder Scharlach in einer Stadt schließen, daß sie dem Auftreten einer solchen Krankheit günstiger sei als eine andere. Dieser Fehlschuß wird aber ungeheuer oft gemacht und bringt Städte zu unverdientem Ruhm oder zu unverdientem Verruf.

Wir haben ja soeben gesehen, wie bestimmte Krankheiten gewissen Altersperioden mehr, gewissen anderen weniger anhaften. Die Vergleichung der in verschiedenen Gruppen zutage tretenden Ursachen darf also deshalb nur Altersklassen mit Altersklassen vergleichen und sich hierauf beschränken, oder sie muß, wenn sie über Gesamtheiten aus gemischten Altersklassen, über ganze Bevölkerungen etwas aussagen will, gerade so vorgehen, wie bei Berechnungen der Lebensdauer: Sie muß von 1000 Geborenen bezw. Gleichaltrigen unter Beachtung der Ursache des Sterbens ausgehen und zusehen, wie diese von Stufe zu Stufe vermindert werden. Dies ergibt einen bedeutenden Unterschied. Je stärker eine Bevölkerung zunimmt, um so mehr müssen die Todesursachen der Kindheit vorwiegen, je weniger, um so mehr die der höheren Jahre.

Aus den richtig aufgestellten, mit den Todesursachen kombinierten Sterbetafeln lassen sich eine Reihe von Fragen richtig beantworten, die in der Regel ganz irrig beantwortet werden. Wie man die Lebens- und Sterbenswahrscheinlichkeiten aus einer gewöhnlichen Sterbetafel ablesen kann, so vermag man aus einer solchen Tafel auch die Sterbenswahrscheinlichkeiten aus bestimmten Todesursachen abzulesen. Nach der englischen Life-Table starben z. B. von 1000000 Geborenen 30021 an Scharlach, an Phthisis 114417. Die Sterbenswahrscheinlichkeit ist demnach 30021:1000000 = 30 pro Mille für Scharlach und 114,4 pro Mille für Phthisis. Nicht aber hätte man einfach sagen dürfen: Wenn unter 23609 in irgend einem Jahre gestorbenen männlichen Personen an Scharlach 1010 gestorben sind — unter 1000 also 48,2 — so ist die Sterbenswahrscheinlichkeit für Scharlach = 48,2, denn die Kinder überwogen mehr in der faktischen Bevölkerung als in der der Sterbetafel, wegen der raschen Zunahme der Bevölkerung.

Je mehr ferner die Wahrscheinlichkeit, an einer Krankheit der jüngeren Jahre zu sterben, sinkt, um so mehr muß natürlich

die, an einer solchen der älteren Jahre zu sterben, steigen. Gelingt es z. B. die Sterblichkeit an Phthisis zu mindern, so muß die Sterblichkeit an Krebs- und Herzkrankheiten steigen, sowohl auf die tatsächliche Bevölkerung berechnet als auch auf die der Sterbetafel.

In diesen Zusammenhang gehört auch die Betrachtung darüber, welche Zahl von Jahren der menschlichen Lebensdauer durch irgend eine bestimmte Krankheit verloren geht. Um dies zu ermitteln, muß man von den Sterbekoeffizienten das abziehen, was die betreffende Krankheit an ihm ausmacht, und nun eine neue Sterbetafel mit dem verminderten Koeffizienten aufstellen. Wir haben z. B. gehört, daß in Berlin die Sterblichkeit zwischen dem 15. und 20. Jahre überhaupt 12,94 pro Mille und die an Phthisis 5,73 pro Mille ausmacht, und für die Zeit zwischen 20 und 25 = 14,79 resp. 7,80 pro Mille. Wollen wir nun ermitteln, wie sich die Sache ohne die Phthisis verhalten würde, so müßten wir den Koeffizienten für die Jahre 15—20 = 12,94 minus 5,73 = 7,21 pro Mille setzen, und dementsprechend den für die Zeit zwischen 20 und 25 = 6,99 pro Mille, und dann die Tafel auf dieser Grundlage umrechnen, unter der Voraussetzung allerdings, daß bei Wegfall der Phthisis die dadurch gewonnenen Jahre nicht durch andere Krankheiten wieder geraubt würden.

Je mehr nun die Krankheit eine solche des jüngeren Alters ist, um so viel mehr Jahre muß ihre Beseitigung der Lebensdauer der Geborenen hinzufügen. Natürlich! Die durchschnittliche Lebensdauer eines 5jährigen in Berlin ist 50,67 Jahre; ein 50jähriger hat dagegen durchschnittlich nur noch 18,58 Jahre zu erwarten. Von 1000 Geborenen — inklusive Totgeborenen — erreichen dort 649,89 das Alter von 5 Jahren. Jede Person, die erhalten bleibt, wirft also durchschnittlich 50,67 Jahre in die Summe der Jahre, welche die Geborenen zu verleben haben, jede, die im Alter von 50 Jahren noch gerettet wird, nur 18,58 Jahre. Gesetzt, die 1000 Lebendgeborenen hätten zusammen 36450 Jahre zu verleben, so werden diesen Jahren durch 100 erhaltene 5jährige also 5067, durch 100 erhaltene 50jährige nur 1858 Jahre zugelegt. Das muß man sehr beachten, wenn man nicht Gefahr laufen will, die Bedeutung einer Herabminderung der Sterblichkeit in den mittleren Altersklassen zu unter-

schätzen. Farr berechnete, daß in England ein Aufhören der Phthisis die Lebensdauer der Männer von 39,68 auf 42,96, ein solches des Krebses jedoch nur auf 39,88 erhöhen würde. Wenn es nun aber schon unrichtig ist, in der Berechnung von Krankheitshäufigkeiten ganzer Bevölkerungen die Alterszusammensetzung außer acht zu lassen, so geht man natürlich noch mehr in die Irre, wenn man Berufsgruppen anstatt Bevölkerungen auf diese Weise betrachtet. So gelangt man mitunter zu Differenzen in der Phthisissterblichkeit der Ärmeren und der Reicheren, die in so ungeheuerlichem Umfange nur dadurch herauskommen, daß man Gruppen von Arbeitern in einem der Phthisis besonders unterworfenen Alter Gruppen von anderer Altersmischung gegenübergestellt hatte. Wie wir noch sehen werden, tritt allerdings die Phthisis bei den Ärmeren stärker auf, das darf keinen Augenblick geleugnet werden, allein Phthisis die Proletarierkrankheit zu nennen, ist zu weit gegangen. Für gewisse Altersstufen ist sie überhaupt die Krankheit, und sie macht auch vor den Türen der Reichen nicht Halt. Nach den Aufzeichnungen der Gothaer Bank standen vom Jahre 1829 bis zum Jahre 1878 insgesamt 97948 im Alter von 31—35 Jahren unter Risiko.

Von diesen 97948 starben

überhaupt	647 = 6,61 %
An Infektionskrankheiten (Typhus, Cholera, Pocken, Gelenkrheumatismus)	161 = 1,64 „
An konstitutionellen Krankheiten (Umbildungen, Zuckerharnruhr, Gicht usw.)	20 = 0,20 „
An Krankheiten des Zentralnervensystems (Schlaganfall, Geisteskrankheiten, Rückenmark) . . .	58 = 0,59 „
An Krankheiten der Ernährungsorgane (Magen, Leber usw.) .	44 = 0,45 „
An allen übrigen Krankheiten außer Lungenschwindsucht	126 = 1,30 „
	409 = 4,18 %
An Lungenschwindsucht	238 = 2,43 „

Hält man sich nur an die Klasse der Höchstzahlenden (Alter: 15—50, nicht detaillierter ausgezählt), so ergibt sich:

Todesfälle überhaupt 656
An Phthisis 143

Die Verminderung des durch das Leben ziehenden Heeres kann, wie wir sahen, auf die verschiedenste Weise erfolgen: Dadurch, daß eine vergleichsweise große Menge von solchen Individuen wegtritt, denen fast das ganze Leben noch offen lag, und die so viele Hoffnungen mit sich begraben, als sich daran durch all seine Phasen knüpfen lassen. Es kann dann der Wegtritt in jenen Jahren erfolgen, in denen der Blick gleich weit zurückreicht in die Vergangenheit wie nach vorwärts in die Zukunft, in jenen Jahren, in denen das Individuum Güter nicht nur konsumiert, sondern auch produziert. Und der Hintritt kann endlich in einem Alter erfolgen, in dem — ökonomisch betrachtet — alles Produzieren in die Vergangenheit fällt und für die Zukunft nur Konsumtion in Aussicht steht.

Diese Erwägungen haben bereits seit dem ersten Aufkommen der sogen. politischen Arithmetik zahlreiche Schriftsteller — namentlich Statistiker — veranlaßt, das, was sie für ökonomisch bedeutsam hielten, der Volkswirtschaftslehre auch statistisch zubereitet zu überliefern. Wir finden solche Betrachtungen schon bei Petty. Nachdem er z. B. in einem seiner Essays nachzuweisen versucht hat, daß im Hotel de Dieu jährlich 3506 Personen infolge schlechter Verpflegung sterben, sagt er: „3506 Personen zu 60 Pfund per Kopf, was der Wert eines Sklaven ist, und also noch weniger als der Wert des Pariser Volkes, das gibt jährlich 210360 Pfund, also ungefähr 2½ Millionen Livres. Wenn man demnach nur 60 Livres an jeden Kranken wenden möchte, so würde man den zehnfachen Wert an Menschen ersparen und dabei doch noch eine Wohltat tun.“ Ähnliche Gedanken scheint d'Alembert gehabt zu haben, der vorschlug, man solle behufs gründlichen Urteils über den Wert der Impfung, den Wert der an den Folgen der Impfung sterbenden Kinder mit den Werten vergleichen, den sie repräsentiert haben würden, wenn sie nachmals an den Blattern gestorben wären. Im 19. Jahrhundert haben sich mit der Frage u. a. namentlich Farr, der verdiente englische Statistiker, Engel, Wittstein, Professor der Mathematik, und Chadwick befaßt.

Eine Reihe von Bevölkerungslehrern, wie z. B. Wappäus, sind im Prinzip der Berechnung beigetreten, andere, wie Rümelin, verhielten sich ablehnend. Die Berechnung ging teilweise ungemein ins Detail, namentlich die Mathematiker glaubten, mit ihrer Kunst ganz besonders Exaktes leisten zu können, während doch, um richtige Resultate zu liefern, zunächst für klare Begriffe und für ein gründliches Verständnis der Wissenschaft Sorge zu tragen ist, auf die man die mathematische Untersuchung anwendet.

Nach Wittenstein habe ich momentan — in einem Alter von 56 Jahren — die Ehre, zu 4% einen Wert von zirka 14000 Talern zu repräsentieren, zu 5% einen solchen von etwa 16500 Talern und zu 6% von zirka 19500 Talern. Indessen muß man sich vor solchen Scherzen hüten; die Anhänger der Berechnung haben nämlich oft so getan, als ob die Gegner samt und sonders ihre Anschauung nur deshalb ablehnten, weil sie komisch oder unwürdig aussehe, und nicht weil sie unrichtig sei. Dies aber ist keineswegs der Fall. Der Philantrop und eifrigste Bekämpfer der Sklaverei, Lord Wilberforce selbst, würde sich keinen Augenblick bedacht haben, zuzugeben, daß der Sklave einen ökonomisch berechenbaren Wert besitzt. Wenn ich aber glaube, daß die ganze Betrachtungsweise entschieden abzulehnen ist, und durchaus den Anschauungen Rümelins beitrete, so folgt das für mich, nebenbei bemerkt, schon aus dem Grunde, weil man — wie ich an einer anderen Stelle ausgeführt habe[1]) — noch nicht einmal die materiellen Güter eines Volkes durch Addition ihrer Tauschwerte in eine einheitliche Zahl zusammenfassen kann. Werte sind Beziehungen, die sich nur unter gewissen Voraussetzungen und zu bestimmten Zwecken addieren lassen. Doch auch abgesehen von dieser umfassenderen Ansicht wird eine aufmerksame Prüfung der in Frage kommenden Abhandlungen den Leser dadurch in große Verwirrung bringen, daß sie sich nicht darüber auslassen, welcher Wert denn eigentlich gemeint sei. Diese Unklarheit aber müßte doch wohl vor allen Dingen beseitigt werden, ehe man die Elemente des Wertes berechnen könnte. Soll etwa der sogen. Kostenwert berechnet werden? Davon, daß ein Mensch das wert sei, was er gekostet habe, kann doch

[1]) [In den Vorlesungen über Wirtschaftsstatistik.]

wohl nicht ernstlich die Rede sein, gewiß nicht das, was er individuell gekostet hat. Ein Student im 15. Semester, der viele Kommerse hinter sich hat, ist nicht unbedingt mehr wert als ein Kommilitone, der bereits früher ins Examen gestiegen ist. Oft würde jener sehr erstaunt sein, wenn er aus einigen dieser Tabellen den Nachweis erhielte, welch hohen Wert er besitzt. Allein auch der durchschnittliche Kostenwert einer Erziehung kann noch nicht schlankweg den Tauschwert oder das repräsentieren, was als Tauschwert gelten würde, wenn der Mensch Sklave wäre, denn so ist vielfach die Auffassung. Jene bedeutenden nationalökonomischen Schriftsteller, die den Tauschwert eines Gegenstandes als um dessen Produktionskosten variierend darstellen, haben ihre Behauptung nur aufgestellt unter der Voraussetzung des wirkenden Wechselspiels von Angebot und Nachfrage, das eben jenem Werte immer wieder zum Durchbruch verhilft. Wille und Möglichkeit, die unterbezahlte Ware nicht mehr zu liefern, ist Grundbedingung, daß der Ausgleich auf der Höhe des Kostenwertes zustande kommt; beide werden sich jedoch bei Aufwendung von Erziehungskosten nur im beschränkten Maße geltend machen. Man zieht Kinder auf — wie Rümelin richtig bemerkt — zunächst um seiner selbst und um ihrer selbst willen. Überhaupt müßte man ja ganz vergessen, wenn man diesen Berechnungen beipflichten wollte, daß — wie der Marmor das Material für die vollendete Bildsäule liefert — das Rohmaterial des berufsmäßig ausgebildeten Menschen der Mensch in seiner ursprünglichen Beanlagung ist, daß aber die qualitative Verschiedenheit des Rohmaterials bei den Menschen eine unendlich viel größere ist als bei irgend einem anderen Produkte. Gleiche Eindrücke auf verschiedene Menschen bringen ganz Verschiedenes zuwege, gleiche Zuführung von Kenntnissen kann den einen zu einem Wohltäter, den andern zu einem Feinde der Menschheit machen. Bei der Beurteilung des Wertes eines Menschen für die Gesamtheit könnte also offenbar nur sein Ertragswert in Betracht kommen. Dieser ließe sich aber keineswegs schlechtweg aus der Differenz dessen, was er produziert, und dessen, was er konsumiert, finden. Diese Differenz kann ja durch Arbeit sowohl als auch durch Ausbeutung der Nebenmenschen oder durch Bemächtigung der freien Erzeugnisse der

Natur gewonnen sein, und auf jeden Fall kommt sie zunächst nur dem Produzenten selbst bezw. seinen Angehörigen zugute. Was aber die Angehörigen an ihm verlieren, ist nicht identisch mit dem Verluste der Gesamtheit. Dieser jedoch dürfte sich schlechterdings jeder Berechnung entziehen. Daß einiges praktisch Wertvolle bei jenen Betrachtungen zutage gefördert zu werden vermag, wollen wir nicht leugnen. Eben dieser Verlust der Angehörigen könnte ja in Versicherungsangelegenheiten einen Maßstab abgeben, und es ist ja auch theoretisch ganz interessant zu erfahren, wie sich der Wert des von einem Arbeiter während seines Lebens Verdienten zu dem Werte seiner Anlagen verhält. Daraus könnte man dann vielleicht einen Maßstab gewinnen für Forderungen, die als minimale gestellt werden müßten. Allein über den Wert ebendesselben Menschen würde dies darum doch keinen Aufschluß geben, weder über den „Ist-Wert" noch über den „Soll-Wert", denn womit wird denn bewiesen, daß ein Mensch wert sein solle, was er gekostet hat? Wir könnten damit in die Irre geraten und z. B. meinen, der Arbeiter sei auch nur wert, was er koste, während doch seine Kosten selbst in gewissem Umfange durch die sozialen Verhältnisse bedingt sind. So gelangen wir zu einem unaufhörlichen Zirkelschluß. Ganz gewiß ist es unumstößlich wahr, daß das Absterben der Menschen, ihr Aus- und Einwandern von verschiedener ökonomischer Bedeutung für eine Gesamtheit ist. Aber es folgt daraus noch keineswegs, daß man diese Bedeutung in einzelnen Fällen, geschweige denn in allen Fällen, zahlenmäßig zusammenfassen könne.

Im Verlaufe des Bisherigen haben wir gesehen, daß selbst dann, wenn man zunächst nur die Wirksamkeit der natürlichen Faktoren auf die Lebensdauer untersucht — also des Alters, des Wohnortes usf. — doch unvermeidlich auf die sozialen Faktoren hingewiesen wird. Gruppiert man nun das erfahrungsmäßige Material gleich mit Rücksicht auf die letztgedachte Unterscheidung, so wird man im wesentlichen auf zwei große Kategorien von Ursachen hingewiesen: auf sittliche und materielle, eine Unterscheidung, die einstweilen freilich nur eine äußerliche ist.

Unter den Untersuchungen über den Einfluß der Sitten dürften jedenfalls die über den Einfluß des Familienstandes

besonderes Interesse beanspruchen. Untersuchungen, denen man insofern eine etwas ergötzliche Seite abgewinnen kann, als die verheirateten Herren Verfasser sehr gern betonen, wie gesund die Ehe sei, die Junggesellen dagegen eine etwas hämische Skepsis zwischen den Zeilen lesen lassen. Den letzteren gesellen sich mehrfach Versicherungsschriftsteller hinzu, die offenbar nicht daran wollen, die Verheirateten mit einer geringeren Prämie aufzunehmen.

Nach all unseren bisherigen Erörterungen brauche ich nicht mehr zu sagen, daß es nichts beweisen würde, wenn 1000 Verheiratete in einem durchschnittlich höheren Alter sterben als 1000 Ledige; es versteht sich von selbst, daß dies der Fall sein wird, weil man im jüngeren Alter eher ledig als verheiratet ist. Allein, daß die Sterblichkeit der Verheirateten auch bei richtiger Berechnung — also wenn man etwa vergleichen wollte, wie viele unter 1000 30jährigen Ledigen, und wie viele unter 1000 30jährigen Verheirateten sterben usf. — unter den Verheirateten sich geringer stellt, scheint nachgerade feststehend, und die Erscheinung ist recht frappant. Namentlich bei den Männern handelt es sich um große Differenzen. Sie beträgt in manchen Altersklassen geradezu das Doppelte. Sehr merkwürdig ist auch die hohe Sterblichkeit der Männer, die in frühen Jahren Witwer werden. Dies wird auch von Bertillon bestätigt, der hierüber Beobachtungen in Frankreich angestellt und diese auch über die Niederlande und Belgien ausgedehnt hat; ähnliche Untersuchungen liegen von Boeckh aus Berlin vor. Über den ursächlichen Zusammenhang gibt Boeckh kein Urteil ab, wogegen der temperamentvolle Bertillon die geringere Sterblichkeit der Verheirateten ohne Einschränkung als eine Folge des ehelichen Lebens erklären zu dürfen glaubt, wodurch er freilich vielen Widerspruch heraufbeschworen hat, unter anderen von seiten keines geringeren als von Herbert Spencer.

Es ist wohl naheliegend, daß namentlich in den wohlhabenden Klassen, in denen der Ehestand keine Sorgen mit sich bringt, ein Einfluß des ruhigeren Lebens, das er im Gefolge hat, bemerkbar sein dürfte, obschon verbissene Versicherungsstatistiker auch dies bestreiten. „Der ledige wohlhabende Mann — ruft Karup aus — kann sich ebenso bequem einrichten, er kann ebenso regelmäßig leben wie der Verheiratete. . . .

Sowohl im Alter wie in der Krankheit findet er die gleiche Pflege wie der Verheiratete. Und nun die ledige wohlhabende Frauensperson, die kann sich noch bequemer und ungestörter einrichten als die verheiratete; sie hat wohl weniger Freude als diese, aber auch weniger Leiden und Kummer: die kränkelnde Schwangerschaftszeit, die beschwerlichen und gefahrvollen Wochenbetten, die erschöpfende Kinderpflege, die schlaflosen Nächte, wenn bald dieses, bald jenes Kind erkrankt; und wenn wir ferner berücksichtigen, wieviele von den Ehen unglücklich sind, dann wird es ebenso natürlich wie einleuchtend sein, daß das eheliche Leben die größere Sterblichkeit mit sich bringt." Ich glaube, daß Karup die Bedeutung des Einflusses des Ehestandes auf die Lebenserhöhung nicht richtig bewertet, die quantitative Bemessung ist ja gänzlich unmöglich, solange nicht die zu vergleichenden Gruppen auch in bezug auf zwei andere Merkmale gleichgesetzt sind: nämlich in bezug auf Wohlstand und Gesundheit. Man kann nämlich nicht annehmen, daß diese Merkmale sich ohne weiteres in den beiden Gruppen als zufällige ausgleichen werden, sondern es ist vielmehr die höchste Wahrscheinlichkeit dafür vorhanden, daß die ärmsten in den verschiedenen Gesellschaftskreisen ledig bleiben oder wenigstens später heiraten werden, oder — was noch wichtiger und sicherer ist — die Heiratenden werden von vornherein einen geringeren Prozentsatz Kranker aufweisen, als die in dem gleichen Alter stehenden Ledigbleibenden. Über die Ursachen der so bedeutenden Sterblichkeit des Witwer- und Witwenstandes namentlich in den jüngeren Jahren, kann man sich vorerst nur in Vermutungen ergehen.[1])

Von den neueren Untersuchungen über dieses Thema verdient die des Dr. Prinzing Erwähnung. Für Bayern berechnete er für die Zeit von 1881—90[2]) die mittlere Lebensdauer der 30jährigen

Ledigen	28,80	32,90
Verheirateten . . .	33,85	33,87

Prinzing meint, daß man besonders in bezug auf Selbstmord, Verunglückung und Paralyse den günstigen Einfluß der Ehe nachweisen könne: „Diese drei Todesarten — sagt er —

[1]) Vgl. dazu die Tabelle auf S. 198.
[2]) Mayrs Stat. Archiv, V,1 (1898).

Sterblichkeit der Ledigen und der Verheirateten.[1])

Von 1000 jeder Altersklasse starben nach den Erfahrungen von 1881—90 binnen Jahresfrist in ganz Schweden:

Alter	Männer				Frauen			
Jahre	Ledige	Verheiratete	Verwitw. u. Gesch.	Zusammen	Ledige	Verheiratete	Verwitw. u. Gesch.	Zusammen
20	6,10	4,64	—	6,09	4,85	6,40	9,95	4,96
25	7,59	4,28	10,15	6,74	5,66	6,16	9,41	5,85
30	9,20	4,95	8,90	6,73	6,42	6,37	10,23	6,44
35	11,24	5,68	10,76	7,11	7,02	6,96	10,16	7,06
40	14,67	7,42	12,89	8,75	8,13	7,94	9,50	8,06
45	19,07	9,22	13,75	10,62	10,15	8,04	9,99	8,60
50	22,75	11,68	17,35	13,15	12,18	8,99	11,88	9,90
55	28,68	15,40	21,62	17,09	17,07	12,31	15,53	13,64
60	37,16	21,11	29,96	24,33	23,22	17,24	21,18	19,13
65	49,42	31,45	40,23	34,44	34,74	27,00	31,33	29,59
70	70,40	47,95	58,65	52,55	49,93	42,76	48,82	46,52
80	138,90	121,92	142,97	134,10	127,66	105,31	119,34	117,73
90	234,58	274,78	318,97	306,47	293,11	235,04	268,45	268,00

geben uns zugleich ein Bild davon, in was wir diese Umstände zu suchen haben. Der Wert des Lebens ist für den Verheirateten viel größer; der Ernährer der Familie, die Mutter sind bei ihrem Tode unersetzlich, und sie werden sich daher nicht mutwillig in Gefahren stürzen ...“

Ein anderes Lieblingsthema derer, die sich den Einfluß der Sittlichkeit auf die Lebensdauer zum Objekte ihrer Untersuchungen gemacht haben, ist der Alkoholismus, die Trunksucht, und ihre Bedeutung für die Sterblichkeit. Sie finden in dem bekannten Buche von Baer über den Alkoholismus eine Aufstellung, wonach die Lebenserwartung der Trinker im 20. Lebensjahre um 29, im 30. um 23 und im 40. um 17 Jahre geringer wäre als die der übrigen Bevölkerung; das habe der Engländer Neison um die Mitte des 19. Jahrhunderts in überzeugender Weise dargelegt. Es ist jedoch eine üble Sache, daß von Schriftstellern so häufig Untersuchungen überzeugend ge-

[1]) Westergaard, Mortalität u. Morbilität, II. Aufl., S. 228.

nannt werden, die sie selbst niemals in der Hand gehabt haben. Der sonst recht verdienstvolle Baer hat sich da durch seinen Gewährsmann, von dem er das Referat über die Neisonsche Untersuchung übernahm, gänzlich in die Irre führen lassen. Gleiches ist freilich auch noch manch anderem passiert, z. B. Wappäus und Dr. Oldendorff.

Nachdem wir gesehen haben, wie ungeheuer viel die geringste Senkung in den höheren Altersstufen bedeutet, müßte eine solche Lebensverminderung, wie Baer sie zitiert, in der Tat auf eine ganz unglaubliche Sterblichkeit durch Trunksucht in den einzelnen Altersklassen schließen lassen. Nimmt man aber das Buch Neisons (Contributions to Vital Statistics) wirklich zur Hand, so gewahrt man — wobei ich mich dem Urteil Westergaards anschließe — daß gerade diese Untersuchung, im Gegensatz zu den übrigen — zu den denkbar wertlosesten gehört. Neison, der hauptsächlich darauf ausging, den Versicherungsgesellschaften eine höhere Prämie vonseiten der Trinker zu verschaffen, schickte ein Formular herum, in dem die Adressaten aufgefordert wurden, anzugeben, in welchem Alter ungefähr — er sagt ausdrücklich: „ungefähr" — irgend ein Trinker ihrer Bekanntschaft gestorben sei, und in welchem Alter er „ungefähr" zu trinken angefangen habe. Ganz abgesehen davon, daß die zweite Frage geradezu komisch ist, liegt der bedeutende Fehler der Sache darin, daß hier nur bereits verstorbene Trinker in Berücksichtigung kamen, nicht aber die vermutlich doch sehr ansehnliche Zahl derer, die im gleichen Alter wie die Verstorbenen zu trinken begonnen hatten, zur Zeit der Neisonschen Untersuchung jedoch noch lebten und während der Abfassung seines Werkes jedenfalls immer noch eins tranken. Neison beging also den Fehler, ein falsches Durchschnittsalter anzunehmen, in verhüllter aber bedenklicher Weise. Überhaupt waren ihm nur 357 Trinker denunziert worden, und nicht 6011, wie Baer, Wappäus und Dr. Oldendorff nach einem Gewährsmann berichten, der die Neisonsche Tabelle gänzlich mißverstanden hat. Um gerecht zu sein, muß jedoch auch zugegeben werden, daß die Abstinenzgegner ebenfalls die Statistik mißbrauchten, indem sie eine von Isambard Owen auf dem hygienischen Kongresse in London (1891) mitgeteilte Tabelle — trotz seiner Erklärung — immer wieder

als Beweis für die Unschädlichkeit des Alkohols zitieren. Diese Tabelle fußt auf Mitteilungen von 178 Mitgliedern der British Medical Association und enthält Auskünfte über 4234 Todesfälle, bei denen die Stellung des Verstorbenen zu den alkoholischen Getränken bekannt war. Unter Weglassung der Übergangsfälle — im ganzen 456 — war die Verteilung die folgende[1]):

Abstinenzler . . .	122;	Durchschnittsalter beim Tode		51,2	Jahre
Mäßige Trinker. .	1529;	„	„ „	62,1	„
Gelegenheitstrinker	977;	„	„ „	59,7	„
Starke Trinker . .	547;	„	„ „	57,6	„
Trunkenbolde . .	603;	„	„ „	52,0	„
Zusammen	3778				

Diese Zahlen sind, wie Westergaard sagt, häufig als Ausdruck der mittleren Lebensdauer mißdeutet worden. Denn daß man so ein niedriges Durchschnittsalter beim Tode für Total-Abstainers erhält, ist aller Wahrscheinlichkeit nach darauf zurückzuführen, daß es sich dabei um eine relativ neue Bewegung handelt, die viele junge Anhänger und daher auch viele Todesfälle im jugendlichen Alter aufzuweisen hat. Offensichtlich lassen sich also diese Beobachtungen nicht unmittelbar für unsere Zwecke verwerten. Daß ein Einfluß des Alkoholismus auf die Sterblichkeit, der in ungünstigem Sinne wirkt, vorhanden ist, kann selbstverständlich nicht bestritten werden. Hierüber jedoch, sowie über all jene andern Wirkungen des Alkoholismus, die sich statistisch erfassen lassen, und ebenso über die Selbstmordstatistik wird zweckmäßiger bei den Problemen der Moralstatistik gesprochen werden.

[1]) Nach Westergaard, Mortalität u. Morbilität, II. Aufl. (1901), S. 624.

XIV. Vorlesung.

Haben die Reichen und Mächtigen dieser Erde wie von den Gütern des Lebens, so auch von diesem Leben selbst den Löwenanteil für sich erbeutet? Dürfen die enterbten Klassen Ihnen gegenüber auftreten und sprechen: Unser sind die Arbeitsqualen, die geistige Dumpfheit, die Entbehrungen und die Demütigungen; unser sind auch die Krankheiten, der frühe Tod und die unnatürliche Trennung? Diese aufregenden Fragen haben wir im Vorangegangenen schon öfters gestreift, und wir haben sie in mehrfacher Hinsicht bedingt bejahend beantworten müssen. Aber auch da, wo die Beziehungen zwischen Armut und Sterblichkeit verhältnismäßig am klarsten zutage traten, bei der Säuglingssterblichkeit, deckt sich diese Erkenntnis doch nur wenig mit unserer Frage. Denn so bedeutend auch gerade der Einfluß einer hohen Säuglingssterblichkeit rechnerisch auf die Lebensdauer ist — er ist bedeutender als der irgend einer anderen hohen Sterblichkeit in den späteren Altersstufen — so wendet sich doch unser psychologisches Interesse wesentlich den Schicksalen der Menschen in den mit vollem Selbstbewußtsein ausgestatteten Altersklassen zu. Nicht ein Armer stirbt unserem Gefühl nach in dem Säugling; der Säugling stirbt dem Armen, der ihn überlebt, und wir wissen, daß er diesen Verlust im allgemeinen nur wenig schmerzlich empfindet. Wir sehen den Tod des Säuglings nicht mit den psychischen Qualen begleitet, die wir uns mit dem des Herangewachsenen verbunden denken.

Eine genügende, ja auch nur klare Antwort auf die Frage des Einflusses des Wohlstandes auf die Sterblichkeit wird demnach sowohl über die Kindersterblichkeit als

auch über die in den späteren Altersjahren gesonderte Aufschlüsse geben müssen. Sie wird aber außerdem nicht nur die Erscheinungen in den extremen Schichten zu ermitteln, sondern auch nach dem Bestehen oder Nichtbestehen einer fortlaufenden Proportionalität zwischen Wohlstand und Lebensfestigkeit zu forschen haben.

So gestellt, ist unsere Frage eine moderne Frage. Noch der tüchtige Bevölkerungslehrer Moser schüttelte zu ihr bedenklich den Kopf und meinte in seinem 1839 erschienenen Buche: „Die Gesetze der Lebensdauer“: „Das fehlte nur noch, daß man die Lebensdauer eines Menschen nach seinen Revenüen bestimmte.“ Sehr verwandt mit ihr — und dabei älter als sie — ist freilich die Frage nach dem Einflusse des Berufes auf die Sterblichkeit, über die wir bereits in dem merkwürdigen kleinen Büchlein Graunts Andeutungen finden: „Wir sehen sie selten alt werden, diese Metallarbeiter — heißt es da — wir sehen selten, daß sie jene Zahl von Jahren erreichen, die David dem Menschen prophezeit hat.“ Auf den ersten Blick mag es uns heute vielleicht scheinen, als ob Untersuchungen über den Einfluß des Berufs ein bedeutend geringerer Wert zuzuschreiben sei, als denen über den Einfluß von Armut und Reichtum, und als ob in der Frage nach diesem Einfluß zugleich auch die nach jenem enthalten sei. Es könnte scheinen, als ob Berufswahl die Lebensführung eines Menschen nur zum Teil, Armut oder Reichtum sie jedoch überhaupt und im ganzen bestimme. Es könnte ferner auch der Auffassung Raum gegeben werden, als ob Armut — die Berufswahl einengend und auf die ungesundesten, anstrengendsten Berufsarten hinweisend — die wahre letzte Ursache aller aus dem Beruf entspringenden Schädlichkeiten wäre. Daß wir demnach auf Umwegen wandeln, wenn wir den Wirkungen des Berufs nachspüren, statt uns an die seiner Wahl zugrunde liegende Ursache zu halten. In solcher Auffassung wird jedoch Wahres mit Falschem vermischt. Denn es bedarf nur eines etwas aufmerksameren Hinschauens, um sofort zu gewahren, wie die Berufsgliederung innerhalb gleicher sozialer Klassen höchst bedeutende Unterschiede hervorbringen muß, und wie umgekehrt gewisse Schädlichkeiten keineswegs auf die eine oder andere Klasse beschränkt bleiben, sondern einzelnen Gruppen

der höheren und unteren Klassen gemeinsam sind und sonach geeignet erscheinen, eine ausgleichende Wirkung auszuüben. Nur zum Teile bieten sich die Wirkungen der Berufstätigkeit als Folgeeinflüsse der sozialen Stellung dar, zu einem anderen erscheinen sie als nicht durch sie bedingte aber trotzdem gewichtige, Leben oder Tod, Gesundheit oder Krankheit bringende.

Unter den verschiedenen sozialistischen Schulen, die im Laufe der Zeit einander gefolgt sind, hat nicht jede die gleichen Übelstände zum Gegenstande ihrer Erörterungen gemacht. So hat man auch über eines der empfindlichsten sozialen Übel, über unsere moderne, weitgetriebene Arbeitsteilung früher mehr reflektiert als jetzt; ich erinnere nur an Fourier. Ich erkläre mir dies zum Teil daraus, daß die gegenwärtige sozialistische Bewegung von weniger allgemeinen Gesichtspunkten ausgeht als ihre Vorgänger, daß sie in einer Arbeiterbewegung wurzelnd, zunächst die spezifischen Leiden des Arbeiters zum Angriffspunkte genommen und diese Einseitigkeit bis heute noch nicht überwunden hat. Nicht nur bei den Armen, auch bei den Reichen ist die Arbeitszeit oft eine übertriebene und infolgedessen die einseitige Beschäftigung in allen sozialen Lagen eine für Geist und Körper um so verhängnisvollere. Nicht die Armen allein sind im Momente der Berufsergreifung vor eine verhängnisvolle Wahl gestellt, und die gleichen Fährlichkeiten, die sie bedrohen, können auch den Reichen zu schaffen machen. In den Momenten der Berufswahl verfügen wir über Bewegung und Ruhe — man denke etwa einerseits an einen Oberförster oder einen Postboten, und andererseits an einen Professor oder einen Schneider — über Aufenthalt im Freien oder in geschlossenen Räumen, über gemäßigte oder extreme Temperatur, über nächtliche Ruhe oder Wachen, über staubfreie oder staubgeschwängerte Atmosphäre — der wohlhabende Antiquar und der arme Porzellanarbeiter! — über geringe oder hohe Verunglückungschancen — Schiffskapitän und Bergmann. Und wenn sich der Reiche auch gegen die Gefahren seines Berufes besser zu schützen vermögen wird, so wird der Einfluß des Berufes doch überall durchdringen. Die Wirkungen von Wohlstand und Beruf werden sich durchkreuzen, und es muß also die eine wie die andere Frage als

eine berechtigte erscheinen, so schwierig es auch sein mag, die sich durchkreuzenden Einflüsse zu entwirren.

Schwierig, obschon — wie ich gleich vorausschicken will — keineswegs unlösbar, denn in Berufsklassen mit zahlreichen Angehörigen wird man recht wohl einzelne Wohlstandsklassen unterscheiden können und immer noch genügend große Zahlen behalten. Ein ganz vortreffliches Mittel der Analyse, das meines Wissens freilich noch nicht angewandt ist, würde sich ferner bieten, wenn man die Sterblichkeit der nach Berufen gruppierten Männer mit der ihrer Frauen, die mit ihnen also in gleichem Wohlstand leben, vergleichen wollte. Und endlich darf man nicht außer acht lassen, daß Untersuchungen über die Sterblichkeit nach dem Beruf den praktischen Wert, den sie für Versicherungsgesellschaften und für Gewerkschaften besitzen, indem diese danach die Höhe des Beitrags berechnen, natürlich auch dann noch behalten, selbst wenn es nicht gelingt, die wirkenden Ursachen zu zergliedern.

Die ältesten eingehenderen Untersuchungen über den Einfluß des Berufs auf Gesundheit und Leben der Arbeiter, die freilich noch nicht statistisch begründet sind, die aber trotzdem noch heute großes Interesse beanspruchen dürfen, verdankt man dem berühmten Arzte Rammazzini, geb. 1633 zu Capri, nachmals Professor in Modena und Padua. Mit Recht kann dieser Autor von sich sagen, daß er mit seinem Werke den Fuß auf ein noch nicht angebautes Gebiet setze, und schön fügt er hinzu, er hoffe, daß andere an den unvollkommenen Anfang anknüpfen und ein tadelloses Gebäude zustande bringen möchten. Man sei es sicherlich der elenden Lage der Arbeiter schuldig, aus deren freilich zuweilen niedrigen und schmutzigen, aber doch immer nötigen Arbeiten die menschliche Gesellschaft so viel Nutzen zieht. Das dürfe man verlangen — sagt er — von jener herrlichen Kunst, wie Hippokrates die Medizin nenne, die auch ohne Entgelt heile und den Armen beistehe. Man müsse aber gestehen, daß aus manchen Hantierungen für die Arbeiter nicht geringes Leid erwachse, und daß sie aus dem Gewerbe, von dem sie ihr Leben zu fristen und ihre Familie zu ernähren gedachten, häufig sehr schwere Krankheiten davon tragen und frühzeitig aus der Zahl der Lebenden abtreten, das Handwerk verwünschend, dem sie sich gewidmet haben. Des-

halb solle der Arzt, wenn er jemand aus den ärmeren Volksklassen besuche, nicht flüchtig nach dem Pulse des Patienten greifen, sondern sich niedersetzen, möge der Ort auch noch so trübselig sein, und zu den Fragen, die er ihm nach Hippokrates vorzulegen habe, soll er noch eine weitere Frage hinzufügen: die nach dem Berufe, dem der Kranke zugehört.

Im 19. Jahrhundert wird die uns interessierende Literatur reichhaltiger. England und Frankreich gehen voran; jenes als das Land des ausgebildetsten Industrialismus und der fortwährenden sozialreformatorischen Arbeit, dieses als das Land lebhafter sozialistischer Erregungen. Unter den englischen Schriftstellern verdient namentlich Thackrah Erwähnung unter den französischen Villermé und Benoiston de Châteauneuf. Diese erkannten, ein wie schätzbares Mittel zur Abmessung von Wirkungen eines Gesamtkomplexes von Ursachen die Untersuchungen nach der Lebensdauer der Arbeiter abzugeben vermöchten. Ausführliche Kapitel in ihren mit Recht sehr berühmt gewordenen Arbeiten,[1]) die durchaus an die späteren deutschen Untersuchungen erinnern, sind dieser Materie gewidmet. Gleichzeitig war in Deutschland in ähnlichem Sinne der Berliner Professor der Medizin, Casper tätig; außerdem wären unter den älteren Autoren noch zu nennen Lombard und Sir Francis d'Ivernois.

Die hohe allgemeine Bildung, durch die sich jene Männer zum großen Teil auszeichneten, die umfassenden humanen Gesichtspunkte, die sie vielfach entwickelten, und die vergleichsweise Neuheit der bezüglichen Arbeiten verfehlte nicht, einen bedeutenden Eindruck zu machen. Ungemein häufig von den sozialreformatorischen Schriftstellern aller Länder zitiert, fanden ihre Anschauungen den Weg in fast sämtliche nationalökonomische und vielfach auch in die statistischen Lehrbücher, in denen sie vorerst auf eine nicht absehbare Zeit ihren Platz behaupten werden. Da aber solchen Untersuchungen von seiten des Staates und der Kommune bis heute nur verhältnismäßig wenig Sorgfalt zugewendet worden ist und sich fast ausschließlich Private mit dergleichen beschäftigten, aus deren Hand

[1]) Châteauneuf, De la durée de la vie chez le riche et chez le pauvre. L. R. Villermé, De la mortalité dans les divers quartiers de Paris. Beide in den Annales d'Hygiène 1830, Tome III.

man eben dankbar alles hinnahm und zwar auch dann, wenn diese das Irrtümliche ihrer Methoden — wie Villermé — einsahen, und sich, wie dieser Gelehrte, damit trösteten, daß nichts besseres vorhanden sei, so wird es verständlich, daß gerade diese so wichtige Materie bis heute ein Tummelplatz aller erdenklicher Irrtümer geblieben ist. Ein Beispiel dafür bietet das dreibändige Werk Hirts: „Arbeiterkrankheiten" (1871—78), eine der ausführlichsten Arbeiten, die wir über Berufskrankheiten der Arbeiter besitzen, ein Werk, das zweifellos nach den verschiedensten Richtungen von bedeutendem Einfluß ist. Trotzdem muß man sagen, daß in ihm nicht nur alle Daten von den ersten bis zu den letzten grundfalsch sind, sondern daß der Autor offenbar selbst durch sie irre geworden ist, indem er sie für die Ziele seiner hygienischen Forschungen vielfach als maßgebend gelten ließ.

Den Forschern, die den Einfluß von Wohlstand und Armut auf die Lebensdauer festzustellen suchten, lag gewöhnlich zunächst die Aufgabe ob, irgend ein Merkmal behufs Subsumierung einer Anzahl von Menschen unter den Begriff der Armut oder den des Reichtums aufzufinden. Da ihnen nun als Private meist keine Gelegenheit gegeben war, die einzelnen Individuen auf ihre Wohlhabenheit zu prüfen, so mußten sie sich an ganze Gruppen halten, die ihnen hinsichtlich ihrer übrigen Merkmale, namentlich was die Alterszusammensetzung betraf, unbekannt waren. Man verglich also z. B. einzelne Stadtquartiere nach den Steuererträgnissen oder nach den Mietbeträgen miteinander, und auf diese Weise fand z. B. Villermé, daß in der armen rue Mortellerie zu Paris jährlich 33 %, in den Quais der Isle St. Louis jährlich 19 % starben, fand der treffliche Ducpétiaux in Brüssel ganz ähnliche Proportionen. Allein sie mußten sich — ob sie zufällig das Wesen der Sache getroffen hatten oder nicht — mit Recht entgegenhalten lassen, daß die armen Quartiere viel kinderreicher zu sein pflegen, als die reichen, und daß andererseits auch in den reichen Quartieren viele im kräftigsten Lebensalter stehende Dienstboten vorhanden sind. Den zahllosen wertlosen Untersuchungen über den Einfluß des Berufs aber liegt in der Regel der Trugschluß des Durchschnittsalters der Gestorbenen, die nicht mit den Lebenden verglichen worden sind, zu Grunde. Es ist doch selbst-

redend, daß Handwerker, unter denen sich Gesellen befinden, ein niedrigeres durchschnittlicheres Sterbealter aufweisen müssen, als Päpste und Akademiker, die überhaupt erst in hohem Alter zu ihren Würden gelangen. Aus dem gleichen Grunde war es also von Lassalle vorschnell geurteilt — Sie sehen, wir bewegen uns in einer Materie von sehr realer Bedeutung — auf eine nichtssagende Aufstellung Engels hin, die Behauptung zu gründen, daß den Rentiers ein besonders langes Leben beschieden sei. In der gleichen Aufstellung folgen nämlich auf die Rentiers sofort die Almosenempfänger, woraus wiederum ein Sozialkonservativer — aber mit ebensolchem Unrecht — hätte Kapital schlagen können. Engel selbst hat dann im weiteren Verlauf seiner Untersuchung — sie stammt aus dem Jahre 1862 — gesagt, daß das Durchschnittsalter der Gestorbenen nimmermehr einen Ersatz für die mittlere Lebensdauer geben könne. Warum hat er's da aber gemacht?

Manche Schriftsteller versuchten, über einen solch handgreiflichen Lapsus dadurch hinweg zu kommen, daß sie für die verschiedenen Stände und Berufszweige durchschnittliche Eintrittsalter annahmen und alsdann bei Vergleichungen von irgend einem Alterspunkte ausgingen, der mindestens so hoch war, als das höchste sämtlicher in Frage kommender Eintrittsalter, daß sie also aus den Sterberegistern z. B. nicht alle Ärzte oder Tischler auszogen, sondern nur die, welche nach Vollendung des 30. Jahres — als beiderseits oberhalb des Eintrittsalters liegend — gestorben waren. Damit wird jener Fehler jedoch mehr bemäntelt als beseitigt, denn ebenso wie der Altersaufbau der Bevölkerung wesentlich von der Dichtigkeit der Geburtenfolge abhängig ist, so auch der Altersaufbau der innerhalb der Bevölkerung stehenden Berufsabteilungen. Und überdies hat jede einzelne Berufsart noch einmal in dem Zudrange, der sich zu ihr kundgibt, gleichsam ihre spezifische Geburtenfolge für sich. Je aufblühender ein Zweig ist, um so mehr Ankömmlinge treten in die jüngeren Altersschichten ein, um so mehr jugendliche Zahlen wird er bei übrigens ganz gleicher Sterblichkeit in die Wagschale werfen müssen. Die unendliche Menge der Volkswirtschaftler und Hygieniker, die wir in der Irre wandeln sehen, hat sich niemals das Exempel vorgelegt, wie ein absterbender Berufs-

zweig, dem kein junges Blut mehr zugeführt wird — z. B. die Nagelschmiede — wenn er keinen Nachwuchs mehr aufziehen könnte, schließlich die allerhöchsten Sterbealter würde aufweisen müssen.

Zur richtigen Ermittlung der Wahrheiten, die wir suchen, Wahrheiten, die eigentlich so recht erst eine Bilanz aufstellen lehren über die großen zum Teil vermeidlichen Opfer, die einer bestimmten Zivilisation gebracht werden müssen, führen namentlich zwei Wege, über die wir uns nach dem Erörterten nun verhältnismäßig kurz fassen können. Sie erinnern sich, daß die Methode der ideellen Generation ungefähr dahin bestand, daß wir von den Ergebnissen einer Volkszählung ausgingen und, die Daten über die Bewegung aus den Sterberegistern hinzunehmend, zusahen, wieviele Personen in die einzelnen Altersklassen eingetreten und wieviele aus ihnen ausgetreten waren. Das Verhältnis dieser zu jenen gab dann die Sterbenswahrscheinlichkeiten für die zirka 100 Generationen, die wir zusammensetzten zum Lebenslaufe einer einzigen fingierten Generation. Die professionelle Klassensterblichkeit kann sonach gefunden werden, wenn man sowohl bei der Volkszählung wie bei den Auszügen aus den Sterberegistern neben dem Alter der registrierten auch noch deren Beruf in Betracht zieht und die gefundenen Daten miteinander in die geeignete Verbindung bringt. Dies ist das Verfahren, das von der amtlichen — staatlichen oder kommunalen — Statistik eingeschlagen zu werden pflegt, soweit sie sich überhaupt mit Untersuchungen dieser Art befaßt. Besonders kultiviert hat man es in England und zwar bereits seit 1851. Im wesentlichen sind dabei folgende Schwierigkeiten zu bekämpfen: Man hat es — insbesondere für die Kombination mit Altersstufen — zuweilen mit recht kleinen Zahlen zu tun. Die Angaben des Berufs in der Volkszählung und vor allem in den Sterbelisten sind häufig unklar. Und ferner erfolgt leicht eine Verwechslung von Ursache und Wirkung, die aber — da man ja den Lebenslauf nicht kennt — nicht leicht konstatiert werden kann. Trotz dieser Unvollkommenheiten kann das Verfahren durch häufige Wiederholung zu sehr belehrenden Aufschlüssen führen, wenn die gewonnenen Ergebnisse einander bestätigen.

Doch auch für Vereine und Private gibt es einen zuver-

lässigen Weg, auf dem sie die Lebensbilanz der Personenkreise ziehen können, für die sie Interesse haben. Es ist dies das Verfahren der Versicherungsgesellschaften. Sie werden leicht einsehen, daß eine Versicherungsgesellschaft behufs Ermessung der Sterblichkeit ihrer Mitglieder nicht etwa wie der Staat nach der Methode der ideellen Generation vorgehen kann. Denn während dieser sicher ist, im Augenblicke der Volkszählung eine genügende Menge von Personen in allen Altersklassen vorzufinden, kann die Besetzung einzelner Altersklassen bei den Versicherungsgesellschaften eine zu spärliche, zur Ermittlung der Sterbenswahrscheinlichkeiten ungenügende sein. Aber auch die Methode der natürlichen Generation, die ja auch eventuell für eine amtliche Statistik die Grundlage zur Ermittlung der Beziehungen zwischen Beruf und Sterblichkeit abgeben könnte, taugt für die Versicherungsgesellschaften nicht. Diese bestand ja darin, daß eine Anzahl von Geborenen — eine einzige Jahresgeneration — bis zu ihrem völligen Absterben, also etwa 100 Jahre hindurch, verfolgt wurde: eine Versicherungsgesellschaft wird aber vermutlich nur sehr wenige Personen zählen, die ihr von der Geburt an bis zum Ableben angehört haben. Diese Gesellschaften gehen daher in der Weise vor, daß sie — ähnlich wie bei der Methode der ideellen Generation — verschiedene Jahresgenerationen in Betracht ziehen, und daß sie gleichzeitig — ähnlich wie bei der Methode der natürlichen Generation — Angehörige ein und derselben Generation durch die Zeit hindurch verfolgen, freilich nicht notwendig durch ihr ganzes Leben hindurch, sondern nur solange, als sie diese zu ihren Mitgliedern zählen. Dazu liefern den Gesellschaften die Register ein so genaues Material, wie es dem Staate, wenn er den Ein- und Austritt von Individuen in sein Gebiet und aus diesem berechnen wollte, nicht zu Gebote stehen würde. Indem die Gesellschaft auf diese Weise ermittelt, wieviele Individuen in einem gewissen Zeitraum — aber gleichviel, wann innerhalb dieser Periode — in bestimmten Altersstufen eingetreten, und wieviel in ihnen gestorben sind, erhält sie ihre auf der Erfahrung sowohl verschiedener Zeiträume als auch verschiedener Generationen basierten Sterbenswahrscheinlichkeiten, die sie zum Aufbau ihrer Prämientafeln verwenden kann. Dieses bei Versiche-

rungsgesellschaften allgemein übliche Verfahren läßt sich aber auch auf Personen ausdehnen, die sich nicht in einer geschlossenen Gesellschaft befinden. Man würde z. B. die Sterblichkeit der Frankfurter Lehrer im Laufe eines Jahrhunderts so ermitteln können, daß man aus den Akten die Zeit ihrer Anstellung an einer hiesigen Schule feststellte und sie alsdann von Altersjahr zu Altersjahr bis zu ihrem Absterben oder ihrem Austreten aus der Stellung verfolgte, stets die eine bestimmte Stufe Erlebenden mit den innerhalb dieser Stufe Sterbenden vergleichend.

Aber könnte man sich nicht etwa auch, da das Verfahren doch bequemer wäre, an die Nekrologe in den Zeitungen halten? Nein, das könnte man nicht! Des Nekrologs haben sich nur die bekannteren unter den Lehrern zu erfreuen, zur Berühmtheit bedarf es jedoch durchschnittlich eines höheren Alters, und Nekrologierte würden darum in jüngeren Altersklassen eine geringere als die wahre Sterblichkeit des gesamten Bestandes bekunden. Manche, auch bei sonst richtigem Verfahren, nutzlose Arbeit hat das Konversationslexikon auf dem Gewissen. Nur Könige z. B. kann man aus ihm bearbeiten, da deren Berühmtheit keine erworbene, sondern eine angeborene ist. Immerhin besitzen wir doch, wenn auch sehr zurücktretend gegen die Menge des Wertlosen, ein Häuflein von lehrreichen durch Private, namentlich aber durch Versicherungsgesellschaften vorgenommenen Erhebungen. Englische Gesellschaften ebenso wie englische Arbeitervereine sind hierin vorangegangen.

Die Benutzung des Materials der Versicherungsgesellschaften für die Zwecke der Sterblichkeitslehre hat eine interessante Streitfrage aufs Tapet gebracht, in deren Verlauf man die Brauchbarkeit dieses Materials stark angezweifelt hat. Sie wissen, daß das freiwillige Versicherungswesen daran leidet, daß durch die bei manchen Versicherungsarten notwendige Auswahl der gesunden Leben die Wohltat der Versicherung gerade den ihrer am meisten Bedürftigen erschwert oder unzugänglich gemacht wird. Man könnte zwar einen Augenblick glauben, die Versicherungsgesellschaften müßten, da ihr ja die allgemeinen auf Grundlage der gesunden wie der kranken Leben gefundenen Daten der Landestabelle zu Gebote stehen, auch

in der Lage sein, gesunde und kranke Leben aufzunehmen, indes, nur wenn der Beitritt ein obligatorischer wäre, ginge das an. Unter dem System des freiwilligen Beitritts würden sich, falls es keine Auswahl gäbe, mehr Kranke als Gesunde anmelden, und die Sterblichkeit innerhalb der Gesellschaft damit unter den Landesdurchschnitt herabgedrückt werden. Dem gedachten Bedenken muß also notwendig Rechnung getragen werden. Eigentümlicherweise gelingt es trotzdem den Gesellschaften häufig nicht, ihre Sterblichkeit über oder auch nur auf dem Landesdurchschnitt zu erhalten, ein Beweis dafür, daß die entgegenstehenden Interessen kränklicher Versicherungsnehmer, die oft mit allen Mitteln der Täuschung Aufnahme zu finden suchen und denen sich noch die der Agenten zugesellen, im Kampfe mit den Vorsichtsmaßregeln der Versicherungsgeber häufig einen gewissen Ausgleich zustande bringen. Außerdem finden sich unter den Abgehenden natürlich auch mehr Gesunde als Kränkliche, wodurch der Gesundheitszustand der Zurückbleibenden verschlechtert wird, und es muß ferner auch das Gutachten der Ärzte für höhere Altersstufen ein weniger zutreffendes als für die dem Eintrittsalter naheliegenden sein. Ältere Anstalten sollen daher auch einen schlechteren Gesundheitszustand aufweisen als jüngere, und unter den Versicherten gleichen Alters soll die Sterblichkeit eine um so höhere sein, je länger sie der Versicherungsgesellschaft angehören. Das wollen wenigstens einige Banken — darunter auch die Gothaer Bank — gefunden haben.

Man wird leicht erkennen, daß es recht weitläufige und subtile Erfordernisse sind, die erfüllt werden müssen, wenn eine Versicherungsgesellschaft in der Höhe der Prämie für die einzelnen Altersklassen, soweit es geht, alle Möglichkeiten der Lebensgefährdung berücksichtigen will. Wie konnte dann aber — werden wir neugierig fragen — das Lebensversicherungswesen nur bestehen, da doch, wie wir wissen, die Bevölkerungslehre erst so spät in der Lage gewesen ist, ihm befriedigende Unterlagen zu bieten?

Die Antwort ist ebenso interessant wie überraschend: Die Lebensversicherung hat eine Reihe von Jahrzehnten hindurch nahezu ohne jede bevölkerungswissenschaftliche Basis gearbeitet. Wohl hat sie einzelnen Theoretikern

Anregung zu ihren Arbeiten gegeben, allein diese Arbeiten waren zunächst keineswegs im Auftrage der Verbände oder Gesellschaften verfaßt worden, und sie fanden oft sehr lange keine oder nur ganz ungenügende Beachtung durch die Praxis. Ja selbst heutigen Tages ruht das Lebensversicherungswesen vielfach auf Grundlagen, die bevölkerungswissenschaftlich nachweisbar ungenügend sind.

Das Versicherungswesen ist wie nur eines ein Kind der Praxis. Wenig angekränkelt von der Blässe des statistischen Gedankens und nur darauf bedacht, gewissen drängenden Bedürfnissen der Sicherheit und des Verkehrs oder auch der Spekulation zu begegnen, ist es in den geld- und verkehrsreichsten Ländern der früheren Neuzeit — in Italien, den Niederlanden und in England — schlecht und recht zur Entwicklung gelangt, und zwar ging dabei die Sachversicherung der Lebensversicherung voraus. Schon um 1558 wird beispielsweise in England eine Seeversicherung erwähnt. „Gibt nicht — sagte Lord Keeper Bacon bei Eröffnung des ersten Parlaments der Königin Elisabeth — der weise Kaufmann einen Teil seines Gewinnes ab, um den Rest vor jeder Gefahr versichert zu wissen?“ Einen schon persönlicheren Anstrich zeigte die Reise- und Unfallversicherung. Man sah sich veranlaßt, nicht nur Waren gegen Wellen und Sturm, sondern auch Menschen gegen Menschen zu versichern. Es bildeten sich Gesellschaften, die sich zur Zahlung des erforderlichen Lösegeldes für Kaufleute verpflichteten, die in türkische Sklaverei gefallen wären. Diese Art der Versicherung artete später in ein Spiel aus. Reisende nämlich, die auf eine lange und gefährliche Reise gingen, hinterlegten bei der Bank eine Summe; kehrten sie zurück, so erhielten sie das Doppelte oder Dreifache, kamen sie um, so behielt die Bank das Geld.

Gründe verschiedener Art trugen zu dem endlichen Aufkommen des eigentlichen Lebensversicherungswesens bei. In der letzten Hälfte des Mittelalters hatten die Klöster der wohlhabenden und minder strengen Orden auch noch den Zweck erfüllt, reichen Leuten, die sich bei ihnen eingekauft hatten, am Abend ihres Lebens als anständige und solide Versicherungsanstalt zu dienen. Als die Klöster durch die Reformation verschwanden, schienen Leibrentenverträge einen Teil

dieser klösterlichen Wirksamkeit ersetzen zu können. Dies war also ein Motiv, Versicherung zu nehmen. Als ein Motiv, Versicherung zu geben, machte sich neben der Gewinnlust einzelner Spekulanten, auch der finanzielle Bedarf gewisser Staaten geltend. Die Entgegennahme von Kapitalien gegen das Versprechen, eine Leibrente zu gewähren, erscheint mehrfach als eine höchst wirksame Form der öffentlichen Staatsanleihe. Als solche muß die im Jahre 1686 in Frankreich eingerichtete Tontine (so genannt nach dem Erfinder dieses Systems, dem italienischen Banquier Tonti) betrachtet werden. Diese bestand darin, daß die Teilnehmer bis zu ihrem Tode nicht nur 10% von der einbezahlten Summe beziehen sollten, sondern daß sie auch an den Summen beteiligt wurden, die durch das Absterben der übrigen Klassengenossen in immer steigendem Maße frei wurden. Das am längsten lebende Mitglied einer Klasse mußte auf diese Weise schließlich sämtliche Annuitäten erhalten, die ursprünglich auf die ganze Klasse gefallen waren. In der Tat erhielt die Witwe eines Chirurgen in ihrem 96. Lebensjahr auf diese Weise die stattliche Rente von 73500 Livres. Man sieht ein, daß sonderlich schwierige statistische Vorberechnungen für ein auf solcher Grundlage beruhendes Unternehmen nicht notwendig waren. Nur eines brauchte man ja zu wissen: daß von einer genügend großen Anzahl Menschen irgend jemand ein bestimmtes äußerstes Alter — 92, 93 Jahre oder auch ein noch höheres — erreichen würde. Daraus folgte dann, daß eine Klasse von ungefähr 30 Jahr alten Personen zirka 60 Jahre bis zu ihrem völligen Absterben brauchen würde, und da — gleichviel auf welche Weise — dieses Aussterben auf jeden Fall erfolgen mußte, die Rentenzahlung aber jährlich die gleiche blieb, so war nichts anderes zu tun, als unter Zugrundelegung eines gewissen Zinssatzes die Annuitäten für eine in 30 Jahren tilgbare Anleihe zu berechnen.

Als in England im Jahre 1706 die erstere größere Lebensversicherungsgesellschaft zustande kam, da hatte der Astronom Halley schon lange mit Hilfe der Arbeiten über Breslauer Verhältnisse, die durch den Prediger Neumann ausgeführt und durch Leibniz nach England gebracht worden waren, eine Sterbetabelle aufgestellt. Doch scheinen die Gründer jener

Gesellschaft von dieser Tabelle keine Ahnung gehabt zu haben. Man ging einfach so vor, daß man von allen Eintretenden im mittleren Lebensalter, innerhalb dessen man keine weiteren Unterschiede machte, ein Eintrittsgeld von 3 Pfund Sterl. 15 Sch. und dann jährlich 5 Pfund Prämie erhob. Dafür war der Versicherte auf ein Jahr versichert. Eine Versicherung auf länger hinaus, auf den Todesfall überhaupt, gab es nicht. Diese Prämie aber war bedeutend zu hoch. Der englische Mathematiker Babbage glaubte, daß man sie einfach auf die Annahme hin festgesetzt habe, die allgemeine Sterbeziffer in England betrage 20 %. Indes könnte doch diese Sterbeziffer — wie Sie wissen — nicht für die mittleren Altersklassen, sondern nur für die ganze Bevölkerung einschließlich der Kinder Geltung gehabt haben. Die Frauen mußten eigentümlicherweise mehr als die Männer zahlen. Auch für Bierverkäufer war — und wie Sie noch sehen werden, einem richtigen Instinkt zufolge — eine höhere Prämie festgesetzt.

60 Jahre lang gingen die neuentstandenen Gesellschaften in der rohesten Weise vor; überhaupt wurde neben den soliden Geschäften alles erdenkliche Spiel getrieben. Es ist nachgewiesen, daß manche Gesellschaften darüber Wetten angenommen haben, ob der seinerzeit berühmte Chevalier d'Eon ein Mann sei, wie er behauptete, oder ein Weib, wie ihm nachgesagt wurde. Man versicherte aus Gewinnsucht fremde, auf dem Krankenbett liegende Personen, natürlich gegen enorme Prämien, und zahlreiche Kranke sollen keinen geringen Schrecken verspürt haben, wenn sie aus den Blättern plötzlich erfuhren, daß Versicherungen auf ihr Leben mit 90 % Prämie genommen wurden. So unsicher war alles, daß, während die Prämien für Lebensversicherung abnorm hohe waren, andererseits Leibrenten für einen viel zu geringen Preis ausgestellt wurden.

Erst die 1761 gegründete Equitable nahm Versicherungen auf den Todesfall, wann immer dieser auch erfolgen möge, an, und erst sie stufte ihre Prämien nach dem Alter ab. 70 Jahre also hatte es gedauert, ehe die Halleysche Methode, die freilich eine noch ganz unrichtige war, bekannt wurde. Ein gewisser Thomas Simpson hatte endlich die Aufmerksamkeit auf sie gelenkt. Dieser merkwürdige Mensch soll — wie es heißt —

ursprünglich Maler gewesen sein, den Bauern die Zukunft prophezeit, Liebesanträge vermittelt und den Teufel ausgetrieben haben. Dann warf er sich auf das Studium der Mathematik, auf das der Mortalitätsstatistik, und hielt öffentliche Vorlesungen in London, die durch die darin dargelegte Behauptung, daß man auf Grundlage des Halleyschen Verfahrens die Prämie nach dem Alter abstufen könne, ungemeines Aufsehen erregten. Ihn und einen gewissen Dodson betraute daher die Gesellschaft mit der Aufstellung ihres ersten Tarifs. Erwies dieser sich auch als exorbitant — er war nach dem Durchschnittsalter der Verstorbenen in London bei ungemein hoher Kindersterblichkeit berechnet worden — so ist doch das ihm zugrunde liegende Prinzip seitdem das herrschende geblieben.

XV. Vorlesung.

Nach dem Exkurs, der uns das vorige Mal auf die Beziehungen von Bevölkerungswissenschaft zum Lebensversicherungswesen geführt hat, kehren wir heute wieder zu dem Thema zurück, von dem wir dabei ausgegangen waren: zu dem Einfluß von Wohlstand resp. Armut und Beruf auf die Sterblichkeit. Da wird es uns nicht sonderlich wundern, daß den liberalen Professionen am emsigsten das Horoskop gestellt worden ist. Sind ihre Angehörigen ja doch besonders häufig Mitglieder von Versicherungs- oder Pensionsanstalten. Über sie wird genauer Buch und Rechnung geführt, und sie selbst sind es ja auch, die zugleich die Untersucher stellen. Die Glücklichen, die oben auf der Leiter stehen — das scheint gewiß — sind die Geistlichen. In England standen nach Farrs 33. Report für 1876 (zitiert bei Westergaard) dem Clergyman zu 25 Jahren zirka 6 Jahre mehr bevor, als den Angehörigen seiner Herde: Seine Lebensdauer um diesen Alterspunkt war 42,1 bezw. 41,6 gegen 36,1 der Gesamtbevölkerung und 39,9 der „healthy districts". In Deutschland sind die Geistlichen nach der Untersuchung von Karup und Gollmer ebenfalls günstig daran: Diese fanden als mittlere Lebensdauer der protestantischen Geistlichen zu 26 Jahren: 40,17, was also 40,87 zu 25 Jahren entspräche, gegen 34,25 zu 26 und 35 zu 25 Jahren der deutschen Sterbetafel. Dabei sind inbegriffen die Lehrer gewordenen Kandidaten der Theologie und die Theologieprofessoren.

Die hauptsächlichsten Ursachen für die günstige Vitalität der Geistlichen dürften darin liegen, daß diese — schon mit Rücksicht auf ihren Stand — im allgemeinen ein nüchternes und regelmäßiges Leben führen, daß sie sich zumeist in auskömmlichen, selten aber in glänzenden Verhältnissen befinden,

fernerhin, daß ihr Beruf nicht, wie so viel andere Berufsarten der besser situierten Bevölkerungsklassen, mit besonderen Aufregungen oder Strapazen verbunden ist. Auf den Umstand dagegen, daß die Mehrzahl der Geistlichen Landprediger sind, und somit Gelegenheit haben, ihre Zimmerstudien durch häufige Bewegung im Freien zu unterbrechen, darf nach jenen Untersuchungen — abweichend von der bisherigen Ansicht — kein so großes Gewicht gelegt werden. Denn die Beobachtungen der Gothaer Bank weisen darauf hin, daß die Sterblichkeit wenigstens der in kleineren Städten lebenden Geistlichen eine ebenso günstige ist, wie die der Landgeistlichen. Die Mortalitätsverhältnisse der katholischen Geistlichen fand man aber hier wie in England ungünstiger als die der protestantischen.

Gollmer und Karup untersuchten in einer neueren Arbeit auch die Lebensdauer der Lehrer[1]) und fanden sie jener der Geistlichen ähnlich. Dagegen zeigte sich die der Ärzte als ungünstiger, wie man das auch in England beobachtet hat.

Die folgende Tabelle veranschaulicht das:

	Mittlere Lebensdauer für versicherte				
zu Jahren	Geistliche (prot.)	Gymnasial-lehrer	Elementar-lehrer	Ärzte	Deutsche Sterbe-T. (Männer)
26	40,17	39,52	39,26	35,62	34,25
30	36,94	36,56	36,05	32,60	31,41
40	28,74	28,50	28,03	25,50	24,46
50	20,62	20,75	20,29	18,55	17,98
60	13,41	13,73	13,35	12,39	12,11
70	7,80	8,07	7,85	7,70	7,34
80	3,90	4,45	4,33	4,04	4,10

Zu ähnlichen Ergebnissen für die Ärzte kam Weinberg[2]) in seinen sich über die Zeit von 1835 bis 1895 erstreckenden Beobachtungen. Er fand für Ärzte eine mittlere Lebensdauer:

Bei	30	Jahren	33,6 Jahre
„	40	„	25,5 „
„	50	„	18,6 „
„	60	„	12,8 „
„	70	„	7,5 „
„	80	„	4,6 „

[1]) Conrads Jahrbücher, III. Folge, Bd. 8.

[2]) Württembergische Jahrbücher, Jahrg. 1896 (Stuttgart 1897).

Über die besondere Lebensgefährdung ihrer Berufsgenossen haben die Ärzte auch schon, ehe sie exakte Statistiken besaßen, geklagt mit den Worten: „Aliis inserviendo consumuntur, alios sanando moriuntur", oder Voltaire zitierend, der sich darüber gewundert habe, daß Ludwig XIV. nicht weniger als vierzig seiner Ärzte überlebt habe. Vor einigen Jahrzehnten hat auch ein französischer Arzt eine Nekrologie von Standesgenossen, die er herausgegeben, mit dem Motto „Pro aris et focis" versehen. Einige wenige freilich zeigten sich über die Sache empfindlich: Sie meinten offenbar, daß ihre Kunst diskreditiert werde, wenn sie selbst ein so schlechtes Beispiel gäben. Sie haben Unrecht: Die Ruhelosigkeit ihres Berufs, die Wachen, die Ansteckungen könnten unheilvoller für sie sein, als ihre Kunst für sie wertvoll ist. Mögen also unsere Äskulape sich besser pflegen, ohne uns indes den Wert ihres Lebens allzuhoch zu diskontieren.[1])

Nicht auf der gleichen Höhe wie die Beobachtungen über die liberalen Professionen stehen die über den Handwerkerstand gemachten. Nach einem alten Volksglauben sollen Schuster und Schneider so ziemlich am übelsten gestellt sein. Schon Ramazzini entwarf von ihnen ein klägliches Bild: Den ganzen Tag über ihrer Arbeit sitzend, werden sie krumm, bucklig, schiefhäuptig, als ob sie etwas suchen möchten; es ist sogar eher eine Affenähnlichkeit als eine bloße Buckligkeit zu nennen.

Indes den englischen Berichten läßt sich nichts Auffälliges über diese Berufsklassen entnehmen. Setzt man nämlich die Gesamtsterbeziffer des männlichen Geschlechts gleich 1000, so beträgt nach Ogle im 45. Annual Report die Sterbeziffer der erwachsenen Schneider (im Alter von 25 bis 65 Jahren) 1051, die der Schuster 921. Nach einer anderen Berechnung Ogles wäre bei der gleich 100 gesetzten geringsten Sterbeziffer einer Berufsgruppe — das ist die, welche Geistliche, Priester, Religionsdiener enthält — die der Schneider 189, die der Schuster 166. Gefährdeter wären folgende Handwerksberufe: Buchbinder 210, Metzger 211, Maler 216, Brauer 245; auch Dachdecker

[1]) Ob das Genie dem Menschen verhängnisvoll werde oder nicht, bleibt noch in Erfahrung zu bringen, trotz der legionenweisen pikanten, aber haltlosen Anekdoten, die man zutage gefördert hat. Auf diesem Gebiete wird ganz besonders mit dem Notoritätsfehler gesündigt.

und Friseure weisen nach Westergaard eine größere Sterblichkeit auf als Schneider und Schuster. Bei den Brauern fordern Verdauungskrankheiten und Krankheiten im Urinarsystem viele Opfer. Bei den Friseuren ist die Selbstmordhäufigkeit und die Alkoholsterblichkeit ungemein groß, doch auch ihre Phthisissterblichkeit stellt sich als recht bedeutend dar. Bei den Dachdeckern spielen Unfälle, Phthisis und Krankheiten der Respirationsorgane eine große Rolle. Im Handel resp. Kleinhandel liegen die Verhältnisse so, daß die Sterbeziffer der Geistlichen usw. wieder gleich 100 gesetzt, Ladenhalter überhaupt mit einer Sterbeziffer von 158, Handelsreisende mit einer solchen von 171 und Handelsgehilfen mit einer von 179 figurieren. Außerordentlich hoch dagegen sind nach diesen Berechnungen die Sterbeziffern im Gastwirtsgewerbe.[1]) Sie betragen 274 bei den Gastwirten, 397 bei dem Wirts- und Hotelpersonal. Hier lassen sich sehr viele Todesfälle unmittelbar auf Alkoholismus zurückführen. Mittelbar dürfte darauf aber auch die Übersterblichkeit bei Selbstmord beruhen. Im Verkehrs- und Transportgewerbe weisen die Hafenarbeiter die höchste Sterblichkeitsziffer auf, während sich bei den Eisenbahnbediensteten trotz aller ihnen drohenden Gefahren keine besonders ungünstigen Mortalitätsverhältnisse aufdecken lassen. So sind sie auch z. B. noch weit weniger gefährdet als die Droschkenkutscher. Bei diesen ist man natürlich mit dem Hinweis auf Alkoholismus schnell bei der Hand, es dürfte aber doch klar sein, daß besonders jenes ungeschützte Warten und Stillsitzen im Freien bei Tag und Nacht und bei jeder Witterung ungemein gefährlich sein muß. Und es ist

---

[1]) Man hat oft das Menschenleben mit dem Leben von Gästen und Pilgern verglichen, aber dem der Gastwirte finde ich es noch ähnlicher. Diese stellen uns alle — und dadurch auch sich selber — am besten dar, wenn sie unaufhörlich umherrennen zum Empfangen, zum Entlassen und Vorbereiten; wenn sie umherstürmen für den fremden Mittag, für den fremden Abend, selber nur Fluggenuß haschend, abgemattet von dem steten Hin und Her und doch bei jeder geldlosen Ruhe voll Verdruß; neuen Tumult, ja den ärgsten Wirrwarr herwünschend und dann wieder fortwünschend: immer abwechselnd zwischen Sehnsucht nach Ruhe und der nach Unruhe, sich aber recht fest vornehmend, nach den nötigen durchjagten Jahrzehnten sich das Behagen des Großvaterstuhles zu gönnen und — wie es die Leute nennen — sich zu setzen, was jedoch meist eins ist mit dem Sichlegen auf ewig!

doch eigentlich eine Barbarei, daß wir nicht darauf bedacht sind, diese Leute gegen die Unbill der Witterung zu schützen. Es ist eine melancholische Betrachtung, daran zu denken, welcher Anstrengungen der menschliche Geist fähig ist, welche gigantischen Pläne er auszuführen vermag, wenn Furcht und Egoismus die Triebfeder sind; wie lange Zeit aber verstreichen muß, ehe die einleuchtendsten Forderungen der Humanität brauchen, um aus dem Stadium des Belachtwerdens herauszukommen, zumal, wenn sie nicht von imponierenden Arbeiterbataillonen auf die Fahne geschrieben sind, sondern wenn zwar nützliche, aber nur bescheidene Bruchteile der menschlichen Gesellschaft unter ihrer Mißachtung zu leiden haben.

Ein besonders hohes Interesse beanspruchen natürlich all die Untersuchungen, die sich bemühen, die mannigfachen Einwirkungen aufzudecken, welche die Tätigkeit der Fabrikarbeiter auf Sterblichkeit und Kränklichkeit ausübt. Ogle gliedert im Supplemente zu dem 45. Report die mit Fabrikarbeit verbundenen Schädlichkeiten folgendermaßen:

Luft in geschlossenen Räumen: Krankheiten der Atmungswerkzeuge.

Staubentwicklung: Die harten und kantigen Staubpartikelchen schaden den Atmungsorganen mehr als weiche und runde. In Betracht kommen: Mineralstaub, Steinkohlenstaub, Holzstaub (Zimmerleute!), Mehlstaub (Bäcker, die übrigens auch unter der heißen Luft zu leiden haben); Staubentwicklung in den Textilindustrien (Wollstaub weniger schädlich als Baumwollstaub; in diesen Industrien tritt ebenfalls der Aufenthalt in heißer Luft als gesundheitsschädlich hinzu).

Hinsichtlich der Gefährdung durch Phthisis folgen sich: Kohlengräber, Zimmerleute, Tischler, Bäcker, Konditor, Maurer, Bauarbeiter, Wollarbeiter, Baumwollarbeiter, Steinbrecher, Messerschmied, Feilenhauer, Steingutarbeiter.

Alkoholismus.

Bleivergiftung: Dieser sind besonders ausgesetzt Drucker, Steingutarbeiter, Bleidecker, Glaser und Feilenhauer.

Um nun einen Überblick über die Beziehungen zwischen Beruf und Sterblichkeit zu gewinnen, sind in den nächsten Tafeln die für die verschiedenen Berufszweige (Handel, Transportwesen, Urproduktion, Handwerk, Industrie, Gastwirtsgewerbe) berechneten erwartungsmäßigen Sterbefälle auf Grund der zahlreichen Westergaardschen Tabellen (S. 551—624 der II. Aufl.) zusammengestellt worden. Und zwar in doppelter Weise: einmal mittels der Tafel für die allgemeine männliche Bevölkerung — man vergleicht die Zahl der in einem Berufe beobachteten Todesfälle mit der sich aus einer angenommenen gleichen Durchschnittssterblichkeit ergebenden erwartungsmäßigen; und zweitens mit Hilfe einer Standardbevölkerung; auf diese — hier ist die allgemeine Bevölkerung gewählt — überträgt man die einzelnen Sterblichkeitskoeffizienten, indem man also z. B. berechnet, wieviele Todesfälle in ihr eintreten würden, falls ihre Sterblichkeit die eines bestimmten Berufes wäre. Als Verhältniszahl hat Westergaard 100 gewählt. Berücksichtigt hat er nur das Alter von 25— 65 Jahren. Natürlich müssen die Ergebnisse der beiden Berechnungsarten — die letztere wird der Kürze halber als „Standardberechnung" bezeichnet — ziemlich genau übereinstimmen.

Beruf und Sterblichkeit.

	Auf 100 erwartungsgemäße Todesfälle kamen beobachtete	Auf 100 Todesfälle nach der allg. Sterbetafel kamen nach Standardberechnung
In Handel und Transportwesen.		
Buchhändler	83	83
Apotheker, Drogisten. . .	93	93
Tabakhändler	100	100
Milch- und Käsehändler .	105	106
Fisch- und Geflügelhändler	97	96
Obst- und Gemüsehändler.	95	95
Kolonialwarenhändler . .	66	66
Kleiderhändler	103	101
Kohlenhändler	81	80
Eisenhändler.	80	81
Ladenhalter ohne näh. Ang.	96	97

	Auf 100 erwartungsgemäße Todesfälle kamen beobachtete	Auf 100 Todesfälle nach der allg. Sterbetafel kamen nach Standardberechnung
Eisenbahnverwaltungsbeamte usw.	80	78
Lokomotivführer und Heizer	73	81
Schaffner usw.	81	82,5
Droschkenkutscher usw. .	115	115
Fuhrleute und Frachtkutscher	128	128
Fuhrmänner	120	120
Seeleute	138	135
Hafenarbeiter	184	183
Dienstmänner	122	122
In der Urproduktion.		
Farmer	57	56
Feldarbeiter	63	63
Arbeiter in Ackerbaubezirken	66	67
Gärtner	56	55
Ackerbau überhaupt . . .	60	60
Kohlenbergleute	90	92,5
Kohlenbergleute in Derbyshire u. Nottinghamshire	70	73
Kohlenbergleute in Monmouthshire und S.-Wales	112	114,5
Eisenbergleute	76	77
Bergleute überhaupt . . .	91	93,5
Arbeiter in Steinbrüchen .	117	118
Handwerk u. Industrie.		
Bäcker	91	92
Müller	85	84,5
Metzger	109	110
Mälzer	88	88
Brauer	143	143
Friseure	112	110
Hutmacher	110	111
Schneider	99	99
Schuhmacher	92	92
Sattler u. dergl.	93	92

	Auf 100 erwartungsgemäße Todesfälle kamen beobachtete	Auf 100 Todesfälle nach der allg. Sterbetafel kamen nach Standardberechnung
Wollmanufaktur	99	99
Seidenindustrie	94	92
Baumwoll- und Flachsindustrie	111	114
Spitzenindustrie.	72	71
Seilerei u. dergl.	92	93
Färberei u. dergl.	137	137
Teppichfabrikation. . . .	88	87
Strumpfwarenfabrikation .	70	70
Die ganze Textilindustrie .	105	105
Buchbinder	108	106
Buchdrucker	110	110
Papierfabrikation	88	90
Maschinenbau	105	107
Feilen-, Nadel-, Scherenfabr.	141	141
Büchsenschmiede	123	123
Schlosser	93	92,5
Schmiede	92	91
Eisen- u. Stahlindustrie . .	129	130
Andere Metallindustrien . .	110	111
Sämtliche Metallindustrien .	112	113
Kupferindustrie	137	138
Zinnindustrie.	97	99
Zinkindustrie.	118	120
Bleiindustrie	180	178
Messing- u. Bronzeindustrie	108	109
Maurer	100	100
Zimmerleute	77	78
Dachdecker	132	132
Tapezierer usw.	107	109
Maler usw.	111	112
Tischler	98	98
Säger	78	77
Drechsler usw.	109	109
Wagner	102	104
Radmacher	78	78
Schiffsbauer	72	71

	Auf 100 erwartungsgemäße Todesfälle kamen beobachtete	Auf 100 Todesfälle nach der allg. Sterbetafel kamen nach Standardberechnung
Kohlenarbeiter	152	153
Gaswerkarbeiter	104	108
Arbeiter und Eisenbahnbau usw.	106	105,5
Tagearbeiter	122	122
Tagearbeiter in London. .	142	141
Tagearbeiter in Industriebez.	151	151
Gastwirtsgewerbe.		
Gastwirte	161	164
Kellner	187	173
Gastwirte und Kellner zus. .	166	166
Gastwirte Londons . . .	170	169
Kellner Londons	209	197
Gastw. u. Kellner Londons	189	184
Gastwirte in Industriebez. .	200	203
Kellner in Industriebezirken	177	158
Gastwirte und Kellner in Industriebezirken . . .	196	195
Gastwirte in Ackerbaubez. .	130	132
Kellner in Ackerbaubezirken	157	145
Gastw. u. Kellner in Ackerbaubezirken	132	135

Über die Bedeutung eines Faktors, der die Sterblichkeit namentlich der Industriearbeiter nicht unerheblich beeinflußt: Tod infolge Unfall, kann man sich mit Hilfe der Arbeiterversicherungsstatistik eine Vorstellung machen. Einige Zahlen über die deutschen Verhältnisse seien daher hier mitgeteilt. In Deutschland hat von 1886—1897 die Gesamtzahl der Unfälle relativ und absolut bedeutend zugenommen, und diese Zunahme hat auch bis in die Gegenwart angehalten. Auf 1000 Versicherte bei den gewerblichen Berufsgenossenschaften kamen Verletzte überhaupt 1886: 2,80, 1897: 6,91 [1904: 8,31]. Die im Laufe der Jahre sehr verschärfte Kontrolle über die Anmeldung der Betriebsunfälle, und die bei allen Kreisen der Bevölkerung wachsende Vertrautheit mit den Bestimmungen der Unfallversicherungsgesetzgebung erklären

diese Zunahme. Aber auch die immer angespanntere industrielle Tätigkeit und die dadurch vielfach notwendig werdende Einstellung nicht genügend angelernter und geübter Arbeiter, sowie die fortgesetzte Verdrängung von Handarbeit durch den gefährlicheren Maschinenbetrieb kommen für die Steigerung der Unfälle in Betracht. Bemerkenswert ist jedoch, daß hier die Zahl der Getöteten abgenommen hat. Auf 1000 Versicherte bei den gewerblichen Berufsgenossenschaften kamen nämlich Getötete 1886: 0,68; 1897: 0,70 [1904: 0,63]. Anders verhält es sich bei der Landwirtschaft, wo die Zahlen selbst natürlich niedriger als in der Industrie sind, andererseits aber die Zahl der Unfälle überhaupt und auch die der infolge von Unfällen Getöteten absolut und relativ zugenommen haben. Die entsprechenden Zahlen lauten für Verletzte überhaupt: 0,14; 4,06; [5,90] und für Getötete: 0,06; 0,22 [0,26]. Die stärkste Unfallhäufigkeit unter den gewerblichen Berufsgenossenschaften wiesen 1900 auf: Spedition und Fuhrwesen, Holz, Steinbrüche, Bergbau mit 14,5; 12,9; 12,4; 12,2 Unfällen auf 1000 Vollarbeiter [1904: Bergbau, Binnenschiffahrt, Steinbrüche, Spedition und Fuhrwesen mit 15,5; 15,0; 14,8; 14,3 Unfällen auf 1000 Vollarbeiter].

Nach diesen Betrachtungen, die sich bemühten, über die Frage des Einflusses des Berufs auf die Sterblichkeit einigen Aufschluß zu geben, sei noch einer interessanten Untersuchung der schon wiederholt genannten Autoren Gollmer und Karup gedacht, die bis zu einem gewissen Grade die Beziehungen zwischen Wohlhabenheit und Sterblichkeit klarzulegen sucht.[1]) Zu diesem Zwecke waren von den beiden Forschern die Untersuchungsobjekte — die Versicherten der Gothaischen Lebensversicherungsbank — in folgenden Summenklassen untergebracht worden: bis 3000 Mk.; 3000 bis 6000 Mk.; über 6000 Mk., und sie hatten dann zugesehen, inwieweit die Sterblichkeit an bestimmten Krankheiten in den verschiedenen Summenklassen eine verschiedene sei. Die Berechnung erfolgte nach fünfjährigen Altersklassen und der Methode der erwartungsmäßigen Sterbefälle.[2]) Danach soll sich ergeben haben, daß die Infektionskrankheiten, insbesondere Typhus, Flecktyphus, Cholera mit steigen-

[1]) Conrads Jahrbücher, N. F., Bd. XX, 1890.

[2]) Die Erörterung der angewandten Methode findet sich a. a. O. S. 475.

dem Wohlstande abnehmen. „Enge, mit Menschen überfüllte und nur mangelhaft ventilierte Wohnungen, wodurch namentlich die Ansteckungsgefahr bei Flecktyphus und Pocken gesteigert wird, ungesundes Trinkwasser, welchem man beim Typhus eine so wichtige Rolle zuschreibt, und bei dessen Genuß die minder gut Situierten weniger vorsichtig zu sein pflegen, unzweckmäßig einseitige Nahrung bei Choleraepidemien: das sind die Momente, welche zunächst eine Infektion begünstigen." (A. a. O. S. 476.) Die konstitutionellen Krankheiten — u. a. Krebs und Diabetes — zeigen einen etwas unklaren Verlauf, doch läßt sich speziell bei Diabetes ein ausgesprochenes Steigen mit zunehmendem Wohlstand konstatieren. Die Krankheiten des Zentralnervensystems lassen besonders für Gehirn- und Geisteskrankheiten Zunahme mit dem Wohlstand erkennen. Die Aufregungen des Berufs mögen zahlreichen Kaufleuten, geistige Überanstrengung vielen Gelehrten in dieser Beziehung verderblich werden, „wieviele Angehörige der höheren Stände haben ferner im Alter an den Folgen früherer Leichtlebigkeit zu leiden?"

Bei Krankheiten der Atmungsorgane sind die ärmeren Klassen ungünstiger gestellt. Die weniger Bemittelten sind vielleicht schon an sich mehr der Gefahr ausgesetzt, sich durch Erkältung oder „Infektion" ein akutes Lungenleiden zu holen, auf alle Fälle jedoch werden sie viel leichter an den Folgen einer solchen Erkrankung zugrunde gehen als die besser Situierten. Denn selbst, wenn jene auch die Widerstandskraft besessen haben, einen akuten Anfall glücklich zu überwinden, so sind sie doch sehr oft nicht imstande, sich in wünschenswerter Weise zu kräftigen. Da sie ja meist auf den täglichen Verdienst durch ihre Arbeit angewiesen sind, so kommt es ihnen natürlich darauf an, möglichst bald die gewohnte Arbeit wieder aufzunehmen. Infolgedessen müssen sie namentlich in ungünstiger Jahreszeit leicht Gefahr laufen, sich ein neues Lungenleiden zuzuziehen. Oder aber es können, wenn der Krankheitsprozeß noch nicht völlig abgelaufen war, die Überreste zum Ausgangspunkt chronischer Lungenkrankheiten, namentlich der Lungenschwindsucht werden, je nach dem die Berufsverhältnisse: dauernder Aufenthalt in geschlossenen Räumen bei gebückter, auf die Atmung hemmend einwirkender

Körperhaltung, ungenügende Ernährung, mangelnde Körperpflege, ungesunde Wohnung und vor allem hereditäre Belastung, auf die Entwicklung derartiger Leiden mehr oder weniger begünstigend und fördernd einwirken.

Bei den Krankheiten der Zirkulations-, der Ernährungs- und Harnorgane läßt sich nach oben hin eine höhere Belastung erkennen. Hier kommen die Folgen einer nicht rationellen Lebensweise derer zum Ausdruck, die über reichliche Mittel verfügen: zu ausgiebiger Genuß von Alkohol, Kaffee, Tabak, Überernährung, oft auch Mangel an Bewegung. Wie die ebengenannten Krankheiten, so zeigen übrigens auch die des Herzens nach oben hin eine starke Zunahme.

Allerdings darf man aus diesen Ergebnissen noch keine zu weit gehenden Schlüsse ziehen. Die betreffenden Untersuchungen beziehen sich auf die Altersklassen zwischen 15 und 50 Jahren. Da nun die größeren Versicherungssummen jedenfalls mehr von älteren als von jüngeren Leuten herrühren werden, so ist anzunehmen, daß in der Summenklasse über 6000 Mk. mehr 40—50jährige Versicherungsnehmer sein werden als in den anderen Summenklassen. Nun überwiegen aber in den höheren Altersklassen die organischen Krankheiten, diese werden daher auch in den höheren Summenklassen mehr in den Vordergrund treten müssen. Noch weniger berücksichtigt hat dieses eine Statistik, die vom Direktor der hanseatischen Versicherungsanstalt dem „Kongreß zur Bekämpfung der Tuberkulose als Volkskrankheit“ (24.—27. Mai 1899) vorgelegt wurde. Er fand, daß auf je 1000 Steuerzahler bei einem Einkommen von

900—1200	Mk.	4	Todesfälle	an Phthisis	kamen
1200—2000	„	2½	„	„	„
2000—3500	„	2	„	„	„
über 3500	„	1	Todesfall	„	„

Allein er ließ dabei die Alterszusammensetzung ganz außer Acht. Dies aber ist nicht statthaft, da die höheren Steuerbeträge auch aus den höheren Altersklassen stammen, in denen die Phthisis stark zurücktritt.

Wollen wir kurz nun das zusammenfassen, was sich nach dem Bisherigen über den Einfluß von Wohlstand resp. Armut

und Beruf auf die Sterblichkeit sagen läßt, so scheint, wie die Frage heute liegt, der Einfluß des Berufs mindestens so bedeutend zu sein, wie der von Wohlstand und Armut. Nach englischen Beobachtungen haben die sogen. höheren Klassen die beste Lebensdauer, dann die Peerage; aber auch eine Anzahl „healthy districts", Gegenden mit nicht sehr wohlhabender, jedoch in leidlich auskömmlichen Verhältnissen lebender Bevölkerung weisen ein sehr günstiges Bild auf. Es sind das Gegenden mit gesundem Klima, gutem Wasser und günstigen Wohnungsverhältnissen. Dabei erhalten die dort lebenden Arbeiter oft nur geringen Lohn, so daß sie auf eine fast fleischlose Kost angewiesen sind. Fest steht nach diesen Beobachtungen auch — und es wird durch andere Untersuchungen bestätigt — daß die Landbevölkerung in bezug auf Lebensdauer besser daran ist, als die Arbeiter der Großindustrie. Immerhin sind all diese Untersuchungen erst Anfänge, und es bedarf der Mitwirkung der weitesten Kreise, wenn über den Einfluß, den Wohlstand resp. Armut und Beruf auf die Lebensdauer ausüben, erschöpfende Auskunft gegeben werden soll.

Würde sich dann aber auch herausstellen, daß eine gerade noch auskömmliche Lage bei gesunder ländlicher Lebensweise mit hoher Lebensdauer vereinbar ist, so wären damit Wohlstand und Armut in Beziehung auf ihre endliche Wirkung freilich noch nicht gleichgestellt. Doch würde sich dann wohl die Frage erheben, inwieweit es den ärmeren Klassen möglich bleiben müßte, die ländliche Beschäftigungsweise festzuhalten, um dem immer stärker werdenden, zur Industrie hintreibenden Zuge widerstehen zu können.

[Als wir in einem der früheren Vorträge die Lehre vom Stand der Bevölkerung zum Abschluß gebracht hatten und zur Lehre der Bewegung der Bevölkerung übergegangen waren, schickten wir — wenn es auch paradox erschien — Betrachtungen über Sterblichkeit denen über Fortpflanzung voraus. Aus gutem Grunde jedoch, denn die Lehre von der Sterblichkeit stellte sich — anders angesehen — dar als die Lehre von der menschlichen Lebensdauer. Und wie wir schon sagten: die alte Scherzfrage: was war früher da, das Ei oder die Henne, wollten wir ja dahin beantwortet wissen, daß die Henne den Vorrang habe. Demnach hätten wir uns jetzt erst der

Lehre von der Zunahme der Bevölkerung zuzuwenden, wobei es sich aus der Logik der Dinge von selbst ergibt, daß man die über die Eheschließung bekannten Tatsachen, als den die Bevölkerungsvermehrung eigentlich veranlassenden Faktor vor der Geburtsstatistik zu behandeln haben wird. Freilich hat man dabei an Eheschließung nur in rein physischem Sinne zu denken, denn wenn man ganz allgemein von natürlicher Bevölkerungszunahme spricht, so gehören dazu auch die unehelich Geborenen, und die Verhältnisse, die zur Geburt eines unehelichen Kindes führen, wären dementsprechend gleichfalls in den Kreis der Untersuchungen zu ziehen. Da jedoch die Statistik in der Regel nur Aussagen über die legitim geschlossenen Ehen zu geben vermag — es sei denn, daß sie sich, wie im amerikanischen Zensus, mit jenen konkubinatartigen Verhältnissen befaßt, die auf Cuba und Portorico eine besonders große Rolle spielen — so ist auch hier nur von Eheschließung im engeren und eigentlichen Sinne die Rede. Immerhin sind aber die Folgen auch des außerehelichen Geschlechtsverkehrs, soweit sie zur Bevölkerungszunahme beitragen, statistisch zu erfassen (durch die Statistik der unehelichen Geburten), und in eines der allerwichtigsten Probleme der Bevölkerungszunahme — das der allgemeinen Fruchtbarkeit eines Volkes — vermögen wir daher tiefer als in andere einzudringen, indem wir die eheliche, wie die uneheliche Fruchtbarkeit gesondert zu betrachten in der Lage sind.]

Zunächst aber soll — wie schon gesagt — von den eigentlichen Eheschließungen gesprochen werden. Und da dürfte vor allem die allgemeine Heiratsziffer interessieren, die angibt, wieviele Personen von 1000 der Gesamtbevölkerung im Laufe eines Jahres in die Ehe getreten sind (Fircks). Diese Heiratsziffer hat — wie die nachfolgende Aufstellung zeigt — immerhin den Vorteil, ein übersichtliches und zu Vergleichungen ziemlich brauchbares Bild von der Häufigkeit der Eheschließungen zu geben. Dabei ist aber — wenn man einen großen Fehler vermeiden will — stets darauf zu achten, ob die mitgeteilten Zahlen sich auf Eheschließungen oder heiratende Personen beziehen.

Digitized by Google

Allgemeine Heiratsziffer für 1891/95.

(Nach Fircks.)

1.	Serbien	19,84
2.	Ungarn	17,92
3.	Sachsen	17,52
4.	Europäisches Rußland	17,08
5.	Japan	16,98
6.	Preußen	16,40
7.	Bulgarien	16,07
8.	Deutsches Reich	15,88
9.	Österreich	15,76
10.	Belgien	15,24
11.	England und Wales	15,16
12.	Italien	14,96
13.	Frankreich	14,90
14.	Baden	14,80
15.	Bayern	14,76
16.	Schweiz	14,72
17.	Niederlande	14,48
18.	Großbritannien und Irland	14,30
19.	Württemberg	14,08
20.	Dänemark	13,84
21.	Schottland	13,68
22.	Finnland	12,98
23.	Norwegen	12,92
24.	Schweden	11,45
25.	Uruguay	9,68
26.	Irland	9,48

Fragt man nach der Zahl der Eheschließungen, so ergeben sich für Deutschland folgende Ziffern:

	Zahl der durchschn. jährl. Eheschließungen überhaupt	auf je 1000 Einw.
1851—60	284562	7,8
1861—70	336527	8,5
1871—80	369092	8,6
1881—90	367791	7,8
1891—1900	430846	8,2

	Zahl der jährlichen Eheschließungen überhaupt	auf je 1000 Einw.
[1900	476491	8,5
1901	468329	8,2
1902	457208	7,9
1903	463150	7,9
1904	477822	8,0]

Indes die Methode, die allgemeine Heiratsziffer auf diese Weise zu bestimmen, hat doch ihre großen Mängel, denn wichtige, für eine exakte Vergleichung unentbehrliche Momente bleiben dabei außer Acht. Dadurch, daß sie einerseits die Ehefähigkeit unberücksichtigt läßt und andererseits die schon Verheirateten mit umfaßt, wird über den für Eheschließungen doch wohl allein in Betracht kommenden Teil einer Bevölkerung nichts Charakteristisches ausgesagt. Richtiger scheint es daher, danach zu fragen, wieviel von je 1000 über 15 Jahre alten unverheirateten männlichen oder weiblichen Personen — resp. unverheirateten Personen der Gesamtbevölkerung — im Laufe eines Jahres zur Ehe schreiten. So gewonnene Heiratsziffern für die verschiedenen europäischen Länder zeigt die nächste, der deutschen Reichsstatistik (N. F. Bd. 44) entnommene Zusammenstellung, die übrigens auf den Ergebnissen weiter zurückliegender Beobachtungsperioden beruht.

	Es heirateten von 1000 über 15 Jahre alten nichtverheirateten Männern	Frauen	Personen überhaupt	Folge in der Firckschen Aufstellung
1. Länder der ungar. Krone	83,3	79,4	81,4	2
2. Galizien	76,2	70,2	73,1	—
3. Sachsen	70,9	61,2	65,7	3
4. Preußen	60,5	54,4	57,3	6
5. Deutsches Reich	59,3	52,6	55,7	8
6. England mit Wales und Schottland	58,2	48,8	53,1	—
7. Württemberg	58,1	48,2	52,7	19
8. Finnland	57,0	48,9	52,7	22
9. Spanien	54,8	49,1	51,8	—
10. Frankreich	51,7	49,2	50,4	13
11. Niederlande	52,6	48,2	50,3	17
12. Bayern	53,0	46,7	49,7	15

	Es heirateten von 1000 über 15 Jahre alten nichtverheirateten			Folge in der Firckschen Aufstellung
	Männern	Frauen	Personen überhaupt	
13. Dänemark	52,6	46,6	49,4	20
14. Italien	48,6	48,6	48,6	12
15. Baden	51,7	45,0	48,1	14
16. Westösterreich . . .	50,9	44,5	47,5	—
17. Norwegen	47,1	39,9	43,2	23
18. Schweiz	45,1	40,7	42,6	16
19. Belgien	41,7	41,3	41,5	10
20. Schweden	44,7	36,7	40,3	24
21. Griechenland	39,0	45,0	41,8	—
22. Irland	27,7	24,0	25,8	26

Vergleicht man die Reihenfolge der einzelnen Länder in dieser Tabelle mit der in der Firckschen, so zeigen sich auffallende Unterschiede zwischen den von diesem gebrachten allgemeinen Heiratsziffern und den der deutschen Reichsstatistik, die man besondere Heiratsziffern nennt. Diese Unterschiede lassen sich nicht durch die zeitliche Differenz der Beobachtungen erklären; daß z. B. ein Volk eine niedrigere allgemeine, zugleich aber eine höhere besondere Heiratsziffer als ein anderes aufweist, hat seine wesentliche Ursache vielmehr in der Verschiedenartigkeit des Alteraufbaus. Eine andere auffallende Erscheinung: die relativ stärkere Beteiligung am Heiraten seitens der ehefähigen Personen männlichen Geschlechts in einer großen Anzahl von Ländern wird ebenfalls leicht verständlich, wenn man sich daran erinnert, daß es dort Frauenüberschuß gibt.

Den tatsächlichen allgemeinen Heiratsziffern kann man nun auch noch die möglichen gegenüberstellen. Wenigstens findet Fircks Ziffern, die man so nennen könnte, auf Grund folgender Überlegung[1]): „Die Zahl der in die Ehe tretenden weiblichen Personen wird durch die Zahl der eheschließenden Männer bestimmt. Wenn alle Männer heiraten würden, so könnten doch auf die Dauer jährlich nicht mehr Eheschließungen stattfinden, als die Zahl eines Jahrganges der im durchschnittlichen Heiratsalter stehenden Männer beträgt, also für mitteleuropäische Länder $^1/_5$ der Zahl der 25 bis

[1]) A. a. O. S. 208.

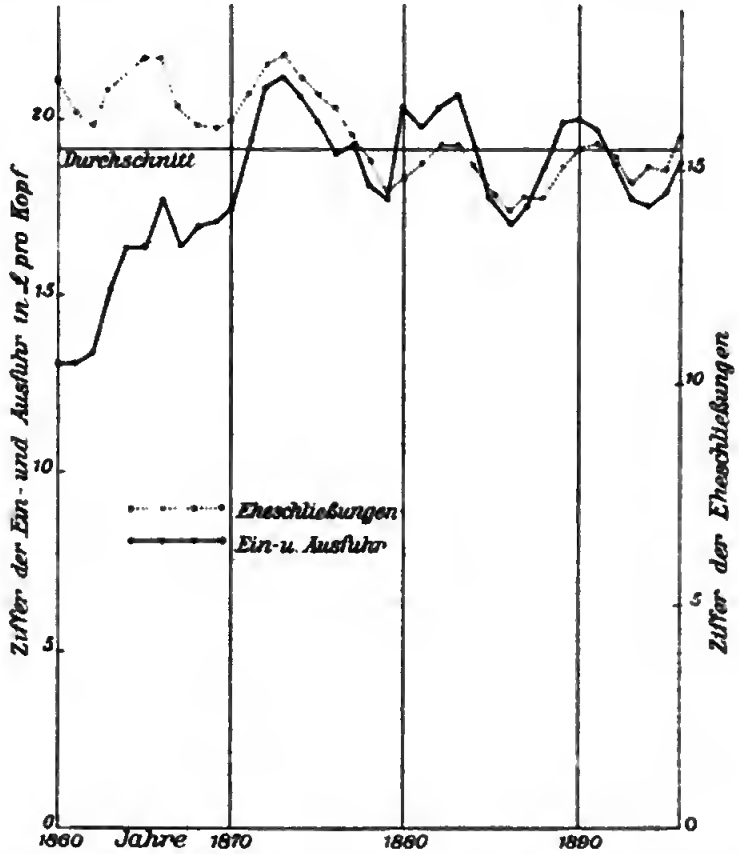
30 Jahre alten Männer. Dies würde nach dem durchschnittlichen Ergebnis der Volkszählungen von 1875 bis 1895 aufs Tausend der Gesamtbevölkerung als höchsten auf die Dauer erreichbaren Grenzwert für das Deutsche Reich, England, Schottland, Norwegen, Finnland und die Niederlande ungefähr 7,4, für Portugal, Spanien, Italien, Dänemark, Schweden und Japan ungefähr 7,5, für Österreich, die Schweiz und Belgien 7,6, für Frankreich 7,8, für Ungarn, Griechenland und die Vereinigten Staaten von Amerika ungefähr 7,2 erstmalige Eheschließungen männlicher Personen ergeben. Da nun durchschnittlich 44 vom Tausend der eheschließenden Männer bereits früher verheiratet gewesen sind, so ist die höchste Zahl der jährlich eheschließenden Männer für Deutschland usw. auf etwa 7,7, für Italien usw. auf 7,8, für Österreich usw. auf 7,9, für Frankreich auf 8,1, für Ungarn usw. auf 7,5 vom Tausend der Gesamtbevölkerung zu schätzen. Diese Grenzwerte können nicht andauernd überschritten werden, wohl aber kann dies zeitweise geschehen durch Zurückgreifen auf jüngere oder ältere Jahresklassen, namentlich wenn durch Kriege oder andere außerordentliche Ereignisse vorher weniger Eheschließungen als gewöhnlich stattgefunden hatten."

XVI. Vorlesung.

[Daß Heiratsziffern — seien sie nun allgemein oder speziell — nicht nur nach Volk und Rasse differieren, sondern auch innerhalb einer Nation zeitlich starken Schwankungen unterworfen sind, wird man leicht verstehen, auch wenn zum Beleg dieser Behauptung nicht noch besonderes statistisches Material herbeigebracht wird. Denn da die Eheschließung selbst eine durchaus willkürliche Handlung ist, andererseits aber mehr oder minder variable äußere Verhältnisse, wie die wirtschaftliche und politische Lage, Sitte und Recht, den Willen zur Eheschließung bei den einzelnen Individuen fördern oder hemmen, so muß die Kurve der Heiratsziffer einen ausgesprochen wellenartigen Charakter aufweisen. Besonders auffallend schien sich nach den Anschauungen älterer Gelehrter, unter denen uns schon Süßmilch begegnet, der Zusammenhang von Eheschließungen und wirtschaftlicher Lage in dem Parallelismus zwischen Getreidepreisen und Heiratsziffern zu dokumentieren. Gegenwärtig aber, wo niedrige Getreidepreise nicht mehr ohne weiteres als das Charakteristikum allgemein günstiger wirtschaftlicher Verhältnisse gelten dürfen — und niedrigen Getreidepreisen also auch nicht stets hohe Heiratsziffern entsprechen — muß man, wenn man jenen Zusammenhang aufdecken will, andere wirtschaftliche Erscheinungen zum Vergleich heranziehen. Dies geschieht heute etwa dadurch, daß man den Heiratsziffern den durchschnittlichen Jahreswert der Ausfuhr eines Landes, der Einfuhr oder beider zusammen gegenüberstellt, ferner auch dadurch, daß man den Verlauf der wirtschaftlichen Krisen unter diesem Gesichtspunkt betrachtet. Namentlich in der neueren englischen Literatur finden sich derartige Untersuchungen häufig. Die folgende graphische Darstellung, die den Parallelismus zwischen Hei-

ratsziffer und dem Wert des Exports und Imports pro Kopf der Bevölkerung in England für die Zeit von 1860 bis 1896 erkennen läßt, mag dafür als Beispiel dienen.[1])

Die starke Abhängigkeit der Eheschließung von äußeren Verhältnissen bedingt aber nicht nur beträchtliche Schwankun-



gen in den Heiratsziffern, sie erschwert auch die Feststellung der sozialwissenschaftlich sehr wertvollen Regelmäßigkeiten, die sich aus der Untersuchung des Alters der Heiratenden ergeben, trotzdem ein Mangel an genauen Urangaben eigentlich nicht besteht.[2]) Denn wenn es auch verhältnismäßig leicht wäre, den Begriff eines „natürlichen" Heiratsalters festzustellen — es müßte dies ja mit dem Eintritt der völligen Geschlechtsreife

[1]) [A. L. Bowley, Elements of Statistics (London 1901), p. 174.]

[2]) [Über „Heiratsalter" vergl. auch den entsprechenden Abschnitt in der Moralstatistik.]

zusammenfallen und würde in Mitteleuropa für den Mann etwa das 24., für die Frau das 20. Lebensjahr sein — so ist doch der für unsere Zwecke ungleich wichtigere Begriff des „mittleren“ Heiratsalters erheblich schwerer zu erfassen, wegen der Verschiedenartigkeit und Veränderlichkeit der sozialen Faktoren, die in so hohem Grade auf den Entschluß, zur Ehe zu schreiten oder nicht, einwirken. Jedenfalls wird man, um hier Brauchbares zu erlangen, sich nur auf die Ergebnisse ausgedehnterer Beobachtungsperioden verlassen dürfen, und man wird mehr noch als bei den Untersuchungen über die „mittlere Lebensdauer“ auf eine zweckmäßige Gliederung der beobachteten Massen zu achten haben.

Eine nach dieser Richtung wenig bietende Übersicht ist die von Fircks über das durchschnittliche Heiratsalter der gesamten männlichen und weiblichen Bevölkerungen einer Anzahl von Staaten.

Durchschnittliches Heiratsalter.
(Berechnet nach den Jahren 1871/95.)

	Frauen	Männer
Belgien	28,6	30,9
Schweden	28,3	30,9
Schweiz	28,1	31,1
Bayern	27,9	31,0
Württemberg	27,8	31,5
Niederlande	27,8	30,0
Norwegen	27,7	30,7
Dänemark	27,7	30,7
Baden	27,7	30,6
Österreich	27,2	31,2
Preußen	27,0	29,5
Finnland	27,0	30,2
England und Wales	26,6	28,6
Schottland	26,4	29,0
Sachsen	26,3	28,9
Frankreich	26,2	29,8
Irland	26,1	30,0
Massachusetts	25,7	29,4
Ungarn	25,4	29,0
Italien	24,2	29,1

	Frauen	Männer
Serbien	22,5	25,3
Rumänien	22,1	26,5
Rußland (Europäisches) .	21,4	25,3

Doch läßt sich auch daraus schon erkennen, daß ein zwischen 2 und 5 Jahren schwankendes höheres männliches Heiratsalter allgemein zu konstatieren ist, und daß im östlichen Europa von Frauen wie von Männern durchschnittlich erheblich früher geheiratet wird als im Westen. Besonders Rußland ist nicht nur das Land des niedrigsten Heiratsalters überhaupt, es ist auch das Land der sogen. frühzeitigen Ehen, das sind Ehen, bei denen Braut und Bräutigam unter 20 Jahre alt sind. Diese Erscheinung findet ihre wesentliche Erklärung in den besonderen Bedingungen des russischen Landlebens. Für die Bauern nämlich, die das von ihnen bebaute Land in Gemeinschaft besitzen, ist die frühzeitige Eheschließung ein wahres ökonomisches Bedürfnis. Jeder Familienvater sucht seinen Sohn so rasch wie möglich zu verheiraten, um eine Arbeiterin mehr in seinem Hause zu haben. Auch die Militärpflichtigkeit hat an diesen Ehesitten bisher noch nicht allzuviel ändern können, was sich darin zeigt, daß ein außerordentlich großer Prozentsatz der ins Heer Eintretenden schon verheiratet ist.

Nach unseren Begriffen vorzeitige Ehen sind in südlichen Ländern das normale. Dort treten schon die große Mehrzahl der 15—20jährigen, ja sogar noch jüngere Altersklassen in die Ehe; so finden sich (nach Mayr) in Britisch-Indien von der männlichen Bevölkerung unter 15 Jahren 5,9 %, von der weiblichen unter 15 Jahren 27,03 % verheiratet. In den Kulturstaaten sucht man die vorzeitige Ehe durch gesetzliche Vorschriften nach Möglichkeit zu verhindern, indem die modernen Gesetzgebungen das Ehealter gegenüber dem römischen Rechte durchweg weiter hinausgeschoben haben. Während diese die Ehemündigkeit schlechtweg nach der Pubertät bestimmte, ist heute die Ehemündigkeit für Männer auf das vollendete 20. Lebensjahr (Deutschland[1]) und Dänemark) oder 18. Lebensjahr (Belgien, Frankreich, Italien), und für Frauen auf das 16. oder 15. Lebensjahr festgestellt worden. Freilich sind in den meisten Staaten Dispensationen zulässig.

[1]) [Nach Einführung des B.G.B.: auf das vollendete 21. Lebensjahr.]

Zweckmäßiger als jene vorhin angeführten allgemeinen Durchschnittsziffern über das mittlere Heiratsalter sind statistische Angaben, die das Heiratsalter von Junggesellen und Mädchen von den schon vorher verheiratet gewesenen Personen gesondert bringen. Aus der englischen Statistik, die so verfährt, ergibt sich, daß man für die große Mehrzahl der Eheschließenden — und das sind die erstmalig in die Ehe Tretenden — das durchschnittliche Heiratsalter beträchtlich herabzusetzen hat. Es betrug nämlich für das Jahrzehnt 1885—95 die durchschnittliche Heiratsziffer

für Junggesellen	26,37
„ verwitwete oder geschiedene Männer	44,09
„ männliche Personen überhaupt . .	28,33
„ Mädchen	24,71
„ verwitwete oder geschiedene Frauen	40,37
„ weibliche Personen überhaupt . . .	26,04

Wenn also auf Grund der Statistik behauptet wird, daß das von ihr festgestellte relativ hohe Heiratsalter bei den europäischen Kulturstaaten die Verspätung der Eheschließung beweise, wofür dann die wirtschaftlichen Verhältnisse verantwortlich gemacht zu werden pflegen, so wird man — wie dem auch sein mag — doch auf alle Fälle zu berücksichtigen haben, daß dies hohe durchschnittliche Heiratsalter zum Teil ja nur dadurch zustande kommt, daß die sich aufs neue verheiratenden Verwitweten und Geschiedenen mit inbegriffen sind. Daß diese aber zum mindesten nicht nur aus wirtschaftlichen Gründen ihre zweite oder dritte Ehe verhältnismäßig spät schließen, sondern weil eine noch bestehende Ehe das Hindernis ist, scheint ziemlich einleuchtend zu sein.]

Einen — man könnte sagen: statistischen — Beitrag zur Psychologie der Ehe geben die Aufstellungen über das kombinierte Heiratsalter. Diese verfolgen den Zweck, die Mächtigkeit der Faktoren zu messen und zu vergleichen, die eine Alterskombination unter den möglichen anderen in den Vordergrund treten lassen. Wir nehmen dabei an, daß in dem Verhältnis der Kombinationen zueinander die vergleichsweise Kraft jener Faktoren sich wiederspiegele. Diese Faktoren kann man unter dem Gesamtbegriff der Neigung einer Altersklasse zu einer anderen zusammenfassen, wobei unter

Neigung selbstverständlich nur an Heiratsneigung, nicht aber auch an Liebesneigung zu denken ist; Neigung also nur als Hinneigung und nicht unbedingt als Zuneigung aufgefaßt werden darf. Hinneigung zu einer Ehe kann durch viele Momente bestimmt sein, unter denen Zuneigung eine Rolle spielen kann und vielleicht auch sollte, aber nicht muß. Ja, es ließe sich sogar — wenn auch nicht in Zahlen — nachweisen, daß die Zahl der Ehen, die auf das Motiv der persönlichen Zuneigung hin zustande gekommen sind und zustande kommen, unter dem gegenwärtigen Menschengeschlecht ungeheuer gering ist. Also nur von Hinneigung — Tendenz zu einer bestimmten Kombination — kann man reden, und noch nicht einmal von einer Hinneigung der Eheschließenden allein sondern derer, die über eine Eheschließung zu bestimmen haben, seien dies nun die Eheschließenden selbst oder aber deren Eltern, Vormünder, der Stamm usw.

Der Grad dieser Hinneigung kann nun jedoch selbstverständlich nicht durch bloßes Vergleichen der entstandenen Zahlen abgemessen werden, sondern es müssen diese Zahlen mit denen der Fälle verglichen werden, in denen die betreffende Hinneigung überhaupt zum Ausdruck hätte kommen können: Die wirklich erfolgten Altersverbindungen müssen mit der Zahl der jeweils möglichen verglichen werden. Nicht je häufiger eine Verbindung auftritt, um so häufiger ist die Hinneigung zu ihr, sondern je häufiger sie im Verhältnis zu ihrer Möglichkeit eingegangen wird. Wenn 120 30jährige Männer 90 30jährige und 60 35jährige Frauen vor sich haben, und wenn 60 von jenen heiraten, so würde ein Verhältnis von 3:2 in den erfolgenden Eheschließungen mit 30- resp. 35jährigen Frauen nicht auf Ungleichheit, sondern allererst auf Gleichheit der Hinneigung hindeuten, und der Grad etwaiger Verschiedenheit der Hinneigung könnte nicht mit Hinblick auf jenes bei Gleichheit der Hinneigung sich ergebende Verhältnis gemessen werden. Mit anderen Worten: Die Abmessung der Hinneigung ist nicht ohne Berücksichtigung der Chancen, d. h. ohne Hereinziehung der Wahrscheinlichkeitsrechnung möglich.

Daraus, daß sie nicht ohne diese möglich ist, folgt natürlich noch nicht, daß sie mit dieser immer gleich zu exakten Resul-

taten führen werde. Ohne Berücksichtigung der Zahl der möglichen Fälle dürfen wir nicht vorgehen, das ist sicher, allein wir dürfen auch nicht vergessen, daß die Zahl der mathematisch möglichen Kombinationen nur dann eine Norm für uns abgeben kann, wenn wir keinen Grund haben, einer Reihe von Kombinationen unter ihnen eine größere oder geringere Wahrscheinlichkeit beizulegen, als ihr nach dem bloßen Zahlenverhältnis der Elemente zukommt. Wenn also z. B. Bertillon die Frequenz der Mischehen in Bayern an der Norm mißt, welche die vergleichsweise Häufigkeit der Heiraten von Protestanten und Katholiken für die vier Kombinationen

Mann	katholisch	—	Frau	katholisch
„	„	—	„	protestantisch
„	protestantisch	—	„	katholisch
„	„	—	„	protestantisch

ergibt, so begeht er den großen Irrtum, daß er sich eine Unkenntnis über das Durcheinanderwohnen der Konfessionen vorspiegelt, die wir in der Tat nicht besitzen. Er operiert so, als ob man zwei Säcke mit Kugeln von zwei verschiedenen Farben habe, ohne über deren Schichtung etwas zu wissen. Aber sein Bild ist falsch. Man weiß nämlich — um bei seinem Bilde zu bleiben — daß in die beiden Säcke allemal Kugeln je einer Farbe handweise hineingeworfen sind, d. h. daß die Farben schichtenweise, aber nicht einzeln gemischt durcheinander liegen. Mit anderen Worten: man weiß, daß es vorwiegend katholische und vorwiegend protestantische Distrikte gibt; deshalb weiß man jedoch auch von vornherein, daß das Inbetrachtziehen der Häufigkeit der Farben allein keinen Schluß auf die vergleichsweise Häufigkeit einfarbiger und gemischtfarbiger Kombinationen zuläßt. Einfarbige Kombinationen müssen vielmehr häufiger vorkommen, als dem Verhältnis entspräche, das zu erwarten wäre, wenn man keinen Grund hätte, eine besondere Lagerungsweise zu vermuten.

Dieser Einwand, der den Bertillonschen Untersuchungen gemacht werden muß, wird allerdings Untersuchungen, die sich mit Alterskombinationen befassen, kaum je in gleichem Umfange treffen können, denn es wird angesichts der meisten Beobachtungsgebiete schwerlich ein Grund zu finden sein, aus dem die

Treffmöglichkeit zwischen verschiedenen Altersklassen eine wesentlich andere sein sollte als die von vornherein nach den Regeln der Wahrscheinlichkeitsrechnung zu erwartende.

Beginnen wir nunmehr Untersuchungen an der Statistik der Stadt Berlin, die ihrer sorgsamen Detaillierung wegen hierfür wohl als geeignet gelten darf.

Bevölkerung von Berlin.
1. Dezember 1875.

Geburtsjahr	Alter	Männer					Frauen				
		Ledige	Verw.	Gesch.	Zivilstand nicht ang.	Zus. a—c	Ledige	Verw.	Gesch.	Zivilstand nicht ang.	Zus. a—c
1856—60	15/20	46418	—	—	3	46418	45690	8	5	13	45703
1851—55	20/25	68157	59	14	44	68230	45697	225	80	30	46002
1846—50	25/30	35351	310	70	42	35731	23836	996	275	16	25107
1841—45	30/35	13820	570	173	44	14563	10817	1820	419	12	13056
1836—40	35/40	6092	805	217	29	7114	6073	2787	450	4	9310
1831—35	40/45	3198	879	241	24	4318	3494	3328	400	9	7222
1826—30	45/50	2111	947	230	18	3288	2610	4391	414	6	7415
1821—25	50/55	1435	1198	194	10	2827	1913	5537	367	7	7817
1816—20	55/60	1051	1324	159	—	2534	1459	5875	236	5	7570
1815 und früher	60 u. darüb.	1295	4310	205	4	5810	2447	16913	263	14	19623
	15jährige und ältere					190833					188825
	20 „ „ „					144415					143122

Die Chancen, daß hiernach z. B. eine heiratende 35—40jährige Frau einen Mann irgend einer der 9 Altersklassen von 20—25 Jahren und darüber finden werde, verhalten sich wie die Besetzung dieser Altersklassen mit heiratsfähigen Personen. Setzt man nun die Gesamtzahl der Chancen = 100, so zeigt die folgende Übersicht, wieviel auf jede Altersklasse entfallen. (Siehe S. 242 oben.)

Die zuletzt gewonnene Reihe gibt also das Bild der Verteilung der Hinneigung 35—40jähriger Frauen zu Ehen mit Männern der verschiedenen Altersklassen. Und da zeigt sich denn: Die 35—40jährigen Frauen heiraten zunächst gleichaltrige, dann aber um 1—2 Klassen ältere Männer, und erst in dritter Linie heiraten sie um eine Klasse jüngere Männer.

	20/25	25/30	30/35	35/40	40/45	45/50	50/55	55/60	60 u. älter
a) Chancen	47,3	24,7	10,1	4,9	3,0	2,0	1,9	1,8	4,0
b) In Wirklichkeit aber verteilten sich die Eheschließungen der 35—40jährigen Frauen wie folgt:	6,2	24,7	24,7	10,7	9,8	7,4	3,7	2,5	1,2
D. h. die Chancen = 1 gesetzt, verhält sich die wirkliche Verteilung — Neigungskoeffizient — zu ihnen wie 1:	0,13	1,0	2,5	4,0	3,2	3,7	2,0	1,4	0,3

Im Vorhergehenden ist nach den Chancen gefragt worden, die sich für eine heiratende Person eines Geschlechtes bieten, man kann aber auch nach den Chancen der Paare fragen. Zieht man die 20jährigen und älteren Männer und die 15jährigen und älteren Frauen in Betracht (besser nur von 21 resp. 18 Jahren ab), so ergeben sich 144 415 mal 188 825 Chancen, in runden Zahlen 144 400 mal 188 800 gleich 27 262 720 000 Chancen. Untersucht man nun beispielsweise die beiden Kombinationen,

	Mann	Frau	Chancen	
a)	25/30	20/25	35731 · 46002 =	rund 1642200000
b)	30/35	25/30	14563 · 25107 =	„ 366500000

so zeigt sich, daß 6 % aller Chancen auf die Kombination a und 1,3 % auf die Kombination b fallen. In Wirklichkeit waren nun aber unter den 26622 Berliner Ehen der Jahre 1875 und 1876 solche der Kombination a 2805 + 2376 = 5181 = 19 %
und „ „ „ b 866 + 710 = 1576 = 6 %.
Demnach wäre Kombination a scheinbar dreimal so stark vertreten wie Kombination b. Stellt man jedoch die Chancen dazu, so sieht man:

	Kombination a	Kombination b
Chance . . .	6 %	1,3 %
wirklich . . .	19 „	6 „

Der Neigungskoeffizient wäre daher für Kombination a 3,17 und für Kombination b 4,6, und es zeigt sich also, daß die

)4.

Alter in	33 bis unter 34	
unter 20	—	
20 bis	4	
21 „	34	
22 „	62	
23 „	122	
24 „	192	
25 „	259	
26 „	289	
27 „	332	
28 „	293	
29 „	346	
30 „	345	
31 „	332	
32 „	267	
33 „	263	
34 „	286	
35 „	277	
36 „	193	
37 „	203	
38 „	171	
39 „	159	
40 „	594	
45 „	304	
50 „	133	
55 „	65	
60 Jahr	45	
Zus	5570	

Ehen der Kombination b nicht mit geringerer, sondern mit einer um die Hälfte stärkeren Tendenz als die der Kombination a zustande kommen.

Alles obige muß man dann auch für jede Altersdifferenz anstatt für Altersklassen und ferner mit Berücksichtigung des Zivilstandes durchführen können. Man würde daher zu fragen haben: Wieviele Heiratschancen liegen vor für Heiraten, in denen der Mann, resp. für solche, in denen die Frau älter wäre, und wieviele erfüllen sich von ihnen? Wieviele, in denen er 1, 2, 3 Jahre älter wäre usf. Nach obiger Tabelle — doch müßte hier jahrweise vorgegangen werden — scheinen z. B. für die 35—40jährigen Männer zirka 134000 jüngere und 54000 ältere Frauen vorhanden, ein Verhältnis von 1:2,5. Die wirklichen Ehen mit jüngeren verhalten sich jedoch zu denen mit älteren wie 139:658 = 1:5; der Neigungskoeffizient zu den jüngeren ist also = 2. Die 25—30jährigen Männer haben unter zirka 83000 jüngeren und 106000 älteren Frauen die Auswahl; ein Verhältnis wie 1:1,3. Die Zahl der wirklichen Ehen verhält sich indes wie 2,3:1; der Neigungskoeffizient wäre demnach etwa = 3. Männer im Alter von 25—30 Jahren haben also eine um 50 % stärkere Tendenz, jüngere Frauen zu heiraten, als Männer von 35—40 Jahren.

Interessant wäre es auch, das kombinierte Heiratsalter im Hinblick auf die Verschiebungen der Chancen zu betrachten, die nach Kriegen oder infolge starker Auswanderung eintreten. Soweit diese Verschiebungen sich auf den Zivilstand der Heiratenden beziehen, bemerkt Fircks, daß nach Kriegen und verheerenden Seuchen, also wenn ungewöhnlich viel Ehen vorzeitig gelöst worden sind, der auf Eheschließungen zwischen Junggesellen und Witwen entfallende Anteil steigt, ebenso nach wirtschaftlichen Notständen, „weil Witwen meistens eine eingerichtete Wirtschaft und einiges Einkommen besitzen und in den neuen Hausstand einbringen". Durchschnittlich stellt sich auf Grund mehrerer Millionen europäischer Eheschließungen der Anteil an den Eheschließungen der einzelnen Personenkategorien nach dem Zivilstand so dar, daß unter 1000 Eheschließungen 810 zwischen Junggesellen und Jungfrauen, 96 zwischen Witwern bezw. geschiedenen Männern und Jungfrauen, 46 zwischen Junggesellen und Witwen bezw. geschie-

denen Frauen und 48 zwischen Witwern bezw. geschiedenen Männern und Witwen bezw. geschiedenen Frauen geschlossen werden. Unter je 1000 Eheschließungen sind hiernach 856 für die beteiligten Männer, dagegen 906 für die beteiligten Frauen erstmalige eheliche Verbindungen (Fircks).

All die bisher gemachten Mitteilungen über die Zeugungsgemeinschaft mußten den Betrachtungen über die Vermehrung — als deren offenkundiger Ursache — selbstverständlich vorangestellt werden. Verkehrt wäre es aber auch, bei den darauffolgenden Untersuchungen über die Erscheinungen des Wachstums der Bevölkerung — wie es oft genug geschieht — von der Geburtsziffer auszugehen und diese kausal erklären zu wollen. Man hat vielmehr festzustellen, wie alle in Betracht kommenden Kausalitätseinflüsse auf jene Faktoren wirken, die Geburten hervorbringen können. Von der Fruchtbarkeit also muß man ausgehen, und die häufig gehörten Fragen nach dem Einflusse der Volksdichtigkeit, der wirtschaftlichen Verhältnisse und dergl. auf die Geburtsziffer sind demnach schief gestellt. Nach ihrem Einflusse auf die Fruchtbarkeit ist zu fragen.

[Die Aufstellung einer Fruchtbarkeitsstatistik begegnet erheblichen Schwierigkeiten. Denn da die Fruchtbarkeit die gemeinschaftliche Funktion des Alters der Zusammenlebenden wie der Dauer ihres Zusammenlebens ist, so wird die sich damit befassende Statistik nur dann den an sie zu stellenden Anforderungen entsprechen können, wenn sie beide Momente fortwährend im Auge behält. Das aber vermag sie — wenn überhaupt — natürlich nur zu leisten, soweit es sich um die eheliche Fruchtbarkeit handelt, denn keine Form des außerehelichen Zusammenlebens bietet der Statistik die Möglichkeit, jene beiden Momente zu berücksichtigen. Da jedoch stets — von anderem abgesehen — namentlich die summarisch nach Altersverhältnissen abschätzende Bestimmung der männlichen Zeugungsfähigkeit unter allen Umständen sehr schwierig erscheint, so muß zur Bestimmung der allgemeinen Fruchtbarkeit der Bevölkerung oft genügen, die Gesamtzahl der Geburten einer gegebenen Zeitstrecke zu einem nach Maßgabe des Alters präsumierten mittleren Bestand von Gebärfähigen in Beziehung zu setzen — „Allgemeine Fruchtbarkeitsziffer“ — (Mayr). (Als gebärfähiges Alter pflegt

man ganz allgemein die Zeit zwischen dem 15. und 50. Lebensjahr anzunehmen.)

Ein besseres Bild von der Fruchtbarkeit eines Volkes erhält man schon, wenn man statt die allgemeine Fruchtbarkeitsziffer zu geben, in der sich durch das Zusammenwerfen der ehelichen und der sich aus ganz anderen Faktoren ergebenden unehelichen Fruchtbarkeit sehr Ungleichartiges zusammenfindet, diese in ihre Bestandteile aufzulösen sucht. Das geschieht dadurch, daß man die verheirateten Frauen im gebärfähigen Alter mit den ehelich Geborenen vergleicht (eheliche Fruchtbarkeitsziffer) und die unverheirateten Frauen im gebärfähigen Alter mit den außerehelich Geborenen. Eine solche Gegenüberstellung — bei Berücksichtigung lediglich der Lebendgeborenen — gibt Bodio in den Confronti internationali für die Periode 1874—91.

	Auf 1000 verheiratete Frauen im Alter von 15—50 Jahren treffen jährlich lebendgeborene	
	eheliche Kinder	nicht verheiratete außereheliche Kinder
Deutsches Reich (1874—90)	270	26,5
Schottland	269	19,9
Belgien	265	19,8
Italien	251	24,6
England und Wales . . .	250	12,1
Österreich	250	44,4
Schweden	240	—
Irland	240	4,1
Schweiz (1874—89) . . .	236	10,2
Frankreich	163	16,7

Von brauchbarem Wert für internationale Vergleichungen ist fernerhin die Gegenüberstellung der Zahlen der Eheschließungen und der ehelich Lebendgeborenen, vorausgesetzt, daß die Beobachtungen sich über genügend lange Zeiträume erstrecken. Solche Angaben über die Zahl der im Laufe einer Ehe durchschnittlich geborenen Kinder macht Fircks in der folgenden Übersicht für die Jahrzehnte 1871—80 und 1881—90. Da indes die kinderlosen Ehen mit inbegriffen sind, so werden die hier angeführten Zahlen natürlich niedriger sein als die durchschnittliche Kinderzahl der Ehen, die mit Kindern gesegnet sind.

	Auf jede Eheschließung entfielen durchschnittlich lebendgeborene eheliche Kinder	
	1871—80	1881—90
Im Deutschen Reich	4,2	4,3
und zwar in Preußen . . .	4,2	4,3
„ Bayern . . .	4.2	4,6
„ Sachsen . . .	4,0	4,0
„ Württemberg .	4,6	5,0
„ Baden	4,4	4,5
„ Els.-Lothringen	4,7	4,3
„ Hessen . . .	4,2	4,0
in Österreich	4,0	4,1
„ Ungarn	4,4	3,7
„ Italien	4,5	4,4
„ der Schweiz	3,8	3,9
„ Frankreich	2,9	2,9
„ England mit Wales	4,2	4,1
„ Schottland	4,4	4,4
„ Irland	5,5	5,3
„ Belgien	4,1	3,9
„ den Niederlanden	4,3	4,7
„ Dänemark	4,3	3,9
„ Norwegen	3,9	4,4
„ Schweden	4,0	3,8
„ Finnland	4,1	4,4

(Fircks, a. a. O. S. 156.)

Innerhalb der einzelnen Staaten selbst zeigen sich jedoch hinsichtlich der ehelichen Fruchtbarkeit so große Unterschiede, daß man aus diesen Ziffern nicht allzuviel schließen darf. In Preußen z. B. stehen sich bei der Beobachtungsperiode 1881 bis 1890 ein Minimum von 2,6 (Stadtkreis Frankfurt a. M.) und ein Maximum von 6,9 (Kreis Zabrze; Rgbz. Oppeln) gegenüber. Und nicht minder erhebliche Unterschiede ergeben sich, wenn man irgendwie gegeneinander abgegrenzte Bevölkerungsgruppen hinsichtlich der ehelichen Fruchtbarkeit miteinander vergleicht, wenn man also den Einflüssen von Beruf und Stand, Religion und Sitte, Stadt und Land, Klima, Rasse u. n. a. m. auf die Fruchtbarkeit nachgehen wollte. Als eines der wichtigsten Ergebnisse solcher Untersuchungen sei nur die ganz

allgemein gefundene Tatsache mitgeteilt, daß sich die Arbeiterbevölkerung einer höheren ehelichen Fruchtbarkeit rühmen darf als die wohlhabenderen Klassen, eine Erscheinung, die auf höchst verschiedenartige Ursachen zurückzuführen sein dürfte. Die Neigung wohlhabender Männer, relativ spät zu heiraten, die noch in vielen Richtungen überaus törichte Erziehung der jungen Mädchen aus guter Familie, die Tendenz der besser Situierten, die Kinderzahl soweit zu beschränken, daß auf jedes Kind noch eine möglichst große Erbportion fällt (Zweikindersystem): all das mindert die Fruchtbarkeit in den wohlhabenderen Klassen herab, während andererseits die auffallend große Fruchtbarkeit der unteren Schichten nicht ohne weiteres als ein Zeichen ihrer physischen Überlegenheit gedeutet werden darf, sondern häufig nichts anderes als eine Mittellosigkeit offenbart, die ihnen vorbeugende Maßregeln zu treffen unmöglich macht. Man sieht: nur eine ganz exakte Fruchtbarkeitsstatistik würde wirklich brauchbare Aufschlüsse zu geben imstande sein. Eine derartige Aufgabe jedoch fällt viel mehr in den Rahmen der kommunalen als der staatlichen Statistik. Die berliner, pariser und budapester Statistik haben denn auch viel auf diesem Gebiete geleistet; so sind in der letztgenannten Stadt in den Jahren 1897—1900 9757 Ehen mit 26952 Geburten beobachtet worden.[1]) Doch soll — wie Körösy berichtet — eine eingehendere Behandlung erst dann erfolgen, wenn das bisherige Material auf das Doppelte angewachsen sein wird.]

„Aus der Differenz der Geburten und Sterbefälle — sagt Rümelin — sowie der Zu- und Wegziehenden, ergibt sich die zeitliche Veränderung der Volkszahl und in den normalen Fällen das Wachstum der Bevölkerung. Es ist dabei die absolute und die relative Volksvermehrung zu unterscheiden. Das Interesse der Bevölkerungslehre knüpft sich vorzugsweise an dies letztere Moment an.“ [Lassen wir die Aus- und Einwandernden beiseite, um das natürliche Wachstum etwas genauer zu betrachten. Da zeigt sich, daß weder die bloße Angabe der allgemeinen Geburtsziffer noch die des Geburtenüberschusses genügt, um den Zuwachs bei einem Volke mit dem bei einem andern vergleichen zu können. Wichtig ist viel-

[1]) [Bulletin de l'Inst. int., Tome XIII, 3 (Rome 1903).]

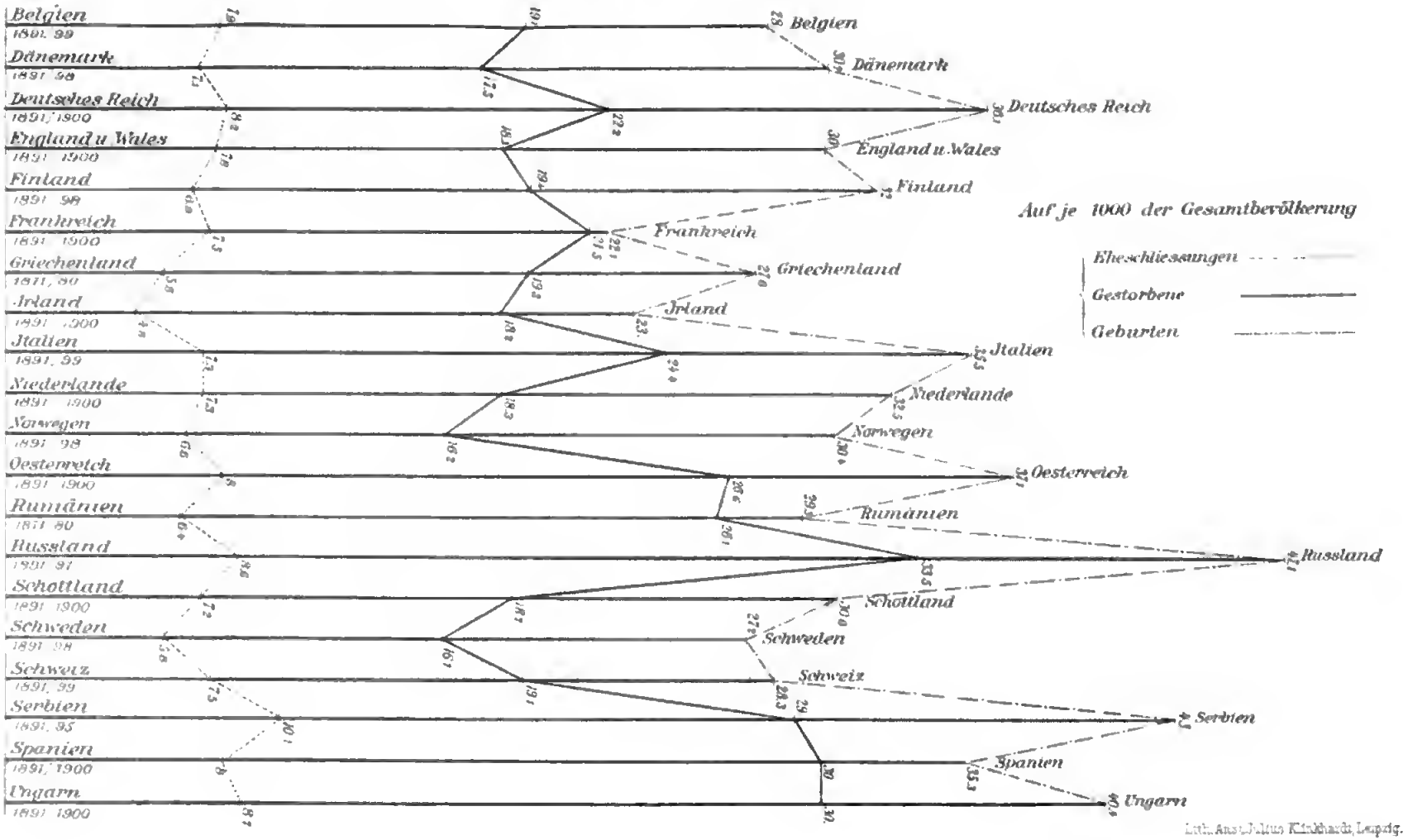
mehr, zu wissen, aus was für Ziffern sich diese Differenzen zwischen Geburten und Sterbefällen ergeben. Denn zwei gleiche Zuwachszahlen können ja auf sehr verschiedene Weise zustande gekommen sein: die beigefügte graphische Darstellung zeigt dies deutlich. Jedermann wird wünschen, eine Steigerung des Bevölkerungszuwachses durch Herabminderung der Sterblichkeitsziffer zu erreichen, während eine starke Volksvermehrung, der eine hohe Sterblichkeit gegenübersteht, kaum als ein gesunder Zustand gelten darf; bis zu einem gewissen Grade ist so aber auch die deutsche Bevölkerungszunahme zu beurteilen, allerdings hat in den letzten Jahren die Sterblichkeitsziffer erfreulicherweise nicht unbeträchtlich abgenommen.]

Allgemeine Geburtsziffer.[1])

	1891/95		
Europ. Rußland . . .	46,5	[49,0	(1899)
Serbien	43,1	40,9	(1903)
Ägypten	42,7	—	—
Ungarn	41,6	36,6	(1903)
Sachsen	39,9	33,4	(1904)
Uruguay	38,1	27,3	(1904)
Österreich	37,5	35,0	(1903)
Preußen	37,2	34,7	(1904)
Bulgarien	36,8	39,7	(1902)
Deutsches Reich . . .	36,3	34,1	(1904)
Bayern	36,3	35,7	(1904)
Italien	36,3	31,5	(1903)
Württemberg	34,1	34,0	(1904)
Niederlande	33,0	31,4	(1904)
Baden	32,7	33,8	(1904)
Finnland	31,5	30,4	(1903)
Schottland	30,7	28,6	(1904)
England und Wales . .	30,5	28,0	(1904)
Dänemark	30,3	29,2	(1904)
Norwegen	30,3	27,9	(1904)
Großbritannien u. Irland	29,6	—	—
Belgien	29,2	27,5	(1903)
Japan	28,6	32,4	(1902)

[1]) Fircks a. a. O. S. 151/52 [u. Stat. Jahrb. d. D. R. 1906].

Bewegung der Bevölkerung.



Lith. Anst. Julius Klinkhardt, Leipzig.

	1891/95		
Schweiz	28,2	27,7	(1904)
Schweden	27,5	25,7	(1903)
Irland	22,9	23,6	(1904)
Frankreich	22,6	20,9	(1904)]

Eheschließungen, Geburten und Sterbefälle.[1])

	Ehe-schließungen	Auf je 1000 Einwohner Geborene ohne Totgeb.	Gestorb. ohne Totgeb.	Geburten-überschuß
[Belgien (1903)	7,9	27,5	17,0	10,5
Dänemark (1904) . . .	7,2	29,2	14,2	15,0
Deutsches Reich (1904) .	8,0	34,1	19,6	14,5
England u. Wales (1904)	7,6	28,0	16,3	11,7
Finland (1903)	6,3	30,4	17,9	12,6
Frankreich (1904) . . .	7,6	20,9	19,4	1,5
Griechenland	—	—	—	—
Irland (1904)	5,2	23,6	18,1	5,5
Italien (1903)	7,2	31,5	22,3	9,2
Niederlande (1904) . .	7,4	31,4	15,9	15,4
Norwegen (1904)[2]) . .	5,9	27,9	14,2	13,7
Österreich (1903)[2]) . .	7,7	35,0	23,7	11,3
Rumänien (1903) . . .	9,0	40,4	25,0	15,4
Rußland (1899) . . .	9,2	49,0	31,0[3])	18,0
Schottland (1904) . . .	7,0	28,6	16,8	11,8
Schweden (1903)[2]) . .	5,8	25,7	15,1	10,6
Schweiz (1904)	7,4	27,7	17,8	9,9
Serbien (1903)	9,5	40,9	23,4	17,5
Spanien (1903)[2]) . . .	8,2	36,5	—	—
Ungarn (1903)	8,1	36,6	26,1	10,6
Japan (1902)	8,4	32,4	20,6	11,8]

Eine Frage, die gewöhnlich gestellt zu werden pflegt, wenn von der Zunahme der Bevölkerung gesprochen wird, ist die nach der sogen. Verdoppelungsperiode einer Bevölkerung. Hinsichtlich ihrer Ermittlung muß beachtet werden, daß man stets die Zinseszinsrechnung anzuwenden hat. Nennen wir die Be-

[1]) Stat. Jahrb. f. d. D. R. 1906.
[2]) Vorläufige Zahlen.
[3]) Einschl. Totgeb.]

völkerung zu Anfang einer Periode P, an ihrem Ende P^1, die Anzahl der Jahre J und endlich die jährliche Zuwachsziffer z, so läßt sich aus der Formel

$$P \cdot z^J = P^1$$

bei gegebener Zuwachsziffer die Verdoppelungsperiode leicht berechnen; dann ist nämlich:

$$P \cdot z^J = 2P$$
$$z^J = 2$$
$$J \log z = \log 2$$
$$J = \frac{\log 2}{\log z}$$

Oder man will die Zuwachsziffer finden:

Aus der Formel

$$P \cdot z^J = P^1$$

ergibt sich dann:

$$z^J = \frac{P^1}{P};\ J \log z = \log P^1 - \log P.$$
$$\log z = \frac{\log P^1 - \log P}{J}$$

Danach wäre also eine Verdoppelung der Bevölkerung Deutschlands [wenn man die Zuwachsziffer zwischen 1900 und 1905 — gleich 1,45 % — zugrunde legt, ab 1905 gerechnet] in etwa 48 Jahren zu erwarten. [Ob wir darauf freilich mit Bestimmtheit rechnen dürfen, ist schwer zu sagen, denn wenn wir auch zurzeit keinen Anlaß sehen, weshalb die mit dem Ende der Napoleonischen Kriege einsetzende und seitdem ununterbrochen in starker Progression fortschreitende allgemeine Bevölkerungszunahme abgeschwächt oder gar zum Stillstand gebracht werden sollte, so zeigt doch ein Blick auf die Geschichte den steten Wechsel von Ebbe und Flut in den Massen der Bevölkerung. Eine solche Rückschau auf die Geschichte der Bevölkerung vom Beginne des Mittelalters ab, die sich im wesentlichen an einen Überblick Inama-Sternegg[1]) anlehnt, mag nun den Schluß dieser Vorlesungen bilden:]

Die römische Kaiserzeit hatte einen ziemlich all-

[1]) Hw. d. St.-W., II. Aufl., Bd. 2, Art. Bevölkerungslehre.

gemeinen Aufschwung der Bevölkerung zu verzeichnen gehabt. Zunächst in Italien selbst, allein mehr noch in den Provinzen. Die Bedingungen aber, unter denen diese Blüte des Volkslebens sich entwickelte, wurden durch die Völkerwanderung zunichte gemacht. Wir haben uns wohl also auch die Anfänge der politischen Neubildung von Europa auf einer wesentlich geschmälerten populationistischen Basis zu denken; und auch die ersten Jahrhunderte dieser neuen Zeit werden nicht sonderlich zur Vermehrung der Bevölkerung beigetragen haben, nicht nur wegen der beständigen Unsicherheit von Leben und Eigentum und der zahlreichen Kriege, sondern auch wegen der verheerenden Krankheiten, unter denen die große Pest des 6. Jahrhunderts den ersten Platz einnimmt.

Günstiger lagen, bis zu dieser Zeit wenigstens, noch immer die Verhältnisse des oströmischen Reiches. Und die Annahme, „daß bei Begründung der fränkischen Monarchie der Südosten von Europa besser bevölkert war als irgend ein anderes Gebiet unseres Weltteils . . .“ hat ziemlich viel Wahrscheinlichkeit für sich. Diese Verhältnisse verschieben sich nun in den folgenden Jahrhunderten unausgesetzt und gründlich. Das oströmische Reich ist noch im 6. Jahrhundert durch die Bubonenpest, welche die Hälfte seiner Einwohner dahingerafft haben soll, ins Herz getroffen worden. Der Südosten von Europa verliert immer mehr seine Bedeutung. Und je mehr die Schwäche des byzantinischen Kaiserreiches zunimmt, die Araber den Weg nach Asien und Ägypten, die Avaren und Ungarn den nach dem Balkan verlegen, um so deutlicher tritt dieser Verfall zutage. Die ganze Levante wird schließlich ein mit mehr oder weniger Erfolg von der westeuropäischen Welt ausgebeutetes Gebiet. Die Türkenherrschaft besiegelt dann diesen Prozeß der Verschüttung nationaler Erwerbsquellen.

Dagegen gediehen nun in Westeuropa die Verhältnisse unter der fränkischen Monarchie zu einer besseren Ordnung, ebensowohl in Frankreich und Deutschland wie in Italien. Wie sehr sich dieser Umschwung namentlich auch in einer starken Zunahme der deutschen Bevölkerung dokumentiert, beweist die Kolonisation des Ostens, wohin der Überschuß der deutschen Bevölkerung abströmt.

Mit dem 14. Jahrhundert hören diese Wanderungen auf. Die erste Periode der tausendjährigen Geschichte der europäischen Bevölkerung ist abgeschlossen.

Die Verteilung der Bevölkerung Europas ist um die Mitte des 14. Jahrhunderts schon eine wesentlich andere als acht Jahrhunderte früher. Die am dichtesten bevölkerten Gebiete haben wir in Italien, Frankreich und Spanien zu suchen. Der Osten Europas aber, der sich doch erst wieder zu bevölkern angefangen hatte, erlitt durch die Mongolenherrschaft einen neuen, lange nachwirkenden schweren Rückschlag, und das oströmische Reich mit seinen schon halb losgelösten Bestandteilen auf der Balkanhalbinsel brach unter dem türkischen Joche zusammen. Diese Periode einer zwar langsamen, aber doch im ganzen stetigen Bevölkerungsentwicklung findet einen jähen Abschluß um die Mitte des 14. Jahrhunderts. Der schwarze Tod hat da furchtbar aufgeräumt und vom äußersten Osten bis zum fernen Westen Europas kein Land mit seiner Sichel verschont. 25 Millionen Menschen, die als ein Viertel der damaligen Bevölkerung von Europa angenommen werden, soll er allein innerhalb dreier Jahre dahingerafft haben, und sein Wüten dauert mit Unterbrechungen mehr als 35 Jahre.

Kaum haben die in Furcht und Elend herangewachsenen neuen Generationen sich wieder zu erholen begonnen, so brechen neue Ereignisse von allgemeinster Bedeutung über die europäische Bevölkerung herein: die Religionskriege des 16. und 17. Jahrhunderts, die Türkeneinfälle vom 15. bis zum 17. Jahrhundert. Ereignisse sodann, die nur einzelne Länder betrafen: die Vertreibung der Araber und Juden aus Spanien, die hansischen Gewalttaten im Norden, die lange andauernden inneren Unruhen in England und Schottland, die deutschen Bauernkriege, die spanische Herrschaft in Italien haben die Gesamtbevölkerung Europas noch weiterhin geschwächt; die Pesten des 16. und 17. Jahrhunderts taten ein übriges dazu. Diesen Zeiten gegenüber brachte dann allerdings der Rest des 17. und 18. Jahrhunderts einige Erholung. Besonders die Städte hoben sich nun verhältnismäßig rasch. Allein sehr namhaft war auch dieser Bevölkerungszuwachs nicht, um so weniger, als die Städte doch durchgehends noch immer ein Lebensdefizit ihrer eigenen Be-

völkerung zeigen, das durch die Geburtenüberschüsse der Landbevölkerung gedeckt werden mußte. Allein diese lag in den Fesseln der Leibeigenschaft oder doch Gutshörigkeit und hatte damit eng gezogene Grenzen ihres Nahrungsspielraumes.

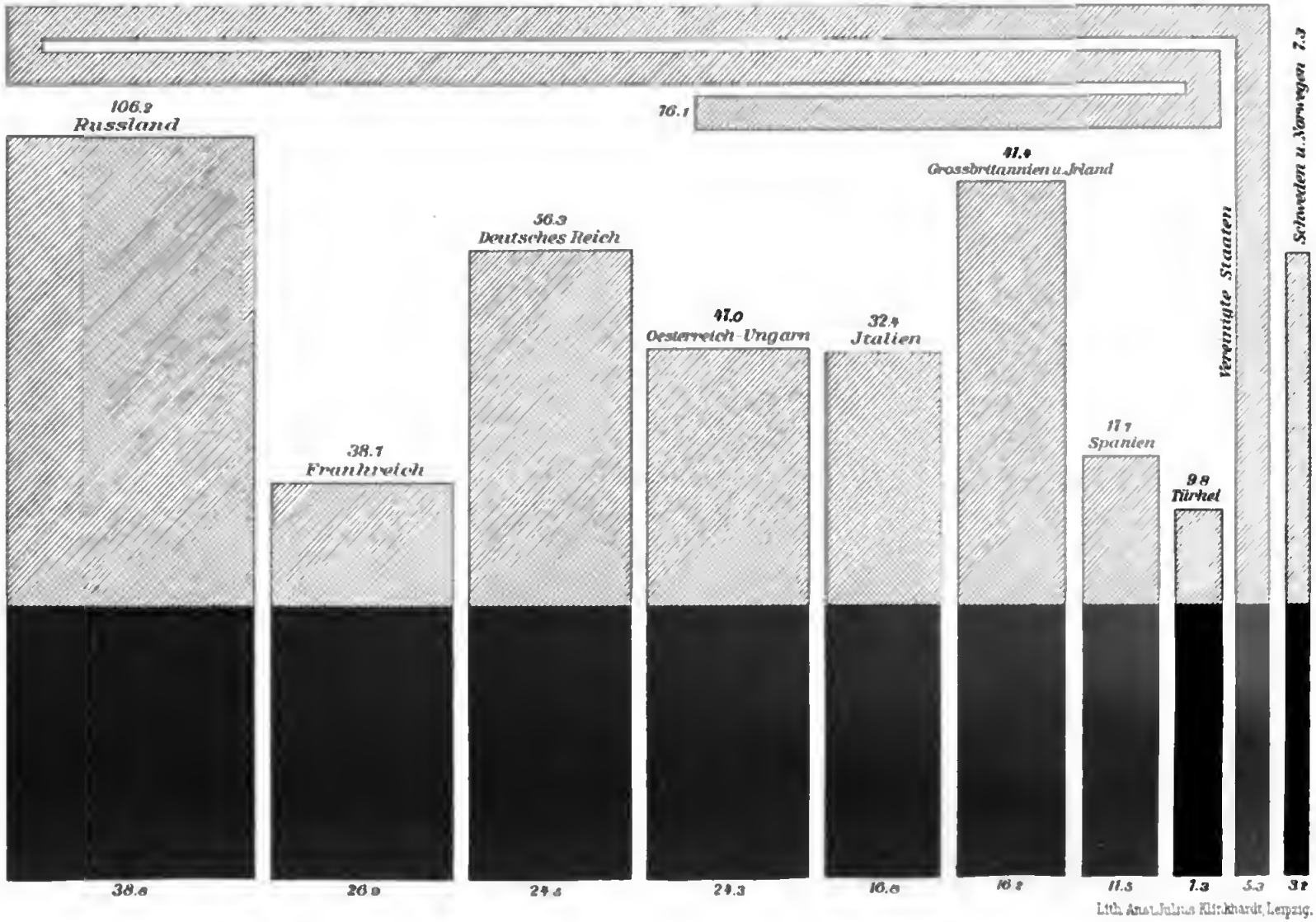
Da beginnt um die Wende des 18. Jahrhunderts ein Umschwung, zuerst allerdings nur unter fortgesetzten Störungen, nach Schluß der Napoleonischen Kriege aber in ununterbrochener Wirksamkeit, ein Umschwung, wie ihn keine frühere Zeit gesehen hat. Die Bevölkerung wächst in allen Ländern in bisher unbekannter, ja ungeahnter Progression. Und dies trotz der nach vielen Millionen zählenden Kriegsverluste, trotz der Auswanderung nach der neuen Welt, trotz schwerer Epidemien.

Die Ursachen hierfür sind in den Veränderungen der wirtschaftlichen Verhältnisse — wozu vor allem auch die Erleichterung des Verkehrs gehört — zu suchen, dann aber auch in der Verminderung der Sterblichkeit infolge der hygienischen Fortschritte und der Arbeiterfürsorge.

[Wenn man nun aber auch nicht soweit zu gehen braucht wie Fircks, der diese enorme Bevölkerungszunahme Europas während des 19. Jahrhunderts eine unnormale nennt, so wird man doch zugeben dürfen, daß das Problem der Übervölkerung, das namentlich früher die Bevölkerungspolitiker stark beschäftigt hatte, durch jenes Phänomen wieder an Aktualität gewonnen hat. Und damit rückt die vielumstrittene Lehre des Robert Malthus wieder in den Vordergrund des Interesses. In seiner berühmt gewordenen Schrift: „An essay on the principle of population . . .“ (I. Auflage: London 1798) hatte er als Grundlage seiner Untersuchungen das sogen. Bevölkerungsgesetz aufgestellt, nach dem die Zunahme der Bevölkerung in geometrischer, die der Nahrungsmittel aber nur in arithmetischer Progression erfolgt. Dieses Bevölkerungsgesetz, das viel zu allgemein gefaßt ist, und die von Malthus daraus gezogenen Schlüsse haben eine schier unendliche Literatur gezeitigt, in der von dem begeistertsten Anhänger bis zum entschiedensten Gegner jede nur denkbare Anschauung zu Worte gekommen ist. Auf den Malthusianismus und die modernisierte Abart dieser Theorie — den sogen. Neo-Malthusianismus — sowie auf das pro und

contra einzugehen, dazu bietet sich jetzt allerdings keine Gelegenheit mehr. Und so sei nur noch die ganz kurze Bemerkung gemacht, daß zwar über die Richtigkeit des Grundgedankens der Malthusschen Lehre, demzufolge die Erzeugung der für eine Bevölkerung notwendigen Nahrungsmittel in einem bestimmten Gebiete mit ihrer Vermehrung nicht gleichen Schritt zu halten vermag, ein Zweifel eigentlich kaum bestehen dürfte, daß aber diese Erkenntnis, nach dem, was in einer der früheren Vorlesungen über die auf Erden mögliche Menschenzahl gesagt worden ist, zur Beunruhigung für uns nicht gar zu viel Veranlassung bietet.]

Bevölkerungszunahme 1800—1900.



Lith. Anst. Julius Klinkhardt, Leipzig.

WIRTSCHAFTS-STATISTIK.

Digitized by Google

I. Vorlesung.

Im Verlaufe unserer Einleitung haben wir gehört, daß Betrachtungen über den Nationalwohlstand seit dem Entstehen einer Statistik in modernem Sinne wiederholt und von den angesehendsten Vertretern dieser Wissenschaft angestellt worden sind. Noch in jüngster Zeit (1901) gab ein auf dem Pesther Kongreß des „Institut International" zum Vortrag gelangendes Referat über den ungarischen Nationalwohlstand Anlaß zu lebhaften Diskussionen über dieses Thema.

Daß sich vor allem die wirtschaftliche Statistik mit solchen Betrachtungen beschäftigt, ist selbstverständlich, es zu erwähnen eigentlich Tautologie. Denn was soll wohl die wirtschaftliche Statistik — als exakte darstellende Nationalökonomie — anders sein als Messung des wirtschaftlichen Reichtums mit Rücksicht auf seine Produktion, seine Verteilung, seinen Umsatz und seine Konsumtion? Was jedoch Jahrhunderte hindurch damit zu leisten versucht worden ist, war etwas ganz anderes: Es war das Streben nach einer wissenschaftlichen Auskunft umfassendster Art, aus der gewissermaßen alle speziellen Auskünfte herausdestilliert werden könnten, das Streben nach einer schlagenden, tausend Bezüge und Verhältnisse übersichtlich zusammenfassenden Formel. Bei jenen Bestrebungen handelte es sich darum, den Totalreichtum eines Volkes bezw. das Totaleinkommen eines solchen behufs praktischer oder theoretischer Zwecke (Vergleichung von Zeit zu Zeit, von Volk zu Volk) in einer einzigen Zahl — einer Geldwertzahl — auszudrücken.

Petty z. B. sagt uns, daß „the Stock of the Kingdom" ohne die Menschen 250 Millionen £ wert sei und der einzelne Mensch 416⅔; Gregory King hat für 1688 den englischen National-

reichtum auf 650 Millionen geschätzt. Krug hat das jährliche Nationaleinkommen des preußischen Staates um den Beginn des 19. Jahrhunderts mit 261 Millionen Talern berechnet. Fellner will herausgebracht haben, daß das ungarische Nationalvermögen 31 Milliarden Kronen, also etwa 26 1/3 Milliarden Mark wert sei.[1])

Daß solche Versuche am Anfang der Wissenschaft gestanden haben, ist ganz begreiflich. Man beginnt häufig mit dem Höchsten oder mit dem, was man dafür hält: mit dem Unlösbaren, findet bei dieser Suche Schätzbares und gewahrt dann allmählich, daß in diesem mehr beiläufig Gefundenen der Gewinn liegt, während das ursprüngliche Ziel sich schließlich als eine Fata morgana erweist. Ich erinnere nur an die Bedeutung der Suche nach dem Stein der Weisen für die chemischen Entdeckungen.

Daß man fortwährend nach solchen zusammenfassenden Ausdrücken für Nationalvermögen und Nationaleinkommen gesucht hat, erklärt sich aber auch leicht aus den bedeutsamen Verwertungen, deren man sie — wenn einmal gefunden — für fähig hielt.

Bei den älteren politischen Arithmetikern handelte es sich besonders darum, die Kraft der Völker gegeneinander abzuschätzen, auch darum deren Steuerkraft zu messen — bei den Neueren und Neuesten übrigens ebenfalls häufig. So äußert sich Colquhoun sehr enthusiastisch, er lebe der Hoffnung, daß seine ebenso interessante wie nützliche Untersuchung dem Nationalkredit zustatten kommen und diejenigen beruhigen werde, die sich nach dem überstandenen Kriege düsteren Befürchtungen hingäben. Gannett erzählt, daß er 1877 um eine Schätzung des „Capital value" des vereinigten Königreiches „for the information of the National Defence Comitee" angegangen worden sei. Fellner bringt seine Berechnung des ungarischen Nationalvermögens in Beziehung zu Berechnungen Inama-Sterneggs über das österreichische Nationalvermögen und zieht daraus Folgerungen für die Fixierung der ungarischen Quote an den Gesamtausgaben des Reiches. Da sich nach seiner Berechnung das ungarische zum österreichischen Na-

[1]) L'évaluation de la richesse nationale (Bulletin de l'Institut intern., Tome XIII, 2; Budapest 1902).

tionalvermögen verhält wie 1:1,9, so müßten auch die beiden Quoten im gleichen Verhältnis zueinander stehen.

Pessimisten und Optimisten legen Daten mit Betrachtungen vor, Sozialisten und Antisozialisten ziehen Schlüsse daraus. Bekannt ist das Wort Gladstones, den Ergebnisse der „Income-Tax" zu der Überzeugung gebracht hatten, „daß die Reichen immer reicher, die Armen immer ärmer geworden seien". Hierauf Anklagen der Sozialisten. Umgekehrt dienen die gleichen Ergebnisse als Basis für einen Beweis dafür, daß sich das allgemeine Niveau gehoben haben müsse, so bei Julius Wolff.[1]) In wie umfassender Weise solche Daten heute in viel gekauften Werken verbreitet werden und aus Ihnen in das Publikum und in die Presse kommen, können Sie aus dem Buche von R. E. May: Die Wirtschaft in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft (1901) ersehen. In einer Tabelle, deren Daten einem Buche des bekannten aber wenig zuverlässigen amerikanischen Statistikers Mulhall entnommen sind, finden sich Angaben über das Volksvermögen fast sämtlicher zivilisierter Staaten. Der größte Teil dieser Daten ist nun gänzlich aus der Luft gegriffen, ein Teil jedoch beruht allerdings — wie wir zugeben müssen — auf Untersuchungen, die mit dem gesamten statistischen Rüstzeug ausgeführt worden sind (s. die Tabelle auf S. 260).

Und ebenso wenig dürfen wir vergessen, daß sich nicht etwa nur phantastische Köpfe mit dem Problem der Schätzung von Volksvermögen und Volkseinkommen beschäftigt haben, sondern ganze statistische Bureaus und einzelne sehr gewissenhafte und scharfsinnige Denker. So nimmt das amerikanische Census Office gelegentlich der alle 10 Jahre stattfindenden Volkszählungen regelmäßig eine Schätzung vor. Eine Berechnung rührt von Rümelin her und Lexis hat — wenn auch keine Berechnungen — so doch die Grundlagen für solche gegeben.

Angesichts der umfassenden Behandlung der Sache und der bedeutungsvollen Schlüsse dürfen wir daher nicht an ihr vorübergehen, sondern werden uns ein kritisches Urteil bilden müssen: Sollten wir dabei vielfach zu negativen Ergebnissen

[1]) System der Sozialpolitik I (Sozialismus und kapitalistische Gesellschaftsordnung).

Land	Das Volksvermögen betrug 1895 Millionen Mark							Mark pro Kopf
	Land	Vieh	Eisenbahn	Gebäude	Waren	Verschied.	Zusammen	
Großbritann. u. Irland . . .	34563	18016	20193	51045	16503	111705	242025	6191
Frankreich . .	52890	10517	13592	44260	12321	65067	198647	5166
Deutschland .	40529	10886	11378	35978	13879	52419	165069	3198
Rußland . . .	43317	12239	7155	20890	10558	37556	131715	1251
Österreich . .	30197	6642	7606	14740	7524	25789	92498	2132
Italien . . .	24190	4490	3772	10312	4572	17446	64782	2071
Spanien . . .	24846		2214	5740	3034	12956	48790	2768
Portugal . . .	3362		472	1578	656	2358	8426	1784
Schweden und Norwegen .	5699		820	3116	1640	4920	16195	2337
Dänemark . .	5207		287	1415	759	2706	10374	4715
Holland . . .	6048		943	3649	2132	5269	18041	3752
Belgien . . .	7257		1538	3588	2419	5453	20255	3157
Schweiz . . .	3526		902	1866	1005	2788	10087	3362
Donaustaaten .	10414		738	2788	1702	5392	21034	1845
Griechenland .	2235		123	636	308	1251	4553	2071
Europa . . .	283150	63920	71733	201601	79012	353075	1052491	2850
Ver. Staaten v. Nordamerika	67937	16974	46330	91143	32042	80750	335176	4797
Kanada . . .	6253		3813	2973	2112	5412	20563	4018
Australien . .	8036		2850	3567	1804	5802	22059	5248
Argentinien .	4059		1804	2194	1087	3485	12629	3157
Zusammen . .	450329		126530	301478	116057	448524	1442918	—
Durchschnittl.	—		—	—	—	—	—	3178

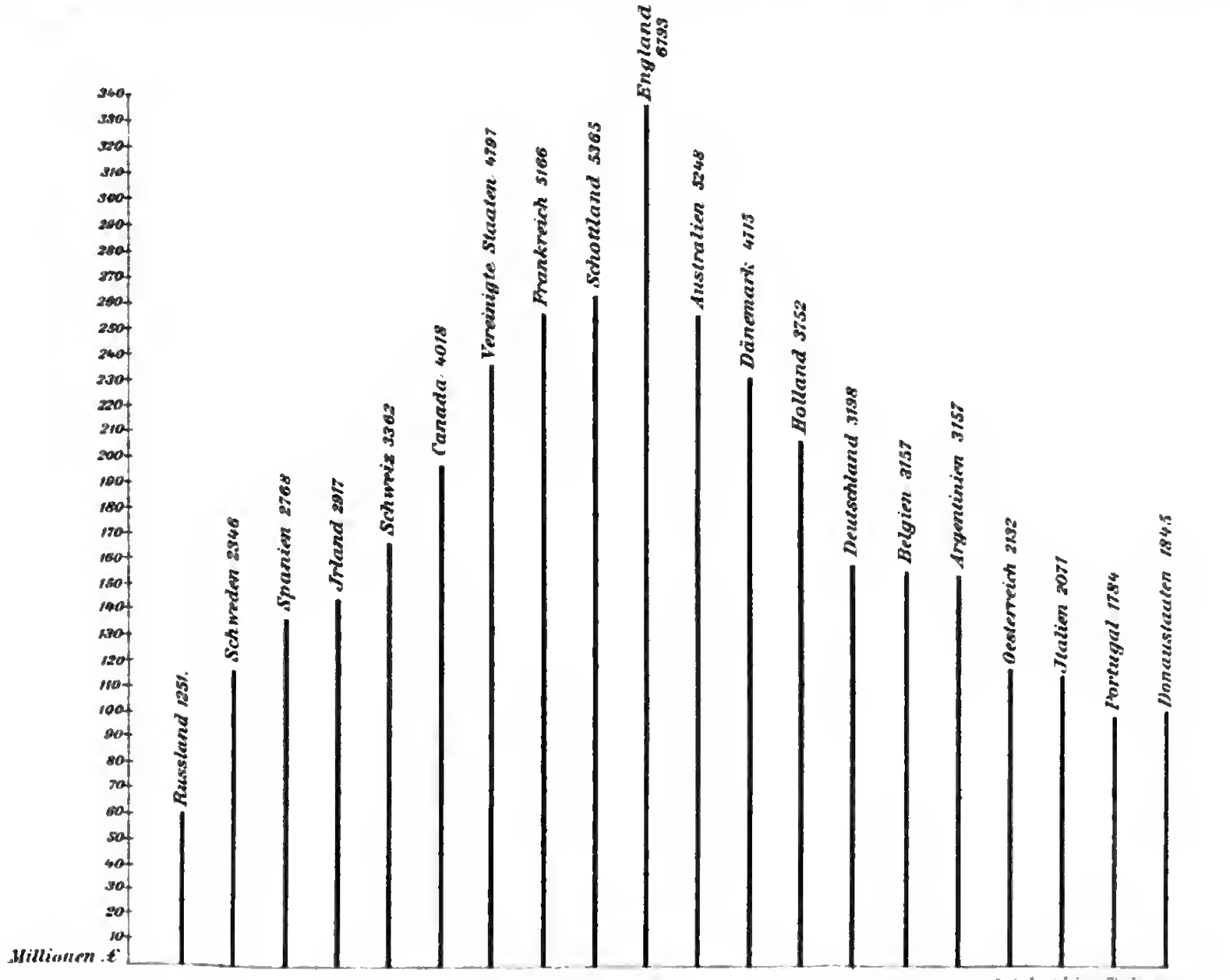
(May, a. a. O. S. 11 nach Mulhall: Industry and wealth of nations.)

kommen, so werden diese ebenso wie die positiven einen Wert beanspruchen können.

In zwei Probleme spaltet sich also die Frage nach der summarischen Kennzeichnung des Volkswohlstandes: In das Problem der Kennzeichnung des Volksvermögens und in das der Kennzeichnung des Volkseinkommens, und zwei Untersuchungsmethoden kommen gleichmäßig für jedes dieser beiden Probleme in Anwendung: die reale oder objektive; die personale oder subjektive.

Die reale Methode geht von den Wirtschaftsobjekten, den wirtschaftlichen Gütern aus, erfaßt diese nach

Angebliches „Volksvermögen“ pro Kopf 1895 (nach Mulhall), meist indirekt nach May's Umrechnung; einige Länder (England, Irland, Schottland, Schweden) direkt. 1 £ = 20,4 Mk. (bei May = 20,5 Mk.).



Gattungen, wie Grund und Boden, Gebäude usw., stellt sachliche Inventare des Bestandes auf, die sie abschätzt, oder nach Gattungen geordnete Verzeichnisse des jährlichen Zugangs. Ihr wird nachgerühmt, daß sie einen Einblick in die sachlich-technische Gliederung des Volkswohlstandes gewährt, und daß sie Aufschluß gibt über die Wichtigkeit jeder Gruppe von Erwerbs-, Gebrauchs- und Verbrauchsmitteln.

	Volkswohlstand, erforscht durch Untersuchung des	
	Volks-vermögens	Volks-einkommens
nach der objektiven oder Realmethode	1	3
nach der subjektiven oder Personalmethode	2	4

Die personale Methode geht von den physischen und juristischen Einzelpersonen aus, sucht deren Vermögen und Einkommen zu erfassen und erlangt dadurch zwar keine oder doch nur eine geringere Einsicht in die sachliche Zusammensetzung des Güterbestandes und -zuflusses, dafür aber eine ergiebigere in die Art seiner Verteilung.

Die reale Methode enthält in der Regel zuerst Dinge und dann Wertzahlen, die personale zuerst Wertzahlen und dann Dinge. Könnten wir auf irgend einen bestimmten Volkswohlstand beide Methoden in vollkommener Weise anwenden, so müßten sie sich im Ergebnis selbstverständlich decken. Denn wenn wir z. B. bei der objektiven Methode gewisse Güter als in unser Inventar gehörig ansehen und andere nicht, so müssen wir bei der subjektiven Methode darauf sehen, ob die Wertzahlen, die wir da über Vermögen und Einkommen der juristischen Personen erhalten, auch alle jene Güter einbegreifen, die wir als zum Volkswohlstand gehörig erachten, und wir müssen umgekehrt von den Wertzahlen die Werte der Dinge abziehen, die wir nur als privatwirtschaftlichen Reichtum ansehen, nicht aber als volkswirtschaftlichen.

Wenn z. B. jemand, der nach der realen Methode verfährt, Häuser, Vieh, Mobilien inventarisiert und dann abschätzt, nach

den Forderungen von Inländern an Inländer aber gar nicht fragt, weil er der Ansicht ist, daß hier das Aktivum des einen durch das Passivum des anderen aufgehoben werde, so muß der gleiche jemand, wenn er nach der personalen Methode die Zahl der Millionäre festgestellt hat, konsequenterweise danach fragen, ob die Forderungen dieser Millionäre irgendwo abgezogen sind, z. B. bei den preußischen Millionären ihr Besitz an preußischen Konsols. Oder wenn er rechnet, daß es in Preußen (nach der Veranlagung von 1901) 80 021 Zensiten mit über 9500 Mk. Einkommen gibt, so muß er fragen müssen, was davon aus inländischen Zinsen herrührt.

Also in beiden Berechnungsarten müssen die gleichen Güter einbegriffen werden, und die gleichen Güter müssen aus ihnen ausgeschlossen sein. Nr. 1 des Schemas muß dieselben Güter einbegreifen wie Nr. 2; Nr. 3 die gleichen wie Nr. 4.

Wir wollen uns zunächst mit dem Problem des Volksvermögens beschäftigen, und zwar wollen wir mit der Untersuchung von Nr. 1 beginnen. Wir wollen dabei, damit die Sache anschaulich bleibe, einigen konkreten Untersuchungen folgen, die man als die gründlichsten ansehen kann, also von Gattung zu Gattung gehend zuschauen, wie diese Untersucher sich dazu verhalten, wie sie die Inventare aufgestellt und wie sie eingeschätzt haben.

Grund und Boden wird überall in den betr. Arbeiten prinzipiell eingestellt. Auch Lexis will „den Gesamtwert des in dem Lande vorhandenen Bodens nach den gegenwärtig mutmaßlich zu erzielenden Preisen“ veranschlagt wissen. Nichts liegt so sehr am Tage wie der Grund und Boden, der in Kulturstaaten auch weiter nach der Art seiner Nutzung, dem sogen. Kulturwert — d. h. ob er als Acker, Wiese, Wald usw. dient — dem Umfange nach bekannt ist. Wie aber steht es mit der Schätzung?

Man benutzt als Unterlagen: Kaufpreise, Reinertragsschätzungen, die man kapitalisiert, oder Angaben über die Grundsteuerschuldigkeit. Man zieht theoretisch gewöhnlich den Kaufpreis als Unterlage vor, allein man ist nicht allzu häufig in der Lage, ihn zu erhalten.

Schall ging daher für Württemberg von den Reinerträgen aus, wie sie behufs Anlage des Katasters im Jahre 1877 bei

den Vorverhandlungen geschätzt worden waren. Man war dabei auf 69,80 Mk. pro Hektar Feld und 25,90 Mk. pro Hektar Wald gekommen. Diesen Reinertrag multiplizierte er mit 30 — also $3^1/_3$ % — und kam damit schließlich auf 1670 Mk. Bodenbesitzwert pro Kopf.

Fellner hat für Ungarn die Sache von mehreren Seiten angegriffen. Er zieht die Sätze der Hypothekenbanken bei Beleihungen zu Rate und verallgemeinert sie, er betrachtet die Steuer beim Besitzwechsel und Todesfall, und er geht schließlich auch von der Grundsteuer aus. Mit dieser Berechnung kommt er auf 642 Mk. Grundbesitzwert pro Kopf in Ungarn, im Durchschnitt verschiedener Berechnungen auf 681 Mk. Dabei hat er es aber nicht so einfach wie Schall, denn er gewahrt, daß der Katasterreinertrag hinter dem wahren Ertrage erheblich zurückbleibt. Mit welchem Faktor ihn multiplizieren, um auf den richtigen Ertrag zu kommen? Er sagt sich, man habe 1899 offiziell gefunden, daß eine Reihe ermittelter Pachtpreise das 2,4fache des Katasterreinertrages betragen habe. Danach multipliziert er diese Erträge überhaupt mit 2,4 und kapitalisiert zu 5 %. Ähnlich muß man 1890 in der Union vorgegangen sein.[1]) Auch für Schweden hat Prof. Fahlbeck, wie es scheint, das ländliche Grundeigentum nach dem Grundsteuerreinertrag geschätzt und ist dabei auf eine Summe gekommen, die pro Kopf etwa 611 Mk. ergibt. Dabei hat eine eigentümliche Prozedur stattgefunden. Wenn ich recht verstehe, hat er die Last der Grundsteuer, die auf den Stücken liegt, mit 5 % kapitalisiert und diese dem Werte der Stücke zugeschlagen. Er sagt sich also offenbar, daß der Wert der Stücke, wenn diese Steuer nicht bestünde, ein um den kapitalisierten Betrag der Steuer höherer sein würde.

Über Giffens Schätzung des englischen Grund und Bodens gab es seinerzeit (1885) in der Statistical Society eine lebhafte Diskussion, besonders sollte dem Rückgang der Bodenpreise nicht genügend Rechnung getragen worden sein. Giffen ging von der „Income Tax" aus, kapitalisierte mit 26 und kam auf zirka 932 Mk. Dies setzt vielleicht als gering in Erstaunen; in dieser Berechnung machen aber in der Tat von den gesamten 10037 Millionen £ des englischen Volksvermögens die auf das

[1]) Vergl. Mayo-Smith; Statistics and Economics (New-York 1899) S. 176.

Land entfallenden nur 1691 Millionen £ = 16,8 % aus, während der Wert des Landes in Württemberg 34,4 und in Ungarn 50 % des gesamten Volksvermögens beträgt.

Bergwerke und Steinbrüche berechnet Schall und ihm genau folgend auch Fellner nach dem Reinertrag, den beide auf 40 % des Rohertrags schätzen und zu 4 % kapitalisieren. Giffen nahm seinerseits — allerdings nicht ohne Widerspruch — eine erstaunlich große Kapitalisation — also eine sehr geringe Lebensdauer — der englischen Minen und Eisenwerke an.

Als sichtbare Vermögensobjekte ragen die Hochbauten empor: eingeschätzt teils von den Steuerbehörden, teils gelegentlich von Feuerversicherungsgesellschaften, endlich vielfach abschätzbar nach Mietserträgen, sollte man glauben, daß sie nicht nur leicht zu inventarisieren, sondern auch leicht zu bewerten sein möchten. Indes da nach Lexis „der Gesamtwert aller Baulichkeiten mit Einschluß auch der Brücken, Eisenbahnen, Festungswerke usw." mit einzubegreifen ist, so kommen wir damit an Dinge, die weder versichert noch versteuert sind noch etwas abwerfen. Wir kommen damit fast soweit wie Colquhoun am Anfang des 19. Jahrhunderts. Dieser rechnete die Arsenale und Festungen — wie es scheint, mit den Artillerievorräten — zu 17 Millionen £, und die Schlösser, Paläste, 28 englische Kathedralen, 1000 englische und ebensoviele schottische Kirchen zu 27 Millionen £. Rümelin, weit nüchterner, meint dagegen, daß Kirchen, Festungen und dergl. nicht mit einzubeziehen seien.

Wie Schall und Fellner in diesem Punkte des Näheren verfahren sind, ersieht man nicht genau, und sie selbst waren sich wohl auch nicht ganz im klaren. So ging Schall, weil ihm bei Annahme der Gebäudesteuer als Unterlage die steuerfreien, öffentlichen Zwecken dienenden Gebäude ausgefallen wären, von der Feuerversicherung aus, aber offenbar von en bloc Summen, aus denen die Art der versicherten Gebäude nicht zu erkennen ist. Mit Hilfe einiger Kombinationen gelangt er auf diese Weise zu einer Summe, die 1227 Mk. pro Kopf ergibt. Fellner erhält für Ungarn die erstaunlich niedrige Summe von 2216 Millionen fl., das sind nicht mehr als 196 Mk. pro Kopf. Diese Summe, die sich auf mehrere Arten ergeben soll, muß meines Erachtens auf mehrere Arten falsch berechnet sein. Für die

Budapester Gebäude allein hatte er nämlich rund 686 Millionen fl. erhalten, was bei einer damaligen Bevölkerung von etwa 520000 Einwohnern pro Kopf 1320 fl. ausmacht. Für die übrigen ungefähr 18,7 Millionen Einwohner blieben dann übrig zirka 2216 weniger 686 = 1530 Millionen fl., also pro Kopf zirka 89 fl. oder etwa 139 Mk. Bebauungswert. Danach müßte man fast glauben, daß außerhalb Budapests nur Zigeuner herumzögen. Giffen dagegen kommt für das „United Kingdom", wobei er wiederum von der „Income Tax" ausgeht, auf 54 £ = 1102 Mk. pro Kopf und pro Familie — diese zu 5 Köpfen gerechnet — auf 270 £ = 5508 Mk.

Die Objekte des Tiefbaues sind seltener im Handel als die des Hochbaues und werfen auch seltener Erträge ab. Manche Statistiker — wie Fellner — bewerten daher Landstraßen nach ihren Herstellungs- oder Wiederherstellungskosten, andere meinen, sie weglassen zu dürfen, weil ihr Wert in dem der anliegenden Gebäude zur Erscheinung käme. Kein stichhaltiger Grund, wie wir sehen werden, denn was kommt hierin nicht sonst noch alles zur Erscheinung!

Von dem sogen. beweglichen Eigentum ist das beweglichste, nämlich das Vieh, noch am leichtesten zähl- und schätzbar. Wir besitzen aus manchen Staaten hierüber relativ sehr verläßliche, nicht etwa bloß zum Zwecke der Ermittlung gesamter Volksvermögen gewonnene Daten. Auf die Art ihrer Gewinnung werden wir vielleicht später zurückkommen, ebenso wie auf die Schätzung der oft gleichfalls zu den beweglichen Gütern gerechneten Jahresernten. Doch wollen wir heute nur kurz bemerken, daß z. B. der Wert des Viehstandes im Deutschen Reich gelegentlich der allgemeinen Viehzählung für 1900 auf 7699 Millionen Mk. berechnet worden ist; bei zirka 56,3 Millionen Einwohnern also 136,8 Mk. pro Kopf.[1])

Wie aber jenes Mobiliar ermitteln, das der Landwirtschaft und den Gewerben als Betriebsmittel dient, jene Vorräte, die als Halbprodukte oder fertige Waren aufgestapelt liegen, und

[1]) 1892 waren es 6379 Mill. = 128 Mk. pro Kopf bei ca. 50 Mill. Einw. (Vjhe. 1894, II, S. 75). Für die einzelnen Landesteile (Provinzen, Bundesstaaten) Variationen von 76,7 (Rheinland) bis 255,7 (Schleswig-Holstein). In Württemberg 126,4; Schall rechnete s. Z. nach der Viehzählung von 1883 122 M. pro Kopf.

endlich all jenes Mobiliar, das bereits in die Hände der Konsumenten übergegangen ist mit der Bestimmung, dem Verbrauch oder dem Gebrauch zu dienen? Und zwar in die Hände von Privatpersonen wie von Kollektivpersonen? Also Hausrat, einfacher wie kostbarer, bei Privaten oder in Museen und Sammlungen von Vereinen, Städten und Staaten?

Man geht gewöhnlich auch hier von der Feuerversicherung aus. So stellt Schall zunächst zweierlei Berechnungen an. Erstlich fand er, daß die Zahl der im Lande wirklich bestehenden Polizen zur Zahl der möglichen (wenn nämlich jede Haushaltung und jede nicht physische Person versichert wäre) sich verhielte wie 67:100. Zweitens ergab sich, daß von den in den letzten Jahren vor seiner Aufnahme durch Brand zerstörten Mobilien die versicherten zu den unversicherten sich verhalten hatten wie 82,5:100. Aus diesen beiden Proportionen nimmt er den Durchschnitt und folgert dann weiter, daß sich die Versicherungssumme, wenn das ganze bewegliche Eigentum versichert wäre, zu der tatsächlichen verhalten müßte wie $100:\frac{67+82,5}{2}$ = 100:75 und also rund 2,2 Milliarden Mk. betragen müßte.

Ist nun aber, fragt er hierauf, der versicherte Wert der versicherten Objekte gleich dem wahren? Sollte er niedriger sein, so muß natürlich die Basis der eben vorgetragenen Berechnung und damit auch das Resultat entsprechend höher ausfallen. Er hält nun die Motive für eine zu niedrige Versicherung für mehr ins Gewicht fallend als die Motive für eine zu hohe, unter anderem weil unverbrennliche, leicht rettbare, aber auch unersetzliche Dinge (Manuskripte) oft nicht versichert werden, weil die Versicherung von Kleinodien von manchen Gesellschaften nicht angenommen wird, und weil Geschäftsleute zuweilen einen Teil des Risikos auf sich nehmen. All dies veranlaßt ihn, die eben mitgeteilte Summe noch um $^1/_{10}$ ihres Betrags zu erhöhen. So kommt Schall zu 1235 Mk. pro Kopf für alles Mobiliar (inklusive Vieh und Geld); Fellner in Ungarn auf 449 Mk.

In älteren Zeiten war es mit dem Hausrat etwas fabelhafter zugegangen. Colquhoun zitiert Sir F. Eden, der über Versicherung geschrieben und der den Hausrat auf die Hälfte des Wertes der Häuser geschätzt habe. Er selbst schätzt

ziemlich ähnlich, aber auch Mulhall sagt: „furniture on the basis of London insurance is estimated at 50 %." Und selbst Giffen scheint so geraten zu haben. Er hat für Hausrat 960 Millionen £ und für Häuser 1,92 Milliarden angenommen.

Als sich seinerzeit hier blitzschnell die Nachricht von dem Konkurs der Leipziger Bank verbreitete und als danach ein jäher Kurssturz erfolgte, da machten sich manche, deren Gemütsruhe es zuließ, daran, wenigstens für eine Reihe von Papieren zu berechnen, was eigentlich in einer Woche verloren sei. Wo verloren wird, muß entweder eine sichtbare Güter- oder Brauchbarkeitsvernichtung stattgefunden haben, oder es müssen Güter auf andere — auf Gewinner — übergegangen sein: Man sah nun aber nicht, welche Brauchbarkeiten gerade in jenen Tagen vernichtet worden wären, und man sah auch keine Leute, die gewonnen hätten. Manche fragten sich daher, wo denn jene vielen Millionen plötzlich hingekommen seien.

Dieses hängt ebenfalls mit der Analyse des Begriffs Volksvermögen zusammen. Inwieweit sind Forderungen und Schuldscheine, wie etwa Staatspapiere, Obligationen von Gemeinden oder Privatunternehmungen, Hypotheken, ferner Anteilscheine und Aktien Teile des Volksvermögens? Inwieweit erscheint demnach das Volksvermögen gemindert, wenn sie im Kurse sinken, erhöht, wenn sie im Kurse steigen? Die Antworten lauten meist ziemlich einfach:

Zum Volksvermögen rechnet Lexis: „die Summe der in dem gegebenen Augenblick dem Inlande zustehenden Forderungen an das Ausland, vermindert um den gleichzeitigen Betrag der Forderungen des Auslandes an das Inland. Dagegen bilden keinen Bestandteil des Volksvermögens die Forderungen der Inländer an Inländer." Wenn wir also bei der Realmethode das Land zum vollen Werte abgeschätzt haben, dürfen wir offenbar nicht noch einmal die Hypotheken rechnen. Wir dürfen aber auch ersichtlicherweise die inländischen Staatsschuldverschreibungen in den Händen von Inländern nicht als Teil des Volksvermögens rechnen. Schuldverschreibungen dieser Art gewähren dem Besitzer das Recht, „von der Steuerleistung des Volkes jährlich soviel zu fordern als der Coupon besagt . . ." (Jentsch). Dem Recht des einen Teils der Volksgenossen steht eine Last des anderen Teils gegenüber.

II. Vorlesung.

Keiner von dem am vorigen Male genannten Autoren — Rümelin, Schall, Fahlbeck, Giffen — rechnet Staatsschuldverschreibungen als Teil des Volksvermögens. Und das mit Recht. Wollte man Aktien, Anteilscheine und dergl. mitrechnen, so würde man bei der Realmethode eine Doppelzählung begehen, da man ja hierbei Grundstücke, Gebäude, Vorräte der Aktiengesellschaften bereits veranschlagt hat, ebenso wie ihre Forderungen an das Ausland. Was aber die Forderungen der Gesellschaft an die Inländer betrifft, so darf man diese überhaupt nie mit in Anrechnung bringen, weil ihnen ja — wie bereits bemerkt — entsprechende Schulden von Inländern gegenüberstehen.

Jemand, der nach der Realmethode rechnet, wird also einen scheinbar plötzlich über Nacht erfolgenden Millionenverlust infolge eines Kurssturzes an der Börse so interpretieren: Die Aktien und Anteilscheine selbst spielen in meiner Rechnung gar keine Rolle; es tangiert mich also weder ihr Steigen noch ihr Fallen. Ich habe es nur mit dem hinter den Aktien stehenden Stück Volksvermögen zu tun. Dieses besteht aus Grundstücken, Gebäuden, Anlagen, Vorräten, Forderungen an das Ausland (aber nicht an Forderungen an das Inland!). Was die Anlagen usw. betrifft, so würde ich, wenn ich sie inventarisiert hätte, vielleicht schon lange vor dem Krach gesehen haben, daß sie den inneren Wert nicht besaßen, den man ihnen zuschrieb. Es waren teilweise unproduktive Anlagen. Wenn aber eine Aktiengesellschaft unproduktive Anlagen macht, so tritt der Verlust an Nationalkapital nicht erst im Moment der Entdeckung und des folgenden Kurssturzes ein, sondern im Moment der Anlage selbst. Die Börse hat eben unrichtig Buch geführt,

es war weniger in der Kasse, als man glaubte, und der Kurssturz ist eigentlich nur eine Rektifikation der Buchführung. Was die Forderungen an das Ausland betrifft, so bedeutet ein Kurssturz infolge von ausländischen Insolvenzen allerdings einen Verlust des Volksvermögens. Und natürlich kann auch ein Kurssturz, der selbst keine Verminderung des Nationalreichtums darstellt, doch eine solche zur Folge haben.

Die Schätzungen des in Forderungen an das Ausland bestehenden Teils eines Volksvermögens sind ganz außerordentlich unsicher. Schall, der in seinen Berechnungen dabei auf ein Plus von 284 Mk. pro Kopf kam, nahm zur Ermittlung des Aktivums als Basis die bei den Bankhäusern eingelösten fremden Coupons nach Schätzung von Sachverständigen, und weiter die Forderungen, die Stuttgarter Geldinstitute an fremde Unterpfandschuldner hatten. Zur Ermittlung des Passivums dienten ihm die Zinszahlung der Württembergischen Staatskasse an auswärtige Bankhäuser und dann ferner Schätzungen von Sachverständigen betreffs außerhalb untergebrachter Aktien, Prioritäten und Pfandbriefe inländischer Privatunternehmungen und betreffs der vom Ausland in Württemberg angelegten Hypothekenkapitalien.

Daß Papiergeld unter diesen Gesichtspunkten kein Objekt des Volksvermögens bildet, bedarf nicht besonderer Erwähnung. Woran man aber nicht gleich denkt, ist, daß auch die Scheidemünzen, soweit ihr Wert auf Kredit beruht, als Kreditgeld auszuschließen sind.

Schwieriger als die Frage der Einbeziehung der Schulden und der Forderungen liegt die nach Verrechnung der sogen. „privatwirtschaftlich nutzbaren Vorzugsstellungen". Wenn Sie einen Kommentar zu unserem Ergänzungssteuergesetz lesen, so werden Sie finden, daß der Fiskus eine ganz stattliche Zahl solcher Stellungen ausfindig gemacht hat: Urheberrechte, Patentrechte, Fährgerechtigkeiten, Schiffsmühlgerechtigkeiten und noch anderes mehr. In der Regel wird die Frage nach ihrer Zugehörigkeit zum Volksvermögen verneint. Solche Imponderabilia mit einzubeziehen, wird man übrigens bei der Realmethode weniger leicht in Versuchung kommen als bei der Personalmethode. Denn in eine Inventarisierung nach der ersteren hätte man sie durch bewußten Entschluß einzustellen,

während sie in eine Wertsummierung nach der letzteren schon durch Unterlassung hineingeraten. Wenn Sie die eingeschätzten Vermögen der Preußen addieren, so haben sie u. a. die Autorenrechte Gerhard Hauptmanns und Sudermanns solange darin, wie sie diese nicht ausscheiden. (Mit dem Patentrecht, das ein Privater ausübt, lassen sich die staatlichen Monopole vergleichen, weshalb Schall der Meinung ist, man dürfe das Postregal nicht in Anschlag bringen, wogegen Fellner es mit 4 % kapitalisiert.)

Den Wert des Menschen stellt man heute trotz Petty und anderen nirgends mehr mit in Rechnung, während er natürlich überall da, wo Sklaven gehalten wurden, eine große Rolle spielte. So rechnete Colquhoun 1812 den Wert der westindischen Sklaven auf 1130 Millionen Mk., das Stück zu ungefähr 1122 Mk. Vorher hatte ein Sklave nur etwa 1020 Mk. gekostet, aber mit dem Verbot der Sklaveneinfuhr stieg der Preis. Dieses sogen. „Nationalreichtums" hat sich England bekanntlich durch gänzliche Freilassung der Kronsklaven im Jahre 1830 und durch eine völlige Emanzipation der Privatsklaven gegen Entschädigung der Pflanzer, die 20 Millionen £ erhielten, 1833 in ruhmreicher, vorbildlicher Weise entledigt. Diese Colquhounschen Berechnungen sind wenig zitiert worden, da er sie in die über den Reichtum des „United Kingdom" nicht mit einbegriffen, sondern als Kolonialreichtum gesondert gestellt hat. In den sehr häufig angeführten Zahlen über die Entwicklung des amerikanischen Volksvermögens wird man indes noch heute irregeführt, da die Schätzungen vor 1860 noch den Wert der Sklaven enthalten, die seit 1870 — infolge der mittlerweile durch Gesetz von 1864 erfolgten Emanzipation — nicht mehr.

Die folgende kurze tabellarische Übersicht des Gesamtresultates solcher Berechnungen soll nun noch einmal eine zusammenfassende Vorstellung von ihnen geben.

Digitized by Google

Ungarn nach Fellner.
1899: 19 207 103 Einwohner.

	Kronen	Pro Kopf Kronen	Mark
I. Propriété non bâtie . . .	15 374 732 428	801	681
II. Mines et hauts fourneaux .	1 639 985 200	85	72
III. Propriété bâtie	4 432 774 386	231	196
IV. Voies et moyens de transport	3 878 156 408	202	172
V. Biens meubles	10 142 447 806	528	449
VI. Créances sur l'étranger . .	270 447 000	14	12
	35 738 543 228	1861	1582
Dettes vis-à-vis de l'étranger .	4 631 964 324	241	205
Richesse nationale nette de la Hongrie	31 106 578 904	1620	1377

Detaillierung von Posten V.

	Millionen Kronen	Pro Kopf Kr.	Mk.
Vieh	1735	90	77
Ernte	2494	130	111
Landwirtschaftliche Geräte .	341	18	15
Manufakturen	1367	71	60
Hausrat, Schmuck	2274	118	100
Staatsbesltz, d. h. Materialien	364	19	16
Museen, Galerien, Kirchenschätze, Geld, „outillage de fabriques“	1567	82	70
	10142	528	449

Württemberg nach Schall (1883) und Rümelin (1863).
1863: 1 720 708 Einwohner; 1883: 1 971 118 Einwohner.

Vermögensobjekte	1863 Mill. Mk.	1863 Prozent	1883 Mill. Mk.	1883 Prozent	Zuwachs 1863—83 Mill. Mk.	Zuwachs 1863—83 in Proz. v. 1863	1883 pro Kopf
1. Grund u. Boden	2022,9	43,5	3095	34,4	1072,1	53	1570
2. Bergbau . . .	60	1,3	79	0,9	19	3,2	40
3. Gebäude . .	1097,1	23,7	2419	26,9	1321,9	120,4	1227
4. Verkehrsanst. .	94,3	2	421	4,6	326,7	446,4	214
5. Bewegl. Güter	1200	25,8	2432	27	1232	102,7	1234
6. Forderungen an das Ausland	171,4	3,7	560	6,2	388,6	226,7	284
	4645,7	100	9006	100	4360,3	93,85	4569

Detaillierung von Posten 5.

Vermögensobjekte	1863 Mill. Mk.	1883 Mill. Mk.	1883 pro Kopf
1. Hausrat	250,3	1014	515
2. Bewegliches Eigentum d. Staats und der Korporationen . . .	102,8	136	70
3. Viehstand	205,7	240	122
4. Wert einer Jahresernte. . . .	250,3	287	146
5. Gerätsch. usw. d. Landwirtschaft	54,9	108	54
6. Bares Geld	85,7	105	53
7. Betriebsmittel der Gewerbe und des Handels	240	542	275
	1189,7	2432	1235

Zwischen den württembergischen Berechnungen und den ungarischen ergeben sich große Unterschiede.

	Württemberg Pro Kopf Mk.	Ungarn Mk.
Grund und Boden	1570	681
Bergbau	40	72
Gebäude	1227	196
Verkehrsanstalten	214	172
Bewegliche Güter	1234	449
Vieh	122	77
Ernte	146	111
Landwirtschaftliche Geräte . . .	54	15
Manufaktur	275	60
Hausrat, Schmuck	515	100
Staatsbesitz, Museen und Geld .	123	70

Untersuchungen über die Höhe des Volksvermögens nach der Personalmethode werden als von Rechtssubjekt zu Rechtssubjekt gehend natürlich nicht selbständig das Güterinventar eines jeden solchen Subjekts aufnehmen oder gar bewerten können. Sie werden also nach einer für ihre Zwecke schon geleisteten Arbeit fragen müssen, und sie werden daher den besten Boden dort finden, wo der Staat mit seiner Besteuerung das Subjekt möglichst nach seinem ganzen Wohlstand zu erfassen sucht. Dieses geschieht am umfassendsten durch die sogen. Vermögenssteuern in moderner Form, die nach dem

Vereinigte Staaten nach dem Zensus von 1890.
62,6 Millionen Einwohner.

	Millionen Dollar	Millionen Mark	pro Kopf Mark
Reale estate with improvements thereon	39 544	166 084,8	2653
Life stock on farms, farm implements and machinery	2 703	11 352,6	181
Mines and quarries, including product on hand	1 291	5 422,2	86
Gold and silver coin and bullion . .	1 159	4 867,8	78
Machinery of mills and product on hand, raw and manufactured	3 059	12 847,8	205
Railroads and equipments, including 389 357 289 Doll. for street railroads	8 685	36 477,0	583
Telegraphe, telephone, shipping, canals and equipment	702	2 948,4	46
Miscellaneous.	7 894	33 154,8	530
	65 037	273 155,4	4362

Vorgehen Preußens im Jahre 1893 in einer Anzahl deutscher Bundesstaaten zur Einführung gelangt sind. Wir finden sie außerdem noch in den Niederlanden, in einigen Kantonen der Schweiz und in fast allen Staaten der Union.

Uns wird zumeist die Verwertung der preußischen Vermögenssteuer interessieren: Veranlagt waren pro 1899/1901 1 221 876 Zensiten mit zusammen rund 69,91 Milliarden Vermögen. Da haben wir nun eine Zahl von einer scheinbar relativ außerordentlich großen Zuverlässigkeit. Während bei der Realmethode der Berechner von den verschiedensten Seiten Hilfe in Anspruch nehmen mußte, um zu einigen Ergebnissen zu gelangen, während wir ihn dabei überall nach allen Richtungen und unter der Gefahr des Übersehens herumblicken sahen auf Länder und Felder, auf Eisenbahnen und Kanäle, auf Gebäude und in sie hinein in die Stuben, in die Kisten und in die Geldschränke der Banken, hat hier der Staat scheinbar schon die ganze Arbeit für uns getan mit allen Hilfsmitteln der Wissenschaft, eines ungeheuren Beamtenapparats, endlich auch seiner Zwangsgewalt. Es wird sich indes zeigen, daß auch eine auf diese Weise gewonnene Zahl einer sehr sorgsamen Analyse bedarf, wenn wir uns klar werden wollen, was sie

besagt und was sie nicht besagt, eine Analyse, die ihr nicht oft zuteil wird. Ich möchte auch bei dieser Gelegenheit darauf hinweisen, daß es sich im akademischen Unterricht weniger um die Bewältigung massenhaften Stoffes handelt als um die Gewöhnung an die strengen Untersuchungsmethoden, die der Selbstforschung dienlich sein können.

Wir müssen jene Zahl von rund 70 Milliarden darauf ansehen, inwiefern in ihr Vermögensobjekte enthalten sind, die nach unseren bisherigen Erörterungen nicht in den Begriff des Volksvermögens fallen und inwiefern in ihr Objekte fehlen, die in ihr enthalten sein sollten.

Zuviel sind in ihr enthalten:

ein Teil der sogen. selbständigen Rechte und Gerechtigkeiten;

der preußische Grundbesitz von Ausländern in Preußen;

der in den Händen von zur Vermögenssteuer herangezogenen Preußen befindliche Teil der preußischen Staatsschuld;

der in den Händen von zur Vermögenssteuer herangezogenen Preußen befindliche Teil der deutschen Reichs-Schuld, soweit Preußen daran partizipiert;[1])

die Schulden preußischer Korporationen in den Händen von Preußen.[2])

Dagegen ist in jener Summe nicht enthalten:

das Vermögen aller nicht physischen Personen gänzlich: also der gesamte Staatsbesitz, der Gemeindebesitz, die Stiftungsvermögen, die Korporationsvermögen. Auch die Aktiengesellschaften sind eximiert, aber da die Aktionäre ihrer Aktien halber eingeschätzt werden, so ist ihr Vermögen in jener Summe doch mit enthalten;

---

[1]) [Der Betrag der preußischen fundierten Schuld belief sich am 1. April 1901 auf rund 6,6 Milliarden Mark, am 1. April 1904 auf rund 7 Milliarden, der deutschen fundierten Schuld 1901 auf 2315,7 Millionen Mark, 1904 auf 3023,5 Millionen Mark. Der Anteil der Einzelstaaten an der Reichsschuld entspricht ihrem Anteil an den Matrikularbeiträgen.]

[2]) Am Ende des Rechnungsjahres 1896/97 betrugen die Schulden von 23 preußischen Städten ca. 819 Mill. Mark (Stat. Jahrb. d. deutschen Städte).

Einschätzung zur preußischen Vermögenssteuer. 1899/1901.

Flächen-Diagramm über die zur preußischen Vermögenssteuer herangezogenen und die Freigestellten.

Die ganze Fläche stellt die Bevölkerung von 3206830 Köpfen dar.

Gold: 230705 Censiten mit Verm. v. 62000 M. u. m.

Gelb: 103450 Censiten mit Verm. v. 32000—62000 M.

Rosa: 216508 Censiten mit Verm. v. 20000—32000 M.

Blaue Fläche: 597123 Censiten mit Vermögen von mehr als 6000 M. bis 20000 M. und gleichzeitigem Einkommen von mehr als 900 M.

Die vier ober. hellkolorierten Flächen zusammen: 1 221 870 Censiten.

Die schwarze Fläche stellt 2.350957 Censiten vor, welche keine Vermögensteuer zahlen

1) Nach § 17, 1: weil sie zwar über 900 M. Einkommen, aber nicht gleichzeitig über 6000 M. Vermögen haben, 2 069 430 Censiten.

2) Nach § 17, 2: weil sie zwar Vermögen über 6000 M. haben, aber doch nicht mehr als 20000 M. und gleichzeitig weniger als 900 M. Einkommen, 279990 Censiten.

3) Nach § 17, 2 und 19, 2 zusammen 1941 Censiten.

Die obere Fläche, nämlich die kolorierten Flächen links und die unkolorierte Fläche rechts, stellt zusammen eine Bevölkerung von 12 455 870 Köpfen dar.

Die kolorierten Flächen links stellen die hierunter befindlichen 3 572 738 Censiten vor.

Die punktierten kolorierten Flächen stellen die 31292 Censiten vor, welche Vermögenssteuer zahlen und gleichzeitig mehr als 3000 M. Einkommen haben.

Diese untere Fläche, nämlich die rot kolorierte links und die unkolorierte rechts, stellt jene Bevölkerung von 20 462 963 Köpfen dar, welche deswegen keine Vermögenssteuer entrichtet, weil sie sowohl weniger als 900 M. Einkommen hat als auch nicht mehr als 6000 M. Vermögen.

Ferner befinden sich unter ihr die Exterritorialen.

Die rot kolorierte Fläche links gibt die unter dieser Bevölkerung befindlichen 8 502 392 Censiten an.

Die rote Fläche ist kleiner als die entsprechende auf dem Einkommensteuer-Diagramm, da 227 437 Censiten zwar weniger als 900 M. Einkommen, dabei aber mehr als 6000 M. Vermögen haben, und also meist in die schwarze Fläche fallen.

Farbenerklärung

Gold *Gelb* *Rosa* *Blau* *Schwarz* *Rot*

das Vermögen vieler physischer Personen, teils vollständig, teils nach gewissen Objekten oder Teilen. Von der Besteuerung sind befreit die Mitglieder des königlichen Hauses, der fürstlichen Familie Hohenzollern, der vormals hannoverschen, kurhessischen und nassauischen Fürstenhäuser, bis zu einem gewissen Grade auch die Gesandtschaftspersonale, sogar für ihren preußischen Grundbesitz. Ferner sind von der Vermögensbesteuerung befreit all die, deren steuerbares Vermögen den Gesamtwert von 6000 Mk. nicht übersteigt, unter gewissen Voraussetzungen auch solche, die zwischen 6000 und 20000 Mk. Vermögen besitzen, und ausnahmsweise selbst Personen, die bis zu 52000 Mk. Vermögen haben — sogen. ausgesetzte Besteuerung. Es sind daher von der ursprünglichen Zensitenzahl, die 12165125 betrug, nicht weniger als 10943249 abzuziehen, wonach man die vorhin erwähnten 1221876 erhält.

Von der Vermögenssteuer ausgeschlossene Objekte physischer Personen sind die außerhalb Preußens belegenen Grundstücke und das außerhalb Preußens befindliche Anlage- und Betriebskapital in Preußen wohnhafter Personen. Als nicht steuerbares Vermögen gelten sodann alle beweglichen körperlichen Sachen, die weder als Zubehör zu einem Grundstück noch zu einem Anlage- oder Betriebskapital noch zum Kapitalvermögen gehören. Hiernach bleiben bei der Veranlagung außer Ansatz: Möbel, Hausrat, Kleidungsstücke, Schmucksachen, Bücher, Sammlungen, Wagen und Pferde usw., sofern sie nur zum persönlichen Gebrauch oder Verbrauch, zum Haushalt, zur Ausschmückung der Wohnung, zur Belehrung, Unterhaltung oder Erhöhung des Lebensgenusses bestimmt sind. „Sammlungen von Münzen verschiedenen Gepräges gehören nicht zum steuerbaren Vermögen, auch wenn sich darunter einzelne kurrente Goldstücke befinden.“ (Fuisting.) Ebenso bleiben aber außer Ansatz alle der Ausübung eines künstlerischen, wissenschaftlichen oder einer sonstigen, nicht mehr unter den Begriff des Gewerbebetriebes fallenden Berufstätigkeit gewidmeten, beweglichen Sachen: Bibliotheken der Gelehrten, Instrumente der Ärzte und Musiker, Bureaueinrichtung der Rechtsanwälte und dergl. Die Schreibmaschine eines

Bankiers ist demnach steuerpflichtig, die eines Schriftstellers nicht.

Aus all dem geht hervor, daß uns die Personalmethode in der preußischen Vermögenssteuer über die absolute Höhe des preußischen Volksvermögens keinen Aufschluß gibt, namentlich wegen Wegfalls der Vermögensträger unter 6000 Mk. und der Korporationen, und wegen des Ausscheidens einer Anzahl von Vermögensobjekten. Hinter dem vielen Fehlenden tritt das verhältnismäßig wenige, das zuviel gerechnet wird, sehr stark zurück. Der Gesamtwert des preußischen Volksvermögens wird demnach entschieden höher zu veranschlagen sein als 70 Milliarden. Lexis hat denn auch seine Höhe mit Einschluß der nicht steuerpflichtigen Teile für 1896/97 auf 100 Milliarden Mk. geschätzt, während der steuerpflichtige Teil — offenbar schon zu niedrig — mit 64 Milliarden Mk. veranschlagt war. Das Vermögen des Deutschen Reiches schätzt Lexis auf Grund dieser Zahl für 1896/97 auf 160 Milliarden Mk.

Man ersieht ferner, daß die Personalmethode in diesem Falle aus dem gleichen Grunde auch kein vollkommenes Bild über die Verteilung des Volksvermögens zu geben vermag, daß sie aber betreffs der Verteilung in den Klassen über 6000 Mk. jedenfalls mehr aussagt als die Realmethode. Zur Darstellung der Verteilung des Vermögens — dieses sei nebenbei erwähnt — pflegt man sich zweier Methoden zu bedienen. Man bildet entweder Gruppen, deren einzelne Angehörige annähernd gleiches Vermögen haben, oder man bildet Gruppen, bei denen die sämtlichen Angehörigen, von den größten Vermögen angefangen, zusammen einen gleichen Betrag besitzen, z. B. 1 Milliarde. In den beiden folgenden Tabellen ist die Zerlegung der 70 preußischen Milliarden nach jeder Methode vorgenommen worden.

Die zweite Tabelle dürfte die instruktivere sein; sie sagt uns u. a., daß zwischen der 7. und 8. Milliarde die Talermillionäre aufhören, zwischen der 16. und 17. die Markmillionäre. In den oberen Milliarden behalten die Städter ein bedeutendes Übergewicht, erst bei der 50. Milliarde ist vielleicht ein Gleichgewicht zwischen Stadt und Land erreicht. „Von nun an bis zur 67. Milliarde aber sehen wir so große Massen ländlicher Zensiten einrücken, daß ihre Gesamtzahl die der städtischen

weit übertrifft.“ Das Hauptkontingent hierzu dürfte der bäuerliche Mittelstand stellen.

Angeschaut nach der ersten Methode war die Verteilung diese:

Veranlagte Vermögen über 6000 Mk.	Zensiten	Prozent
6 000— 20 000	597 123	48,87
20 000— 32 000	216 598	17,73
32 000— 52 000	168 450	13,79
55 000— 100 000	129 198	10,57
100 000— 200 000	62 164	5,09
200 000— 500 000	32 943	2,70
500 000—1 000 000	9 386	0,77
1 000 000—2 000 000	3 905	0,32
2 000 000	2 109	0,17
	1 221 876	

Mit Hilfe der zweiten Methode erhalten wir folgendes Bild[1]):

Es teilen sich in die	Zensiten überhaupt 1899	Es teilen sich in die	Zensiten überhaupt 1899
1. Milliarde	17	19. Milliarde	1 334
2. „	58	20. „	1 538
3. „	93	21. „	1 688
4. „	135	22. „	1 819
5. „	174	23. „	2 001
6. „	222	24. „	2 254
7. „	276	25. „	2 437
8. „	346	26. „	2 750
9. „	400	27. „	3 011
10. „	408	28. „	3 305
11. „	667	29. „	3 591
12. „	667	30. „	3 929
13. „	667	31. „	4 294
14. „	667	32. „	4 705
15. „	667	33. „	5 079
16. „	735	34. „	5 566
17. „	1 085	35. „	6 048
18. „	1 202	36. „	6 595

[1]) Nach M. v. Heckel in Conrads Jahrbüchern III. F., Bd. XVIII, S. 696.

Es teilen sich in die		Zensiten überhaupt 1899	Es teilen sich in die		Zensiten überhaupt 1998
37.	Milliarde	7124	55.	Milliarde	26316
38.	„	7716	56.	„	28922
39.	„	8367	57.	„	30305
40.	„	9058	58.	„	33334
41.	„	9711	59.	„	37994
42.	„	10527	60.	„	38462
43.	„	11500	61.	„	42973
44.	„	12102	62.	„	43479
45.	„	13334	63.	„	47755
46.	„	14012	64.	„	50000
47.	„	15385	65.	„	50000
48.	„	15618	66.	„	50599
49.	„	17382	67.	„	54501
50.	„	18610	68.	„	64940
51.	„	20000	69.	„	82164
52.	„	21520	70.	u. ange-	
53.	„	23063		fangene	
54.	„	24663	71.	Milliarde [1]	209950

1896 insgesamt 1 166 745 Zensiten überhaupt
1899 „ 1 221 876 „ „

Über die Objekte, auf die wir bei der Realmethode zunächst blickten, haben wir nun bei der Personalmethode bisher noch nichts vernommen. Wir hörten nur nackte Wertzahlen und wissen vorerst nicht, was hinter ihnen steht. Welches aber sind die Objekte, in denen sich die Vermögen verkörpern? Bei der Einschätzung müssen sie ja von der Behörde in Betracht gezogen worden sein. Allein mit welchem Grade der Detaillierung sind sie erhoben, wie sind sie gruppiert, und mit welcher Detaillierung ist das Erhobene veröffentlicht worden?

Zunächst ist zu antworten: Für alle Zensiten, für die Selbsteinschätzung nicht vorgeschrieben ist — also für alle Einkommen unter 3000 Mk. — werden in den Veröffentlichungen die Vermögensobjekte überhaupt nicht unterschieden. Das hat zur

[1]) Unklar ist, wieso hier mehr als 70 Milliarden vorkommen, während das gesamte steuerpflichtige Vermögen nur 69 906 912 872 beträgt. Auch Heckel hat letztere Zahl im Text p. 682, zerbricht sich aber nicht weiter den Kopf darüber.

Folge, daß Objekte nur bei 312992 Zensiten unterschieden werden (Veranlagung 1899/1901).

Weiter ist zu antworten: Die Objekte werden nicht in Kombination mit einzelnen Vermögensklassen, z. B. für Klasse 32000—52000 nicht gesondert von Klasse 52000—100000 unterschieden, sondern für alle Klassen zusammen. Die Aufstellung zeigt hiernach folgendes Bild:

Das „veranlagte" Vermögen der 312992 Zensiten mit mehr als 3000 Mk. war Einkommen aus

I. Kapitalvermögen	25570351645	Mk.
II. Grundbesitz einschl. des Betriebskapitals	25153960416	„
III. Anlage- u. Betriebskapital in Handel, Gewerbe und Bergbau	9687021735	„
IV. Wert der selbständigen Rechte und Gerechtigkeiten	116048708	„
	60527382504	Mk.
Ab Kapitalwert der Schulden . . .	12227300632	„
Rest	48300081872	Mk.[1])

Sie sehen, diese Tabelle geht naturgemäß lange nicht so sehr ins einzelne, wie die Aufstellungen nach der Realmethode. Sie gibt uns große Objektgruppen, wo immer man aber große Gruppen erhält, muß man genau zusehen, wie sie gebildet werden. Leider geschieht das in der Literatur sehr wenig. Vor allem muß folgendes beachtet werden: Man kann auf den ersten Blick hin glauben, die Rubrik II umfasse im wesentlichen nur immobiles, namentlich aber Rubrik I und III nur mobiles Kapital. Dem ist jedoch nicht so. Die Abschätzung erfolgt nämlich nach Bewertungseinheiten, die häufig verschiedenartige Gattungen von Objekten umfassen. Die wichtigsten Konsequenzen, die hieraus folgen, sind:

Ein Landgut erscheint mit seinem lebenden und toten Wirtschaftsinventar, sowie den sonst zum Anlage- und Betriebskapital gehörigen Werten, einschließlich der den gewerblichen

[1]) Aus: Mitteilungen a. d. Verw. d. dir. St. im preuß. Staate. Stat. der preuß. Einkommensteuer-Veranl. für das Jahr 1899 u. d. Ergänzungssteuer-Veranl. für das Jahr 1899/1901 (Berlin 1899, pag. XVII.).

Nebenbetrieben dienenden Gegenständen, als wirtschaftliche Einheit und als solche auch unter der Rubrik Grundeigentum. Der Wert des Viehstandes in Preußen — für 1900, wie wir später sehen werden auf zirka 4,7 Milliarden Mk. eingeschätzt — erscheint also in den Ergebnissen der Vermögenssteuer als Grundeigentumswert, soweit die betreffenden Vermögen überhaupt eingeschätzt sind. Ebenso der Wert von Ziegeleien, Brennereien usw., wenn diese sich als Nebenbetriebe der Landwirtschaft darstellen. Insofern erscheint also das Grundeigentum um ein Gewisses — oder Ungewisses — zu hoch bewertet.

Aber umgekehrt folgt auch, daß der Wert der Grundstücke, die einem bergbaulichen, Handels- oder Gewerbebetriebe gewidmet sind, als Anlage- und Betriebskapital dem übrigen in Handel, Gewerbe und Bergbau steckenden Vermögen zugeschlagen wird. So werden auch umfangreiche Ländereien, die zwar landwirtschaftlich, aber wesentlich für Zwecke eines Gewerbebetriebes benutzt werden (Zuckerfabriken, Sämereien), zum gewerblichen Vermögen gerechnet; selbstverständlich auch aller Grund und Boden von Fabrikunternehmungen.

Das mag nun das Verhältnis zwischen der Bedeutung der einzelnen Objektgattungen vielleicht nicht sehr alterieren, also nicht das zwischen Kapital- und Handelsvermögen einerseits und Grundvermögen andererseits. Aber wie steht es mit den von der Gesamtsumme abzuziehenden Schulden im Betrage von gut 12 Milliarden? Ändern auch diese das Verhältnis nicht? Die übliche und auch die offizielle Anschauung sagt offenbar: Nein. Da es unbekannt ist, worauf die Schulden ruhen, ob es Hypotheken auf Immobilien der Landwirtschaft oder des Handels, oder ob es Kontokurrentschulden sind, so zieht man die Schulden nicht von einem der Posten ab, sondern im ganzen, und berechnet die Prozente nach den ungekürzten Posten, da man ja nicht zu wissen glaubt, wie gekürzt werden könnte.

Sie finden nämlich, wenn das Gesamtvermögen des Staates inklusive des Kapitalwertes der Schulden = 100 gesetzt wird, für die einzelnen Posten die in der nächsten Aufstellung angegebenen Prozentsätze.

Kapitalvermögen	=	42,25
Grundvermögen einschl. Betriebskapital	=	41,56
Wert des Anlage- und Betriebskapitals in Handel, Gewerbe und Bergbau	=	16,00
Wert der selbständigen Rechte und Gerechtigkeiten	=	0,19
		100,00

Danach kann das offizielle Werk sagen: Nach der vorstehenden Übersicht ist der Anteil des Wertes der selbständigen Rechte an dem Gesamtvermögen ein sehr geringer, und auch der Wert des gewerblichen Anlage- und Betriebskapitals erreicht nicht ganz ein Sechstel, während das Kapital und Grundvermögen fast gleichmäßig an den übrigen fünf Sechsteln des Gesamtvermögens beteiligt sind. Und an anderer Stelle[1]) hat man berechnet, daß der Anteil des Kapitalvermögens am gesamten steuerbaren Privatvermögen ein fortwährend steigender gewesen sei. Nämlich:

1895 = 40,95 %
1896 = 41,08 „
1897 = 41,72 „
1899 = 42,25 „

wogegen der des Grundeigentums fortwährend gesunken sei:

1895 = 42,68 %
1896 = 42,45 „
1897 = 42,03 „
1899 = 41,56 „

Ist diese Art der Prozentrechnung, die also die Schulden sowohl aus dem Gesamtvermögen als aus den einzelnen Posten wegläßt, richtig? Nein!

Bedenken wir das Folgende: Wäre die Schuld eine Kontokurrentschuld, so müßte sie offenbar vom Kapitalvermögen abgezogen werden. Aber ob sie auch als Hypothek auf einem Grundstück lastet, der gemeine Wert dieses Grundstücks bleibt

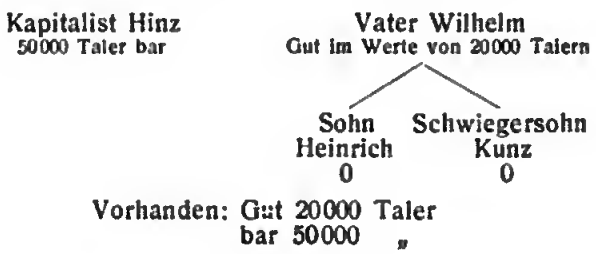
[1]) Evert in der Zeitschrift d. Kgl. Preuß. Stat. Bureaus 1901, S. 229.

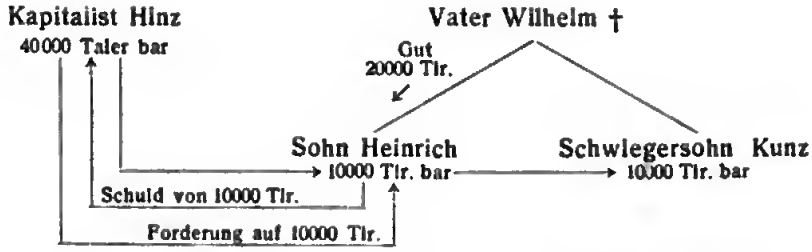
hierdurch unberührt. Die einmal für die Menge der Grundstücke eingesetzte Summe dürfte daher nicht um die auf ihnen haftende Schuld gekürzt werden, auch wenn sie bekannt wäre. Diese Schuld stellt vielmehr ein Minuskapitalvermögen der Grundbesitzer dar, das von der Gesamtsumme der Kapitalvermögen abzuziehen ist.

Greifen wir zum Beweise nochmals auf einen Satz zurück, den wir früher aufgestellt haben: Die Ergebnisse der Realmethode und die der Personalmethode müssen sich — ideal genommen — decken. Wir sehen nun, daß die Realmethode den Wert der Grundstücke addiert, alle Forderungen von Inländern an Inländer aber einfach kompensiert, also Hypotheken auf Grundstücke einheimischer Besitzer einfach wegläßt. Ganz entsprechend wird die Personalmethode den Wert der Grundstücke unvermindert lassen müssen, die Schulden der Grundbesitzer also nicht von dem Wert dieser Grundstücke, sondern von dem Gesamtwert der im Inlande befindlichen Forderungen — d. h. vom Kapital — abzuziehen haben.

Man nehme ein konkretes Beispiel: Der alte Wilhelm besitzt ein Gut im Werte von 20000 Talern, Kunz, sein Schwiegersohn, hat nichts, Heinrich, sein Sohn, auch nichts. Hinz, ein Kapitalist, besitzt 50000 Taler. Der Gesamtwert beträgt also 70000 Taler, wovon 20000 in Grundvermögen. Nun übernehme der Sohn Heinrichs das Gut seines Vaters und nehme, um seinen Schwager Kunz auszuzahlen, 10000 Taler Hypothek von Hinz auf. Dann hätten wir bei der Einschätzung zur Vermögenssteuer:

Hinz . . . 50000, davon 10000 als Forderung an Heinrich.
Kunz . . . 10000, bar als Gutsanteil von Heinrich.
Heinrich . . 20000, als Wert des Gutes, weniger 10000 Hypothekenschuld an Hinz.





Resultat:

Hinz	Heinrich	Kunz
bar . . . 40000	Gut . 20000	bar 10000
Forderung 10000	Schuld 10000	

Vorhanden:

Gut . . .	20000	Taler
bar . . .	40000	„
bar . . .	10000	„
Schuld . .	10000	„
Forderung .	10000	„

Die realen Güter sind dieselben, die sie waren, und sie sind auch der Gattung nach die gleichen geblieben. Das Gut ist unverändert. Die 10000 Taler bares Geld des Kapitalisten Hinz sind durch Vermittlung von Heinrich, dem Übernehmer des Gutes, auf Kunz, den Abgefundenen, übergegangen. Das reale Kapital ist also ebenfalls unverändert. Neu entstanden ist nur eine Forderung des Hinz, dem aber eine neuentstandene Schuld des Heinrich gegenübersteht. Die Einschätzungsbehörde würde Hinz für seine Forderung im Kapitalvermögen besteuern. Dadurch erhält das Kapitalvermögen einen scheinbaren Zugang; es kann aber unmöglich einen wirklichen Zugang erhalten haben. Die neu entstandene Schuld des Heinrich ist also offenbar vom Kapitalvermögen abzuziehen.

III. Vorlesung.

Wenn wir auf Grund der das vorige Mal gewonnenen Erkenntnis die in Abzug zu bringenden Schulden von dem Kapitalvermögen wirklich abziehen, dann ergibt sich, daß der prozentuelle Anteil der verschiedenen Objektgruppen an dem für die Zensiten mit über 3000 Mk. Einkommen gefundenen Gesamtvermögen nicht mit dem von der offiziellen Statistik berechneten übereinstimmt. Vielmehr ergibt sich dann folgendes Bild:

	Milliarden Mk.	Prozent
I. Kapitalvermögen (abzüglich Schulden)	13,3	27,6
II. Grundvermögen	25,2	52,1
III. Anlage- und Betriebskapital	9,7	20,1
IV. Rechte	0,1	0,2
	48,3	100

In entsprechender Weise wären dann auch die für die vorhergehenden Jahre gefundenen Prozentzahlen zu ändern. Doch noch ganz anders sähe dieses Bild aus, wenn wir darauf zurückgehen wollten, daß die preußische Staatsschuld zirka 6,6 Milliarden beträgt, der Anteil Preußens an den deutschen Staatsschulden etwa 1½ Milliarden und die Verschuldung von 23 Städten ungefähr 813 Millionen. Rechnet man nämlich, daß nur die Hälfte hiervon in den Händen von zur preußischen Einkommensteuer eingeschätzten Zensiten mit mehr als 3000 Mk. Einkommen sei, so würden wiederum zirka 4½ Milliarden von der Summe der eingeschätzten Kapitalvermögen abzuziehen sein, wenn das Resultat sich mit einem nach der Realmethode gefundenen decken sollte.

Wir hätten dann:	Milliarden Mk.	Prozent
I. Kapital	8,8	20,1
II. Grundvermögen	25,2	57,5
III. Anlage- und Betriebskapital	9,7	22,2
IV. Rechte	0,1	0,2
	43,8	100

Und schließlich wäre noch eine weitere Rektifikation zu Ungunsten des Kapitals vorzunehmen. Da die Aktiengesellschaften als solche nicht besteuert werden und also auch nicht wie bei der Realmethode erfaßt werden, so kommen die Güter, über die sie verfügen, lediglich als Wertsummen im Vermögen der aktienbesitzenden Individuen zum Ausdruck, und zwar als Kapitalwertsummen. Bei Bergwerken muß also das Bergwerkseigentum als solches — d. h. der ganze Grundbesitz — in die Kategorie des Kapitalvermögens fallen, indem es ja als Aktie und damit als Kapital erfaßt wird.

In diesen Rektifikationen bleibt nun allerdings die gesamte Fahrnis und der kleine Besitz unberücksichtigt, aber andererseits doch auch der gesamte Immobiliarbesitz des Staates und der Gemeinden. Wie sehr das scheinbar für Preußen herausgebrachte Verhältnis zwischen Kapitalvermögen und Grundvermögen sich von dem unterscheidet, das man dort herausgebracht hat, wo man sich der Realmethode bediente und dadurch immerhin der Gefahr entging, Schulden an unrichtiger Stelle in Betracht zu ziehen, ergibt sich aus folgendem:

In Württemberg machten der Wert von Grund und Boden, Gebäuden und Viehstand rund 64 % des Berechneten aus, in Ungarn 60,2 % und in den Vereinigten Staaten „Real Estate und Life Stock“ etwa 65 %. Dagegen will man in Preußen, wie Sie sich erinnern, für das Grundvermögen nur 41—42 % herausgebracht haben.

Eine reiche Quelle für Irrtümer ist ferner aber auch bei solchen Berechnungen zu finden, welche die Objekte des Vermögens zugleich nach ihrer geographischen Verteilung innerhalb des Staatsgebietes zu gliedern versuchen. Hierbei ist zu bedenken, daß der ostpreußische Grundbesitz eines in Berlin wohnenden Gutsbesitzers als Berliner Grundeigentum und nicht als ostpreußisches in den Tabellen erscheint. Solche Ver-

gleichungen geben daher zwar ein Bild von der Verteilung der besitzenden und verbrauchenden Personen, nicht aber von der Verteilung der Hilfsquellen des Landes.

Einen eigentümlichen Nachschlüssel, um sofort in die Geheimnisse des Nationalreichtums eindringen zu können, erfand de Foville, dessen Methode holländische Statistiker weiter ausgebaut haben. Man geht dabei von folgender Überlegung aus: Wenn die Bevölkerung eines Landes durchschnittlich 27 bis 28 Jahre alt ist, so hat sie durchschnittlich noch 36 Jahre zu leben. Denn 36 Jahre ist die mittlere Lebenserwartung für einen 27—28 jährigen. Nach 36 Jahren wird also durchschnittlich aller heute vorhandener Besitz auf die Erben übergegangen sein, und dieses bedeutet — so argumentiert man — das gleiche, wie wenn ich sage, es ginge jährlich $^1/_{36}$ alles Besitzes auf die Erben über. Multipliziere ich also die jedes Jahr zur Erbschaftssteuer gelangenden Massen mit 36, so erhalte ich den vorhandenen Besitz. De Foville fand, daß in Frankreich jährlich durch Erbgang und Schenkung inter vivos etwa $6^1/_4$ Milliarden Francs ihre Besitzer wechseln; 36 mal $6^1/_4$ ist etwa 225. 225 Milliarden Francs wären demnach also der Betrag des französischen Nationalreichtums.[1])

Diese Argumentation läßt sich aber leicht widerlegen. Wenn die Bevölkerung viele Kinder zählt, wird das Durchschnittsalter der Lebenden niedrig; allein je niedriger ceteris paribus das Durchschnittsalter, um so höher ist die Lebenserwartung und daher auch der Multiplikator, zu dem man nach dieser Methode gelangt. Die Höhe des Multiplikators dürfte aber nur von der Sterblichkeit in den Altersklassen der Erblasser abhängen, und je geringer diese Sterblichkeit, um so höher müßte von rechts wegen der Multiplikator sein. Denn je weniger z. B. von 50jährigen Besitzern sterben, mit einem um so größeren Faktor müßte man die Erbmassen multiplizieren, um zu schätzen, was die Überlebenden besitzen. Der Umstand, daß eine Bevölkerung viel Kinder zählt, hat aber mit einer geringeren Sterblichkeit in den älteren Klassen gar nichts zu tun. Wären also 500 50jährige gestorben, dann wäre der Multiplikator gleich 50, bei einer Sterblichkeit dieser Klasse von 2%; 66 bei einer Sterblichkeit von $1^1/_2$%.

[1]) Vergl. Mayo-Smith, a. a. O. S. 181.

Es würde zu weit führen, wenn wir bei unseren Besprechungen des Volkseinkommens analog Untersuchungen nach den beiden Methoden in Beispielen vorführen wollten. Wir wollen daher nur das preußische Volkseinkommen nach der Personalmethode — als uns am nächsten liegend — betrachten. Immerhin empfiehlt es sich jedoch — des theoretischen Verständnisses halber — das Problem zunächst einmal ganz abstrakt vom Gesichtspunkte der Realmethode aus zu erörtern, da wir, wie wir gesehen haben, weniger in Gefahr kommen, Trugschlüsse zu begehen, wenn wir von Gütergattung zu Gütergattung gehen als von Privatwirtschaft zu Privatwirtschaft.

Fragen wir uns nun, wie wir ein Inventar des Volkseinkommens aufzustellen haben, so zeigt sich bald, daß im Vergleich zur Aufstellung eines Volksvermögens noch besondere Schwierigkeiten hinzutreten. Begrifflich, wenn auch nicht der realen Möglichkeit nach, könnten wir uns vorstellen, daß das Inventar eines Volksvermögens durch eine ungeheure Menge von Beobachtern an einem Tage aufgenommen würde. Die Inventarisierung eines Volkseinkommens aber ist die Aufnahme von Gütereingängen einer gewissen Periode — etwa eines Jahres: Es wird nicht ein Zustand, sondern ein Geschehen beobachtet. Doch wo immer solches geschieht, ist nötig, das Einkommende darauf anzusehen, ob es nicht schon einmal dagewesen sei — es zu identifizieren.

Denken wir uns gleichsam das Bureau einer kommunistischen Gesellschaft in Permanenz während eines Jahres. Auf diesem Bureau soll von den Mitgliedern der Gemeinschaft — nicht als privaten Eigentümern, sondern als Beamten der Gesellschaft — aller Gütereingang angemeldet werden.

Eine Tonne Eisen wäre dann als eingekommen zu betrachten, nachdem sie gefördert, eine Pflugschar, nachdem sie geschmiedet worden ist. Wenn aber die Pflugschar auf dem Bureau angemeldet wird, so werden wir danach zu fragen haben, ob das Eisen zu ihr nicht auch schon im gleichen Jahre zur Anmeldung gelangt ist. Das verbrauchte Eisen wird also auf die linke Seite des Gewinn- und Verlustkontos kommen müssen. Könnte man nun sagen, daß man die Rohstoffe einfach unangemeldet lassen dürfte? Nein, denn dann würde auch

der Teil wegfallen, der zwar in dem betreffenden Jahre produziert aber noch nicht zu Ganzfabrikaten verwendet worden ist.

Welches Einkommen hätten die Medizinalbeamten anzuzeigen? Etwa das, was sie aus dem Fonds der Gesellschaft für ihre Dienste erhalten haben? Lebensmittel, Möbel oder dergleichen? Gewiß nicht, denn diese sind ja schon als eingegangen gebucht. Wenn die Gesellschaft daher ein Einkommen an Gütern durch die Medizinalbeamten buchen will, so muß sie immaterielle Güter buchen: Dienstleistungen. Das ist keine müßige Spekulation ohne Konsequenzen; Sie werden, wenn Sie für einen Moment zur Personalmethode übergehen, gleich die Nutzanwendung aus dieser Betrachtung ziehen können. In Preußen gab es 1895 rund 30000 Ärzte (Direktions- und ärztliches Personal). Nehmen wir für jeden dieser Ärzte durchschnittlich 8000 Mk. Berufseinkommen an, so befinden sich unter dem mit Hilfe der Einkommensteuer ermittelten Volkseinkommen 240 Millionen Mk. Einkommen der Ärzte. Aber diese 240 Millionen sind den Ärzten aus den Einkünften ihrer Patienten bezahlt worden, die in der Aufrechnung aller Landeseinkommen schon figurieren. Wenn wir also diese Summe trotzdem einstellen, so sagen wir damit ausdrücklich, daß wir die immateriellen Güter der Dienstleistung selbst — so wie sie entstehen, gewissermaßen als Produkte, wenn auch als gleich konsumierte — veranschlagen. Kommen einem Schuster für ein Paar Schuhe 15 Mk. ein, und zahlt er seinem Arzte diese 15 Mk. für Besuche, so sind — wenn die Besuche nicht selbst zu den Gütern geschlagen werden — dem Volke als ganzem offenbar nur 15 Mk. Güter eingekommen, nämlich die Schuhe. Sagen wir aber, dem Volke seien 30 Mk. eingekommen, so sind die Schuhe sowohl wie die Besuche selbst als Gütereingang veranschlagt worden: Das Nationaleinkommen steigt, je mehr ärztliche Besuche in einem Jahre stattfinden.

Ein sehr instruktives Beispiel gibt der englische Nationalökonom Marshall[1]): Ein Großgrundbesitzer mit 10000 £ Einkommen stellt einen Privatsekretär mit 500 £, dieser wieder einen Diener mit 50 £ an. Es könnte scheinen, als ob die 50 £ des Dieners dreimal, die 500 £ des Privatsekretärs zweimal gerechnet würden. Aber das ist nicht der Fall, sagt Marshall:

[1]) Principles of Economics.

Der Landertrag, der als Rente bei dem Grundbesitzer einkommt, der Beistand, den er durch seinen Sekretär erhält, und der Beistand, den der Diener dem Sekretär leistet, dies alles sind unabhängige Teile des nationalen Reineinkommens, und darum müssen sowohl die 10000 £, wie die 500 £, wie die 50 £, — die deren Masse in Geld sind — gerechnet werden, wenn wir das Volkseinkommen berechnen.

Marshall inventarisiert also die immateriellen Güter. Nicht alle Nationalökonomen und Statistiker waren und sind der gleichen Ansicht. Die hier behandelte Frage hat z. B. auf dem Haager Kongreß, der sich mit der Ermittlung des Volkseinkommens befaßte, mancherlei Meinungsverschiedenheiten zutage befördert. Ebenso hat sie in der Nationalökonomie in dem Kapitel von dem sogen. ursprünglichen und abgeleiteten Einkommen eine Rolle gespielt. Im allgemeinen überwiegt jedoch jetzt die Meinung, die Marshall vertritt. Man schreibt in der Regel jedermann ein ursprüngliches Einkommen zu, der selbst produziert, seien es Sachgüter oder Dienste, und läßt als abgeleitetes — und deshalb dem Nationaleinkommen nicht zuzuschlagendes — nur das Einkommen gelten, das ohne Gegenleistung bezogen wird: Einkommen von Almosenempfängern.

Bemerkenswert! Bei Aufzählung der Vermögen pflegt man immaterielle Kapitalien meist nicht aufzuzählen, nicht also z. B. die Kenntnisse des Arztes. Da man nun vielfach zu berechnen versucht hat, wie hoch sich das Nationalvermögen rentiert, so hat man in den Einkommen aus Dienstleistungen usw. eine Rente aus einem nicht gerechneten Kapital gerechnet.

Bilden die Wohnungsnutzungen einen Teil des Einkommens der als Gemeinwirtschaft gedachten Volkswirtschaft? Könnte also auf unserem Bureau angemeldet werden, es seien außer den schon gebuchten Erzeugnissen der Arbeit aller Mitglieder und der Natur auch noch Früchte aus den Häusern eingekommen, etwa wie Früchte von den Bäumen?

Die hier angeregte Frage ist die, ob Nutzungen aus dem sogen. Nutzvermögen zum Volkseinkommen gehören. Viele Nationalökonomen bejahen sie, so A. Wagner, Hermann und andere mehr; verneint wird sie von Lexis, Schall, R. Meyer. „Güter und Güternutzungen lassen sich nicht als koordinierte Glieder einer Summe des Einkommens zusammenfassen. . . .

Das Einkommen muß entweder ausschließlich aus Gütern oder Nutzungen bestehend angesehen werden," sagt der Letztgenannte. Hieraus folgt, daß wir, wenn wir auf Grund der Ergebnisse der Einkommensteuer zu einer Aufstellung des Volkseinkommens gelangen wollen, zwar die Produkte des Mieters zu inventarisieren haben, nicht aber Produkte des Vermieters. Und obschon das Volkseinkommen nach der Realmethode und das Volkseinkommen nach der Personalmethode miteinander übereinstimmen müssen, so ergibt sich dennoch, daß die Summe der Individualeinkommen von dem Volkseinkommen verschieden ist. Danach zeigt sich ein sehr bemerkenswerter Unterschied im Vergleich zu Überlegungen hinsichtlich des Volksvermögens: Hier könnte bei richtiger Erwägung das Güterinventar für das Volk niemals ein anderes sein als die zusammengefaßten Einzelinventare.

Wenden wir uns nun nach diesen mehr allgemeinen Betrachtungen zu der Analyse eines ganz bestimmten Volkseinkommens, und zwar zu der des preußischen, wie es sich uns auf Grund der hauptsächlichen Ergebnisse der preußischen Einkommensteuer darstellt. In Preußen gliederte sich die bei der Personenstandsaufnahme von 1901 ermittelte Bevölkerung von 34056414, mit Berücksichtigung der Einzelsteuernden und der Haushaltungsvorstände, von den uns interessierenden Gesichtspunkten aus, folgendermaßen.[1])

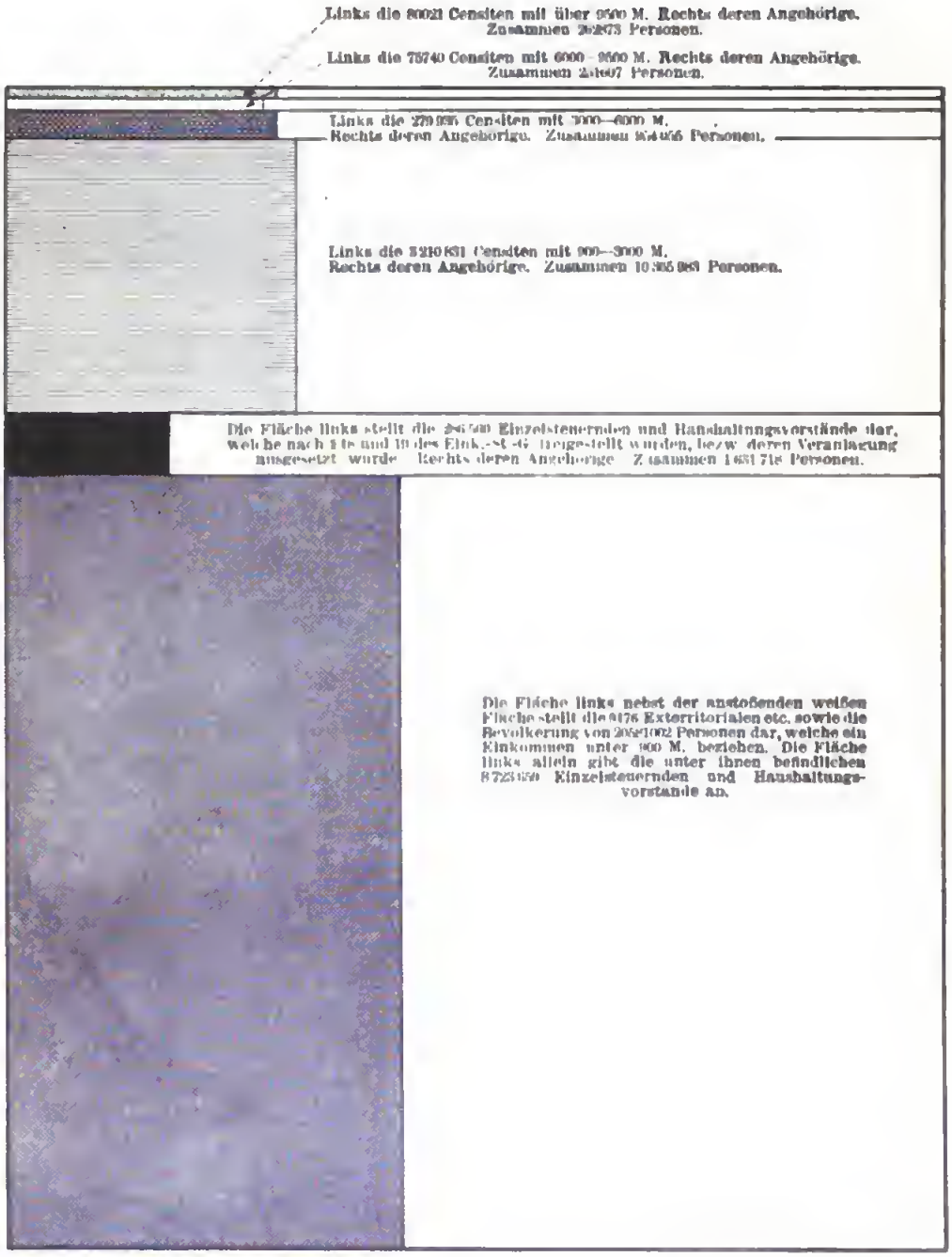
(Siehe S. 291.)

Das gesamte veranlagte Einkommen der Zensiten hat 1901 8376 Millionen Mk. betragen. Hierbei sind also nicht die Einkommen aller Unveranlagten unter 900 Mk. und aller Freigestellten. Über das Einkommen der Unveranlagten hat man Schätzungen angestellt; so für 1897 die Statistische Korrespondenz. Der dabei angenommene Durchschnitt von 40 Mk. Einkommen für Einzelsteuernde und Haushaltungsvorstände ist — wie dort schon gesagt wird — offenbar zu niedrig.[2]) Immerhin kann man mit Hilfe solcher Schätzungen doch ein ungefähres Bild von der Höhe des preußischen Volkseinkommens erhalten, das man mit noch einigen weiteren Zuschlägen (für die Frei-

[1]) Mitteilungen der Verwaltung der direkten Steuern im Königreich Preußen (1901).

[2]) Stat. Korrespondenz (1900).

Veranlagung zur preußischen Einkommensteuer 1901.
Flächen-Diagramm.



Nach der Personenstandaufnahme von 1901 gliederte sich die Bevölkerung in nachfolgende Gruppen:

I.	Exterritoriale u. dergl.		9 176
II.	Einkommen unter 900 Mk.		20 581 002
III.	Einkommen über 900 Mk.		
	1. Freigestellte nach §§ 18 u. 19 des Eink.-St.-G. einschl. der Personen, deren Veranlagung ausgesetzt ist	1 631 718[1])	
	2. Veranlagte:		
a)	mit 900— 3 000 Mk.	10 365 983	
b)	„ 3 000— 6 000 „	954 055	
c)	„ 6 000— 9 500 „	251 607	
d)	„ 9 500— 30 500 „	209 876	
e)	„ 30 500—100 000 „	44 011	
f)	„ über 100 000 „	8 986	
	Zusammen III, 2	11 834 518	
	Zusammen III		13 466 236
	Zusammen I, II, III		34 056 414

Unter obenstehenden Bevölkerungsgruppen befanden sich Einzelsteuernde und Haushaltungsvorstände:

I. } II. }	. . . . .		8 723 659
III.	1.	286 560	
	2. a) . . .	3 210 831	
	b) . . .	279 935	
	c) . . .	75 740	
	d) . . .	63 863	
	e) . . .	13 384	
	f) . . .	2 774	
	Zusammen III, 2	3 646 527	
	Zusammen III		3 933 087
	Zusammen I, II, III		12 656 746

[1]) Dabei 269 156 frei nach § 18
16 664 „ „ § 19
740 ausgesetzt
286 560

NB. Es sind überall physische Zensiten gemeint.

gestellten; Wiedereinstellung der abzuziehenden Kassenbeiträge und Prämien) für 1901 auf zirka 12,6 Milliarden Mk. veranschlagt hat. Das wäre, wenn man den Spuren anderer Spekulationen folgen will, bei 90—100 Milliarden Mk. Volksvermögen eine Rente von etwa 12½%.

Wie ist's nun aber mit unserer Kenntnis von den Einkommensquellen. Die Realmethode würde direkt auf diese gehen; die Personalmethode dagegen wird, wo sie Personen unversteuert läßt, auch über die Natur ihres Einkommens nichts aussagen, dort aber, wo die Veranlagung nicht ins Detail geht, wird nach dieser Richtung gleichfalls ein Manko entstehen. So kennen wir die Einkommensquellen in Preußen erst da etwas genauer, wo die Selbsteinschätzung einsetzt, also bei Einkommen über 3000 Mk. Ohne ebenso ausführlich wie neulich hinsichtlich der Vermögenssteuer auch auf die Belehrungen einzugehen, die uns die Einkommensteuer bezüglich der Einkommensquellen darbietet, will ich heute nur ganz kurz darauf hinweisen, daß die gleichen Gründe, die uns neulich das Grundvermögen als zu gering veranschlagt erscheinen ließen, uns auch das Einkommen daraus als zu gering geschätzt annehmen lassen müssen.

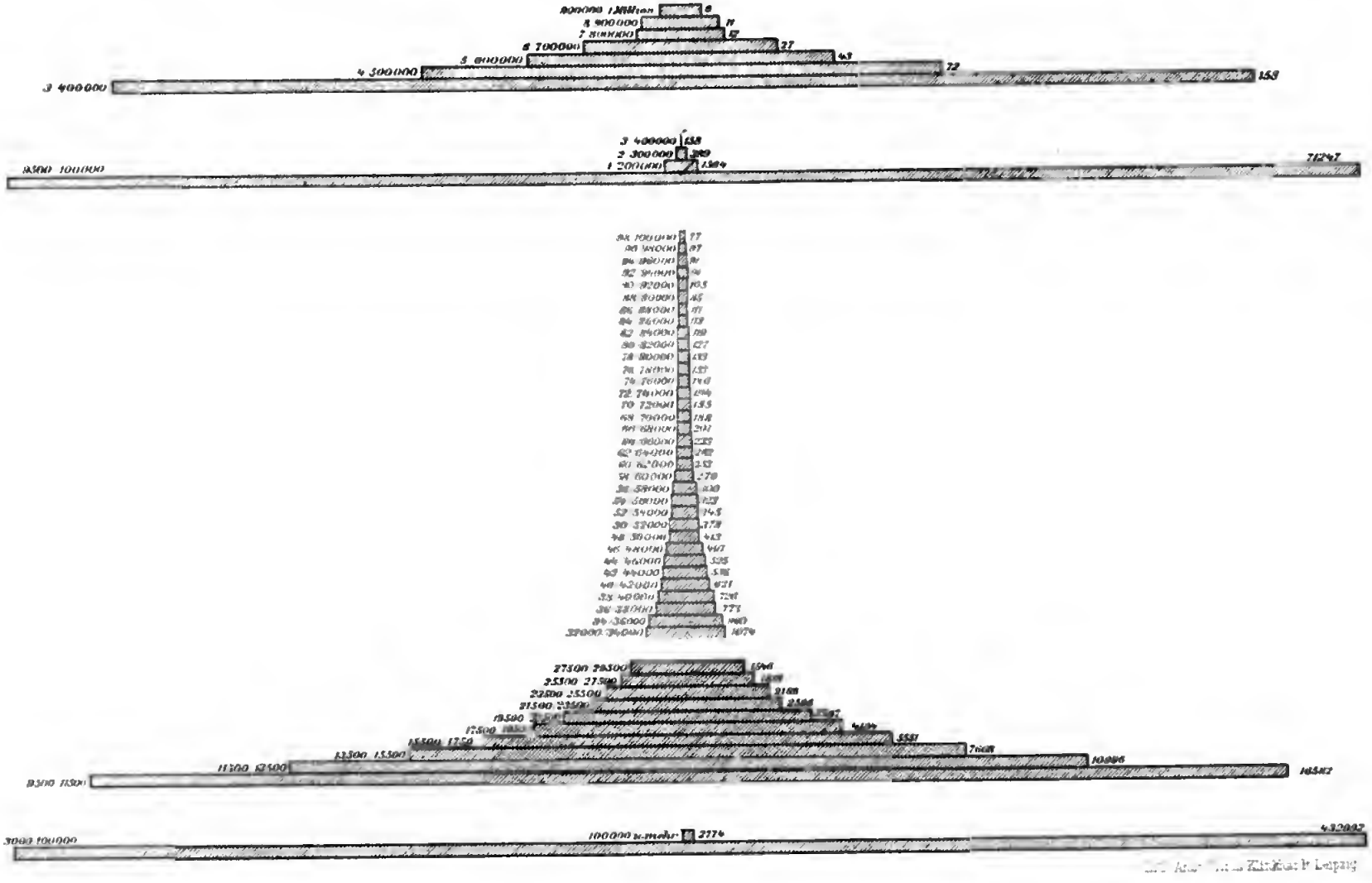
Nach dem offiziellen Werk entfielen von den Einkommen über 3000 Mk. auf Einkommen aus

	1900	1901
I. Kapitalvermögen	1 141 140 523	1 208 059 567
II. Grundvermögen	921 382 443	967 880 570
III. Handel, Gewerbe u. Bergbau	1 418 407 308	1 496 726 722
IV. Gewinnbring. Beschäftigung	963 752 721	1 036 694 129
	4 444 682 995	4 709 360 988
Ab Schuldzinsen, Lasten usw. .	614 576 430	661 203 935
Rest veranlagt	3 830 106 565	4 048 157 053

Und es berechnet die Prozente:

Einkommen aus	1900	1001
I. Kapitalvermögen	25,67	25,65
II. Grundvermögen	20,73	20,55
III. Handel, Gewerbe u. Bergbau	31,91	31,78
IV. Gewinnbring. Beschäftigung	21,68	22,02
	99,99	100,—

Pyramide die Einkommensteuer in Preußen darstellend nach der Veranlagung von 1901.



Es ist aber klar, daß überall die Schulden, Renten und Lasten (nicht aber auch die Versicherungsbeiträge und Prämien) von dem Einkommen aus Kapitalvermögen abgehen müssen. Diese beliefen sich 1900 auf 564452243 und 1901 auf 607602594.

Einkommen aus	1900	1901
I. Kapitalvermögen	576688280	600456973
II. Grundvermögen	921382443	967880570
III. Handel, Gewerbe u. Bergbau	1418407308	1496726722
IV. Gewinnbring. Beschäftigung	963752721	1036694129
	3880230752	4101758394

Und der prozentuelle Anteil ist daher so:

Einkommen aus	1900	1901
I. Kapitalvermögen	14,9	14,6
II. Grundvermögen	23,7	23,6
III. Handel, Gewerbe u. Bergbau	36,6	36,5
IV. Gewinnbring. Beschäftigung	24,8	25,3
	100,—	100,—

Hierbei ist noch u. a. weiter zu beachten, daß alles aus Aktien bezogene Einkommen als Kapitaleinkommen gilt, welcher Grundbesitz auch immer hinter den Aktien steckt.

Unbefriedigend hierbei ist aber nicht nur, daß man die Einkommen unter 900 Mk. nicht weiter nach ihren Abstufungen kennt, sondern namentlich auch, daß man nicht weiß, wieviele Einzelsteuernde darunter sind, und wie sich die Zensiten nach Geschlecht und Alter gliedern. Ein Familienvater mit einem Einkommen unter 900 Mk. ist offenbar eine weit traurigere soziale Erscheinung als ein lediger junger Fabrikarbeiter mit dem gleichen Einkommen. Wenn sich also unter den weniger als 900 Mk. Beziehenden ein größerer Prozentsatz unverheirateter Leute befindet als unter den mit höherem Einkommen, so wird damit das Bild gemildert; die Frage wäre nur: in welchem Maße?

Leider besitzen wir nur wenige Spezialuntersuchungen, die sich mit einer derartigen Zerlegung des Materials befaßt haben. Immerhin geben die darüber vorhandenen Monographien recht wertvolle Aufschlüsse. So hat für Frankfurt a./M. Bleicher festgestellt, daß im Jahre 1899 unter den 31518 männlichen Haus-

haltungsvorständen aller Einkommenklassen 4644 = 14,8 % unter 30 Jahre alt waren, von den 12688 in der Klasse unter 900 Mk. aber 2852 = 22,5 %. Würde eine ähnliche Untersuchung nicht nur über die Haushaltungsvorstände, sondern über alle Zensiten angestellt werden, so ergäbe sich gewiß in noch höherem Grade der größere Anteil der jungen Männer an den untersten Steuerstufen, und auch der weiblichen Personen. Man denke an die alleinstehenden Wäscherinnen, Putzfrauen, Schneiderinnen usw.

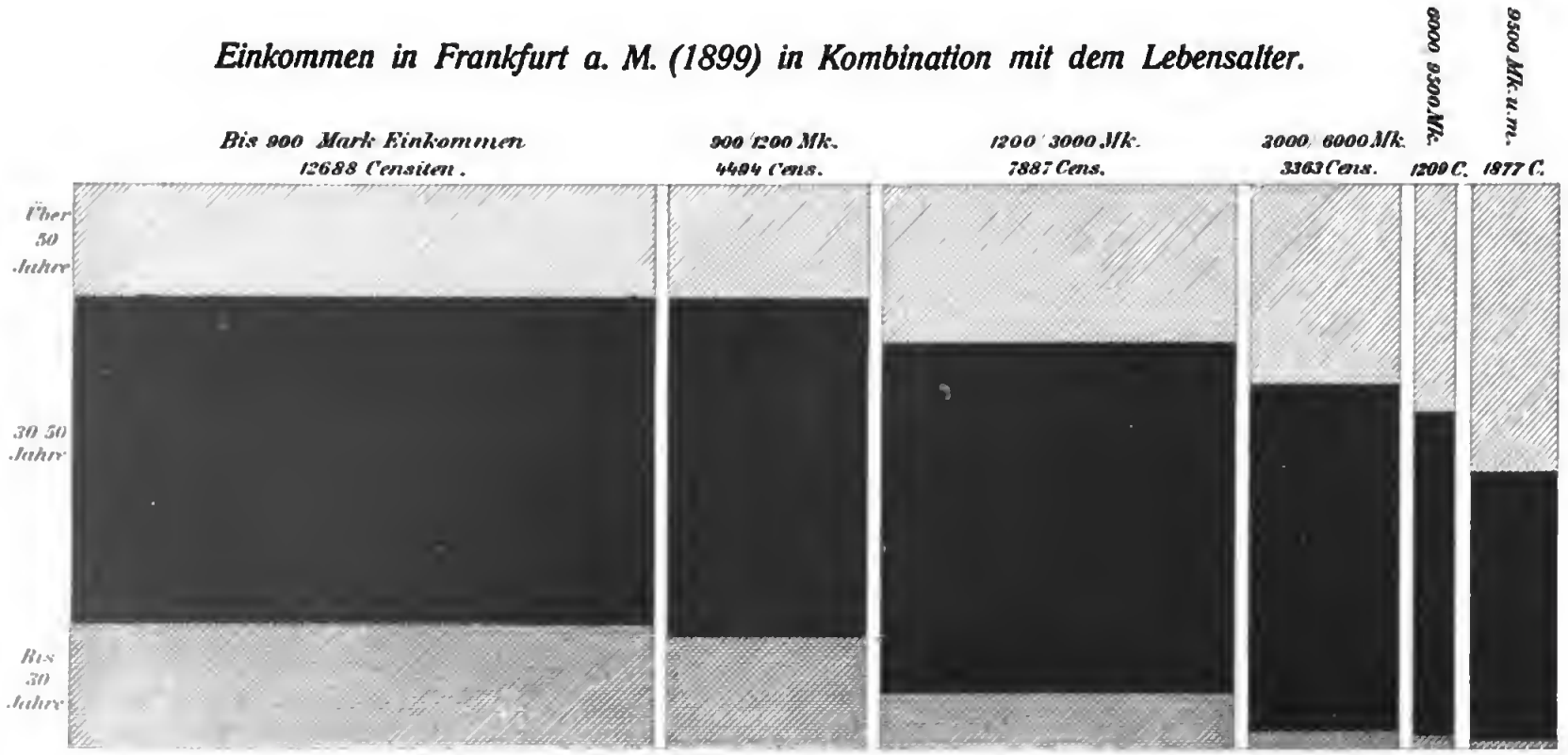
Immerhin bleibt indes bestehen, daß unter den 31518 männlichen Haushaltungsvorständen sich 12688 — also 40,3 % — befanden, die weniger als 900 Mk. Einkommen hatten. Und wenn man auch die unter 30 Jahre alten davon abrechnet, so bleiben von 26874 doch noch 9836 — das sind 36,6 % — übrig, die sich damit begnügen müssen, also ein starkes Drittel! Hierunter dürften verhältnismäßig nur wenige sein, die Kost oder Logis, bzw. beides bei dem Arbeitgeber haben. (Kellner, Köche, Fuhrleute, Kutscher, Diener, Portiers.) Dieses starke Drittel auch über 30 Jahre alter Frankfurter Haushaltungsvorstände verfügt sonach zusammen höchstens über 9 Millionen Mk. Einkommen.

Von großem Interesse ist sodann auch eine Untersuchung, die für die männlichen Personen mit eigenem Hausstand Beruf und Einkommen kombiniert. Von 100 männlichen Haushaltungsvorständen bezogen danach in Frankfurt ein Einkommen von höchstens 900 Mk.:

in der Urproduktion	37,9
im Klein- und Großgewerbe . .	50,3
im Handel und Verkehr	24,8
als Beamte und in freien Berufen .	20,9
als ungelernte Arbeiter	84,0

Sie sehen, daß die Einkommensteuerstatistik, wenn man von seiten der Behörden an eine detaillierte Publizierung geht, wenn ferner die statistischen Ämter sie sorgfältig ausbeuten, und wenn der statistische Konsument sie sorgsam und kritisch ansieht, höchst schätzbare Ergebnisse liefern kann, daß aber all jene Bedingungen freilich nur sehr selten erfüllt erscheinen. Ähnlich dürfen wir über die Ergebnisse der Vermögensstatistiker

Einkommen in Frankfurt a. M. (1899) in Kombination mit dem Lebensalter.



Lith. Anst. Friedr. Kirchhardt, Leipzig.

urteilen: In beiden Fällen vermögen wir, wenn wir ins Detail gehen, teils Kenntnisse, teils Anregungen zu erhalten.

Ermittlungen nach der Realmethode werden uns namentlich Erkenntnisse über die relative Bedeutung der einzelnen Gütergattungen im wirtschaftlichen Dasein des Volkes liefern können, Ermittlungen nach der Personalmethode, solche über die Verteilung der wirtschaftlichen Kraft auf den einzelnen. Vor vielem hat man sich dabei zu hüten, besonders aber vor einem. Und gerade vor dem hat man sich besonders zu hüten, wonach der Laie am gierigsten ausgeht: Vor den in Geld ausgedrückten Zahlen, die das gesamte Einkommen oder das gesamte Vermögen zusammenfassen sollen. Und zwar, abgesehen von allen Gründen, die wir schon kennen gelernt haben, noch aus einem ganz prinzipiellen, den wir uns bis jetzt aufgespart haben.

Was ist denn, wenn wir uns die Sache überlegen, der Ausdruck eines Nationaleinkommens oder eines Volksvermögens in Geld? Antwort: Es ist nichts anderes als eine Aufsummierung von Preisen oder auf Grund solcher Preise eingesetzter Kosten und Ertragswerte. Wir sagen, die Jahresernte eines Landes ist etwa 5 Milliarden Mk. wert (so in Deutschland 1901): will heißen, der Preis der Ernte für die Konsumenten, bzw. der danach berechnte Wert für die Selbstverzehrer ist 5 Milliarden Mk. Wir sagen, die Gebäude einer Stadt sind 500 Millionen Mk. wert — so ungefähr in Frankfurt 1895 — will heißen: Die Summe der Mietpreise ist zirka 30 Millionen Mk.; der aus Häusern erwartete Zinsfuß ist 6 %, folglich sind die Gebäude 500 Millionen Mk. „wert". Die Einzelpreise der Güter gleicher Art sind mit der Stückzahl der Güter dieser Art multipliziert; so ist (von allen nicht relevanten Umwegen abgesehen) die Gesamtrechnung zustande gekommen.

Aber was bestimmt denn den Einzelgeldpreis der Güter? Zwei Reihen von Gründen bestimmen ihn: solche auf seiten der Güter und solche auf seiten des Geldes. Die auf seiten des Geldes wirkenden hat man zu allen Zeiten erkannt. Man hat eingesehen, daß — wenn durch den größeren oder geringeren Geldreichtum die Preise steigen oder fallen — dieses an sich keine Vermehrung oder Verminderung des Volkswohlstandes bedeutet, wenn schon man es oft versäumt hat, die

notwendigen Schlüsse daraus zu ziehen. Aber man hat es doch wenigstens eingesehen. Und wenn ich jemandem sagen würde, ein Frankfurter habe im Jahre 1732 ein Vermögen von nur 10000 Gulden = 17000 Mk. besessen, so würden mir fast alle gleich entgegenhalten: Aber der Wert des Geldes war doch damals soviel größer. Hieran also denkt man in der Regel, allein die Bestimmungsgründe auf seiten der Güter vergißt man in den einschlägigen Betrachtungen allermeist.

Ohne alle, die hierzu gehören, auseinandersetzen zu wollen, mögen die folgenden als die wichtigsten angeführt werden:

Die Preise der beliebig vermehrbaren Güter werden jedenfalls mit, nach manchen allein durch die aufzuwendende Arbeitszeit bestimmt. Die Preise der nur mit steigendem Arbeitsaufwand vermehrbaren nach dem höchsten Arbeitsaufwand. Die Preise der unvermehrbaren Güter variieren unter gleichen Umständen nach ihrer vergleichsweisen Seltenheit.

Hieraus folgt: Wenn es leichter wird, Aluminium herzustellen — auf elektrolytischem Wege, statt auf chemischem — so sinkt Aluminium im Preise (1 kg kostete 1855: 1000 Mk., 1890: 27,60 Mk. und 1900 nur noch 2 Mk.). Eine geringere Preissumme bedeutet in diesem Falle die gleiche Menge von Gütern — also vom Wohlstand — eine gleiche Preissumme eine größere Menge von Gütern. Steigen dagegen bei einer schlechten Ernte die Einzelpreise, so stellt die gleiche Preissumme ein geringeres Güterquantum vor und erst eine höhere ein gleiches.

Klar ist demnach, daß die höhere Preisgesamtsumme, die wir für die Güter eines Landes herausrechnen — seien es die vorhandenen oder die eingekommenen — nur insofern eine Wohlstandsvermehrung für ein Volk bedeutet, als es in den Multiplikationsprodukten, die man addiert hat, nicht der Faktor des Einzelpreises ist, der gestiegen ist, sondern der Faktor der Stückzahl. Steigt der Einzelpreis eines Gutes, so bedeutet das für den, der den Preis darzulegen hat, genau den gleichen Wohlstandsrückgang, wie es für den, der über das Gut verfügt, eine Wohlstandsvermehrung bedeutet. Steigt ein Hektar Boden von 160 auf 540 Mk. (so beim Großgrundbesitz in Posen von 1800 bis 1895), so sind, anders betrachtet, 160 Mk. von 1 ha Bodenwert auf 0,30 ha Bodenwert gefallen. Wenn man das deutsche

Digitized by Google

Volksvermögen aufsummiert, so fällt die ungeheure Vermehrung des städtischen Bodenwertes mit einem ungeheuren Plus an Geldwert in die Wagschale, ebenso wie bei einer Addierung der Einkommen die Steigerung der Mieten. Aber ganz genau um ebensoviel ist die Tauschkraft der Vermögen der Nichtbodenbesitzer — in Bodenwert gemessen — gesunken und das Einkommen der Mieter — in Wohnungswert gemessen.

Resultat: Die großen für Volksvermögen und Volkseinkommen berechneten Geldsummenzahlen haben nur Wert als Ausgangspunkte für Zerlegungen. Man kann aus ihnen Aufschluß erhalten über die Verteilung der ökonomischen Kraft auf die einzelnen Gütergruppen, und danach einzelne Volksgruppen, je nachdem sie an diesen Gütern Anteil nehmen, gegenüberstellen. Niemals aber darf man ohne weiteres Steigerung der Gesamtwerte einer Nation für identisch mit der Steigerung ihres Gesamtreichtums halten. Es kann so sein, es muß aber nicht so sein. Nur wenn eine Nation über mehr Sachgüter verfügt als früher, ist sie reicher geworden, nicht aber wenn sie sich mehr Werte herausgerechnet hat.

Diese Betrachtungen erscheinen einfach: Das wesentliche ist grundlegend schon gesagt in Ricardos Kapitel über die Unterscheidung von „Values“ und „Riches“, sehr drastisch auch von Courcelle-Seneuil. Trotzdem wird es fortwährend außer acht gelassen oder durch schiefe Ausdrücke verdunkelt. So sagt z. B. Lehr: „Alle Zahlenangaben über die Größe des Volksvermögens sind . . . cum grano salis zu nehmen, sie können für größere Völker schon leicht um einige Milliarden von der Wirklichkeit abweichen.“ In Wahrheit entspricht jedoch keine irgend wie gestaltete Summenzahl einer Wirklichkeit. Sie ist nichts anderes als ein rechnerisches Ergebnis, das auf die rechnerischen Ursachen zurückgeführt werden muß, die es gebildet haben.

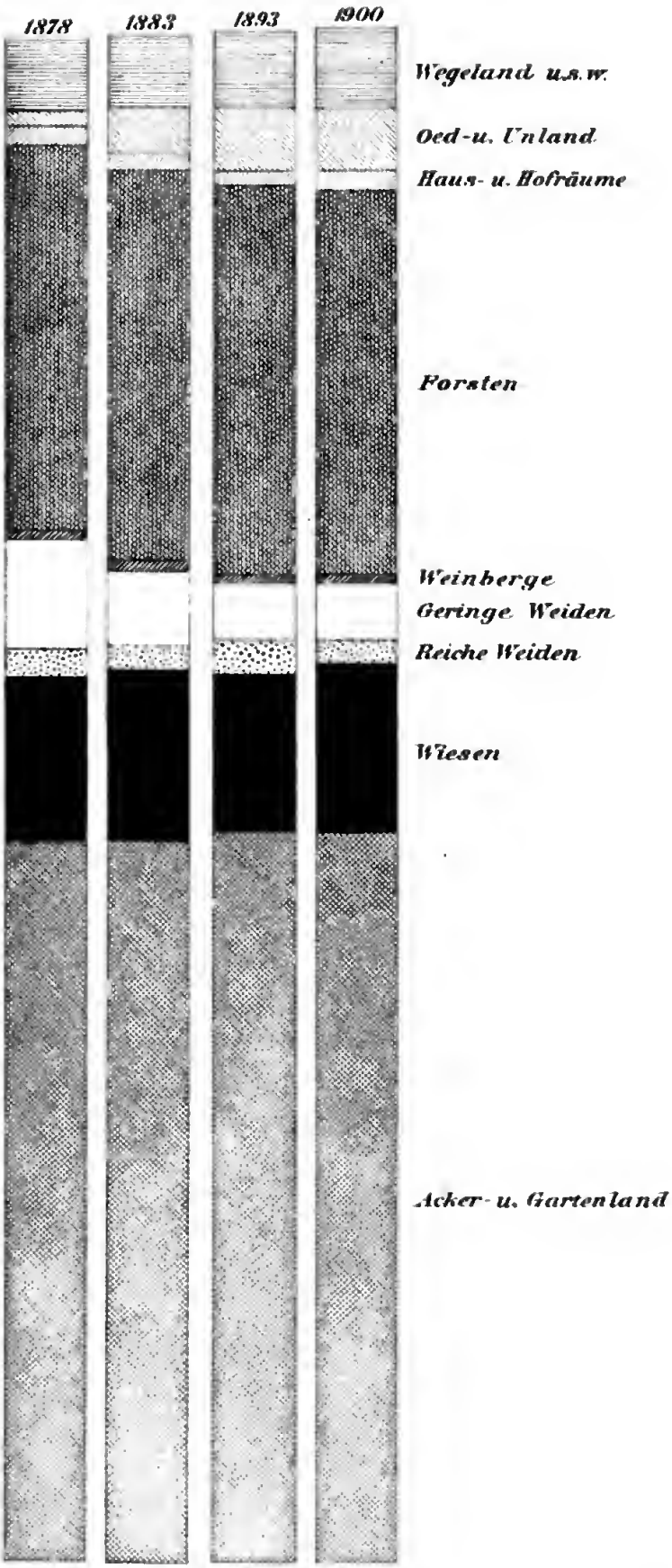
IV. Vorlesung.

Bei unseren Betrachtungen über das Volksvermögen und das Volkseinkommen konnten wir im Vorübergehen eine Reihe wertvoller Aufschlüsse über die Verteilung der ökonomischen Kraft auf die einzelnen Gütergruppen und dann auf einzelne Volksgruppen gewinnen. Als eine Gütergruppe von besonderer Bedeutung lernten wir dabei die der landwirtschaftlichen Güter kennen. Wir wollen uns nun heute — also gleichsam rückwärts gehend — mit dem Zweige der Statistik beschäftigen, dem die Erfassung dieser Gruppe obliegt: mit der Agrarstatistik.

Fragen der Agrarstatistik haben die amtlichen Stellen von jeher beschäftigt, und nicht minder die statistischen Kongresse. Sie wurden besprochen zu Brüssel 1853, Paris 1855, London 1860, Florenz 1867, im Haag 1869; wie Block sagt, nirgends so gut wie in Paris.

Man sprach auf diesen Kongressen Wünsche aus und stellte Regeln fest über die Ermittlung der Anbauverhältnisse, der Produktion, der Verteilung des Grundeigentums, des Groß- und Kleinbesitzes, der Reinerträgnisse, der ländlichen Arbeiter, der Verschuldung usw. In so ausführlicher Weise können wir dieses Kapitel natürlich hier nicht behandeln. Wir wollen im wesentlichen die Agrarstatistik des Deutschen Reiches, und zwar diese in Beziehung auf Anbau und Produktion betrachten.

Von Beschlüssen für die deutsche Agrarstatistik kommen in Betracht die vom 8. November 1877, 7. Juli 1892, 17. Januar 1899 und 17. März 1900. Nach diesen Bestimmungen finden im Deutschen Reiche zweierlei Arten von Erhebungen über die Bodenbenutzung statt; selbstän-



Die Gesamtfläche und ihre Hauptbestandteile nach den Erhebungen der Jahre 1878, 1883, 1893 und 1900.

Die Gesamtfläche und ihre Hauptbestandteile im Jahre 1900.

	ha	ha
I. Acker- und Gartenländereien	26257313,0	
II. Wiesen (ausschl. oder vorwiegend zu Heugewinn benutzt)	5956164,1	
III. Weiden (ausschl. oder vorwiegend durch Weidegang benutzt) und Hutungen:		
a) reiche Weiden von im Durchschnitt der Jahre mindestens 15 Doppelzentnern (zu 100 kg) Heuweidewert oder mindestens 1 Kuhweide auf das Hektar .	795136,5	
b) geringere Weiden u. Hutungen (davon zur Aufforstung geeignet 282488,9 ha)	1911574,0	
Summe der Weiden und Hutungen	2706710,5	
IV. Weinberge (auch Weingärten):		
a) im Ertrag stehende	118844,6	
b) nicht im Ertrag stehende . .	16365,4	
Summe der Weinberge (auch Weingärten) .	135210,0	
Landwirtschaftlich benutzte Fläche		35055397,6
V. Forsten und Holzungen (zur Holzzucht benutzte Flächen, einschl. der Räumden und Blössen), aber ausschl. der öffentlichen und privaten Parkanlagen und der Baumschulen	13995868,5	13995868,5
Davon waren im Sommer des Aufnahmejahres vorübergehend zu landwirtschaftlicher Nutzung oder in Feldwaldwirtschaft (Haubergen) 9861,0 ha mit Getreide, Kartoffeln usw. bestellt.		
VI. Haus und Hofräume	521756,7	
VII. Öd- u. Unland (einschl. der reinen Heideländereien u. der weder zum Ackerbau, noch als Grünland benutzten Moore, sowie d. Steinbrüche, Lehm-, Tongruben u. dergl., soweit diese nicht bei den Forsten angerechnet sind	2102489,9	
Davon zur Aufforstung geeignet 350814,2 ha.		
VIII. Wegeland, Friedhöfe, öffentl. Parkanlagen, Gewässer usw.	2389272,2	
Weder land- noch forstwirtschaftlich benutzte Fläche		5013518,8
Gesamtfläche nach den Ergebnissen dieser Erhebung . . .		54064784,9

(Vjhe. 1902/III.)

dige, die nur in größeren Zwischenräumen vorgenommen werden, und jährliche als Ergänzung zu Ernteerhebungen. Selbständige Erhebungen fanden statt in den Jahren 1878, 1883, 1893. Da sie nach den Beschlüssen von 1892 alle 10 Jahre wiederholt werden sollten, so hätte die nächste selbständige Erhebung eigentlich erst im Jahre 1903 vorgenommen werden müssen. Der Bundesrat beschloß jedoch, am 17. März 1900, „daß statt der auf 1903 vorgesehenen Ermittlung der landwirtschaftlichen Bodenbenutzung eine solche 1900 stattfinden solle". Dieses geschah denn auch im Juni 1900; die Resultate sind mitgeteilt im 3. Hefte der Vierteljahreshefte von 1902. Ihre Hauptergebnisse zeigt die beifolgende Tafel.

(Siehe S. 299.)

„Fast 26 % unseres Bodens decken also Waldbestände — in Schweden und Rußland annähernd 40 %, in Österreich-Ungarn 30 %, in der Schweiz 19 %, in Frankreich 17 % — $^9/_{10}$ davon entfallen auf Hochwald; was die Holzarten betrifft, so sind 65 % der bewaldeten Fläche mit Nadelhölzern bestanden. Die waldreichsten Gaue sind bekanntlich die bergigen Zonen des Südens und der Mitte, wo sich infolge der Boden- und Klimaverhältnisse die landwirtschaftliche Produktion nicht lohnt. So sind im alpinen Gebiet 65 % mit Forsten bedeckt."

Als landwirtschaftlich benutzbarer Boden bleiben 64,8 % der Gesamtfläche. Dieser zerfällt wiederum in

		Prozent der Ges.-Fläche	Prozent der landw. Fläche
Ackerland . .	26 257 313,0	47,67	73,53
Gartenland . .		0,89	1,38
Wiesen	5 956 164,1	11,02	16,99
Reiche Weiden[1])	2 706 710,5	1,47	7,72
Geringe Weiden		3,54	
Weinberge . . .	135 210,0	0,25	0,38
	35 055 397,6	64,84	100,00

Ähnlich wird in den meisten Staaten unterschieden, doch fehlt mitunter eine Trennung von Wiesen und Weiden. Der Begriff der Weide ist seiner Abgrenzung nach, sowohl nach oben — der Wiese — zu als auch nach unten — dem Ödland —

[1]) Das sind solche mit mindestens 15 Doppelzentnern Heu Weidewert pro Hektar.

zu, unsicher: die meisten unfruchtbaren Landstrecken, Bergabhänge usw. pflegen immer noch beweidet, eventuell als Hutungen bezeichnet zu werden, wenn die Nutzung auch nur eine äußerst geringe ist. „Besonders in Gebirgsgegenden handelt es sich hierbei um sehr ausgedehnte Landstrecken, die von dem einen als Weideland, von dem andern als Ödland verzeichnet werden." (Conrad im Hwb.)

Wiesen und Weiden herrschen überall dort vor, wo sich der Einfluß des maritimen Klimas stark geltend macht, oder wo durch die Höhenlage des Landes gleichzeitig Kühle und Feuchtigkeit bedingt werden. Im Gebiete der deutschen Alpen umfassen Wiesen- und Weideland durchschnittlich 83 % der landwirtschaftlich benutzten Fläche. Eine ähnliche Ausdehnung der Wiesen und Hutungen wie im kühlfeuchten Süden des Reiches findet sich erst wieder in der Nähe der Wasserkante des Nordens, wo die ausgiebigen Niederschläge und die hohe Luftfeuchtigkeit des Seeklimas den Wuchs von Gras und Futterpflanzen außerordentlich begünstigen. In den Marschen des Nordseegebietes kommen 51,6 % der landwirtschaftlichen Fläche auf Wiesen und Weiden. Am wiesenärmsten sind die klimatisch begünstigsten Landschaften des Reiches: der Rhein-Neckarkreis mit 12,2 % und der Mainkreis mit 14 % Matten- und Weideland.

Daß die landwirtschaftliche Bodenbenutzung im Deutschen Reiche trotz der starken Konkurrenz, mit der die heimische Landwirtschaft zu kämpfen hat, nicht eingeschränkt sondern im Gegenteil immer mehr ausgedehnt worden ist, beweist die Gegenüberstellung der Aufnahmen von 1878 und 1900.

Es stieg nämlich die Fläche

des Acker- und Gartenlandes	von	26063083	auf	26257313
der Wiesen	„	5913698	„	5956164
„ reichen Weiden	„	617329	„	795136
„ Weinberge	„	133845	„	135210
dagegen fiel die der geringen Weiden und Hutungen .	„	3998059	„	1911574

Dieser Abfall liegt großenteils zwischen den Erhebungen von 1878 und 1893 und beruht darauf, daß ein großer Teil der 1878 als „Hutung" bezeichneten Fläche 1883 und 1893 als

Öd- und Unland eingetragen wurde. Allerdings mag hierzu auch der Rückgang der Schafzucht infolge der Konkurrenz billiger argentinischer und australischer Wolle und die damit im Zusammenhang stehende Aufgabe der Benutzung geringwertiger Hutungen zur Schafweide mit beigetragen haben. Ist ja doch die Anzahl der Schafe von rund 25 Millionen im Jahre 1873 auf 9,7 Millionen im Jahre 1900 [und 7,9 Millionen im Jahre 1904] zurückgegangen.

Diese Verschiebung in der Bodenbenutzung, die sich bei dem Vergleich mehrerer Aufnahmen konstatieren lassen, zeigt nach Prozenten berechnet, die folgende Übersicht[1]):

	1900	1893	1883
auf Acker und Gärten	48,6	48,6	48,5
„ Weinberge	0,2	0,2	0,3
„ Wiesen	11,0	11,0	10,9
„ Weiden	5,0	5,3	6,3
„ Forsten und Holzungen	25,9	25,8	25,7
„ Haus und Hofraum und Ödland .	9,3	9,1	8,3

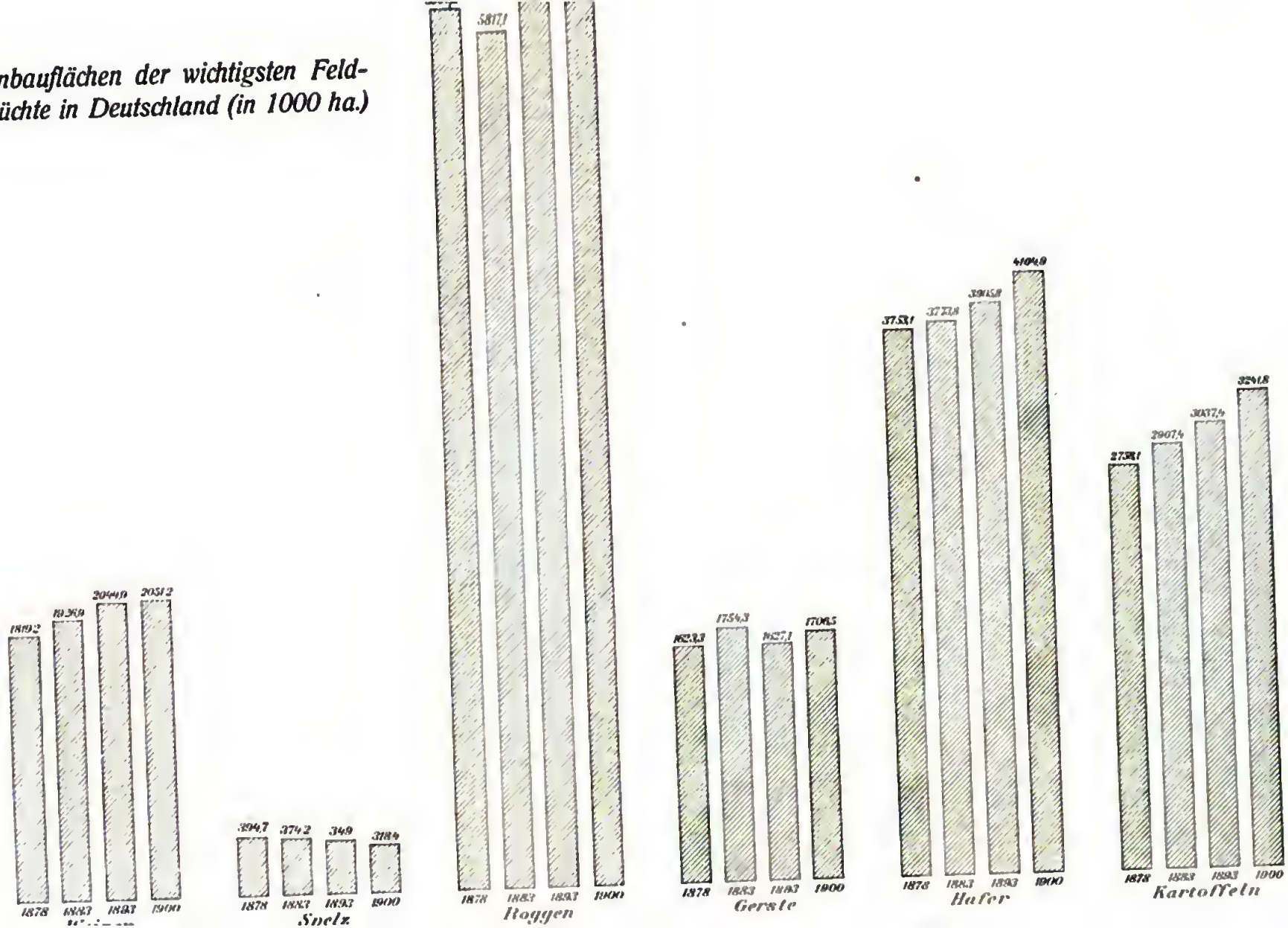
Von dem uns vor allem interessierenden Acker- und Gartenland nehmen wiederum ein:

Getreide und Hülsenfrüchte .	61,13 %
Hackfrüchte und Gemüse . .	17,49 „
Handelsgewächse	0,71 „
Futterpflanzen	10,12 „
Brache	4,69 „
Brachweide	4,02 „
Haus- und Obstgärten . . .	1,84 „
	100,00 %

Daß das Ackerland mit 48,6 % Fläche des Reichs (resp. 73,5 % der landwirtschaftlich genutzten Fläche) relativ sehr groß ist, zeigen die entsprechenden Zahlen einiger anderer Länder; es beträgt nämlich in Frankreich 50 %, in Österreich-Ungarn $33^1/_3$ %, in Großbritannien 30 % und in Rußland 20 %. In Deutschland selbst erreicht das Acker- und Gartenland natürlich dort seine größte Ausdehnung, wo die klimatischen Verhältnisse die lange Vegetationsdauer der landwirtschaftlichen Kultur-

[1]) Stat. Jahrb. 1902.

Anbauflächen der wichtigsten Feldfrüchte in Deutschland (in 1000 ha.)



pflanzen zulassen. Der harz-thüringische Kreis steht mit 87,5 % an der Spitze.

Die für den deutschen Ackerbau wichtigsten Pflanzen sind

Roggen	22,78 %	Zuckerrübe . . .	3,65 %
Hafer	15,63 „	Grassaat	1,42 „
Kartoffeln . . .	12,25 „	Menggetreide . .	1,33 „
Weizen	7,81 „	Lupinen	1,32 „
Klee aller Art . .	6,93 „	Spelz	1,21 „
Gerste	6,50 „		

Der Roggen ist Deutschlands Hauptbrotfrucht, in der Kartoffelproduktion nimmt es unter allen Ländern die erste Stelle ein, ebenso in Zuckerrübenproduktion.

Wie sich die Anbauverhältnisse hinsichtlich der verschiedenen Getreidearten und der Kartoffel in den 4 Jahren selbständiger Erhebungen gestalteten, veranschaulicht die beigefügte Tafel.

Feldfrüchte	Anbaufläche der Hauptfrucht (in 1000 Hektar) nach den Ermittelungen in den Jahren 1878	1883	1893	1900
Weizen	1819,2	1926,9	2044,9	2051,2
Spelz und Emer	394,7	374,2	349,0	318,4
Einkorn	8,6	5,7	4,3	4,1
Roggen	5950,2	5817,1	6016,9	5981,6
Gerste	1623,3	1754,3	1627,1	1706,5
Hafer	3753,1	3773,8	3905,8	4104,9
Kartoffeln	2758,1	2907,4	3037,4	3241.8

(Vjhe. 1902 III, 138 u. 139).

Es folgt hieraus, daß die bestellte Fläche 1900 sich geändert hat und zwar:

	gegen 1893	gegen 1878
Weizen	um + 0,3 %	+ 12,8 %
Spelz und Einkorn		— 20,4 „
Roggen	„ + 0,6 „	+ 0,5 „
Gerste	„ + 4,9 „	+ 5,13 „
Hafer	„ + 5,1 „	+ 9,37 „
Kartoffeln	„ + 6,7 „	+ 17,54 „

Und sie zeigt uns, daß der Anbau von Weizen und Hafer ziemlich stetig zugenommen hat, der von Roggen und Gerste bei unregelmäßigen Schwankungen sich im ganzen gleich ge-

blieben, der von Spelz aber ununterbrochen zurückgegangen ist. Die fortgesetzte Zunahme des Anbaues von Kartoffeln steht damit im engsten Zusammenhange, da die Kartoffel in immer größeren Massen als Rohmaterial bei der Branntweingewinnung Verwendung findet.

Da zugleich mit der Erhebung von 1900 auch eine Obstbaumzählung angeordnet worden war, so mögen deren Ergebnisse hier ebenfalls ihren Platz finden, wenn auch die Zählung selbst nicht überall in Verbindung mit der Erhebung über die Bodenbenutzung stattfand; den Einzelstaaten war es vielmehr freigestellt, sie bei dieser Gelegenheit oder anläßlich der Volks- oder der Viehzählung vorzunehmen.

Ihre Ergebnisse[1]) zeigt die folgende Übersicht:

	Abr. Zahl in Mill.	%	Auf 1 qkm	Auf desgl. landwirtsch. benutzte Fläche	Auf 100 Einw.	Auf 100 der landw. Bevölkg. vom Juni 1895
Apfelbäume . .	52,3	31	97	149	93	—
Birnbäume . .	25,1	15	46	72	45	—
Pflaumenbäume	69,4	41	128	198	123	—
Kirschbäume .	21,6	13	40	61	38	—
Zusammen	168,4	100	311	480	299	945

Auf den Kopf der Bevölkerung überhaupt kommen nach obigem in Deutschland ziemlich genau 3 Obstbäume. Mitteilungen über den Ertrag macht die württembergische Statistik.[2]) Dort wurden jährlich geerntet im 10jährigen Durchschnitt 1891 bis 1900 von einem Apfelbaum 18,7 kg, einem Birnbaum 14,8 kg, einem Pflaumenbaum 3,8 kg und einem Kirschbaum 11 kg; Zahlen, die recht niedrig scheinen!

Bis zu dem schon erwähnten Bundesratsbeschlusse vom 19. Januar 1899 hatte die gelegentlich der Ernteerhebungen jährlich vorzunehmende Erhebung über die Anbauverhältnisse in den verschiedenen Bundesstaaten zu verschiedenen Zeitpunkten von Oktober bis März des auf die Ernte folgenden Jahres stattgefunden. Dagegen bestimmte der gedachte Beschluß, daß die betreffenden Verhältnisse nunmehr früher erhoben werden sollten, und zwar bereits im Juni jedes Jahres. Dieses, um eine „richtige Grundlage für die amtlichen Ernte-

[1]) Vjhe. 1902/II, S. 227.

[2]) Mitteil. d. K. Stat. Landesamts, zit. Vjhe. 1902/II, S. 228.

berechnungen so wie für die des Handels zu beschaffen". Wie bisher, so wird auch jetzt diese Erhebung durch die Gemeinde vorgenommen; eine erste derartige Junierhebung fand 1899 statt. Die Veröffentlichung erfolgt dann zuerst im Reichsanzeiger, später wird sie — gewöhnlich mit Berichtigungen und auf kleinere Gebiete eingehend — in den Vierteljahresheften publiziert. Darüber, wie sich die jährliche Erhebung zu einer zehnjährigen verhält, wenn sie zusammenfallen, läßt uns die Reichsstatistik einigermaßen im Unklaren. Die Ergebnisse der beiden Erhebungen für 1900 — bisher das einzige Mal, daß dieser Fall eintrat — weisen jedenfalls einige Verschiedenheiten auf.

Den Ermittlungen, auf denen bei uns in Deutschland unsere Kenntnisse von den Ernteergebnissen beruhen, gehen zunächst Ermittlungen und Berichte über die Ernteaussichten voraus. Auch diese Materie ist zuletzt durch den Bundesratsbeschluß vom 19. Januar 1899 geordnet worden. Danach sind über den Saatenstand von 11 Fruchtarten, nämlich: Winter- und Sommerweizen, Winterspelz, Winter- und Sommerroggen, Sommergerste, Hafer, Kartoffeln, sowie über den Stand von Klee, Luzerne und Wiesen in allen Bundesstaaten in der Zeit von April bis November um die Mitte des Monats Nachrichten einzuziehen.

Den Bundesstaaten liegt es ob, die Bezirke zu bilden, wobei sie auf die landwirtschaftliche Betriebsweise und die Mannigfaltigkeit des Anbaues Rücksicht nehmen sollen. Die einlaufenden Berichte werden entweder unmittelbar an das Kaiserliche Statistische Amt oder an die betreffende Landesregierung gesandt. 1901 gab es im Reiche 7481 Berichterstattungsbezirke, bzw. Berichterstatter; es kam also je einer auf 47 qkm landwirtschaftlich benutzter Fläche. (1898 waren es nur 3868 gewesen, also je einer auf 91 qkm landwirtschaftlich benutzter Fläche.) Die einzelnen Landesteile weisen allerdings sehr große Unterschiede auf: So kam in Schaumburg-Lippe und Lübeck bereits auf 4 qkm ein Berichterstatter, in Bayern aber erst auf 158 qkm. Die Ermittlungen selbst geschehen so, daß über den Stand der betreffenden Fruchtarten in Form von Noten durch Nummern Bericht erteilt wird. Dabei werden 5 Grade unterschieden:

1 bedeutet Aussicht auf eine sehr gute Ernte
2 „ „ „ „ gute „
3 „ „ „ „ mittlere „
4 „ „ „ „ geringe „
5 „ „ „ „ sehr geringe „

Es dürfen auch Zwischenstufen in Dezimalen angegeben werden, z. B. 2,7. Mit Hilfe der eingelaufenen Saatenstandsnummern erfolgt zunächst die Aufrechnung der Noten jedes „Landesteils", der räumlich etwa in der Mitte zwischen den Staaten resp. Provinzen und den Berichtsbezirken liegt. So unterscheidet man z. B. im Staate Lippe-Detmold 8 Landesteile (Ämter und Städte) mit zusammen 26 Berichtsbezirken. Ein solcher lippescher Landesteil ist Amt und Stadt Lage, der vier Berichtsbezirke umfaßt. Von diesen erhielt im Jahre 1899

der I. Bezirk Note 3
„ II. „ „ 3
„ III. „ „ 2
„ IV. „ „ 2,5

Im Durchschnitt — man nimmt das arithmetische Mittel — erhielt danach dieser Landesteil die Note 2,62. Die Durchschnittsnoten für alle 8 Lippeschen Landesteile waren:

3,2
2,6
2,9
3,2
3,7
4,0
3,9
3,5

Um die Durchschnittsnote für den Staat zu erhalten, könnte man nun gleichfalls das arithmetische Mittel aus den Noten der Landesteile suchen und wir würden auf diese Weise als Durchschnittsnote für Lippe-Detmold 3,375 erhalten. Allein das wäre offenbar kein recht befriedigendes Verfahren, denn dann würde ja ein räumlich wenig ausgedehnter Landesteil mit seiner Note ebenso in die Wagschale fallen wie ein räumlich ausgedehnterer. Man versieht daher die einzelnen Durchschnittsnummern, be-

vor man sie zur Gewinnung der höheren Durchschnittszahlen verwertet, mit dem, was man in der statistischen Kunstsprache „Gewichte“ nennt. Aber welche Gewichte nehmen? Das einfachste wäre, den Umfang der Anbaufläche dafür als Maßstab zu nehmen. Würde man diese als Gewichte zu den Durchschnittsnoten setzen, so käme die Durchschnittszahl für Lippe auf folgende Weise zustande:

Anbaufläche in ha	Durchschnittsnote der einzelnen Landesteile	
1818	3,2	= 5817,6
1995	2,6	= 5187,0
2754	2,9	= 7986,6
2921	3,2	= 9347,2
2543	3,7	= 9409,1
1354	4,0	= 5416,0
501	3,9	= 1953,9
96	3,5	= 336,0
13982		45453,4

45453,4 : 13982 = 3,25

Das Kaiserliche Statistische Amt glaubt indes, bei der Wahl der Gewichte noch etwas feiner vorgehen zu sollen. Jedenfalls sagt es sich: Eine Durchschnittsnote für den Bezirk A hat nicht nur dann größeres Gewicht zu beanspruchen, als eine für den Bezirk B, wenn A räumlich größer ist als B, sondern auch dann, wenn A generell fruchtbarer ist als B. Denn wenn jemand für einen fruchtbaren Bezirk die bevorstehende Ernte eine sehr gute nennt, so meint er damit offenbar eine bessere Ernte, als wenn der Bewohner eines unfruchtbaren Striches diesem die gleiche Note gibt. Und darum also wird als „Gewicht“ eine Zahl genommen, die sowohl dem Areal als auch der generellen Fruchtbarkeit Rechnung zu tragen vermag. Diese Zahl aber ist der absolute Reinertrag eines Bezirkes; nach der Instruktion soll deshalb auch so vorgegangen werden. Setzt man nun statt des Areals den absoluten Reinertrag eines jeden Lippeschen Landesteils als Gewicht ein, so ergibt sich als Durchschnittsnummer für den Staat Lippe 3,24.

Wie dann die Noten für das ganze Reich gegenwärtig berechnet werden, ist mir nicht ganz klar; im Jahre 1899 fand man sie so, daß nicht das arithmetische Mittel aus den Noten

der einzelnen Staaten genommen wurde, sondern „daß bei allen einzelnen Fruchtarten die Note jedes Staates mit der gesamten im Durchschnitt der letzten 10 Jahre erzielten Erntemenge des Staates multipliziert, die hierbei erhaltenen Zahlen für alle Staaten des Reichs addiert und schließlich die Summe durch den Betrag der gesamten Erntemenge des Reichs dividiert würde. Die Note des Staates ist mithin nach dem Verhältnis in Rechnung gebracht worden, in dem der Staat an der Gesamtproduktion des Reichs beteiligt ist".

Das Ergebnis der monatlichen Erhebungen kommt im Reichsanzeiger zur Veröffentlichung und den Vertrauensmännern wird jedesmal ein Sonderabdruck zugesandt. Den Noten über die Staaten und Landesteile folgen auf diese Übersichten Noten über das Reich mit denen der betreffenden Monate des Vorjahres zum Vergleich. In sehr kondensierter Form findet man die Noten auch in den Vierteljahresheften.

Soviel über die Schätzung der Aussichten, die für den Handel so außerordentlich wichtig ist. Nunmehr handelt es sich darum, die Schätzung des effektiven Ernteertrages zu erörtern. Seine Ermittlung geschah vor 1899 auf zwei Arten: In der Zeit von September bis November wurden die Ernteerträge für eine Reihe von Feldfrüchten, Klee und Wiesen geschätzt und zwar von den Saatenstandberichterstattern. Und es wurden ferner im Laufe des Winterhalbjahres — also nach der Ernte — für die gleichen und für andere Fruchtarten die Erträge durch andere Organe zu ermitteln gesucht, in der Regel durch die Gemeinden. Deren Angaben waren regelmäßig niedriger als die Zahlen der vorläufigen Schätzungen. Man erklärte sich das damit, daß einmal bei den späteren Ermittlungen der schon verbrauchte Teil des Ernteertrages nicht oder doch nicht voll mitgerechnet würde, sodann aber auch aus der Furcht vor der Steuereinschätzung. Man glaubte danach, daß es besser sein werde, in Zukunft die Saatenstandberichterstatter allein zu verwenden, besonders wenn man deren Zahl erhöhe. Die Nachrichten werden also jetzt in der ersten Hälfte des Novembers verlangt, wo sie nach der „Anleitung" natürlich nur auf Grund von Schätzungen gegeben werden können. Der Berichterstatter soll über seinen Erhebungsbezirk für jede Frucht pro Hektar eine Durchschnitts-

zahl angeben. Wenn der Bezirk Teile umfaßt, die sich in ihrer Fruchtbarkeit wesentlich von einander unterscheiden, so soll die Durchschnittszahl so berechnet werden, daß man jeden dieser Teile seinem Umfange entsprechend ins Gewicht fallen läßt. Wenn also z. B. auf Moorboden 20, auf Sandboden 10 Doppelzentner Hafer durchschnittlich pro Hektar geerntet werden, die Moorfläche jedoch $^7/_{10}$, die Sandfläche $^3/_{10}$ des Areals einnimmt, so würde der Durchschnitt sein

$$\frac{7 \text{ mal } 20 + 3 \text{ mal } 10}{10} = 170:10 = 17.$$

Die Veröffentlichung der Hauptergebnisse erfolgt zunächst wiederum im Reichsanzeiger, dann mehr ins einzelne gehend in den Vierteljahresheften. Will man aber die Ernteerträge verschiedener Jahre mit einander vergleichen, so darf nicht vergessen werden, daß nach offizieller Annahme die früheren Erntezahlen von 1880 bis 1898 als zu niedrig gelten. Nach Ansicht der Sachverständigen sind sie auf Grund ihrer Ernteschätzungen von 1893 bis 1898 zu erhöhen[1]) bei

Roggen	18 %
Weizen	12 „
Spelz	27 „
Gerste	19 „
Hafer	21 „
Kartoffel	17 „

Und dementsprechend ändern sich auch die relativen Zahlen. In den neueren amtlichen Publikationen ab 1900 wird dem auch Rechnung getragen.

Über die hauptsächlichsten Ergebnisse der Erntestatistik für Deutschland soll die nächste Tabelle[2]) Auskunft geben (s. S. 310).

Als Ergänzung hierzu mag dann die folgende kleine Übersicht[3]) dienen, aus der der durchschnittliche Gesamtertrag der wichtigsten Nährfrüchte in Deutschland während der Jahrfünfte 1881—85, 1886—90 und 1891—95 zu ersehen ist.

[1]) Vergl. Die deutsche Volkswirtschaft am Schlusse des 19. Jahrhunderts (bearbeitet im Kaiserl. Stat. Amt, Berlin 1900) S. 59.

[2]) [Stat. Jahrb. 1906; S. 28/29.]

[3]) [Conrad, Grundriß IV; 2. Teil I (1904) S. 123.... Entsprechend dem eben Gesagten müssen diese Durchschnitte als zu niedrig angesehen werden.]

Ergebnisse der Erntestatistik für Deutschland.

Jahr	Roggen		Weizen		Winter-Spelz (u. Emer)		Sommer-Gerste		Kartoffeln		Hafer		Wiesenheu	
	Tonnen	dz pro ha	Tonnen	dz pro ha	Tonnen	dz pro ha	Tonnen	dz pro ha	Tonnen	dz pro ha	Tonneo	dz pro ha	Tonnen	dz pro ha
1896	8 534 037	14,3	3 419 928	17,7	425 239	13,2	2 727 105	16,5	32 329 046	105,9	5 969 465	15,0	23 047 803	39,0
1897	8 170 511	13,7	3 263 235	17,0	462 520	14,2	2 564 439	15,6	33 776 060	110,1	5 718 644	14,3	25 303 197	42,8
1898	9 032 175	15,2	3 607 610	18,4	514 151	15,7	2 829 112	17,3	36 720 609	119,2	6 754 120	16,9	25 909 781	43,8
1899	8 675 792	14,8	3 847 447	19,1	476 075	14,7	2 983 876	18,2	38 486 202	122,9	6 882 687	17,2	23 767 790	40,4
1900	8 550 659	14,4	3 841 165	18,7	466 347	14,7	3 002 182	18,0	40 585 317	126,1	7 091 930	17,2	23 116 276	39,1
1901	8 162 660	14,0	2 498 851	15,8	432 190	13,7	3 321 102	17,9	48 687 261	146,7	7 050 153	16,0	22 370 047	37,6
1902	9 494 150	15,4	3 900 396	20,4	483 121	15,5	3 100 277	18,9	43 462 393	134,1	7 467 250	18,0	26 017 083	43,7
[1903	9 904 493	16,5	3 555 064	19,7	447 982	14,9	3 323 639	19,5	42 901 530	132,5	7 873 385	18,4	26 355 027	44,5
1904	10 060 762	16,5	3 804 828	19,8	453 827	14,5	2 948 184	18,1	36 287 192	110,4	6 936 003	16,6	21 507 119	36,2
1905	9 606 827	15,6	3 699 882	19,2	487 063	14,6	2 921 953	17,9	48 323 353	145,7	6 546 502	15,7	26 265 417	44,1]

Jahr	Durchschnittl. Gesamtbetrag der wichtigsten Nährfrüchte in Deutschland (Tonnen)				
	Weizen	Roggen	Gerste	Hafer	Kartoffeln
1881—85	2 868 560	5 741 993	2 190 792	4 113 067	24 088 006
1886—90	3 051 765	5 844 565	2 205 030	4 583 110	24 450 434
1891—95	3 281 312	6 548 335	2 345 940	4 753 486	27 932 129

Den Wert einer Ernte berechnet man mit Hilfe der in den Vierteljahresheften gegebenen Statistik der „Großhandelspreise wichtiger Waren an deutschen Plätzen". Am besten dürften sich dafür wohl die Leipziger Notierungen eignen, die für Roggen, Weizen, Hafer, Gerste bezeichnet sind mit „deutscher, guter, gesunder"; für Kartoffel mag der Durchschnittspreis aus verschiedenen Notierungen eingesetzt werden.

Danach ergäbe sich für 1901 [und 1905]:

	1901		[1905	
	Ertrag in Tonnen	Preis pro Tonne	Ertrag in Tonnen	Preis pro Tonne
Roggen	8 162 660	150,5	9 606 827	153,0
Weizen	2 498 851	165,4	3 699 882	172,7
Winterspelz u. Emer	432 190	165,4	487 063	172,7
Sommergerste . .	3 321 102	159,9	2 921 953	170,0
Hafer	7 050 153	152,0	6 546 502	155,3
Kartoffeln	48 687 261	35,0	48 323 353	43,9]

Die Ernte von 1901 wäre demnach rund 5020 Millionen Mk. [die von 1905 rund 5825 Millionen Mk.] wert gewesen. Fellner bewertet eine Jahresernte Ungarns — offenbar aus den 90er Jahren — mit 2494 Millionen Kr., Schall 1883, die Württembergs mit 287 Millionen Mk.

V. Vorlesung.

Wir haben bisher im wesentlichen nur die Agrarstatistik des Deutschen Reiches besprochen, weil es uns zunächst darauf ankam, an einem uns besonders naheliegenden Beispiel die Methoden — und zugleich wohl auch die zuverlässigsten Methoden — einer solchen Statistik auseinanderzulegen. Gehen wir nun indes zu den Resultaten einiger internationalen Vergleichungen über. Schauen wir zum Beispiel, welche Prozentsätze die folgenden wichtigen Früchte: Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, Kartoffeln, Mais, Reis in Anspruch nehmen von dem Gesamtareal der folgenden Länder: Deutsches Reich, Österreich, Ungarn (ohne Fiume, Kroatien und Slavonien), Frankreich, Großbritannien und Irland, Rußland (60 europ. Gouvernements), Italien, Spanien, Vereinigte Staaten, Japan, und nennen wir überall die drei Fürchte, die an erster Stelle stehen. Wir gewinnen dann folgendes Bild[1]):

Deutsches Reich.

	Roggen	Hafer	Kartoffel
1900	11,8	8,6	6,3
[1905	12,1	8,3	6,5]

Österreich.

	Hafer	Roggen	Kartoffel
1900	6,3	5,7	3,9
[1904	6,1	6,4	4,3]

Ungarn.

	Weizen	Mais	Roggen
1900	11	8	3,8
[1904	8	7,3	3,4]

[1]) [Nach Vjhe., Stat. Jahrb. u. St. Y.-B. berechnet.]

Frankreich.

	Weizen	Hafer	Kartoffel
1900	12,9	7,3	2,9
[1903	12,1	7,2	2,7]

Großbritannien und Irland.

	Hafer	Gerste	Weizen
1901	5,3	2,8	2,5
[1905	5,4	2,4	2,4]

Europ. Rußland.

	Roggen	Weizen	Hafer
1900	5,7	3,4	3,3
[1903	5,9	3,7	3,4]

Vereinigte Staaten.

	Mais	Weizen	Hafer
1900	4,4	2,3	1,5
[1905	5	2,5	1,5]

Italien.

	Weizen	Mais	Gerste
1896	15,98	6,83	1,07
[1903	16,9	5,9	?

Spanien.

	Weizen	Gerste	Roggen
1900	7,1	2,7	1,4
[1903	7,2	2,8	1,5]

Japan.

	Reis	Roggen	Gerste
1900	7,3	1,8	1,7
[1904	7,4	1,8	1,7]

Hinsichtlich des Weinbaues zeigt ein internationaler Vergleich leicht, daß unser Land trotz der vielen Wein- und Rheinlieder streng genommen kein Weinland ist. Bei den vier Aufnahmen[1]) über die Bodenbenutzung im Deutschen Reiche ergab sich folgender Bestand an Weinbergen:

[1]) [Bei den jährlichen Aufnahmen wird nur die in Ertrag stehende Erntefläche berücksichtigt; diese betrug 1905 120096 ha. Stat. Jahrb. f. d. D. R. 1906, S. 31.]

1878	133845 ha
1883	134618 „
1893	132578 „
1900	135210 „

Von den rund 54,1 Millionen ha, die das Deutsche Reich umfaßt, ist letztere Fläche nur 0,25 %.

Ganz andere Verhältnisse zeigt unser Nachbarland und vollends der goldene Süden.[1])

	Mill. ha	Gesamtareal Mill. ha	
Frankreich.			
1900	1,609	52,9	3,04 %
[1905	1,670	53,6	3,10 „]
Italien.			
1896	3,446	28,7	12,02 „
[1903	4,010	28,7	13,90 „]
Spanien.			
1898	1,997	51,2	3,90 „
[1903	1,440	50,4	2,80 „]
Ungarn.			
1895	0,332	32,3	1,03 „
[1904	0,289	32,5	0,90 „]

Der Kuriosität halber habe ich Ihnen, da unsere statistischen Angaben sich bisher zumeist nur in unseren Klimaten bewegten, auch einmal ein paar Resultate aus anderen Zonen mitgebracht: Ergebnisse exotischer Statistik aus Japan und Kuba. Die vier Provinzen des „eigentlichen" Japan: Nippon, Shikoku, Kiu-Shiu und Hokkaido umfassen nach dem Resumé des Annuaire von 1900 ein Areal von etwa 36 Millionen ha.

Darunter sind, soweit sich absehen läßt, 20753482 cho = 20581975 ha — also rund 57 % — Wald. Unter den restierenden 43,05 % waren u. a. bepflanzt mit

Reis	7,73 %
Roggen	1,89 „
Gerste	1,83 „
Weizen	1,29 „
Erbsen	1,21 „

[1]) [Nach Statesman's Year-Book 1902 und 1906.]

Kartoffeln . . .	0,72 „
Hirse	0,69 „
Buchweizen . .	0,48 „
Öl	0,42 „

Kuba hat nach dem Zensus — d. h. nach dessen Annahme; es liegen eine Menge Angaben vor — zirka 44000 Square miles, das wären 113956 qkm.[1]) Der Zensus zählt alsdann 16 Früchte auf, die zusammen 8453809 Cordels[2]) = 351965 ha bedecken. Die ganze kultivierte Fläche nimmt er zu 363977 ha an, also zu ungefähr $^1/_{31}$ des Gesamtareals.

Die Anbaufläche dieser 16 Fruchtarten zeigt die folgende Übersicht:

	Cordels	Proz. des kult. Areals	Proz. der Oesamtfl.
Zuckerrohr . . .	4142016	47,3	1,51
Süße Kartoffeln .	973629	11,3	0,36
Tabak	817452	9,3	0,30
Bananen	753627	8,6	0,27
Welschkorn . .	639042	7,3	0,23
Malangas . . .	303603	3,4	0,11
Yucca	283363	3,2	0,10
Kaffee	137854	1,6	0,05
Cocoanuts . . .	120261	1,4	0,04
Cocoa	119525	1,4	0,04
Reis	42076	0,5	0,016
Yams	30030	0,3	0,01
Irische Kartoffeln .	26808	0,3	0,01
Pineapples . . .	26782	0,3	0,01
Orangen	23418	0,3	0,01
Orions	14274	0,2	0,006
		96,7	

Internationale Vergleiche mit der Absicht, die spezifischen Erträgnisse an den wichtigsten Früchten pro Einheit zusammenzustellen, sind — ganz abgesehen von aller schärferen Kritik der in den verschiedenen Ländern herrschenden Methoden — schon gleich von vornherein nicht ohne Mühe zu arrangieren. Während wir auch ohne nähere Kenntnis der Maße übersehen

[1]) [Das Stat. Jahrb. f. d. D. R. 1906 gibt 111635 qkm an.]
[2]) 1 Cordel = 0,04 ha.

können, welches die relativ am meisten angebauten Früchte in den verschiedenen Ländern sind, müssen wir behufs Verständnisses der spezifischen Erträge Feldmaße, Fruchtmaße und Gewichte ineinander umrechnen und mancherlei Handelsusancen kennen lernen. Deutschland gibt seine Statistik nach Hektar und Kilogramm, Frankreich und Italien geben sie nach Hektar und Hektoliter, England gibt sie nach Acre und Bushel als Maß, die Union nach Acre und Bushel als Gewicht usw.

Aufschlüsse über die Maße und Usancen findet man u. a. in den Schriften von Rudolf Sonndorfer, ferner in den älteren Werken von Noback, außerdem in den Anmerkungen der Tabellen zu den Vierteljahresheften und in Statesman's Year-Book. Einige besonders wichtige Proportionen sind die folgenden:

	Square miles	qkm	ha	Acrea
1 Quadratkilometer =	0,38611	1,—	100,—	247,—
1 Square mile . . =	1,—	2,5899	258,99	640,—
1 Hektar . . . . =	0,00386	0,01	1,—	2,471
1 Acre . . . . . =	0,00156	0,00405	0,4047	1,—

Ferner: 1 Bushel als Maß ist nach Noback = 36,3487 Liter. Dies stimmt auch mit der im Statesman's Year-Book zur Anwendung kommenden Berechnung 1 hl = 2,75 Bushel überein; ein Bushel als Maß ist der 8. Teil eines Quarter. Als Gewicht (Vereinigte Staaten) ist das Bushel

Weizen	= 60 lbs.	engl.	= 27,2 kg
Roggen	= 56 „	„	= 25,4 „
Gerste	= 48 „	„	= 21,8 „
Hafer	= 32 „	„	= 14,5 „

Die nachstehende Übersicht zeigt einige spezifische Erträge auf eine vergleichbare Form gebracht.

Weizen.		hl pro ha	kg[1])
Deutsches Reich 1880—98			1508
Deutsches Reich 1893—1901	Durchschnitt d. 9 Durchschnitte im Stat. Jahrb. pro 1902 pg. 20		1741
Frankreich 1900	Von mir berechnet nach St. Y. B.	16,7	1303
	Sering bei Pohle[2]) pg. 12 . .	14,9	1162

[1]) 1 hl Weizen 78 kg gerechnet.

[2]) L. Pohle: Deutschland am Scheidewege (1902), S. 112.

		bushel pro acre	
Großbritannien	Sering bei Pohle	26,9	2098
„	Nach St. Y. B. 1901 ergab der Bushel als Maß gerechnet bei 78 kg pro hl		2161
	Nach Analogie der Ver. Staat. als Gewicht	30,84	2073
		hl pro ha	
Belgien	Sering bei Pohle	24,3	1895
„ 1895	Von mir nach St. Y. B. . . .	23,4	1825
Holland	Sering bei Pohle	21,6	1685
Norwegen	Sering bei Pohle	20,3	1583
Rumänien	Sering bei Pohle	12,—	936
Ungarn 1899	Sering bei Pohle	11,—	858
„ 1900	Nach St. Y. B. von mir . . .		1181
Japan 1893—98	Durchschnitt aus den Durchschnitten. Von mir nach dem Resumé	15,4	1201
Italien 1896	Von mir berechnet n. St. Y. B.	11,7	913
Spanien 1900	Nach St. Y. B.		768
Ver. Staaten	Sering bei Pohle	10,7	834,6
„ „	Baliod[1]) rechnet 1896—1900 n. St. Y. B.		875
„ „ 1898—1900 .	Von mir nach St. Y. B. . . .		894
Rußland 1893—99	Baliod nach „Rußland am Ende des 19. Jahrh."		726

Roggen.

		hl pro ha	kg[2])
Belgien 1895 bezw. 1898 .	Nach St. Y. B. von mir . . .	25,75	1854
Frankreich 1900	Nach St. Y. B. von mir . . .	14,7	1058
Japan	Nach dem Resumé	18,9	1361
Russland	Nach Baliod		681
Spanien	St. Y. B.		757
		bushel pro acre	
Ver. Staaten	Von mir nach St. Y. B. . . .	14,75	926
„ „	Nach Baliod		1000
Deutsches Reich 1899—1901			1440
Ungarn 1899 u. 1900 . . .	Von mir nach St. Y. B. . . .		1040

Mais.

		hl pro ha	kg[3])
Frankreich 1900	Von mir nach St. Y. B. . . .	14,47	1070
Italien	Von mir nach St. Y. B. . . .	14,4	1065
Spanien 1900.	Nach St. Y. B.		1389
Ver. Staaten 1898—1900 .	Von mir nach St. Y. B. . . .		1575
„ „ 1896—98 . .	Nach Baliod (dieser n. St. Y. B.)		1620

[1]) Schriften der Ver. f. Soz.-P., Bd. 60, S. 315.
[2]) Roggen zu 72 kg der Hektoliter gerechnet.
[3]) Mais ist hier zu 75 kg geschätzt.

Reis.

		hl pro ha	kg
Japan 1893—98	Von mir nach Resumé berechnet (Durchschnitt aus Durchschnitten)	25,59	
Italien 1896	Von mir nach St. Y. B. . . .	22,90	
Spanien 1902	Nach St. Y. B.		4808
China	Nach Schmoller[1].		3840

Der unerfreulichen Erkenntnis von der relativ geringen Ausdehnung der Ländereien, wo unsere Reben wachsen, kann man als kleinen Trost wenigstens die Erkenntnis gegenüberstellen, daß die spezifischen Erträge pro Hektar bei uns nicht die geringsten sind. Es folgen nämlich[2])

Spanien . . mit 8,8 hl (1902) [und 10,3 hl (1903)] pro ha
Italien . . „ 11 „ (1901) [„ 8,75 „ (1903)] „ „
Deutschland „ 20,6 „ (1902) [„ 32,1 „ (1905)] „ „
Frankreich . „ 37,1 „ (1901) [„ 26,6 „ (1903)] „ „

[Indes: die einzelnen Jahreserträge sind in Deutschland doch so schwankend — 1891 und 1898 wurden z. B. vom Hektar nur 6,3 resp. 12 hl Weinmost geerntet — daß die obigen Ziffern zu irgend welchen Schlüssen kaum berechtigen.]

Die Methoden all der Staaten darzustellen, von denen wir hier Ergebnisse mitgeteilt haben, würde den Rahmen dieser Vorlesungen natürlich weit überschreiten. Wir müssen uns mit der methodischen Darstellung der deutschen Agrarstatistik begnügen; aus ihr hat sich ja sattsam ergeben, mit welchen Kautelen an Urteile aus agrarstatistischen Daten heranzutreten ist. Wenn schon die deutsche Statistik sich genötigt sah, ihre alten Daten bis zu 20 % zu rektifizieren, so wird man über die Nachrichten aus weniger bureaukratisch geschulten Staaten als Deutschland vielfach gewiß recht skeptisch denken dürfen.

Nur noch über die für uns so wichtige amerikanische Agrar- und speziell über die Erntestatistik sei einiges Methodische beigebracht. Prof. Conrad hat gelegentlich einer Reise nach der Union dieser Materie seine besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Aus seinen Veröffentlichungen geht hervor, daß man zu unterscheiden hat zwischen einer Agrarstatistik der Union und einer solchen der Einzelstaaten. Die agrarstatistischen Er-

[1]) Grundriß S. 136.
[2]) [Statesman's Year-Book 1905 und 1906.]

hebungen der Union erfolgen gelegentlich des 10jährigen Zensus, sowie durch das Bureau of Agricultural Statistics in der Form monatlicher Berichterstattung, die Erhebungen der Einzelstaaten jährlich und dann noch ebenfalls monatlich.

Das Bureau of Agricultural Statistics hat in jeder County 4 Agenten zur monatlichen Berichterstattung angestellt, während außerdem noch etwa 200000 Vertreter aus den hauptsächlichsten Townships ihre Berichte direkt an die Zentrale schicken. Die Zusammenstellungen des Amtes über die Ernteverhältnisse werden gratis an jeden geschickt, der sie zu haben wünscht. In den Einzelstaaten fungieren Verwaltungsbeamte — unpraktischerweise dieselben, welche die Einschätzung zur Vermögenssteuer vorzubereiten haben — sowie eine bedeutende Anzahl von Berichterstattern — namentlich intelligente Farmer — als Organe.

Trotz dieses gewaltigen Apparates setzt Conrad kein allzu großes Vertrauen in die Ergebnisse, wenn er auch nicht glaubt, daß mit anderen Methoden bessere zu gewinnen wären. Jedenfalls sei es zu weit gegangen, wenn gesagt werde, die Vereinigten Staaten hätten in einem bestimmten Jahre n Millionen Bushels Weizen geerntet. Tatsächlich wisse man das nicht. Auch Mitteilungen wie: in den Vereinigten Staaten seien in diesem Jahre m Bushels Getreide mehr als im Vorjahre geerntet worden, müssen cum grano salis verstanden werden. Nur das könne man mit ziemlicher Zuversicht sagen, daß sich die Verschiffung nach Europa — bei gleichbleibendem Weltmarktpreis und gleichbleibenden Frachten — den für den Ernteausfall ermittelten Zahlen ungefähr proportional verhalten werde. Die Verschiffung des Jahres 1901 dürfte sich also zu der des Jahres 1900 verhalten wie 1,2:1, wenn sich der Ernteausfall nach der Statistik verhält wie 1,2:1.

Ein populäres Kapitel der Agrarstatistik war von jeher die Statistik des Viehstandes. Hier springt die Zählbarkeit mehr in die Augen, wir bewegen uns auf einem Gebiete κατ ἐξοχήν statistischer Art, das — wenn man will — etwas mit der Bevölkerungsstatistik Ähnliches hat. Die Erörterungen über die Theorie der Viehzählungen werden darum auch bezeichnenderweise oft unter ähnliche Kapitel gebracht wie die über die Theorie der Volkszählungen.

Wer — oder sächlich ausgedrückt — was soll gezählt werden?

Wann soll gezählt werden?

Wo soll gezählt werden?

Die Frage: Wann soll gezählt werden? kann wie bei den Volkszählungen auch hier in die Fragen gespalten werden:

In welchen Zeitabständen sollen die Zählungen stattfinden? Also wie oft?

Und zu welchen Zeitpunkten des Jahres?

Hinsichtlich der ersten Frage bestimmte der Bundesratbeschluß vom 7. Juni 1892 — nachdem bereits in den Jahren 1873 und 1883 Zählungen stattgefunden hatten: Eine Viehzählung größeren Umfangs wird im Jahre 1892 ausgeführt und soll jedes 10. Jahr wiederholt werden; eine Viehzählung in beschränkterem Umfange wird im Jahre 1897 ausgeführt und soll ebenfalls jedes 10. Jahr wiederholt werden.[1]) Dieses Programm ist nicht genau eingehalten worden. Der Zählung von 1892 folgte bereits eine neue im nächsten Jahre, um die durch den Futtermangel des Vorjahres eingetretenen Veränderungen festzustellen.[2]) Und die nächste größere Zählung fand im Jahre 1900 statt aus Anlaß der Vorbereitung neuer Handelsverträge.[3]) Dagegen war die kleinere Zählung programmmäßig im Jahre 1897 vor sich gegangen.

Jährliche Zählungen — „Records" — hatte man nach einem von Herrn Craigie, dem „Director of the Intelligence Division of the Board of Agriculture" 1897 in St. Petersburg erstatteten Berichte in Frankreich, Holland, Schweden, den Vereinigten Staaten, Großbritannien und Irland, in den australischen und einigen anderen Kolonien. Daten aus weiteren Abständen hatte man aus Österreich-Ungarn, dem Deutschen Reich, Italien, Rußland und einigen kleineren Staaten. Was den Zeitpunkt der Zählung betrifft, so wurde vor 1892 in Deutschland am 10. Januar gezählt, seither finden die Zählungen am 1. Dezember statt. Grund: Infolge der Schlachtungen zu Weihnachten pflegt der Viehstand anfangs Januar, besonders beim Kleinvieh, ein sehr

[1]) S. Mayr's Archiv III, S. 343.

[2]) Hwb. d. St.-W., Art. Viehstatistik.

[3]) [Seither fand am 1. Dez. 1904 wieder eine Viehzählung statt.]

geringer zu sein. An der Winterzählung wurde dagegen festgehalten, vor allem deshalb, weil sie dann in eine Zeit fällt, in der die Landwirte wenig beschäftigt sind und sich das Vieh — wenn nicht ausschließlich, so doch jedenfalls in ganz überwiegender Zahl — in den Ställen befindet, wo seine Zählung natürlich leichter und sicherer als an anderen Orten bewirkt werden kann.

Bei Beantwortung der Frage: Wo soll gezählt werden? gilt als Hauptgrundsatz, daß das Vieh in dem Hause oder Gehöft zur Verzeichnung kommen soll, in dem es am Zählungstage zur Fütterung steht, gleichviel wer Eigentümer des Viehes ist. Vorübergehend abwesende Viehstücke werden da gezählt, wo sie für gewöhnlich zur Fütterung stehen. Dementsprechend bleiben die in einem Gehöfte vorübergehend anwesenden bei diesem außer Betracht.

Die Objekte der Zählung sind meist die gleichen. Fast in allen Ländern werden dieselben Tiere gezählt. In Deutschland z. B. Pferde, Maultiere und Maulesel, Rindvieh, Schafe, Schweine, Ziegen. 1900 kamen jedoch noch hinzu Federvieh — und zwar: Gänse, Enten, Hühner, Truthühner, Perlhühner — sowie Bienenstöcke. In Finnland und Norwegen wurden gelegentlich auch noch Renntiere, in Britisch Indien und Algier Kamele und in Argentinien Strauße gezählt.

Die deutschen Viehzählungen lieferten folgende Resultate:[1])

Zählung am	Pferde	Rindvieh	Schafe	Schweine	Ziegen
Anfang der 60er Jahre	3 193 711	14 999 194	28 016 769	6 462 572	1 818 421
10. I. 1873	3 352 231	15 776 702	24 999 406	7 124 088	2 320 002
10. I. 1883	3 522 545	15 786 764	19 189 715	9 206 195	2 640 994
1. XII. 1892	3 836 273	17 555 834	13 589 662	12 174 442	3 091 508
1. XII. 1897	4 038 485	18 490 772	10 866 772	14 274 557	—
1. XII. 1900	4 195 361	18 939 692	9 692 501	16 807 014	3 266 997
[1. XII. 1904	4 267 403	19 331 568	7 907 173	18 920 666	3 329 881]

Hinsichtlich der Merkmale, die gezählt werden sollen, also dem „Was“ im eigentlichen Sinne, unterscheidet man zunächst,

[1]) [Stat. Jahrb. 1906.]

wie bei den Menschen, Altersklassen, wenn auch weniger. Die deutsche Statistik unterscheidet

bei Pferden	bei Rindvieh	bei Schafen	bei Schweinen
unter 1 Jahr,	unter 6 Wochen	unter 1 Jahr	unter ½ Jahr
1 bis 2 „	6 Wochen bis 6 Monate	über 1 „	½ bis 1 „
3 bis 4 „	6 Monate bis 1 Jahr		1 Jahr und
4 Jahr und	1 bis 2 Jahr		darüber
darüber	2 Jahr und darüber		

Die Altersklassenermittlung der Tierwelt ist also, wie man sieht, und zwar aus leicht begreiflichen Gründen, eine weniger spezielle als die der Menschenwelt. Doch während sich letztere mit der guten Besetzung der hohen Altersstufen freut, insofern sie aus langer Lebensdauer resultiert, freut sich die Tierstatistik unserer Zivilisation eher über eine relativ geringe Besetzung dieser Altersklassen. Und zwar deshalb, weil mit der Verbesserung der Mästungsmethoden die Schlachtung von Jungvieh, dessen Fleisch natürlich das wohlschmeckendere ist, immer mehr zunimmt.

Man unterscheidet ferner das Geschlecht, indem man aussondert: Zuchthengste, Zuchtstiere, Böcke, Mutterschafe, Zuchteber und Zuchtsäue. Auch von einer Berufsstatistik könnte man im Hinblick auf die Zählung von Militärpferden sprechen.

Nun weitere Fragen, welche die Viehzählung der Menschenzählung sogar voraus hat. Dazu gehört zunächst die Frage nach dem Lebendgewicht ihrer Individuen, das allerdings nicht in deren Eigeninteresse erhoben wird, sondern in dem Interesse, das Polyphem vorübergehend an dem Wohlergehen des Odysseus nahm. Es ist ja auch natürlich, daß wir vom Fortschritt oder Rückschritt der Viehhaltung in einem Lande solange keine rechte Vorstellung haben, wie wir nicht wissen, wie sich ein Ochs der Vergangenheit zu einem der Gegenwart verhält. Heute wissen wir, daß die der Gegenwart die größeren sind. Die Beobachtung hat nämlich gezeigt, daß das Gewicht der Tiere mit den Fortschritten der Agrikultur zunimmt.[1]) In Frankreich wurde das Lebendgewicht eines Ochsen

1840 geschätzt auf 413 kg
1873 „ „ 500 „ [2])

[1]) Vergl. Mayo-Smith, a. a. O. S. 130.
[2]) Ibid.

In Deutschland ist als Lebendgewicht festgestellt worden — 1883 wurde es erstmals erhoben —:

	1883	1892	1900[1])
Kälber unter 6 Wochen	50	53	55
Kälber 6 Wochen bis 6 Monate . .	94	97	99
Jungvieh ½ bis 2 Jahre	210	219	164[2])
Stiere und Ochsen 2 Jahre und mehr	466	497	549
Kühe 2 Jahre und mehr	388	416	443
Schweine 1 Jahr und mehr	116	119	126

Das Lebendgewicht wurde so ermittelt, daß beispielsweise im Jahre 1892 die Landesregierung die landwirtschaftlichen Vereine und andere Organisationen aufforderte, über das durchschnittliche Lebendgewicht von Tieren mittlerer Qualität zur Zeit der Zählung Nachforderungen anzustellen. Dabei sollten die örtlichen charakteristischen Verschiedenheiten der Viehrassen berücksichtigt, hiernach Schätzungsbezirke mit möglichst einheitlichem Charakter des Viehstandes gebildet und über diese gesonderte Angaben geliefert werden. Mit der Bildung solcher Schätzungsbezirke ging man mitunter sehr ins Kleine, so gab es z. B. in Reuß j. L. 53.

Mit dem Lebendgewicht zugleich wurde auf ähnliche Art der Wert des Viehstandes und zwar mit Hilfe der durchschnittlichen Verkaufspreise ermittelt. Es ergab sich als Durchschnittspreis für:

	1892 Mk.	1900 Mk.
Kälber unter 6 Wochen	33	40
„ über 6 Wochen bis 6 Monate	62	70
Jungvieh ½ bis 1 Jahr	130	108
„ 1 bis 2 Jahr auf Mast gestellt . .		177
„ 1 bis 2 Jahr nicht auf Mast gestellt		133
Rindvieh 2 Jahre und älter:		
Bullen	314	360
Stiere und Ochsen auf Mast gestellt . .	291	323
Stiere und Ochsen nicht auf Mast gestellt		340
Kühe	246	291

[1]) [In der Viehzählung von 1904, die als eine solche „mittleren Umfangs" bezeichnet wird (Vjhe. 1905/IV Ergänzungsh.), sind Aufstellungen über das Durchschnittsgewicht und den Durchschnittswert nicht gemacht.]

[2]) Nur Jungvieh von ½ bis 1 Jahr.

	1892 Mk.	1900 Mk.
Schweine 1 Jahr und älter:		
Zuchteber	95	111
Zuchtsäue	96	107
Sonstige Schweine	100	102
Pferde 4 Jahre und ältere:		
Zuchthengste	1574	1669
Andere	524	601

Der Gesamtwert des deutschen Viehstandes nach den Ergebnissen der Zählungen von 1883, 1892 und 1900 zeigt sich in folgender Übersicht:

	Wert in Millionen Mark		
	1883	1892	1900
Pferde	1678,7	1880,8	2352,1
Maultiere	0,2	0,1	0,2
Esel	0,8	0.6	0,7
Rindvieh	3074,3	3547,3	4182,2
Schafe	306,6	217,7	195,8
Schweine	476.7	684,6	913,7
Ziegen	39,6	48,0	54,6
Gesamtwert[1])	5576,9	6379,1	7699,3

Im Zusammenhang hiermit sei auf eine interessante Nutzanwendung unserer neulichen Betrachtungen, über die Notwendigkeit bei Schätzung des Nationaleinkommens Doppelzählungen zu vermeiden, aufmerksam gemacht: Man denkt nämlich leichter daran, daß es unzulässig sei, sowohl den Rohstoff als auch das Fabrikat als eingekommen zu buchen, als daran, daß z. B. das für die Milchkuh oder für den Mastochsen verwendete Futter nichts als der Rohstoff für Milch und Fleich ist.

Bei den internationalen Vergleichen über die Höhe des Viehstandes stellt man entweder — wie die nächste Tabelle zeigt — die abstrakten Zahlen nebeneinander, oder man gibt, um das Bild noch anschaulicher zu machen, Relativzahlen, die ihrerseits entweder wieder auf den Kopf der Bevölkerung oder auf den Quadratkilometer reduziert zu werden pflegen. Man ersieht aus solchen Übersichten das enorme Übergewicht der

[1]) [Die Ziffern für 1892 und 1900 stimmen in den beiden letzten Stellen nicht ganz mit denen der Vjhe. (1903/1 Ergänzungsheft S. 6) überein, indes dortselbst finden sich gleichfalls kleine „Unstimmigkeiten".]

Viehstand in den wichtigsten Staaten.[1])

Staaten	Zählungsjahr	Pferde Stück	Maultiere, Maulesel, Esel Stück	Rindvieh Stück	Schafe Stück	Schweine Stück	Ziegen Stück
Deutsches Reich	1904	4 267 403	7 848[2])	19 331 568	7 907 173	18 920 666	3 329 881
Österreich	1900	1 710 077	66 647	9 507 626	2 621 026	4 682 654	1 015 682
Ungarn[3])	1895	1 972 930	22 278	5 829 483	7 526 783	6 447 134	286 392
Europ. Rußland mit Polen . .	1904	24 051 461	—	33 207 934	47 495 675[4])	12 196 710	—
Italien	1900	741 739[5])	1 300 000[6])	5 000 000[6])	6 900 000[6])	1 800 000[6])	1 800 000[6])
Frankreich[7]) . .	1903	3 082 063	565 673	14 105 090	17 954 230	7 560 650	1 562 608
Spanien	1891	397 172	1 521 842	2 217 659	13 359 473	1 927 864	2 534 219
Großbrit. u. Irl.	1904	2 100 634[8])	—	11 575 551	29 105 109	4 191 695	—
Ver. Staaten[9]) .	1903	16 736 059	2 757 916	61 049 315	51 630 144	47 009 367	—
Argentinien . . .	1895	4 446 859	483 369	21 701 526	74 379 562	652 766	—
Uruguay	1900	561 408	22 992	6 827 428	18 608 717	93 923	20 428
Indien[10])	1903/04	2 171 356	1 229 036	88 738 570	17 904 748	—	24 910 833
Japan	1904	1 390 017	—	1 200 135	2 769	191 952	67 972
Australien	1902	1 821 431	—	8 482 880	74 348 003	1 002 057	—
Kap d. g. Hoffn.	1904	254 389	164 629	1 953 126	11 796 790	385 318	7 160 321

[1]) Nach Stat. Jahrb. u. St. Y.-B. 1906; [2]) Jahr 1900; [3]) ohne Kroatien, Slavonien und Fiume; [4]) einschl. Ziegen; [5]) ohne Militärpferde; [6]) Jahr 1895; [7]) nur „animaux de ferme"; [8]) ohne Militärpferde und solche, die gewerblichen und Verkehrszwecken dienen; [9]) nur „farm animals"; [10]) ohne Bengalen.]

„neuen Länder"; das Defizit Europas wird durch Amerika und Australien gedeckt. Die großen Weideflächen, die Vermehrungskraft der freien Herden, die verhältnismäßig kleine Konsumtion der einheimischen Bevölkerung, die billige Fütterung und die Verbesserung der Transportmittel setzen diese Länder in die Lage, nicht nur ihren Bedarf zu decken, sondern auch Mengen von Fleisch nach Europa zu senden.[1])

Historische Vergleiche wurden gelegentlich der Christianiakonferenz vorgebracht, indem für eine Reihe von Ländern der Viehstand von etwa 1869 dem von 1898 gegenübergestellt wurde.[2]) Danach hat im Vergleich zum Areal der Viehstand

Land	Es kamen auf den acre				Es kamen auf 1000 Einwohner	
	Einwohner		Stück Rindvieh		Stück Rindvieh	
	1869	1898	1869	1898	1869	1898
Belgien . . .	664	893	171	195	257	219(—)
Dänemark . .	190	248	132	186	694	751(+)
Deutschland.	308	408	118	139	384	339(—)
Frankreich .	277	293	86	103	313	352(+)
Holland . . .	445	662	174	197	392	317(—)
Schweden . .	41	49	18	25	450	513(+)
Schweiz . . .	270	311	100	132	372	424(+)
Ungarn . . .	194	232	66	85	342	365(+)
Vereinigtes Königreich .	396	519	117	144	295	276(—)

(Zusammengestellt nach dem Bulletin, Tome XII, 1, S. 326 f.)

in all diesen Ländern zugenommen, während er im Vergleich zur Bevölkerung in mehreren Ländern zurückgegangen ist. Überall und in besonders hohem Grade ist die Schafhaltung zurückgegangen, und zwar sowohl im Verhältnis zum Areal als

[1]) Vergl. Mayo-Smith, a. a. O., S. 132.
[2]) Bulletin, XII, 1, S. 313 ff.

auch in dem zur Bevölkerung. Allerdings hat auch in den neuen Ländern, also in Australien, am Cap und in den Vereinigten Staaten die Vermehrung des Viehstandes mit der Bevölkerung wenigstens nicht durchaus Schritt gehalten. Über die wirklich zur Verfügung stehende Fleischmenge gibt jedoch die bloße Kopfzahl des Viehes noch wenig Aufschluß. Hierfür sind die Kenntnis des Gewichts des Viehes und die der zur Schlachtung gelangenden Menge wesentliche Bedingungen.

VI. Vorlesung.

Über Fragen der Agrarstatistik, insbesondere über Verteilung des Grundeigentums, hat man Erhebungen bereits in sehr rohen Zeiten vorgenommen, über den auswärtigen Handel und über das aus ihm wirklich oder vermeintlich bezogene Einkommen, sowie über seine Bedeutung für das Nationaleinkommen dagegen erst auf zivilisierteren Stufen. Aber trotzdem gehören auch diese Erhebungen zu den vergleichsweise frühen, und sie sind der besonderen Bedeutung wegen, die man ihnen zuschrieb, mit relativ ungewöhnlicher Sorgfalt ins Werk gesetzt, mit ungewöhnlicher Aufmerksamkeit betrachtet und mit ungewöhnlicher Leidenschaft erörtert worden. Gab es doch Perioden, in denen man den Gewinn, den ein Volk machen könne, wesentlich in dem Gewinn aus dem auswärtigen Handel suchte.

Dieser Gewinn sollte ersehen werden können aus der sogenannten Handelsbilanz: Wurden mehr Waren eingeführt als ausgeführt, so nannte man die Bilanz ungünstig, wurden umgekehrt mehr Waren ausgeführt als eingeführt, so nannte man sie günstig. „Ihr habt ein leichtes Mittel, die Kapitalien Frankreichs zu verdoppeln," sagte Bastiat einmal spottend, „führt beispielsweise ein Schiff mit köstlichen Waren aus dem Hafen, nachdem ihr deren Wert auf der Douane als Export habt verzeichnen lassen, und werft sie dann ins Meer: so werdet ihr Export ohne Import haben; eitel Gewinn nach eurer Ansicht."

So hatten es nun freilich auch die ältesten Verehrer der „günstigen Handelsbilanzen" Jahrhunderte vor Bastiat nicht gemeint. Sie würden ihm erwidert haben: Da man die Waren für gewöhnlich nicht ins Meer wirft, sie glücklicherweise in der Regel auch nicht untergehen, so darf man wohl sagen,

daß für den Wert der ausgeführten Waren Geld einkommt und für den der eingeführten Waren Geld aus dem Lande geht. Je mehr Geld aber aus einem Lande geht, um so ärmer, und je mehr hineinkommt, um so reicher wird es. Dies die sogenannte „merkantilistische Theorie“ in ihrer krassesten Form. . . . Das Bargeld ist der Reichtum par excellence.

Dergleichen Ansicht spukt heute nur in wenig Köpfen; nicht gänzlich ausgerottet zwar, aber doch ohne erhebliche Bedeutung. Die allein in Betracht kommenden Anschauungen sehen heute in den Waren ebensowohl Güter wie in Geld und Wertpapieren. Das Konto, das auf der einen Seite die Warenverkäufe an das Ausland, auf der anderen die Käufe von ihm bucht, und den Saldo daraus nennt man heute Handelsbilanz in engerem Sinne oder Warenbilanz. Man glaubt nicht mehr, daß dieser Saldo mit einem entsprechenden Gewinn oder Verlust identisch sei.

Von diesem Konto unterscheidet man ein anderes, das auf der einen Seite nicht nur die Warenausgänge ins Ausland, sondern auch die übrigen Verbindlichkeiten des Auslandes buchen würde — also dessen Verbindlichkeiten aus fälligen Zinszahlungen, aus der Seeschiffahrt usf. —; auf der anderen Seite aber hätte es nicht nur die Wareneingänge zu enthalten, sondern auch die Erfüllung von Zinszahlungen, die Übersendung von Wertpapieren an uns usw. . . . Dies die sogenannte Zahlungsbilanz.

Sie sehen gleich von vornherein, daß es um unsere Kenntnis von einer Zahlungsbilanz in solchem Sinne nur unvollkommen bestellt sein kann. Wie steht es aber um unsere Kenntnis von der Handelsbilanz im engeren Sinne, der Warenbilanz? Nun, wenn wir auch aus ihrem Saldo nicht gerade Gewinn und Verlust in greifbaren Geldwertsummenzahlen ersehen, so muß sie doch eine Reihe der allerwertvollsten Aufschlüsse über den Wohlstand der Völker zu geben imstande sein. Wie also wird die Warenbilanz aufgemacht; anders ausgedrückt: wie wird Handelsstatistik getrieben?

Da müssen wir vor allem im Auge behalten, daß sie uns Aufschlüsse geben will über die Waren, welche die Grenze eines Gebietes kommend oder gehend überschritten haben. Eines Gebietes, sagen wir, eines volkswirtschaftlichen oder eines

politischen? Im großen und ganzen fallen die volkswirtschaftlichen Grenzen der Gebiete — konkreter gesprochen: die Zollgebiete — mit den politischen — den Staatsgebieten — zusammen, aber doch nicht genau. Wir reden von den Zollausschlüssen und den Zollanschlüssen eines Landes. Historische oder geographische Ursachen führen solche An- und Ausschlüsse herbei.

Wo beispielsweise ein kleines Stück politischen Gebietes von dem Hauptgebiete durch hohe Berge oder Ströme getrennt ist, kann es sich im Interesse der Erwerbstätigkeit der Bewohner dieses Gebietstückes empfehlen, es von dem Zollgebiete seines Landes abzutrennen und mit dem des Nachbarlandes zu vereinigen. Deutsche Zollausschlüsse sind die Freihafengebiete bei Hamburg, Cuxhaven, Bremerhaven und Geestemünde, einzelne Orte und Höfe der badischen Kreise Constanz und Waldshut, sowie die Insel Helgoland. Deutsche Zollanschlüsse dagegen sind das Großherzogtum Luxemburg und die beiden Gemeinden Jungjolz in Tirol und Mittelberg in Voralberg.

Was also in jene Freihafengebiete vom Auslande eingeht, und was aus ihnen nach dem Ausland hinausgeht, erscheint nicht in der Handelsstatistik des Deutschen Reiches: es erscheint in den Handelsstatistiken Bremens und Hamburgs Versuche, diese Statistiken mit der des Reiches zu verbinden, haben sich bisher als unausführbar erwiesen.[1])

Bleiben wir bei dem Zollgebiete stehen: Was über seine Grenzen eingeht und was sie verläßt, macht zusammen den sogen. Generalhandel des Landes aus. In diesem Generalhandel steht ein Element, das zum Zwecke weiterer Betrachtungen zunächst ausgesondert werden muß: die Durchfuhr. Was nach Aussonderung der bloßen Durchfuhr übrig bleibt, nennt man nach deutscher Terminologie: Gesamteigenhandel. So wurden in das deutsche Zollgebiet eingeführt 1901 rund 47829000 Tonnen [1905 rund 58350600 Tonnen], und es wurden im gleichen Jahre ausgeführt rund 35796900 Tonnen

[1]) [Vom 1. März 1906 ab jedoch hat die deutsche Handelsstatistik eine Neugestaltung erfahren, indem durch Reichsgesetz vom 7. Februar 1906 der Warenverkehr der Zollausschlüsse — mit Ausnahme der Insel Helgoland und der badischen Zollausschlüsse — mit einbezogen wurde.]

[1905 rund 44369900 Tonnen], also beides im Generalhandel. Die Durchfuhr betrug zirka 2472500 Tonnen [1905: 2812600 Tonnen]. Nach Abzug der Durchfuhr von Ein- und Ausfuhr ergeben sich für den Gesamteigenhandel:

Einfuhr	45356500 Tonnen	[55538000 Tonnen]
Ausfuhr	33324400 „	[41557300 „]

und nach Abzug der Edelmetalle und (für 1901) genauer

Einfuhr	45355225,3 Tonnen	[55536400 Tonnen]
Ausfuhr	33224011,4 „	[41556800 „]

Mit der bloßen Ermittlung dieses Gesamteigenhandels wäre man aber Wichtigem, das man wissen will, noch lange nicht nahe genug gekommen. Man will nämlich wissen, was ein Land einführt zu seinem Verbrauch und was es ausführt aus seiner Produktion. Mit der Ausscheidung der unmittelbaren Durchfuhr allein wird man jedoch dieser Kenntnis noch nicht teilhaftig. Neben der unmittelbaren Durchfuhr gibt es noch eine verzögerte. Es gibt Warenmengen, die zwar hineinkommen, um im Lande eine Zeit lang, aber nicht dauernd zu verweilen, und um bei geeigneter Gelegenheit wieder ausgeführt zu werden, oder sie kommen herein, um wenigstens nicht sofort dem Gebrauch des Landes übergeben zu werden. Damit man Waren dieser Art klar ausscheiden kann, müssen sie ihre Bestimmung deutlich erkennen lassen. Und dies ist der Fall bei all den Waren, die auf sogen. Freibezirke, Niederlagen und Konten eingeführt werden.

Niederlagen sind Einrichtungen, in denen die zollpflichtigen Waren eine Zeit lang unverzollt niedergelegt werden können. Man unterscheidet dabei öffentliche und Privatniederlagen; zu letzteren gehören die Transitlager für Holz und Getreide mit besonderen Erleichterungen an bestimmten, vom Bundesrat bezeichneten Orten.

Freibezirke sind begrifflich Niederlagen mit erweiterten Befugnissen. Solche Freibezirke wurden 1884 für Brake und Bremen genehmigt, in den 90er Jahren für Stettin, Altona und Neufahrwasser.[1])

Konten besitzen nach dem Sprachgebrauch solche Groß-

[1]) [Der Freibezirk Bremen ist inzwischen in einen Freihafen umgewandelt worden.]

kaufleute, denen gestattet ist, unverzollte Waren ohne amtlichen Mitverschluß eine Zeit lang auf Lager zu halten, lediglich auf Kontrolle durch eine sorgfältige Buchführung — daher: Kontenlager!

Schalten wir nun die aus dem Ausland in solche Niederlagen eingehenden und die aus ihnen nach dem Auslande ausgeführten Waren aus dem Begriffe des Gesamteigenhandels aus, behalten wir also von dem, was in die Niederlagen eingegangen ist, nur das zurück, was aus den Niederlagen in den freien Verkehr des Inlandes weiter geht, so nähern wir uns dem Begriff dessen, was die Handelsstatistik Spezialhandel nennt. Es bildet sich gewissermaßen eine engere Grenze innerhalb der weiteren Zollgrenze. Was über die Zollgrenze ein- und ausgeht: Gesamteigenhandel, was über die Grenze des freien Verkehrs ein- und ausgeht: Spezialhandel.

Ich sagte, wir nähern uns dem Begriff; genau haben wir ihn noch immer nicht. Ihn genauer zu erfassen, müssen wir noch des in eine Sonderstellung gebrachten sogen. Veredlungsverkehrs gedenken. Darunter versteht man den Verkehr, der „bestimmten Waren, namentlich Rohstoffen und Halbfabrikaten die Zollfreiheit oder eine Zollbegünstigung sichert, zu dem Zwecke, damit sie in einem andern Lande als dem Ursprungslande verarbeitet oder veredelt werden können“ (Grunzel). In der Regel wird diese Vorzugsbehandlung an den Identitätsnachweis geknüpft; nach Ablauf einer bestimmten Frist sind dann die betreffenden Waren entweder wiederum auszuführen oder zu verzollen.

Kommen die Rohstoffe aus dem Auslande zu uns, um bei uns veredelt zu werden, so nennt man diesen Veredlungsverkehr mit Rücksicht auf uns einen aktiven; gehen sie von uns in das Ausland, um dort veredelt zu werden, so nennt man diesen Verkehr mit Rücksicht auf uns einen passiven. Schickt also die Schweiz Tüllgardinen in das Deutsche Reich zum Besticken, so ist das für das Reich aktiver Veredlungsverkehr; senden wir Wollwaren zum Färben in die Niederlande, so ist dies für uns passiver Veredlungsverkehr. Diesen ganzen Veredlungsverkehr ließ man früher nicht unter den Spezialhandel fallen. Seit 1897 hat man hierin eine Änderung eintreten lassen, wodurch die ohnehin nicht ganz einfache Sache noch verwickelter

wird. Was auf Rechnung eines Deutschen, um bei uns veredelt zu werden — also im aktiven Veredlungsverkehr — hier ein- und ausgeht, wird dem Spezialhandel zugeschrieben, was dagegen auf Rechnung eines Ausländers zur Veredlung bei uns ein- und ausgeht, sowie der passive Veredlungsverkehr bleibt nach wie vor dem Gesamteigenhandel allein vorbehalten.

Ein Schema und ein Zahlenbeispiel sollen das Gesagte veranschaulichen helfen.

Schema.

a) Einfuhr in den freien Verkehr von Freibezirken, Niederlagen und Konten.
b) Einfuhr in den freien Verkehr direkt aus dem Ausland, inbegriffen die Einfuhr in dem Veredlungsverkehr auf Rechnung eines Inländers.
c) Ausfuhr aus dem freien Verkehr, inbegriffen die Ausfuhr aus dem Veredlungsverkehr auf Rechnung eines Inländers.
d) Einfuhr in Freibezirke auf Niederlagen und Konten.
e) Einfuhr zur Veredlung auf Rechnung eines Ausländers.
f) Einfuhr nach Veredlung im Auslande.
g) Ausfuhr ins Ausland aus Freibezirken, Niederlagen und Konten.
h) Ausfuhr nach der Veredlung im Zollgebiet auf Rechnung eines Ausländers.
i) Ausfuhr zur Veredlung im Ausland.
k) Direkte Durchfuhr.

a—c Spezialhandel
b—i Gesamteigenhandel
b—k Generalhandel

(Zahlenbeispiel siehe S. 334.)

Sie ersehen aus beidem, daß der Generalhandel stets um die Durchfuhr höher ist als der Gesamteigenhandel. Wie verhält sich aber der Gesamteigenhandel zum Spezialhandel? Was die Ausfuhr anlangt, so ist er notwendig größer, nämlich um g, h, i, k. Was die Einfuhr anbelangt, so ist er größer um d, e, f, und kleiner um a; es könnte also — theoretisch gedacht — schon einmal vorkommen, daß er kleiner als der Spezialhandel ist, wenn nämlich a größer als d, e, f, zusammen.

Zahlenbeispiel.

I. Einfuhr 1900.	Spezialhandel	Gesamteigenhandel	Generalhandel
	In 1000 Tonnen		
b) Unmittelbare in den freien Verkehr und im aktiven Veredlungsverkehr auf inländische Rechnung	42 221	42 221	42 221
a) Mittelbare in den freien Verkehr aus Niederlagen usw.	3 690		
d) In Niederlagen usw.		4 753	4 753
e) Im aktiven Veredlungsverkehr auf ausländische Rechnung		4	4
f) Im passiven Veredlungsverkehr (nach Veredlung im Auslande) .		3	3
k) Durchfuhr			2 509
	45 911	46 981	49 490
II. Ausfuhr 1900.			
c) Unmittelbare aus dem freien Verkehr und im aktiven Veredlungsverkehr auf inländische Rechnung	32 682	32 682	32 682
g) Mittelbare aus Niederlagen usw.		1 119	1 119
h) Im aktiven Veredlungsverkehr auf ausländische Rechnung		5	5
i) Im passiven Veredlungsverkehr (zur Veredlung im Auslande) .		3	3
k) Durchfuhr			2 509
(Edelmetalle überall — außer bei der Durchfuhr — ausgeschlossen)	32 682	33 809	36 318

Wir haben bisher nur von den Quantitäten gesprochen: Tonnen, Doppelzentnern. Allenfalls hätte ich auch von Stück sprechen können, denn manchmal wird neben dem Gewicht auch die Stückzahl erhoben, so z. B. beim Vieh und bei Zylinderhüten. Gewiß gibt das den ursprünglichsten, wahrsten Begriff: die Kenntnis der Güter nach ihren Mengen. Aber wenn wir dabei über einzelne Gattungen hinausgehen, oder wenn wir auch nur umfassende Gattungen von Waren verschiedener Qualität bilden und addieren, so erhalten wir etwas, was einer Ergänzung noch dringend bedarf.

Im Jahre 1901 wurden bei uns rund 454 Millionen Doppelzentner im Gesamteigenhandel eingeführt, bzw. 443 Millionen

im Spezialhandel: Ungefähr soviel, als ob jeder Deutsche — Mann, Frau und Kind — jährlich 20 schwere Reisekoffer voll Ware empfangen würde. So kann man sich das etwa denken ... oder auch nicht denken. In diesen Koffern wären Eis zu 1 Mk. pro Doppelzentner, Kreide zu 20 Mk., Erde zu 40 Pfg., bis zu bearbeiteten Edelsteinen, Korallen und Perlen: 196549 Mk. pro Doppelzentner durchschnittlich (etwa 2 Mk. pro Gramm). Der allgemeine Generalnenner ist nun einmal der Geldwert.

Sagen wir also, daß das Deutsche Reich einführte ohne Edelmetalle und Münzen[1]):

	1901	1905
	In Millionen Mark	
im Gesamteigenhandel	5727,1	[7470,0
„ Spezialhandel	5421,2	7128,8
und ausführte		
im Gesamteigenhandel	4744,0	6077,8
„ Spezialhandel	4431,4	5731,6]

und geben wir gleichzeitig die entsprechenden Ziffern für Großbritannien und Irland[2]):

	1901	1905
	In Millionen Mark	
Ausfuhr:		
Gesamteigenhandel	10648,6	[11531,7
Spezialhandel	9264,6	9944,6
Einfuhr:		
Gesamteigenhandel	7096,4	8319,6
Spezialhandel	5712,4	6732,5]

Da sprechen wir wieder einmal große Worte gelassen aus. Wie werden die Wertzahlen in der Handelsstatistik gewonnen? Zwei Hauptprinzipien sind zu unterscheiden: Das Deklarations- und das Schätzungsprinzip. Hierzu käme eigentlich noch als Drittes das der „Official values", das bis 1854 in England herrschend war.

Das Deklarationsprinzip, bei dem die Bewertungen im wesentlichen auf Grundlage der Erklärungen der Kaufleute, Empfänger, Versender oder Warenführer vorgenommen werden, liegt überall nahe, wo das System der Wertzölle — von dem man sich übrigens immer mehr abwendet — noch besteht;

[1]) [Stat. Jahrb. 1906, S. 98.]
[2]) [Stat. Jahrb. 1906, Internat. Übers. 34*.]

also in den Vereinigten Staaten, in Holland und Portugal. Aber auch in Staaten, die spezifische Zölle haben — wie England, das seit 1860 das Wertzollsystem verlassen hat — gelangt es zur Anwendung.

Das Schätzungsprinzip wird, wo es gilt, in der Regel so ausgeübt, daß nach Schluß des Jahres besondere Sachverständigenkommissionen zusammentreten und auf Grund der tatsächlichen Vorkommnisse des vergangenen Jahres für mehr oder minder viel Gattungen von Waren, mehr oder minder spezialisierend, Einheitswerte berechnen, auch unter Berücksichtigung der Qualitäten, die aus verschiedenen Ländern kommen. Mehr oder minder rein gilt es in Deutschland, Frankreich, Österreich-Ungarn, Italien, zuweilen wohl auch in Staaten, die Wertzölle haben (Schweden!?).

Gründe für die Schätzungs- und gegen die Deklarationsmethode sind zunächst die vielen Fehler, die eine Folge der Nachlässigkeit und der mangelhaften Kenntnis der Werte sind. Ferner kann auch in Staaten ohne Wertzölle ein Interesse an zu niedriger Deklaration bestehen, wenn nämlich das Bestimmungsland Wertzölle erhebt; so wenigstens scheint es mir. Schließlich wird die Arbeit der Zoll- und Steuerbehörden durch die Deklarationsmethode sehr vermehrt.

Dagegen spricht für die Deklarations- und gegen die Schätzungsmethode der Umstand, daß die Warenspezialitäten heute so außerordentlich zahlreich sind, daß von jedem Sachverständigen weit mehr Kenntnisse verlangt werden müßten, als er besitzt, da es doch nicht angeht, so starke Kommissionen zu bilden, die für jede Spezialität einen eigenen Sachverständigen haben. Außerdem ist man der Ansicht, daß mit dem Verschwinden der Wertzölle auch die Gefahr zu niedriger Deklaration immer mehr abnimmt. Demnach hat es den Anschein, als ob heute die Anhänger der Deklarationsmethode an Boden gewännen. Dennoch sehen wir, daß auch die Schätzungsmethode noch in lebendiger Wirksamkeit ist. Bleiben wir jedoch zunächst noch einmal beim allgemeinen.

Welche Werte sollen die Sachverständigen überhaupt suchen? Den Wert am Absendeort, am Bestimmungsort, oder welchen sonst? Es ist klar, daß dies eine Frage von großer

Bedeutung ist. Leider wird sie sehr verschieden beantwortet, so daß auch hierdurch eine Ursache der Unvergleichbarkeit internationaler statistischer Angaben entsteht.

Bei der Beantwortung der Frage, auf welchen Ort die Handelsstatistik die Bewertung der Waren beziehen soll, die — wie wir sahen — von erheblicher Bedeutung ist, pflegt folgendes in Betracht gezogen zu werden. Man sagt sich: Wir wollen erfahren, was ein Land dem andern geleistet hat, denn daraus ersehen wir, was es dem andern in das Soll setzen kann. Nun wird beispielsweise ein Österreicher, der Waren aus Deutschland bezieht, dem deutschen Kaufmann zunächst die Ware an und für sich zu bezahlen haben. Aber auch die Fracht bis zur österreichischen Grenze wird Deutschland zugute kommen. Denn es sind doch deutsche Anstalten — man darf das wenigstens annehmen — und deutsche Kräfte, die sie leisten werden. Ziemlich allgemein gilt daher die Regel: Jedes Land habe als Wert der ein- und ausgehenden Waren den Wert anzunehmen, den sie an der Grenze haben. Freilich muß dann die Handelsstatistik auch annehmen, daß alles Kapital im Auslande auch ausländisches sei.

In diesem Beispielsfalle ist nun jene Regel leicht anzuwenden. Österreich und Deutschland sind Nachbarländer. Wie aber steht's mit Waren, die von Belgien durch Frankreich nach Italien gehen? Die Anwendung macht auch hier noch keine Schwierigkeiten. Denn wenn Italien die Transportkosten auch nicht gerade Belgien allein zu vergüten haben wird, so wird es diese doch bis zur Landesgrenze dem Auslande zu zahlen haben. Wo aber ist die Grenze zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten, zwischen England und Portugal? Im Anschluß an die Fiktion des Völkerrechts, nach der das Schiff ein Stück des Landes ist, dessen Flagge es führt, und in der Erwägung, daß der Verdienst aus der Seefracht in der Regel dem Lande zufallen wird, unter dessen Flagge die Ware segelt, würde man sagen müssen, wenn ein englisches Schiff die Ware nach Portugal führt, so ist die Grenze in Portugal, wird sie von einem portugiesischen Schiff nach England gebracht, so ist sie in England.

Dann wäre aber nötig, daß man allemal auch von der Art der Verschiffung Notiz nähme, was um so mehr Ver-

wicklungen mit sich bringen würde, als ja das Schiff einer dritten Nation Frachtführer und Vermittler spielen kann. Die Haupttheoretiker — so z. B. Bateman, Scheel — erklären es daher für das Beste und Richtigste, die Seeausfuhr wie die Seeeinfuhr eines Landes nach dem Wert zu schätzen, den die Waren im Hafen des eigenen Landes haben. So werde es auch — sagen sie — in fast allen Ländern geübt. Leider muß man dieses „fast" unterstreichen. In wichtigen Ländern wird anders verfahren. Außerdem muß man aber bedauerlicherweise noch konstatieren, daß es noch gar nicht einmal so einfach ist, sich selbst nur die tatsächlichen Kenntnisse über diese Materie zu verschaffen, und zwar nicht nur über die handelsstatistische Behandlung der Seefracht, sondern über die Fracht an sich. Beweis: Herr Bateman gibt in den Übersichten, die er 1899 für das „Institut" aufstellte, „not stated" bei folgenden Ländern an: Deutschland, Holland, Norwegen, Italien, Spanien, Portugal, Griechenland.

Diese Übersichten beziehen sich allerdings nicht nur auf die Behandlung der Seefracht, sondern auf die des Transports und der Emballage überhaupt. Jedenfalls aber schweigen sich in Deutschland auch die offiziellen Werke in ihren Erläuterungen über diese Frage häufig aus. Wenn es so am grünen Holze steht, so sieht es am dürren natürlich noch schlimmer aus: will sagen, daß es mit unsrer Kenntnis von diesen Dingen bei fremden Ländern noch übler bestellt ist.

Von England sagt z. B. Rathgen, daß es für die Ausfuhr den Wert am Produktionsorte annehme, die Kosten bis zur Verschiffung also beiseite lasse, während nach Bateman, Bowley und Statesman's Year-Book der Wert im Hafen genommen. wird.[1]) Die Vereinigten Staaten nehmen für die Einfuhr nicht den Wert im amerikanischen Hafen, sondern den in einem transatlantischen. Im Gesetze vom 10. Juni 1898 heißt es, daß der Großhandelspreis, den die Waren an den hauptsächlichsten Märkten des Ausfuhrlandes haben, genommen werden soll, einschließlich „der Kosten für Verpackung und aller sonstigen Spesen, um sie fertig zur Verschiffung zu machen". Diese Ausdrucksweise

[1]) [For exports the value at the port of shipment (including the charges of delivering the goods on board) is taken (Statesman's Year-Book 1907).]

führt zu den verschiedensten Interpretationen. Als die richtige darf wohl angenommen werden, daß zu diesen „sonstigen Spesen" auch die des Transports zum Hafen des Ausfuhrlandes treten. Die Vereinigten Staaten schätzen also die Werte nicht immer in ihren Häfen ab, wie man es für richtig erklärt, sondern in den Werten ihrer Einfuhr sind die Kosten für die Seefracht nicht inbegriffen.

Was ist nun diesen verschiedenen Systemen gegenüber zu bedenken, zunächst gegenüber dem der Schätzung nach den Werten im eigenen Hafen? Da hier die Kosten der Einfuhr uns zur Last gelegt werden, die Kosten der Ausfuhr uns aber nicht gut geschrieben werden, so folgt, daß wir uns um den ganzen Betrag der Seefracht zuviel belasten, der auf unseren Schiffen erfolgt. Bei der Einfuhr debitieren wir uns nämlich auch die Frachtbeträge, die das Ausland gar nicht zu fordern hat, und bei der Ausfuhr jedoch unterlassen wir es, uns die Beträge zu kreditieren, die uns durch Ausfuhr auf eigenen Schiffen zukommen. Das amerikanische System, das wir sodann kennen gelernt haben, bucht sich die Seefracht weder zu Gunsten noch zu Lasten. Die Bilanz erscheint deshalb zu hoch bzw. zu niedrig, je nach dem Verhältnis der eigenen geleisteten Seefracht zur erhaltenen fremden.

Noch ein drittes — das dänische — System wäre zu erwähnen. Nach Bateman schreibt sich Dänemark die Ausfuhrfracht zu Gunsten und legt sich die Einfuhrfracht zu Lasten. Die Bilanz erscheint also zu hoch bzw. zu niedrig, je nachdem die Differenz zwischen der Einfuhr- und der Ausfuhrseefracht sich nicht deckt mit der Differenz zwischen der in Wahrheit dem Auslande zukommenden oder von ihm zu erhaltenden Fracht.

Schwierige, teils unlösbare Fragen werden weiterhin der Handelsstatistik gestellt, wenn sie Angaben über die Herkunfts- und die Bestimmungsländer der Waren machen soll.[1]) Als Herkunftsland kann das Land gelten, dessen Erzeugnis die Ware ist, also Brasilien für den Kaffee, der dort gewachsen, England für das dort gesponnene Garn — wenn schon es auch

[1]) [Vergl. hierzu: Grunzel: System der Handelspolitik, II. Aufl. (1906), S. 560ff.]

aus amerikanischer Baumwolle gesponnen wurde. Weiterhin das Land, aus dessen Eigenhandel die betreffende Ware stammt, also England für die australische Wolle, die auf der Londoner Auktion gekauft wurde. Schließlich das Land, aus dem die Einfuhr unmittelbar stattgefunden hat, also z. B. Belgien für die australische Wolle, die der englische Kaufmann nach Deutschland verkauft hat.

Die weitgehendste Forderung wäre, alle diese Länder kennen zu wollen: also das Land der Erzeugung, das Land des Einkaufs, das Land der letzten Durchfuhr. Zu diesem dreifachen Wissen aber kommt man nie, man läßt vielmehr das eine für das andere subsidiär eintreten. Am seltensten versucht man, das Erzeugungsland zu ermitteln.

Was die deutsche Statistik betrifft, so bestimmt hierüber § 2 der Ausführungsbestimmungen zum Gesetz betreffend die Statistik des Warenverkehrs (giltig ab 1. Januar 1897). Danach sind eingeführte Waren dem Eigenhandel des Landes zuzurechnen, in dem sie gekauft worden sind; über den etwaigen ausländischen Kommissionär wird aber dabei hinweggegangen. Wenn es dann weiter in den Ausführungsbestimmungen heißt: „Ist bei einem derartigen Warenbezug das eigentliche Herkunftsland nicht zu ermitteln, so ist statt dessen das Ursprungsland anzugeben," so ist mir das unklar. Was ist hier „Ursprungsland"?

Klar sind die österreichischen Bestimmungen: Ursprungsland ist entweder das Land, aus dessen Eigenhandel die Ware stammt, oder das Land der letzten Aufgabe zur Versendung. Sehr realistisch geht die englische Statistik vor. Sie nimmt als Herkunftsland zumeist das Land an, in dem die Ware zur Verschiffung gelangte. Länder ohne Seeküste, wie die Schweiz oder Bolivia, erscheinen daher in ihr überhaupt nicht. Doch werden Importe aus dem Orient, die in Colombo oder Marseille umgeschifft werden, soweit wie möglich dem Ursprungsland zugerechnet, ebenso die aus Chile und Peru, die in Colon umgeschifft werden. Ferner sucht man tunlichst kanadische Waren und solche aus den Vereinigten Staaten zu unterscheiden; doch soll dies namentlich im Winter nur sehr unvollkommen durchzuführen sein.

Ähnliche Schwierigkeiten und Differenzen ergeben sich, wenn hinsichtlich der Ausfuhr festzustellen ist, ob das Land, wohin die Ausfuhr zunächst erfolgt, oder das, wohin die Ware verkauft wird, oder das des schließlichen Konsums gesucht und gebucht werden soll. In Deutschland ist nach den Erläuterungen auf der Rückseite des Anmeldescheines für die Ausfuhr in der Regel das Land anzugeben, nach welchem die Waren von dem inländischen Absender verkauft sind. Doch ist eine Übereinstimmung des im Anmeldeschein angegebenen Bestimmungslande mit dem Bestimmungsort des Frachtbriefes nicht erforderlich. Wie wenig klar das alles ist, geht aus den Batemanschen Übersichten hervor. Nach ihm fragt die Handelsstatistik in Deutschland beim Import nach dem „Country of origin", beim Export nach dem „Country of ultimate destination", und ebenso bei vielen anderen Staaten. Dabei könnte man aber irrtümlich an Produktions- und Konsumtionsland denken.

Natürlich erschweren diese Dinge nicht nur die Vergleichbarkeit, sondern auch die Erkenntnis der isolierten Tatsache. So wurde z. B. 1887 in Frankreich eine Ausfuhr von 192 Millionen nach Italien deklariert, die italienische Statistik aber berechnete die Einfuhr aus Frankreich mit 326 Millionen.[1]) Die italienische Douane registrierte aus Belgien und England durch Frankreich gekommene Waren als solche von französischer Herkunft. Als dann der Zollkrieg zwischen Italien und Frankreich ausbrach und die englischen und belgischen Kaufleute ein Interesse daran hatten, den wahren Ursprung ihrer Waren nachzuweisen, fiel die Differenz 1891 auf nur 18 Millionen herab; die Ausfuhr nach Italien wurde in Frankreich mit 126 Millionen, die Einfuhr aus Frankreich in Italien mit 144 Millionen angegeben.

Verfolgen wir jetzt noch einmal konkret den Gang der Dinge im Deutschen Reich: Von den einzelnen Zollämtern werden auf Grundlage der Anmeldescheine die Formulare ausgefüllt, die nach Berlin gehen. Diese sind spezialisiert nach den Unterscheidungen, die später in bezug auf General-, Gesamteigen- und Spezialhandel und Veredlungsverkehr gemacht werden sollen. Notabene: Mit 10 verschiedenen Formularen

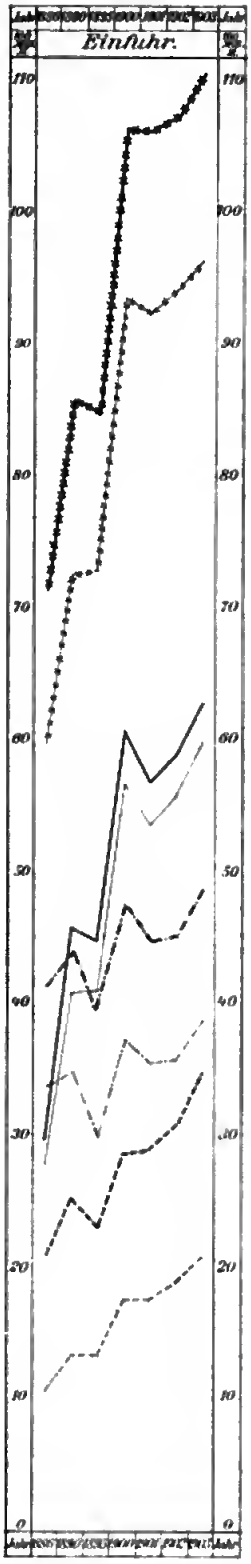
[1]) Nach Bodio (zit. bei Bertillon a. a. O., S. 353).

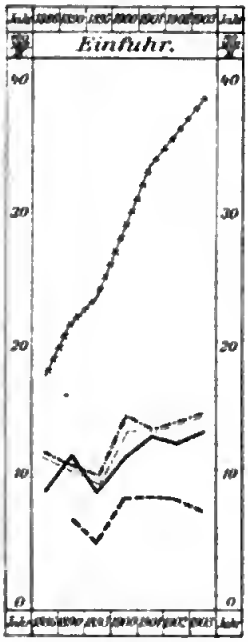
hat man es dabei zu tun. Die Bezeichnung der Waren erfolgt auf Grundlage des sogen. statistischen Warenverzeichnisses, das „eine Zerlegung der Haupt- und Unterabteilungen des Zolltarifs darstellt“ (Stat. Jahrbuch). Das deutsche Warenverzeichnis führt zirka 1150 Positionen auf;[1]) weit weniger — unter 300 — kennt das englische, mehr dagegen — über 1300 — das österreichische. Die Formulare werden halbmonatlich nach Berlin geschickt, wo sie auf maschinellem Wege in Streifen zerschnitten werden; darauf werden die entsprechenden Zählstreifen zusammen aufgespannt und einer Durchsicht unterzogen; dann gehen sie eventuell, um mit genaueren Informationen versehen zu werden, an den Abgangsort zurück. Hierauf beginnt die Einschätzung, die in den letzten Beratungen für das Jahr 1900 von 91 Sachverständigen in 7 Kommissionen vorgenommen wurde. Daß dabei die einzelnen Warenspezialitäten nicht besonders gut wegkommen, ist wohl klar, namentlich die Bearbeitung der literarischen und Kunstgegenstände ist die anerkannte „partie honteuse oder faible“ dieser Beratungen; daß hier Wertdeklaration besser am Platze wäre, ist gelegentlich auch von der amtlichen Statistik anerkannt worden. Den Beratungen dient übrigens schon ein vorläufig gesammeltes Material zur Grundlage. Das Amt wendet sich nämlich schon im Laufe des Jahres an verschiedene Handelskammern, an kaufmännische, industrieelle und landwirtschaftliche Körperschaften, um über die Preisgestaltung der Waren Nachrichten einzuziehen, auch sendet es den Mitgliedern der Schätzungskommissionen im Laufe des Jahres handelsstatistische Nachweise zu.

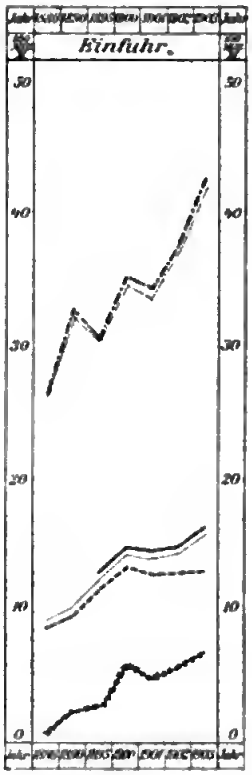
Ist die Abschätzung zu Ende, so geht es an das Multiplizieren, das natürlich maschinell besorgt wird. Selbstverständlich wird nicht jeder Einzelstreifen multipliziert, man addiert vielmehr die Quantitäten ganzer Positionen der einzelnen Verkehrsarten, wie z. B. aktiven Veredlungsverkehr der Ausländer in Gardinen, und multipliziert dann mit dem Einzelpreis. Für den Niederlageverkehr dagegen addiert man wohl die Quantitäten der Portionen, scheint jedoch eine gesonderte Multipli-

[1]) [Vom 1. März 1906 ist ein neues Statistisches Warenverzeichnis in Geltung getreten, das sich an den ebenfalls mit dem 1. März 1906 in Kraft getretenen Zolltarif vom 25. Dezember 1902 anlehnt (Stat. Jahrb. f. d. Deutsche Reich 1907, S. 105).]

Ein- und Ausfuhr in d
(1886–







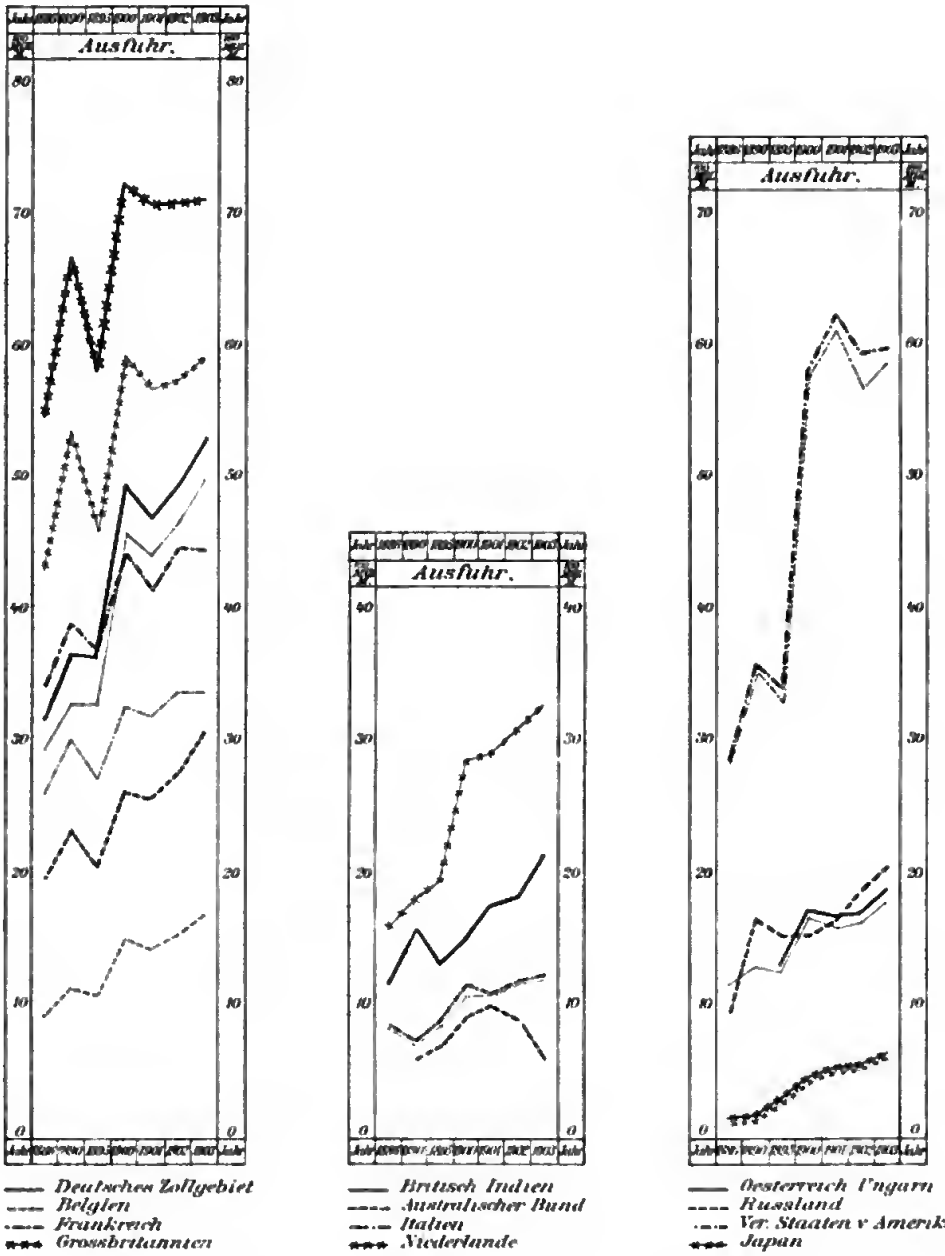
Deutsches Zollgebiet
Belgien
Frankreich
Grossbritannien

Britisch Indien
Australischer Bund
Italien
Niederlande

Oesterreich Ungarn
Russland
Ver Staaten v Amerika
Japan

starke Linien: Gesamteinfuhr, schwache Linien: Spezialeinfuhr.

en wichtigsten Ländern
-1903)



starke Linien : Gesamtausfuhr; schwache Linien . Spezialausfuhr.

kation der Quantitätssumme mit dem Einheitswert nicht vorzunehmen: es läßt sich also z. B. aus der Statistik nicht entnehmen, wie hoch der Wert der aus den Niederlagen herausgegangenen Mengen ist.

Um nun dem meist Theoretischen und Methodischen noch etwas Positiveres folgen zu lassen, gebe ich hier eine graphische Tabelle der Ein- und Ausfuhr aus dem Reiche und einer Anzahl wichtiger Staaten seit dem Jahre 1886; sie unterscheidet — soweit wie möglich — Spezial- und Gesamteigenhandel und gibt die Werte in Millionen Mark; Edelmetall- und Münz-Ein- und Ausfuhr ist meist nicht mit inbegriffen.

Wie wir sehen, ist die Bilanz Deutschlands, d. h. die Warenbilanz, fortdauernd passiv, oder wie man irreführend sagt: ungünstig. Unterbilanzen zeigen aber auch u. a.: Frankreich, Italien, die Niederlande, Belgien und ganz besonders Großbritannien; sogen. aktive Bilanzen dagegen weisen Österreich-Ungarn, Rußland und die Vereinigten Staaten auf. Indes wir deuteten ja schon an, daß eine Warenbilanz nicht mit der Zahlungsbilanz identisch ist, daß also einem Lande nicht nur wegen seiner gelieferten Waren Forderungen entspringen, bzw. Zahlungen zu leisten sind. Zu erinnern wäre da also nochmals an die schon mehrfach betonten Verdienste aus der Seeschiffahrt, die meist nicht zum Ausdruck kommen, und wobei nicht nur an den Verkehr des eigenen Landes mit fremden Gebieten, sondern auch an den durch die eigenen Schiffe besorgten Verkehr fremder Länder untereinander und an die Küstenschiffahrt zu denken wäre. Nach ungefährer Schätzung soll Deutschland im Jahre 1899 etwa 52 Millionen Mk. jährlich aus dem Ertrag seiner Hamburger und Bremer Kauffahrteiflotte vom Ausland bezogen haben.[1]) Der Frachtenverdienst Englands zur See wurde von Giffen für das gleiche Jahr zu 70—80 Millionen £ geschätzt; freilich sagt er auch, daß eine solche Berechnung nicht anders als ungenau sein könne.

Ferner hat man der Zinsen aus Anleihen an fremde Staaten und des Gewinnes aus Kapitalien, das in ausländischen Unternehmungen steckt, zu gedenken; so soll nach einer Berechnung

---

[1]) [Grunzel, a. a. O. S. 583.]

des „Board of Trade“ England im Jahre 1902/03 etwa 64 Millionen £ an Zinsen aus den in britischem Besitz befindlichen ausländischen Staats- und Privatpapieren bezogen haben, wobei jedoch die industriellen Investierungen nicht mitgerechnet sind.[1]) In Deutschland wird die Summe des deutschen Kapitals, das zum Ankauf ausländischer Werte gedient hatte, vom Präsidenten der Reichsbank auf 10 Milliarden mit einem jährlichen Zinsertrag von 500 Millionen geschätzt. Allerdings dürfte von dieser Summe ziemlich viel bei den Bankerotten „interessanten“ südamerikanischen Staaten verloren gegangen sein.[2])

Was die Höhe des kommerziell und industriell tätigen deutschen Kapitals im Auslande betrifft, so wurden sie in einer Denkschrift des Reichs-Marine-Amts im Jahre 1899 auf 7 bis 7½ Milliarden geschätzt, deren Ertrag zum Teil in der Gestalt von Waren in das Inland eingeht.

Für einzelne Länder, die wegen ihrer landschaftlichen Schönheiten, wegen der Heilkraft ihrer Bäder usw. von Fremden gern aufgesucht werden, ist auch der Reiseverkehr die Quelle reicher Erträgnisse.[3]) So hat z. B. Bodio im Giornale degli Economisti berechnet, daß in Italien im Jahre 1897 von Fremden mehr als 12½ Millionen Reisetage verbracht worden den sind, und zwar etwa 6 Millionen Tage von Reisenden erster Klasse, mehr als 5½ Millionen von solcher zweiter und zirka 400000 Tage von Reisenden dritter Klasse. Nimmt man die Tagesausgabe eines Reisenden zu 25, 20 und 10 Lire an, so ergebe das eine Summe von rund 280 Millionen Lire. Auf den italienischen Eisenbahnen sind ferner außer den Gebühren für die Gepäckbeförderung und an Fahrkarten 7½ Millionen Lire bezahlt worden, zieht man dann noch die rund 1500 Personen in Betracht, die zur See aus dem Auslande ankamen, so gelangt man zu einer Summe von 300 Millionen Lire, die der Fremdenstrom in Italien gelassen hat.

Die Schweiz wird jährlich von weit mehr als 2 Millionen Reisenden besucht. Die Einnahmen der Schweizer Fremdenetablissements belaufen sich für eine Saison auf rund 120 Millionen Francs, rechnet man die Ausgaben für Bijouterien, Spiel-

[1]) [Ibid.]
[2]) [Ibid.]
[3]) [Ibid.]

waren, Andenken an die Schweiz und dergl. hinzu, so dürfte sich der Betrag bis auf 150 Millionen Francs pro Jahr erhöhen. Ansehnliche Einnahmen bezieht auch Norwegen aus dem lebhaften Besuch englischer Sportsmen und Touristen, Österreich aus der Frequenz der zahlreichen Heilbäder und dem Fremdenverkehr in den Alpen usw. Freilich ist aber bei all dem nicht zu vergessen, daß die Fremden auch konsumieren, was — theoretisch betrachtet — Export bedeutet; als Gewinn aus dem Fremdenverkehr darf eigentlich also nur die Differenz zwischen dem gelten, was die Fremden hingeben, und dem, was sie dafür erhalten.

VII. Vorlesung.

Der Gang unserer bisherigen Untersuchungen war der, daß wir — mehr analytisch als synthetisch — von den umfassendsten Begriffen und Problemen, denen des Nationalvermögens und Nationaleinkommens, unseren Ausgang nahmen, diese zergliederten und statistisch — soweit überhaupt möglich — zu erfassen suchten. Dabei wurden wir auf eine Anzahl Teilaufgaben geführt, deren letzte darauf hinauslief, die Bedeutung des Handels für Volksvermögen und Volkseinkommen statistisch festzustellen. Diese Betrachtungen gewannen nun wiederum einige Ähnlichkeit mit den eingängigen: blendende, die Phantasie erfüllende Zahlen, der Blick schweift über ferne Meere nach den reichen Schätzen sogenannter unokkupierter Länder, unokkupiert, weil sie noch den echten Besitzern gehören und nicht von uns okkupiert sind. . . . Nirgends liegt die Gefahr näher, uns im schlimmen Sinne zu sehr in die bürgerliche Nationalökonomie zu verstricken, als wenn wir allzu liebevoll bei dem auswärtigen Handel verweilen.

Die Nationalökonomie ist ein eigentümliches Ding; die Sorge für das Wohl unserer Mitmenschen und die Sorge um unseren Geldbeutel liegen bei ihr nebeneinander. Beeilen wir uns jetzt, in eine bescheidenere Welt zu blicken und — wiederum auf unserem Wege zurückgehend — an einem Punkte Halt zu machen, an dem wir zunächst flüchtig vorübergeschritten waren. Wir besprachen in einer früheren Vorlesung die Verteilung des Nationalwohlstandes und fanden, von der Einkommensteuer ausgehend, daß diese uns über die Verhältnisse der unteren Klassen nur ganz summarische Auskünfte gibt. Wie steht es nun mit jenem Zweige der Statistik, der hierfür zunächst in Frage kommt, mit der Lohnstatistik? Wann kam sie auf? Was bietet sie uns heute?

Unnötig zu sagen scheint, daß sie ein weit jüngeres Kind der Zivilisation ist als die Agrarstatistik und die Handelsstatistik. Der Mund der unteren Klassen blieb Jahrtausende stumm; ihre Hände arbeiteten, aber sie schrieben nicht. So wurden sie allenfalls berechnet, allein sie rechneten nicht selbst; ich meine, sie rechneten auch nicht mittelbar mit, auch nicht durch die Organe des Staates, an dessen Gesetzgebung sie keinen Anteil hatten. Wenn man aber von den Klassen mit entgegenstehenden Interessen berechnet wird, so pflegt man — solange nicht ein besonderer moralischer Aufschwung bei jenen eintritt, wie er durch die sozialen Bewegungen des 19. Jahrhunderts allerdings eingetreten ist — nicht ganz in dem Geiste berechnet zu werden, in dem man sich selber berechnet hätte. Die Lohnstatistiken der früheren Jahrhunderte — besser: lohnstatistische Notizen — sind daher mehr Notizen, die da fragen: Was muß ich geben, wie stehe ich bei dem Lohne, den ich zu zahlen habe? als solche, die da fragen: Wie steht sich der Arbeiter bei dem Lohne, den er empfängt? Vielfach sind es also Angaben, die in Rentabilitätsberechnungen hinübergleiten. Der Arbeitslohn erscheint als Spese.

Bleiben wir indes zunächst bei der Gegenwart. Die vornehmsten Produzenten der Lohnstatistik sind heutzutage die arbeitsstatistischen Ämter.[1]) Das erste „Bureau of labor" wurde 1869 in Massachussets gegründet; es ist entstanden infolge der in diesem industriereichen Staate seit den vierziger Jahren sich geltend machenden Beschwerden wegen übermäßiger Arbeitszeit, behufs Aufhebung der Schuldhaft, Einführung von Pfandrechten zugunsten der Handwerker u. a. m. Wie es heißt, fürchtete die herrschende Partei, die Stimmen der Arbeiter zu verlieren und bewilligte deshalb die für die Errichtung des Amtes nötigen Beträge. Dem um die Entwicklung der Arbeitsstatistik hochverdienten Carroll D. Wright, der 1873 zum Leiter dieses „Bureau of labor" berufen wurde, gelang es nicht nur, der Tätigkeit des Amtes im eigenen Lande Anerkennung zu verschaffen, sondern auch daraus überhaupt eine in der Folge für die meisten der Einzelstaaten vorbildlich gewordene Ein-

[1]) Vierteljahreshefte 1899/III [und Beiträge zur Arbeitsstatistik No. 1: Die Fortschritte der amtlichen Arbeitsstatistik in den wichtigsten Staaten herausgeg. von der Abteilung für Arbeitsstatistik (Berlin 1904)].

richtung zu machen. Heute bestehen in den Staaten mehr als dreißig solcher Ämter [1903: 31], und außerdem seit 1884 ein arbeitsstatistisches Amt der Union selbst mit dem Sitze in Washington, zu dessen Leitung der eben erwähnte C. D. Wright berufen worden ist. 1888 wurde es als „Department of labor" in eine selbständige Behörde umgewandelt, dessen Vorsteher dem Präsidenten unmittelbar verantwortlich ist, dessen Amtstätigkeit aber dadurch, daß er den Sitzungen des Ministerrats nicht beiwohnt, unberührt bleibt von der wechselnden Herrschaft der Parteien; in der Tat ist Carroll D. Wright von dem jeweiligen Präsidenten mit Zustimmung des Senats stets wieder zum „Commissioner" ernannt worden. Dem Amte stehen beträchtliche Mittel zur Verfügung, und es entfaltet eine rege Tätigkeit, von der zahlreiche Publikationen Zeugnis ablegen.[1])

[Eine vollständige Bibliographie aller in Betracht kommenden Veröffentlichungen der amerikanischen arbeitsstatistischen Ämter findet sich in dem 1893 erschienenen: „Third special report of the Commissioner of Labor — Analysis and Index of all reports" und dem 1903 erschienenen „Index", der bis zum 1. März 1902 reicht. Das Departement selbst hat bis 1903 außer dem alle zwei Monate erscheinenden „Bulletin of the Departement of Labor" zirka 25 größere Abhandlungen, teils als „Special Reports", teils als „Annual Reports" publiziert.] Als die für unsere Zwecke wichtigste Arbeit sei genannt: „Fifteenth Annual Report — Wages in commercial countries, 2 Bände (1900); von ihr wird noch zu sprechen sein.

Früher als in anderen kontinentalen Staaten fanden auch in England Erhebungen über die Lage der arbeitenden Bevölkerung behufs Vorbereitung gesetzgeberischer Maßnahmen statt. Und zwar pflegte man die Durchführung solcher Erhebungen — wie das in England üblich ist — besonderen zu diesem Zwecke eingesetzten Ausschüssen des Ober- und Unter-

[1]) [In jüngster Zeit hat nun dieser Zustand eine wesentliche Veränderung dadurch erfahren, daß im Jahre 1903 ein „Department of Commerce and Labor" im Range der übrigen „Exekutive Departments" (Ministerien) geschaffen worden ist, dem ein „Secretary of Commerce and Labor" vorsteht. Diesem ist unter anderem auch das bisherige „Department of Labor" unterstellt worden, das damit aufgehört hat, eine selbständige, unmittelbar dem Präsidenten unterstehende Behörde zu sein.]

hauses, sogen. „Select Committees", zu übertragen. Später jedoch wurden zur Vornahme solcher Untersuchungen auch Königliche Kommissionen von seiten der Regierung berufen. Der Unterschied zwischen beiden Institutionen ist sehr beachtenswert, wenn er bei uns auch häufig übersehen wird. Wie nämlich die Einsetzung der Königlichen Kommissionen, die Begrenzung ihrer Aufgaben und überhaupt die Art ihrer Durchführung der Einwirkung des Parlaments entzogen sind, so können insbesondere auch ihre Dauer und Zusammensetzung nach rein sachlichen Gesichtspunkten bestimmt werden. Die Tätigkeit der Parlamentsausschüsse dagegen hört mit dem Ende jeder Session von selbst auf, und die Wahl ihrer Mitglieder ist durch die Zugehörigkeit zum Parlamente bedingt. Infolgedessen dürften auch die bedeutenderen, sich über einige Jahre erstreckenden Enqueten mehr in die Hände von Königlichen Kommissionen als in die von Parlamentsausschüssen gegeben worden sein, so z. B. die über Kinderarbeit (1863—67), über das Trucksystem (1870—72), über die „Friendly Societies" (1870—74) und noch andere mehr.

Allein die bisher genannten Organe für Arbeitsstatistik sind doch nur gelegentlich — sobald in bestimmter Richtung ein Bedürfnis vorhanden war — ins Leben getreten; eine ständige Einrichtung für Arbeitsstatistik wurde erst im Jahre 1886 geschaffen. Der Antrag hierzu wurde unter dem dritten Gladstoneschen Ministerium Anfang März 1886 von dem Mitglied der radikalen Partei, Charles Bradlaugh, einem jener felsenharten Charaktere, wie sie dem Inselreich eigen sind, eingebracht. Nur drei Wege — meinte Bradlaugh — seien offen, die Streitigkeiten zwischen Kapital und Arbeit zu schlichten: Ausstände, Aussperrungen und schiedliche Vermittlung. Die beiden ersten Methoden sind barbarische Anrufungen der Gewalt, Schiedsspruch und Vermittlung jedoch konnten bisher nicht immer zum Ziele führen, weil keine verläßliche Statistik vorhanden war, auf die sich Arbeitgeber und Arbeitnehmer hätten stützen können. In der folgenden Debatte fand der Antrag auf beiden Seiten des Hauses Unterstützung, wobei manch beherzigenswertes und kräftiges Wort gesprochen wurde. So äußerte sich ein Mitglied hinsichtlich der möglichst leichten Verbreitung arbeitsstatistischer Publikationen: Ich sehe keinen

Grund, warum ein Arbeiter, nachdem in seiner Stadt vielleicht . . . ein Arbeiterführer oder Politiker gesprochen hat, nicht einfach zum Postamt sollte gehen können, sich dort eine Liste der amtlichen Veröffentlichungen vorlegen ließe und sagte: „Ich wünsche das und das Buch für einen Shilling; da ist der Shilling, und da ist der Penny für Porto; lassen Sie mir das Buch kommen." Auch der berühmte Nationalökonom E. T. Rogers (geb. 1823, gest. 1890) griff in die Debatte ein, wobei er namentlich auf die Unzulänglichkeit der bisherigen englischen Lohnstatistik hinwies. Die neugeschaffene englische Arbeitsstatistik wurde zunächst der Handelsabteilung des „Board of Trade" angegliedert; eine Neuorganisation erfolgte 1893, von welchem Jahre ab es als „Labour-Departement" eine selbständige Abteilung des Handelsministeriums bildete. Die uns hier hauptsächlich interessierenden Leistungen der englischen Arbeitesstatistik sind: Returns of Wages, published between 1830 and 1886 (1887); Returns of Rates of Wages, 5 Bände (1889 bis 1893) und Report on Changes in Rates of Wages and Hours of Labour in the United Kingdom, seit 1893 jährlich ein Band.

In Frankreich ist auf Grundlage des Gesetzes vom Juli 1891 das „Office du Travail" gegründet worden, „pour recueillir, coordonner et publier toutes informations relatives au travail". Eine Neuorganisation erfolgte im Jahre 1900, es wurde eine „Direction du Travail" mit folgenden drei Bureaus geschaffen: 1. Office du Travail et Statistique générale; 2. Inspection du Travail und 3. Associations professionelles. Die bedeutendste Leistung der amtlichen französischen Arbeitsstatistik auf lohnstatistischem Gebiete ist die große Enquete: Salaires et Durée du Travail dans l'Industrie française in 4 Bänden und einem „Album graphique" (1893—97), an die sich noch eine Untersuchung ähnlicher Art anschloß: La petite Industrie, 2 Bände (1893 und 1896), außerdem „Borderaux sur les salaires" (1900—01), in denen die Ergebnisse von drei verschiedenen Erhebungen niedergelegt sind.

In unserm Deutschen Reich ist bis vor kurzem zur Mitwirkung bei der Arbeitsstatistik die sogen. „Kommission für Arbeitsstatistik" berufen gewesen. Kein Arbeitsamt, auch kein „Select Comittee" stellte diese 1892 ins Leben gerufene Kommission eine eigentümliche Schöpfung dar. Ihre Mitglieder,

die teils vom Bundesrat, teils vom Reichstag gewählt wurden, hatten sich mit den eigentlich technischen Aufgaben der Statistik gar nicht zu befassen, sondern es war ihnen eine im wesentlichen begutachtende und anregende Tätigkeit zugewiesen. So wertvolles die Kommission in dieser Richtung geleistet hat, indem unter ihrer Mitwirkung eine Reihe von Enqueten zustande gekommen ist, die ihrer Mehrzahl nach zur Aufhellung bestimmter Mißstände beigetragen haben, so konnte sie doch als ein Organ zur wirksamen Förderung der Arbeitsstatistik nicht betrachtet werden, da sie nur gelegentlich — auf Anordnung des Reichskanzlers oder doch nur mit seiner Genehmigung — zusammenzutreten hatte. [An ihre Stelle ist nun die Abteilung für Arbeitsstatistik getreten, die dem Kaiserlichen Statistischen Amt untersteht, insofern jedoch eine Art Selbständigkeit besitzt, als ihr ein Beirat aus 7 vom Bundesrat und 7 vom Reichstag gewählten Mitgliedern zur Seite gestellt ist, ein Beirat, der das Recht hat, zu seiner Information Arbeitgeber und Arbeitnehmer in gleicher Zahl hinzuzuziehen. Veröffentlicht werden von der Abteilung für Arbeitsstatistik: die „Erhebungen", die eine Fortsetzung der gleichartigen Erhebungen der früheren Kommission bilden, das monatlich erscheinende „Reichsarbeitsblatt" und die „Beiträge zur Arbeitsstatistik".]

Wenigstens erwähnt zu werden verdienen noch die amtliche Arbeitsstatistik Österreich-Ungarns, die der Schweiz und namentlich die Belgiens, von der schon seit vielen Jahren (1840) lohnstatistische Erhebungen großen Stils vorgenommen werden.

Das von den Arbeitsämtern und anderen amtlichen Stellen in Konsularberichten und dergl. angesammelte Material ist — in verhältnismäßig kurzer Zeit — zu einer geradezu ungeheuerlichen Ausdehnung gelangt. Kein Wunder, wenn man bedenkt, einen wie weiten Raum gerade die englisch-amerikanischen Staaten, bei denen die Arbeitsstatistik besonders eifrig gepflegt wird, bedecken, und eine wie große Bevölkerung sie zählen. Einer der letzten Berichte Wrights: der vorhin erwähnte „Fifteenth Annual Report—Wages in commercial countries", erweckt von dem Umfange des vorliegenden Materials eine beängstigende Vorstellung. Dem Vorwort dieses Berichtes zufolge sind

darin etwa 1500 Werke berücksichtigt worden; direkt verwertet hat man das Material aus 714 amtlichen Publikationen. Von den diesen Quellenwerken entnommenen und klassifizierten 1250000 Daten wurden 900000 benutzt, die über die Lohnverhältnisse von mehr als 100 fremden Staaten, Kolonien, Provinzen, darunter von so exotischen Gegenden wie Hawai, Marokko, Korea, Persien Auskunft geben und sich auf etwa 4500 Beschäftigungsarten beziehen. Freilich hat meines Erachtens die Arbeit Carroll Wrights nur den Wert eines Registers, immerhin ist aber auch eine solche Arbeit von nicht zu unterschätzender Bedeutung. So umfangreich nun aber auch die Bibliothek erscheint, als deren Register sich der Wrightsche Bericht darstellt, so dürfte man doch noch oft genug in dieser Bibliothek herumstöbern, ohne gerade genau das zu finden, was man sucht, und häufig wird ein Zettel, auf dem irgend etwas verlangt war, mit der Notiz zurückkommen: Nicht vorhanden

Die immer zuerst von dem Wißbegierigen naiv gestellte summarische Frage: Was ist der Durchschnittslohn in dieser Branche, oder gar, was ist der Durchschnittslohn eines gelernten Arbeiters? fällt nämlich für den Untersuchenden oder näher Zusehenden in eine Reihe durchaus nicht leicht zu beantwortender Fragen und Vorfragen auseinander. Zunächst haben wir eine grundlegende Unterscheidung zu machen zwischen den Lohnsätzen in einer Branche und den tatsächlich erzielten Verdiensten der Arbeiter.

Der Lohnsatz ist ein Verhältnis zwischen zwei Leistungen: der Leistung des Arbeiters und der Leistung des Arbeitgebers. Um ihn zu verstehen, müssen wir also wissen, wie jede dieser Leistungen zu umschreiben ist. Bedeutet die Leistung des Arbeiters eine nach der Zeit oder dem gelieferten Werk bemessene? Hieraus ergeben sich die Vorfragen nach Zeitlohn oder Akkordlohn überhaupt. Der Zeitlohn selbst kann wieder Monatslohn, Tagelohn, Stundenlohn sein. Er kann auch ein Mittelding sein: bald Zeitlohn, bald Akkordlohn, oder zugleich Monatslohn und Jahreslohn, wenn z. B. der Lohn zwar monatsweise bemessen ist, zu bestimmten Jahreszeiten aber — etwa zu Neujahr — besondere Geschenke gegeben werden. Bei einem Akkordlohn ist daran zu denken, daß er bei scheinbar vollkommener Gleichheit in einem Fall höher bzw. niedriger sein

kann als in einem anderen: wenn dem Arbeiter A bessere Maschinen zur Verfügung stehen als dem Arbeiter B, so arbeitet B zu geringerem Akkordlohn als A, auch wenn beide für das gleiche Werk nominell ganz das gleiche erhalten. Daher ist die Frage nach den maschinellen Einrichtungen eines Etablissements recht nützlich. Nicht unwichtig ist es auch, danach zu fragen, ob der Arbeiter außer der Arbeitsleistung sonst noch etwas zu liefern hat. In zahlreichen Industrieen fallen dem Arbeiter nämlich noch gewisse Unkosten zur Last, etwa solche für Werkzeuge und deren Instandhaltung, für Beleuchtung und dergl., und zwar dies nicht nur in der Hausindustrie; die Bergleute z. B. haben das Öl für ihre kleinen Grubenlampen zu besorgen.

Nun die andere Seite: die Leistung des Arbeitgebers. Worin besteht sie? In Geld? In Geld allein oder auch in Naturalien? In welchen? Nahrung, freie oder billigere Wohnung, Kleidung (Livréen)? In Versicherungen? Zusicherung von Pensionen?

All dies muß man notwendigerweise wissen, wenn man sich von der Höhe des Lohnsatzes, dessen Kenntnis von großer theoretischer Bedeutung ist, ein richtiges Bild machen will, denn sie gibt Anhaltspunkte zur Beurteilung der Güterverteilung, und sie gibt uns ferner den bequemsten Maßstab zur Beurteilung der Frage, ob die Löhne gefallen oder gestiegen sind. Dennoch haben wir, wenn wir über den Lohnsatz unterrichtet sind, erst eine Stufe zur Erkenntnis des tatsächlichen Verdienstes eines Arbeiters in einer bestimmten Periode erstiegen. Denn wir müssen doch auch wissen, wie regelmäßig oder wie unregelmäßig die Beschäftigung eines Arbeiters in der Branche ist, in der wir ihn finden. Und wenn er sie verläßt: wohin geht er, was tut er? Notwendig also ist die Kenntnis der arbeitslosen Zeit und des wechselnden Effektivbestandes in den Etablissements.

Den Jahresverdienst, den der Arbeiter verdienen könnte, wenn er fortlaufend beschäftigt wäre, nennt man zuweilen den theoretischen Verdienst, zum Unterschied von dem wirklichen (actual earnings). Die Lage des Arbeiters kann natürlich nur auf Grundlage der „actual earnings“ beurteilt werden, indes doch auch wiederum nicht auf ihr allein, denn immerhin macht es einen Unterschied, ob der gleiche Verdienst

bei höherem Lohnsatz mit weniger Arbeitstagen und verbleibender Mußezeit oder umgekehrt gewonnen wird. Es ist auch nicht gleichgültig, wie sich die Arbeitszeit mit Rücksicht auf anhaltende Dauer und Tageszeit verteilt; daher die Fragen nach Tages- oder Nachtarbeit und nach Überstunden.

All diese Forderungen hat auf der Wiener Tagung des Internationalen Instituts der französische Statistiker Cheysson — und Böhmert hat sich ganz ähnlich ausgesprochen — folgendermaßen formuliert: Wir empfehlen zunächst, daß man weder für ein Land noch für ein Etablissement beim ausschließlichen Lohn stehen bleibe, der die heterogensten Elemente zusammenmengt, sondern daß man bis zu den jedem Arbeiter bezahlten Löhnen vordringe. Ist zwar diese Art zu arbeiten mühevoller und verwickelter, so ist sie doch die einzige, welche die Wahrheit erfaßt und Täuschungen durch Durchschnittszahlen vermeidet, bei denen die elendesten Löhne unter den höheren Löhnen verschwinden. Die zweite Hauptforderung geht dahin, daß außer den verschiedenen Tages- und Wochenlöhnen der Jahresverdienst gegeben werde. Man würde die Lage eines Arbeiters, der lange Feierzeiten hat, schlecht kennen, wenn man nur dessen Lohnsätze während der Zeit kennen würde, während der er beschäftigt ist. Drittens verlangen wir, daß die Art der Bemessung des Lohnes ermittelt werde: Akkord-, Tage-, Stundenlohn, und daß man die Emolumente, die er möglicherweise erhält — Prämien, Gewinnanteile, Geschenke, Gratifikationen, Versicherungsbeiträge, Wohnung usf. — in Erfahrung bringe.

Man könnte aber auch noch, ohne Übertriebenes zu fordern, auf die Ermittlung des Alters Wert legen, denn das dürfte ja zu wissen offenbar ganz wesentlich sein, wie lange der Verdienst eines Arbeiters sich in aufsteigender Linie bewegt, und wann und in welchem Grad er abzunehmen beginnt.

Ich sprach bis jetzt über die Punkte, deren Feststellung theoretisch wünschenswert erscheinen muß. Inwieweit jedoch eine solche Feststellung möglich ist, das hängt u. a. hauptsächlich von der Anlage der Untersuchung und von dem abgesteckten Untersuchungsfeld ab. Brauchbare Anweisungen hierfür gibt Eulenburg.[1]) Nach ihm ist zu unterscheiden:

[1]) Zur Frage der Lohnermittlung.

I. Die kollektive Behandlung, das ist die Untersuchung mehrerer Industrieen zugleich und zwar
   a) in einem ganzen Staate; Beispiel: die Lohnermittlungen im amerikanischen Zensus;
   b) in einem größeren Gebiete;
   c) in einer einzelnen Stadt; Berliner Ermittlungen.

II. Die monographische Behandlung, das ist die Behandlung einer Industrie und zwar
   a) in einem ganzen Staat;
   b) in einem größeren Gebiet; Wörishoffers Untersuchungen über die Lohnverhältnisse der badischen Zigarrenarbeiter;
   c) in einem einzelnen Etablissement; verschiedene Untersuchungen Böhmerts.

Für eine Lohnerhebung großen Stils ist es allerdings oft schwierig, wirkliche Jahresverdienste Einzelner festzustellen. So fragte der englische „Wage Census" von 1886 nach dem von einem Etablissement in einem ganzen Jahre (1885) gezahlten Lohne, nach der höchsten gezahlten Wochenlohnsumme und nach der Anzahl der in dieser Woche beschäftigten Arbeiter, ferner nach der in einer bestimmten, gewöhnlichen Woche des Jahres 1886 gezahlten Lohnsumme, nicht aber fragte man danach, wie lange durchschnittlich der einzelne Arbeiter in einem Betriebe tätig gewesen sei. Dennoch berechnet Bowley[1]) in einer kritischen Würdigung des „Wage Census" auf Grund dieser Angaben die effektive Arbeitszeit, und zwar folgendermaßen: Die höchste Zahl der z. B. in der Baumwollenindustrie 1885 beschäftigt gewesenen Personen dürfte 87887 gewesen sein, denn dies ist die Zahl, die für jene Woche angegeben wurde, in der die höchste Lohnsumme gezahlt worden war. In einer Normalwoche des Jahres 1886 wurden nun (was freilich recht niedrig scheint!) 15 sh 2½ d gezahlt; hätten also jene 87887 Personen das ganze Jahr hindurch Arbeit gehabt, so hätten sie offenbar

$$87887 \times 15 \text{ sh } 2\tfrac{1}{2} \text{ d} \times 52$$

verdienen müssen, das ist rund 3475000 £.

Es wurden aber nur etwa 3149000 £ gezahlt, die effektive

[1]) A. Bowley, Elements of Statistics (London 1901) S. 33 ff.

Zahl der Arbeitswochen muß sich daher zur möglichen der folgenden Proportion entsprechend verhalten haben:

$$52 : n = 3475 : 3149; n = 47.$$

Das heißt: Durchschnittlich arbeitete eine in der Baumwollenindustrie beschäftigt gewesene Person nur 47 Wochen im Jahr.

Was die monographische Behandlung der Lohnstatistik betrifft, so hat das Internationale Statistische Institut unter dem Einflusse Böhmerts und Cheyssons eine starke Tendenz bekundet, diese Forschungsmethode — also die Schilderung einzelner Betriebe — zu bevorzugen. Und in der Tat vermögen auf diesem Gebiete auch Einzelforscher Tüchtiges, vielleicht sogar Tüchtigeres zu leisten als die amtliche Statistik. Ehe wir aber hiervon zu sprechen beginnen, dürfte es sich indes doch empfehlen, vorher noch auf eine Frage spezieller einzugehen, die sich wohl jedem Deutschen aufdrängt, der sich mit dieser Materie beschäftigt: Welche Ausbeute liefert der Lohnstatistik jene gewaltige bei uns bestehende Versicherungsorganisation, ein Werk, so gigantisch, wie es nur aus dem Drängen und Wollen so mächtiger Kräfte wie der des eisernen Kanzlers einerseits und der Sozialdemokratie andererseits hervorgehen konnte?

Die deutsche Versicherungsorganisation ermittelt für ihre Zwecke auf dem Gebiete des Lohnwesens nicht überall das Gleiche. Sie basiert ihre Leistungen auf sehr verschiedene Feststellungsarten des Arbeitslohnes resp. dessen, was sie konventionell dafür gelten läßt. Ihre wesentlichsten Ermittlungen laufen hinaus

1. auf die Feststellung des sogen. „ortsüblichen Tagelohnes gewöhnlicher Tagearbeiter“;
2. auf die eines sogen. „durchschnittlichen Tagelohnes“, der in der Regel mehrere Berufsklassen umfaßt, und überdies eine obere Begrenzung findet;
3. auf die eines Jahresverdienstes, gewonnen durch Multiplikation des „durchschnittlichen Tagelohnes“ mit 300;
4. auf die eines von der Verwaltungsbehörde festgesetzten Jahresverdienstes für die in der Land- und Forstwirtschaft beschäftigten Personen und

5. auf die eines Jahresverdienstes, gewonnen durch Multiplikation des „eigenen Durchschnittslohnes“ mit 300.

Sie sehen, daß eine große Reihe dieser Sätze von Verwaltungsbehörden gemachte summarische, unter Zusammenfassung vieles Ungleichartigen und Individuellen, praktischen Zwecken dienende Annahmen enthalten; mit Allgemeinschätzungen, nicht mit Durchschnitten, die auf Grund individueller Zählung gewonnen wurden, haben wir es zu tun. Das für unsere Zwecke beste Material scheinen unter den Versicherungsanstalten noch die Berufsgenossenschaften in ihren Unterlagen für die Unfallversicherung der gewerblichen Arbeiter zu enthalten.

So brachte z. B. das Statististische Jahrbuch der Stadt Berlin für 1893 folgende Tabelle über 9452 versicherte Personen in der Elektrotechnik.

	absolut	relativ
bis 1,— Mk.	109	1,1
„ 1,50 „	212	2,2
„ 2,— „	343	3,6
„ 2,50 „	660	7,0
„ 3,— „	1075	11,4
„ 3,50 „	1435	15,2
„ 4,— „	1421	15,0
„ 5,— „	2183	23,1
„ 6,— „	1273	13,5
über 6,— „	734	7,8
ohne Angabe	7	0,1
	9452	100

Bei näherem Zusehen werden wir indes — was übrigens auch den Herausgebern nicht entgangen ist — an diesen Resultaten manches zu erinnern finden. Denn wenn sich auch mit Hülfe der Lohnlisten, die jene Unterlagen liefern, eine exakte Lohnstatistik herstellen ließe, so verlangen doch die Berufsgenossenschaften keineswegs dieses ganze Material, und sie verlangen das, was sie brauchen, überdies in nichtübereinstimmenden Formularen. Nehmen wir nun als Beispiel das Material, das aus einem mir bekannten Elektrizitätswerk an die Berufsgenossenschaft abgeht:

Laufende Nr.		371			372		
Name		B.			G.		
Vorname		Emil			Max		
Beschäftigung		Schlosser			Tagelöhner		
Alter		31			20		
Datum		Tage	Mk.	Pf.	Tage	Mk.	Pf.
Oktober	12	3	12	60	2	6	—
	19	6	22	47	6	18	—
	26	6	25	20	6	18	60

Sie sehen, daß hier die Länge des Arbeitstages unter den Tisch gefallen ist. Die Arbeitstage sind Kalendertage; die genaueste „Rate of wages" ist danach also nicht zu berechnen. Können Sie danach aber auch den Jahresverdienst aller in der Branche beschäftigten Personen bestimmen? Des Emil? des Max? ... Nein: denn verläßt unser Emil die Branche überhaupt, so erscheint sein weiterer Arbeitsverdienst in einem anderen Berufszweig, also bei einer anderen Berufsgenossenschaft. Bleibt er aber in der Branche, und wechselt er nur die Fabrik, so erscheint er nun auf den Einsendungen mehrerer Werke, und wenn die Berufsgenossenschaft die Personen nicht identifiziert, so erscheint Emil so oft wie er im Laufe des Jahres seine Stelle gewechselt hat. Und so sind denn auch in der Tat die vorhin aufgezählten Personen der Berliner Statistik Zählkartenpersonen und nicht wirkliche Personen. Es ist keineswegs gesagt, daß die 343 Personen à 2 Mk. und die 734 á 6 Mk. und mehr 343 bzw. 734 wirkliche Personen gewesen sind, sondern unter diesen 343 bzw. 734 Personen sind alle, die das Etablissement wechselten, mehrfach gerechnet. Da nun die gering entlöhnten Arbeiter häufiger außer Arbeit geraten und wechseln als die besser bezahlten, so folgt, daß wir hierdurch eine verhältnismäßig zu große Anfüllung der unteren Lohnklassen erhalten. Arbeiter vom Schlage des Max mit seinen 3 Mk. täglich wechseln häufiger als solche vom Schlage des Emil mit seinen 4 Mk. Die Lohnhöhe 3 Mk. wird zu hoch ausfallen der Lohnhöhe 4 Mk. gegenüber.

In einer „Altonaer Arbeiterstatistik" hat es Richard Ehrenberg versucht, diesen Schwierigkeiten aus dem Wege zu gehen. Er hat nämlich 14 Lohnklassen — von 1 bis 8 Mk. — gebildet, darin aber nicht die individuellen Arbeiter aufgeführt, die ja — solange sie nicht identifiziert sind — doch nur Zählkartenpersonen wären, sondern nur die geleisteten Arbeitstage. So kommt jeder Arbeiter, trotz Stellenwechsels, doch nur mit der Anzahl der Tage zur Geltung, mit denen er in den einzelnen Nachweisen fungiert. Verzichtet man also darauf, sagen zu wollen, 5 % der Arbeiter verdienen 4 Mk., sondern sagt nur, 5 % der Arbeitstage waren solche à 4 Mk., so erhält man allerdings Richtiges: man erfährt, wie die insgesamt geleistete Arbeit — in Zeit gemessen — gelohnt worden ist. Nicht aber erfährt man, wieviel Zeit im Jahre dem einzelnen Arbeiter behufs Entlöhnung überhaupt abgefordert worden ist; man erfährt nichts über seinen Jahresverdienst. Wertvolle Einblicke in diese hier vielfach erwähnte wechselnde Arbeitsdauer — oder wenigstens in den wechselnden Effektivbestand bei den einzelnen Etablissements — hat man sich dagegen in der französischen Erhebung von 1891 zu verschaffen bemüht. Jedes Etablissement sollte nämlich im Laufe des Jahres einmal — wenn nötig auch zweimal — auf seinen Effektivbestand hin gezählt werden, während der Vorschlag Eulenburgs, die Zahl der geleisteten Arbeitstage innerhalb jeder Tageslohnklasse durch die Zahl der überhaupt möglichen Tagesschichten zu dividieren, wobei man dann die durchschnittliche Arbeiterziffer jeder Lohnklasse erhalten würde, uns nicht weiter bringt. Denn wenn er auf diese Weise z. B. ermittelt, die durchschnittliche Arbeitsziffer einer Klasse b sei 133,3 so heißt das: an jedem der möglichen Arbeitstage arbeiten durchschnittlich 133,3 Personen, die aus Bruchstücken verschiedener Personen zusammengesetzt sind, und es bleibt natürlich unberechnet, wieviele Personen tatsächlich zu ihnen verwendet werden mußten. Es sind nur Scheinpersonen, wirkliche Personen nur unter der Voraussetzung ständiger Beschäftigung. In der Tat, wie sollte auch durch eine einfache Division ein Wissen in die Sache hineinkommen, das nicht in ihr lag!

VIII. Vorlesung.

Wie ich schon letzthin erwähnte, dürften monographische Untersuchungen vielleicht besser zur Erkenntnis lohnstatistischer Probleme geeignet sein als die kollektive Behandlung. Was aber auf jenem Gebiete die Kraft eines privaten Forschers vermag — wir haben von solchen bis jetzt noch gar nicht gesprochen — das hat in der neuesten Zeit (nach le Play) wohl niemand in erstaunlicherer Weise gezeigt als der Engländer Charles Booth. Dieser Charles Booth hat mit dem bekannten General der Heilsarmee nichts als den Namen gemeinsam. Er ist der „tätige ... reich begüterte Leiter einer wohlbekannten Reederei in Liverpool, woselbst er 1840 geboren wurde. ... Seiner politischen Anschauung nach vertritt er einen ‚limited socialism', d. h. einen Sozialismus, der die Kräfte des Individualismus und die Quellen des Reichtums unberührt lassen soll. ... Mrs. Webb meinte, er sei — soweit er die tatsächlichen Verhältnisse kenne — Sozialist, und seine individualistischen Regungen verlören bei jedem weiteren Vordringen in ein neues Gebiet des Wirtschaftslebens entsprechend an Boden" (Hekscher).

Booths gigantisches Werk zählt 9 Bände und führt den Titel: „Life and Labour of the people in London" (1892 bis 1897). Booth hat — hauptsächlich mit Hilfe von Schulinspektoren — eine förmliche Volkszählung veranstaltet, eine Zählung, welche die Gezählten in verschiedene Wohlstandsklassen einteilt. Natürlich hat er sich dabei verschiedener Hilfshypothesen bedienen müssen. Namentlich vergißt er nicht, darauf hinzuweisen, daß er es — um ganz sicher zu gehen — vorgezogen habe, die Dinge eher mit etwas zu dunklen als mit zu hellen Farben zu malen. Dies schien ihm notwendig, damit die Gesellschaft die Übelstände, die ihr anhaften, nur ja nicht unterschätze.

Die Einteilung, die Booth zunächst in seinen Tabellen vornimmt, ist folgende:

Very poor: a) Lowest Class; b) Casual Earnings.
Poor: c) Irregular Earnings; d) Regular Minimum.
Comfortable: e) Ordinary Standard Earnings; f) Highly Paid Work.
Well to do: g) Lower Middle; h) Upper Middle.

Auf dieser Einteilung beruht ein Kartenwerk, das die Straßen Londons je nach ihrem Charakter mit besonderen Farben kennzeichnet, und auf ihr beruht ferner ein Tabellenwerk, das über die Verbreitung der Armut in London Auskunft gibt. Hierbei werden die Klassen a, b, c, d unter „Poverty" und e, f, g, h unter „Comfort" eingereiht.

Die eigentlichen Erörterungen über die Löhne finden sich in den Bänden V, VI, VII und VIII. Behufs Ermittlung der Löhne wandte sich Booth an Arbeitgeber, Gewerkvereine und Arbeiter. Den Arbeitgebern wurden zunächst Fragebogen zugeschickt, in denen um Mitteilung über die Höhe der Durchschnittslöhne oder lieber noch um solche über Maximal- und Minimallöhne gebeten wurde. Die bereitwilligsten Auskunftgeber wurden dann zwecks Einziehung weiterer Daten aufgesucht: „Fabriken wurden uns geöffnet, Lohnbücher legte man uns vor, und man verfertigte für uns eingehende Berichte über den Lohn in geschäftigen und in stillen Wochen, über Lohnsätze für Zeit- und für Stückarbeit." Auf einen wichtigen Unterschied zwischen seinen Lohnerhebungen und denen des Wage Census von 1886—87 macht Booth dabei aufmerksam. Da er natürlich keine so umfangreichen Fragebogen wie das „Board of Trade" herumschicken konnte, so erhielt er im allgemeinen doch zu wenig Daten, als daß sich daraus die durchschnittliche Arbeitszeit und der durchschnittliche Arbeitslohn für eine Normalarbeitswoche hätten feststellen lassen können. Seine Tabellen bringen daher die tatsächlich an die einzelnen Arbeiter gezahlten Löhne und zwar für Arbeit, die vielleicht nur mit Hilfe von Überstunden, vielleicht aber auch in gekürzter Arbeitszeit geleistet worden war.

Hier einige der Boothschen Lohnstatistiken[1]):

[1]) Booth, a. a. O., Bd. VI, S. 33ff.

Jewellers, Gold and silver smiths, Goldwire makers.

	Zahl der Arbeiter	Prozent
Unter 20 sh per Woche	6	1,5
20—25 „ „ „	7	2
25—30 „ „ „	54	13
30—35 „ „ „	56	13,5
35—40 „ „ „	71	17
40—45 „ „ „	76	18
45 u. mehr „ „	142	35
	412	100

Watches and clocks.

Unter 20 sh per Woche	12	8
20—25 „ „ „	18	12
25—30 „ „ „	24	16
30—35 „ „ „	23	16
35—40 „ „ „	30	21
40—45 „ „ „	17	12
45 u. mehr „ „	23	15
	147	100

Glass and earthenware.

Unter 20 sh per Woche	44	5,5
20—25 „ „ „	92	12,5
25—30 „ „ „	103	14
30—35 „ „ „	113	15,5
35—40 „ „ „	124	16,5
40—45 „ „ „	80	11
45 u. mehr „ „	187	25
	743	100

Von großem Interesse sind auch die Erhebungen von Booth über die Löhne der dienenden Klasse und ihre Verhältnisse, Publikationen, die freilich in England nichts Wunderbares sind, während bei uns in Deutschland, Dr. Stillich, Dozent an der Humboldtakademie, bei Vornahme einer derartigen Erhebung Anfeindungen und Unverständnis in unglaublichem Maße hinnehmen mußte. Um so größer das Verdienst des Mannes, der in dieser für gewöhnlich so grundverkehrt erörterten Frage — wenn man törichte Interessentenäußerungen überhaupt so nennen darf — einmal mutig den Weg gewiesen hat. Vor

mehreren Jahren war ich noch der einzige, der auf einem Berliner Frauentag darauf hinwies, daß Bestrebungen der Frauen, die auf Verbesserung der Stellung des weiblichen Geschlechts hinzielen, am allerwenigsten die Besserung der Stellung ihrer ärmsten Mitschwestern — der weiblichen Dienstboten — in bezug auf Arbeitszeit, Wohnung, Freiheit der Bewegung und Ausbildung außer Auge lassen dürften, wenn ihre Bewegung wirklich als eine in modernem Sinne: soziale gelten soll. Immerhin haben sich jetzt auch in Berlin eine Anzahl von Frauen aus den höheren Klassen zusammengefunden, die Verständnis für diese so außerordentlich wichtige Frage besitzen. Von englischen Verhältnissen allerdings, wo sogar das „Bureau of Labour" einen offiziellen Bericht herausgeben ließ, bei dessen Abfassung die Autorin gar noch durch die angesehensten gelehrten Gesellschaften — Royal Statistical Society und British Economic Association — unterstützt wurde: von solchen Verhältnissen sind wir noch weit entfernt. Gerade bei diesem Punkte etwas länger zu verweilen, scheint mir daher gar nicht unangebracht.

Die drei folgenden kleinen Tabellen[1]) gewähren einen gewissen Einblick in die Lohnverhältnisse der Londoner Dienstboten. Die erste zeigt „wages earned by servants of the lower grade", die zweite bezieht sich auf „servants in middle and upper class families", und die dritte enthält Durchschnittsberechnungen.

Age	Average Wages per Annum	Number of Servants
13—14	£ 5 6 s	57
14—15	„ 5 18 „	199
15—16	„ 6 16 „	260
16—17	„ 7 16 „	286
17—18	„ 9 2 „	289
18—19	„ 10 4 „	238
19—20	„ 11 0 „	149
20—21	„ 11 10 „	95
21—25	„ 12 4 „	96
26—30	„ 12 18 „	9
Over 30	„ 17 14 „	14
All ages	£ 9 1 s	1692

[1]) Booth, a. a. O., Bd. VIII, S. 217 ff.

Age	Average Wages	Number of Servants
—15	£ 7 2 s	7
16—17	„ 8 14 „	16
17—18	„ 9 18 „	20
18—19	„ 12 2 „	27
19—20	„ 13 10 „	24
20—21	„ 15 0 „	49
21—25	„ 17 8 „	184
26—30	„ 19 18 „	147
31—35	„ 21 12 „	87
36—40	„ 21 18 „	36
Over 40	„ 24 12 „	81
All ages	„ 18 12 „	678

Description of Servant	Average Wages	Average Age	Number of Servants
General servant .	£ 15 10 s	25,7	97
Kitchen maid . .	„ 12 6 „	19,1	23
Nurse housemaid .	„ 15 4 „	22,7	6
Housemaid . . .	„ 16 10 „	23,9	212
Parlour maid . .	„ 20 2 „	26,8	76
Nurse	„ 18 18 „	28,1	51
Lady's maid . .	„ 24 14 „	32,3	22
Cook	„ 21 18 „	32,5	187
Cook-housekeeper	„ 22 10 „	43,0	4
Combined average	£ 18 12 s	28,2	678

Die Interessen jugendlicher Dienstboten nimmt in London die „Metropolitan Association for Befriending Young Servants" wahr, die bis zu einem gewissen Grade offiziellen Charakter besitzt. Viele der Dienstboten, namentlich in der unteren Gruppe, kommen nämlich aus den Workhouse-Schulen. Für diese Stellungen zu finden, bietet keine Schwierigkeiten, da sie dort einen gewissen Grad von „industrial training" erhalten haben, was eine sehr nützliche Grundlage bildet, so daß aus den Mädchen, besonders wenn einige Erfahrung hinzutritt, in der Tat fähige Dienstboten werden können. Da nun der Bedarf die Nachfrage stark übersteigt, so sind die „Boards of Guardians" in der Lage, „to make stipulations, intended to secure good situations". Diese geschieht dadurch, daß die künftige Mistress — ehe ein Mädchen die Erlaubnis erhält, bei ihr in

Stellung zu treten — ein Formular unterzeichnen muß, auf dem die Personenzahl ihrer Haushaltung, der Beruf des Familienoberhauptes, die Art der zu leistenden Arbeit, die Art der Schlafgelegenheit, die Höhe des Lohnes — er darf nicht unter 5 £ betragen — anzugeben ist, ferner die freie Zeit an Sonntagen usw. Das Formular enthält außerdem aber auch noch eine Klausel, wonach das Mädchen bis zu seinem 20. Jahre von einer Vertreterin der „Metropolitan Association" besucht werden darf. Nach Erledigung der geschilderten Präliminarien besucht ein Beamter das Haus der künftigen Mistress, stellt dort Untersuchungen an, und erst wenn dieser Bericht günstig ausfällt, wird das Mädchen in die Stelle geschickt. Die „Guardians" geben auch dem Mädchen eine erste Ausstattung mit, die es indes zurückgeben muß, wenn es seine Stellung in den ersten sechs Monaten verläßt. Einmal vierteljährlich wird dann das Mädchen von einer Vertreterin der „Metropolitan Association" besucht, die sich seiner auch annimmt, wenn es außer Stellung ist; es findet dann Aufnahme in einem der Logierhäuser der Association.

Kehren wir nach diesem Exkurs zu unserer Besprechung lohnstatistischer Monographieen zurück, so wäre hierbei noch vor allem der sehr interessanten Arbeit des Dr. Louis Varlez zu gedenken. Dieser hat für das belgische Arbeitsamt eine Untersuchung über die Lage der Arbeiter in Gent — vor allem über die in der dortigen Baumwollenindustrie — ausgeführt, eine Arbeit, die — wenn sie auch im Auftrage eines Amtes unternommen worden ist — doch eine sehr persönliche Art und einen ausgesprochen monographischen Charakter besitzt.

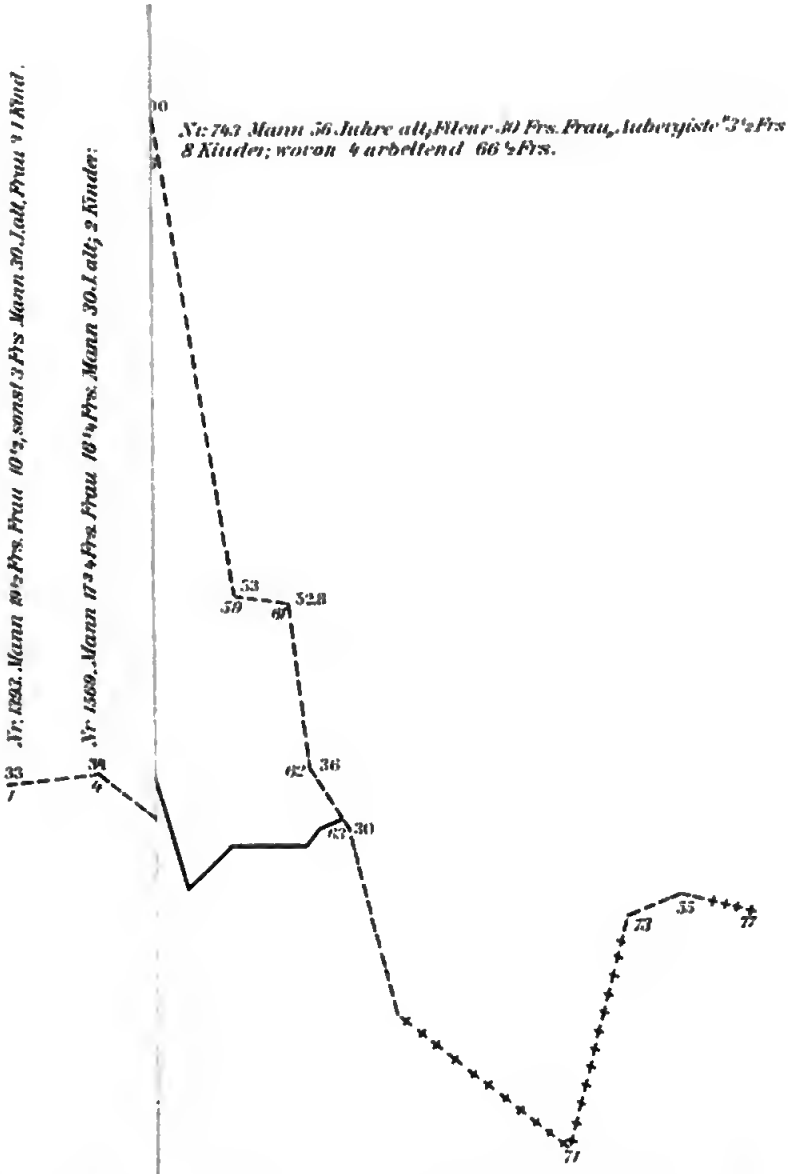
Zwischen dem 12. September 1898 und dem 14. Januar 1899 hat Varlez bei 1920 Familien seine Ermittlungen anstellen lassen. Dabei wurden erhoben: Alter, Geschlecht, Zivilstand der gezählten Person; Ort der Geburt; Beruf des Vaters; Art der früheren Beschäftigung; Alter beim Eintritt in die Industrie; Dauer der Beschäftigung: in der Industrie, in Gent, im gleichen Gewerbe, im gegenwärtigen Etablissement; Wochenverdienst und zwar: Lohn im engeren Sinne, Trinkgelder, Abzüge; Verdienst pro Arbeitsstunde; Art der zeitlichen Entlöhnung: Wochen-, Tages, Stundenlohn; Gesamtzahl der Arbeitsstunden in einer Woche; Unterbrechungen: Tage,

Stunden; Ursachen der Unterbrechungen; Beruf der Frau bzw. des Mannes der gezählten Hauptperson; Zahl der Kinder, insbesondere der beschäftigten; sonstige Personen in der Haushaltung, insbesondere beschäftigte; Einkommen der gezählten Person, der Frau bzw. des Mannes, der in der Haushaltung lebenden Kinder, der anderen Personen; Pensionen und diverse „allocations"; andere Hilfsquellen; Gesamtzahl der arbeitslosen Tage in der Woche.

Varlez hat nun aus seinem Material u. a. eine sehr originelle Übersicht zusammenzustellen gewußt, was ihm dadurch erleichtert wurde, daß er überall auch das Alter erhoben hatte. Seine gleichzeitigen Ergebnisse benutzt er nämlich, um sukzessive daraus zu bilden; aus 32 gleichzeitigen Daten hat er also 32 sich folgende gemacht und die Sache graphisch dargestellt. (Siehe graphische Darstellung)

Als der Held dieser Geschichte eines Arbeiterlebens ist der älteste Sohn einer Arbeiterfamilie gedacht. Bei seiner Geburt befinden sich seine Eltern in verhältnismäßig günstiger finanzieller Lage; 32 Francs werden verdient. Nach und nach bringt ihm der Storch noch weitere fünf Geschwister: Zunahme der Bedürfnisse — zugleich Abnahme der Gesamteinnahme, weil die Mutter sich ganz der Sorge um den Haushalt widmen und die Fabrik verlassen muß. Die Einnahmen gehen auf 18 Francs zurück. Ihren Tiefstand erreichen Sie, wie der Held etwa 13 Jahre alt ist. Nun erfolgt sein Eintritt in die Fabrik, und nach und nach fangen auch die jüngeren Geschwister zu verdienen an; die Mutter erübrigt jetzt auch genug freie Zeit, um eine Schenke oder einen kleinen Laden leiten zu können: Epoche der höchsten Prosperität — es werden 60, 80, auch 100 Francs per Woche verdient (86,2 Francs auf unserer Tafel). Aber die frühe Verheiratung des Helden, dessen Beispiel die Geschwister rasch folgen, führt die Kinder bald aus dem Elternhause. Nachdem sich dann das letzte Kind verheiratet hat, ist das Einkommen der Alten auf 20 Francs gesunken. Unser Held ist jetzt also seinerseits verheiratet; er verdient 15 bis 16, die Frau 12 bis 13 Francs. Die beiden ersten Kinder werden noch bei einer Nachbarin untergebracht, bei dem dritten muß die Mutter die Fabrik verlassen.

Auch von außergewöhnlichen Unglücksfällen abgesehen,



Division en périodes.	1 à 1	57 à 71 ans.	71 à 77 ans.
Histoire de la période observée.	Naissance du rece sivement de cinq f mère ouvrière doit le travail	Successivement les 6 enfants se marient et quittent la maison. Les vieux époux restent seuls: l'invalidité augmente d'année en année. La femme meurt.	Le recensé totalement invalide, doit être recueilli par un gendre. Il meurt.
Conséquences quant aux salaires et aux ressources.	Le salaire hebdom cessivement de 32 à nombre de bouche de 3 à 8, représenta successivement jus consommation. Au 4.27 frs. par semain	Le salaire tombe successivement de 100,00 frs. à n fr. Le nombre des membres de la famille passe de 8 à 1 (invalide), représentant au début 25.0, à la fin 3.5 unités de consommation. Au début chacune a 4.00 frs., à la fin 0 fr.	Salaire de 22 à 23 frs. Le nombre des membres de la famille passe de 4 a 7 représentant 11.2, puis 14.1 unités. Au début chacune a 1.97 frs., à la fin 1.63 frs.
	Le besoin	Le besoin augmente	fin.

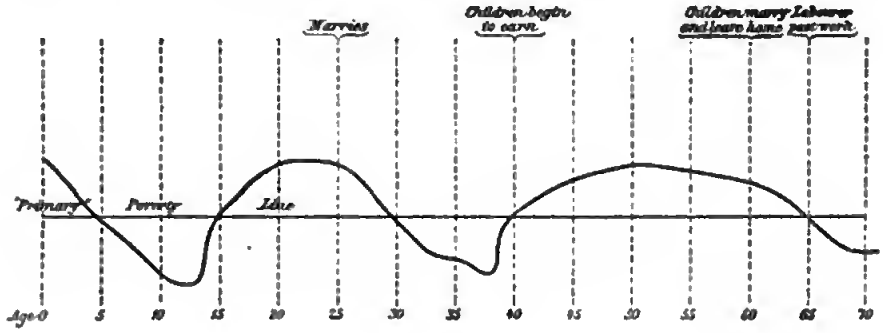
Die schrägste sich bis ungefähr zum 23. Jahr auf den Verdienst
im Elternhause des „He

ist es eine harte Aufgabe, eine Familie von 6 Köpfen oder noch mehr mit 15 bis 20 Francs wöchentlich zu ernähren. Wird die Lage der Familie sehr elend, so muß das älteste Kind schon mit 12 Jahren etwas zu verdienen anfangen; mit 13 Jahren wird es in die Fabrik geschickt, dann bessert sich die Lage der Familie: sie verdient nach und nach bis zu 100 Francs pro Woche. Eine kurze Periode: dann zerstreut sich die Familie, und die Eltern bleiben allein. Das Budget ist nun wieder auf 20 Francs gesunken; indes den Eltern geht es immerhin noch leidlich, solange Krankheit noch ihrem Herde fern bleibt. Aber die Krankheitstage mehren sich, schließlich muß der Mann die Fabrikarbeit aufgeben; er ist nicht mehr in der Lage, einen selbständigen Haushalt zu führen. Glücklich die, welche sich auf irgend eine Weise eine Rente zu sichern verstanden; ihnen öffnen sich die Familien der Kinder gern. Vielleicht werden auch die ganz mittellosen Alten öfters bei ihren Kindern Aufnahme finden, zahlreich jedoch ist auch die Klasse der alten Baumwollenarbeiter, die ihr Leben im Hospital beschließen müssen.

Ähnlich wie Varlez ist der typische Verlauf eines Arbeiterlebens auch nach Rowntree. Dieser hat — wie Booth für London — eine Enquete für die Stadt York vorgenommen; zwar mit einem geringeren Stab von Hilfsarbeitern als jener versehen, und mit unselbständigeren, dennoch hat er eine Arbeit geleistet, die auch neben der Boothschen noch genannt zu werden verdient. Rowntree hat 1899 bis zum September in York über 11560 Familien in 388 Straßen — eine Bevölkerung von 46754 Personen darstellend — Erhebungen in der Absicht veranstaltet, die Familien sämtlicher Lohnarbeiter Yorks nach Behausung, Gewerbe und Verdienst zu schildern, sowie auch eingehende Nachrichten über Verbrauch, „Standard of life“ und besonders über Ernährung zu geben. Zu diesem Zwecke hat Rowntree sämtliche Wohnungen, soweit er über sie durch „district visitors“ oder Geistliche keine Auskunft erhalten konnte, durch einen eigens angestellten Zähler besuchen lassen. Von den dabei erhaltenen Angaben dürften die über Räumlichkeiten, Miete, Beruf und dergl. verläßlicher sein als gerade die Lohnangaben, die mehr den Charakter von Schätzungen haben.

Nach Rowntree kennzeichnet sich das Leben eines Arbeiters

durch fünf miteinander abwechselnde Perioden von Mangel und relativer Fülle. Während der frühen Kindheit wird er sich in Armut befinden — es sei denn, daß sein Vater ein „skilled worker" wäre — dies wird solange dauern, bis er selbst oder einige seiner Geschwister Geld verdienen und damit die Familieneinnahmen über die Linie der Armut hinaufzubringen beginnen werden. Dann folgt die Periode, während der er Geld verdient und dabei im elterlichen Hause lebt. Während dieser Zeit wird er zuweilen mehr Geld verdienen als er für Wohnung, Nahrung und Kleidung braucht, und in ihr ist ihm die Möglichkeit geboten, Ersparnisse zu machen. Falls er sich genug erspart, um sich eine kleine „cottage" kaufen zu können, wird diese Periode vergleichsweisen Wohlstandes auch noch nach seiner Verheiratung andauern bis er zwei oder drei Kinder hat, von welchem Zeitpunkt ab sich wieder die Armut seiner bemächtigen wird. Diese Periode dauert etwa 10 Jahre, bis nämlich das erste Kind ungefähr 14 Jahre alt ist und zu verdienen anfängt; sind jedoch mehr als drei Kinder da, so kann sie auch länger dauern. Während die Kinder verdienen und ehe sie das elterliche Haus verlassen, um zu heiraten, erfreut sich der Arbeiter einer zweiten Prosperitätsperiode. Möglicherweise sinkt er jedoch wieder in Armut, wenn seine Kinder heiraten und ihn verlassen und er selbst zu alt geworden ist, um noch zu arbeiten; denn sein Einkommen hat ihm nie gestattet, soviel zu sparen, als notwendig ist, um mit seiner Frau mehr als eine kurze Zeit ohne Arbeit leben zu können. Der Arbeiter befindet sich also in Armut und ist daher unterernährt: in der Kindheit, wenn sich der Organismus bildet; im frühen Mannesalter, wenn er eigentlich seine besten Jahre haben sollte, und im Alter.



Mit dem, was wir über die Untersuchungen von Booth, Varlez und Rowntree gesagt haben, nähern wir uns nun bereits einem andern Gebiete der Wirtschaftsstatistik, denn ganz von selbst erhebt sich in diesem Zusammenhange die Frage: Wie steht es nicht bloß mit dem Einkommen, sondern auch mit dem Auskommen der Individuen? Wie gestaltet sich — mit anderen Worten — ihre Lebenshaltung? Damit aber kommen wir zu jenem wichtigen Kapital der Privatwirtschaftsstatistik, das sich festzustellen bemüht, wie sich innerhalb einzelner Volksklassen Eingänge und Ausgänge von Gütern zueinander verhalten. Lebten wir in einem Zeitalter isolierter Wirtschaftung ohne Tausch- und Geldverkehr — in dem wir freilich keine Statistik treiben würden (praktischer gesagt: Betrachten wir als Zivilisierte derartige unzivilisierte Wirtschaften) — so ließen sich die einschlägigen Betrachtungen auf die Betrachtung dessen reduzieren, was Natur und Arbeit den einzelnen Familien zu verschaffen vermag; das wären die Vorgänge auf der einen Seite des Gewinn- und Verlustkontos, und auf die Betrachtung dessen, was die Natur selbst wieder oder die Konsumtion der Familien zerstört: das wären die Vorgänge auf der andern Seite des Konto. Die aufgeworfene Frage: was braucht die Familie? würde dann einen Vergleich mit einem weiteren Element einschließen: mit dem Bedarf. Weit verwickelter wird die Betrachtung von Wirtschaften späterer Stufe: während bis zu einem gewissen Grade nämlich jede Wirtschaft auch dann noch eine isolierte bleibt, in dem sie auf Bedürfnisse hin produziert und das Produzierte selbst konsumiert, ist sie für den wichtigeren Teil Geldwirtschaft geworden: wir haben es in ihr mit einer Produktion für andere zu tun. Schematisch stellt sich das so dar: Produktion für andere; Ausgang des Produkts gegen Geld; Eingang des Geldes; Ausgang des Geldes gegen Konsumtionsgüter; Konsumtion der Konsumtionsgüter durch Natur oder persönlichen Verbrauch. Die Zahl der relevanten Vorgänge hat sich also vervielfacht, und es läßt sich demnach a priori erwarten, daß sowohl die Betrachtungen über den Gegenstand wahrscheinlich nur selten erschöpfende gewesen sein werden, als auch daß diese verschiedenartigen Vorgänge nicht immer scharf auseinandergehalten worden sein dürften. Statt der Frage: was konsumiert die Familie? wird man oft nur

die Frage beantworten: was tauscht sie an Konsumtionsgütern ein, also was gibt sie an Geld aus? Statt der Frage: was produziert sie? wird uns oft nur Auskunft zuteil werden über die Frage: was erhält sie an Geld? Und bei Beantwortung der Frage: was braucht sie? wird man häufig nicht auf einen Bedürfnismaßstab blicken, sondern einfach berechnen, welches der Preis für einen gewissen Inbegriff von Genußmitteln ist, die zwar herkömmlich verwendet werden, in Wahrheit aber dem Bedürfnis oft gar nicht entsprechen. Je nach der theoretischen oder praktischen, der egoistischen oder altruistischen Absicht des Untersuchers wird bald die eine, bald die andere Gedankenreihe in den Vordergrund treten. Geht man speziell von der Frage aus: wie deckt sich der Preis für einen herkömmlichen Inbegriff an Genußmitteln mit einer gegebenen Summe? so kommt man zu dem engeren Begriff des Budgets, wie denn auch die Privatwirtschaftsstatistik häufig als die Frage des Familienbudgets behandelt worden ist.

Die Beschäftigung mit dem Privatbudget reicht in vereinzelten Ausläufern soweit zurück, daß man wohl sagen kann, der Barde sei darin dem Schriftsteller vorangegangen. Das älteste mir bekannte Budget ward nämlich gesungen, oder sollte wenigstens gesungen werden: „Ein schön newes Lied von den vnkosten auff das Hauszhalten, nemlich was auff ein Mann, ein Wyb, vnd ein Magd ein Jar lang auffgeht. Im Thon: Es wolt ein wackeres Magetlein des Morgens früh aufstohn.“ Es ist gedruckt zu Augsburg im 16. Jahrhundert und umfängt uns nicht mit Spalten und Ziffern, sondern mit mondumglänzter Zaubernacht, mit der ganzen Stimmung der Renaissance, Hans Sachsens und der Wagnerschen Meistersinger. Mit der Guitarre unterm Arm und singend geht ein Jüngling der Gassen spazieren, „der lieb einer junckfrawen zu machen ein anfang“. Die Ersehnte tritt vor die Türe, er wirbt um sie — und sie, die Ihnen wohl bis heute unbekannte Kollegin, antwortet ihm mit dem Aufrollen eines regulären Haushaltungsbudgets. . . „Derhalb junger Gsell noch nit in Ehstandt stell, sondern thu vor erwegen, ob es sei dein vermögen, das du dein Gesindt mit weib und kindt, durch dein arbeyt kannst nehren, das sich kein mangel findt.“ Es wird sogar noch ein Eventualbudget aufgestellt: „Hast du dann ein Weib, Holdselig schön von leib,

der du recht darfst vertrawen, so musst du auff sie schawen, dass sie schön bleib, sie nicht antreib, lass den Tag mussig sitzen, sonst kompt sie von dem leyb ... den rechten schlaff ihr lass nach ihrer Art und mass, verschon ihr in allen Düngen. ... Mit Wein versieh sie wol, bis sie sich trincket voll, so wird sie dich hoch preisen ... aber der schwer Beutel wird leer, und mußt alle Jahr haben, um 100 Gulden mehr. ...“ Exakter mögen wir wohl geworden sein, poetischer sind wir nicht geworden.

Was ich Ihnen nun eben von dem Jüngling und der Jungfrau erzählte, war ein Budget im Selbstinteresse; ich könnte Ihnen noch andere derartige aufzählen, die nicht für die Öffentlichkeit bestimmt waren und Jahrhunderte in den Archiven ruhten, so z. B. die Eingabe eines Bäckers an seine Behörde gegen Ende des 17. Jahrhunderts, in der er den Preis des Brotes höher zu legen bittet, und dies damit begründet, daß er die Kosten seines Haushaltes vorrechnet. Allein wir wollen doch bei den gleich von vornherein für die Öffentlichkeit bestimmten, literarischen Untersuchungen bleiben. Da darf es uns kaum in Erstaunen setzen, daß — nachdem schon Petty, der Vater der politischen Arithmetik, einige Budgets konjekturiert hatte — der erste umfassende Versuch dieser Art wiederum von einem politischen Arithmetiker herrührt, von Gregory King. Gregory King (geb. 1648, gest. 1712)[1]) gilt als einer der fähigsten in der kleinen Gruppe von Schriftstellern des 17. Jahrhunderts, welche die statistische Untersuchungsweise in England begründeten. Seine Studien, zu denen ihm das Material dank seiner amtlichen Stellung zur Verfügung stand, lehnten sich in populationistischer Hinsicht an die Graunts, in wirtschaftsstatistischer an die Pettys an. Sein Hauptwerk ist: „Natural and political Observations upon the state and condition of England (1698)“. Dies Werk ist jedoch erst einem späteren Geschlechte in extenso bekannt geworden; vollständig veröffentlicht wurde es erst 1810 von Chalmers. Die Zeitgenossen lernten davon nur einen Teil kennen, und zwar einen Teil, der nicht in einem Buche von ihm, sondern in dem eines andern erschien. King übergab nämlich sein Werk seinem Freunde Charles Devenant zur beliebigen Be-

[1]) Nach Palgrave (nach Hwb. d. St.-W. geb. gegen 1650; gest. 1710).

nutzung. Devenant, selbst politischer Arithmetiker von bedeutendem Ruf, machte Gebrauch von dieser Erlaubnis in seinem 1699 erschienenen Werke: „Essay upon the probable means of making a people gainers in the balance of trade". So gelangten zwei Aufsehen erregende Berechnungen Kings damals in die Öffentlichkeit. Zunächst die höchst interessante Kingsche Regel, der zufolge der Preis des Getreides nicht proportional dem geringeren Ernteausfall steige, sondern in einem stärkeren Verhältnis: eine Regel, die sich noch im 19. Jahrhundert der Zustimmung des berühmten Nationalökonomen Tooke zu erfreuen hatte, die aber heute als veraltet gelten darf.

Ferner aber wurde auch eine uns hier interessierende, der VI. Sektion seines Werkes entnommene merkwürdige Aufstellung bekannt: „The annual income and expense of the nation as it stood in anno 1688".

Gesamtresultat dieser Aufstellung ist: 500586 Familien vermehren den Wohlstand des Königreiches, 849000 vermindern ihn. Das Einkommen jener beträgt zusammen rund 34,5 Millionen £ im Durchschnitt pro Familie 68 £ 18 sh — das Einkommen dieser: rund 9 Millionen £ — im Durchschnitt: 3 £ 3 sh.

(Siehe Tabelle.)

Kings Tabelle gibt uns — wie Sie sehen — für Einkommen wie für Auskommen nur nackte Summenzahlen; einen Einblick in die Lebensweise der verschiedenen Klassen erlangen wir aus ihr in keiner Weise. Allein, das ist ja nun auch durchaus nicht der Zweck des Arithmetikers gewesen; sein Zweck war überhaupt nur scheinbar auf die Privatwirtschaftsstatistik gerichtet. Im Herzen meint er den abstrakten Staat, und er geht eigentlich doch nur auf eine bloße Geldwertzahl aus, ebenso wie die heutigen Arithmetiker, die sich an Zahlen über den Volkswohlstand ergötzen: Wer trägt zur Vermehrung bei? wer zur Verminderung? hat er sich gefragt. Auch Joseph Massie (gest. 1784), der Autor der anonymen Broschüre: „Calculations of Taxes for a Family of each Rank, Degree or Class: For one Year", die 1756 erschienen ist, hat bei den von ihm verarbeiteten 30 Budgetrechnungen, betreffend Edelleute, Grundbesitzer, Kaufleute, ländliche und städtische Arbeiter

A Scheme of the Income and Expence of the seven

(Aus: Eden, State of

Number of Families	Ranks, Degrees, Titles, and Qualifications	Heads per Family	Num o pers
160	Temporal Lords	40	
26	Spiritual Lords	20	
800	Baronets	16	1
600	Knights	13	
3000	Esquires	10	3
12000	Gentlemen	8	9
5000	Persons in greater offices and places	8	4
5000	Persons in lesser offices and places	6	3
2000	Eminent Merchants and Traders by sea	8	1
8000	Lesser Merchants and Traders by sea	6	4
10000	Persons in the Law	7	7
2000	Eminent Clergymen	6	1
8000	Lesser Clergymen	5	4
40000	Freeholders of the better sort	7	28
120000	Freeholders of the lesser sort	$5\frac{1}{2}$	66
150000	Farmers	5	75
15000	Persons in liberal arts and sciences	5	7
50000	Shop-Keepers and Tradesmen	$4\frac{1}{2}$	22
60000	Artisans and Handicrafts	4	24
5000	Naval officers	4	2
4000	Military officers	4	1
500586		$5\frac{1}{8}$	267
50000	Common Seamen	3	15
364000	Labouring People and Out-servants	$3\frac{1}{2}$	127
400000	Cottagers and Paupers	$3\frac{1}{4}$	130
35000	Common Soldiers	2	7
849000		$3\frac{1}{4}$	279
	Vagrants, as Gipsies, Thieves, Beggars etc.	—	3
	So the General Account is:		
500586	Increasing the wealth of the kingdom	$5\frac{1}{8}$	267
849000	Decreasing the wealth of the kingdom	$3\frac{1}{4}$	282
1349586	*Neat Totals*)*	$4\frac{1}{18}$	550

*) Every political arithmetician aknowledges Gregory King's accur it would seem, from the calculations of Dr. Price, Mr. Howlett, and other writ persons in a family. In other respects his estimate, no doubt, contains much c

Families in England, calculated for the Year 1688.

(ne Poor I. S. 226.)

er ns	Yearly income per Family £	s	Yearly income in general £	Yearly income per head £	s	Yearly expence per head £	s	d	Yearly increase in per head £	s	d	Yearly increase in general £
400	3200	0	512000	80	0	70	0	0	10	0	0	64000
520	1300	0	33800	65	0	45	0	0	20	0	0	10400
800	880	0	704000	55	0	49	0	0	6	0	0	76800
800	650	0	390000	50	0	45	0	0	5	0	0	39000
000	450	0	1200000	45	0	41	0	0	4	0	0	120000
000	280	0	2880000	35	0	32	0	0	3	0	0	288000
000	240	0	1200000	30	0	26	0	0	4	0	0	160000
000	120	0	600000	20	0	17	0	0	3	0	0	90000
000	400	0	800000	50	0	37	0	0	13	0	0	208000
000	198	0	1600000	53	0	27	0	0	6	0	0	288000
000	154	0	1540000	22	0	18	0	0	4	0	0	280000
000	72	0	144000	12	0	10	0	0	2	0	0	24000
000	50	0	400000	10	0	9	4	0	0	16	0	32000
000	91	0	3640000	13	0	11	15	0	1	5	0	350000
000	55	0	6600000	10	0	9	10	0	0	10	0	330000
000	42	10	6375000	8	10	8	5	0	0	5	0	187000
000	60	0	900000	12	0	11	0	0	1	0	0	75000
000	45	0	2250000	10	0	9	0	0	1	0	0	225000
000	38	0	2280000	9	10	9	0	0	0	10	0	120000
000	80	0	400000	20	0	18	0	0	2	0	0	40000
000	60	0	240000	15	0	14	0	0	1	0	0	16000
520	68	18	34488800	12	18	11	15	4	1 Decrease	2	8	3023700 Decrease
000	20	0	1000000	7	0	7	10	0	0	10	0	75000
000	15	0	5460000	4	10	4	12	0	0	2	0	127500
000	6	10	2000000	2	0	2	5	0	0	5	0	325000
000	14	0	490000	7	0	7	10	0	0	10	0	35000
000	10	10	8950000	3	5	3	9	0	0	4	0	562500
000	—		60000	2	0	4	0	0	2	0	0	60000
520	68	18	34488800	12	18	11	15	4	1	2	8	3023700
000	10	10	9010000	3	3	3	7	6	0	4	6	622500
520	32	5	43491800	7	18	7	9	3	0	8	9	2410200

researches in disquisitions of this nature. In the Table, however, before us, on Population, that he assigned too moderate an average for the number of ect information.

mehr den Staat und den Fiskus als die Gesellschaft im Auge gehabt. Massie war ein fruchtbarer Publizist, der sich besonders für das Finanzwesen interessierte, und es verdroß ihn, hören zu müssen, daß das englische Volk 12—14 sh vom Pfund Sterling an indirekten Steuern zu zahlen habe. Durch solche Behauptungen, meinte er, wird der Wert der Güter herabgesetzt, Industrie und Arbeit werden entmutigt, das Volk wird unzufrieden mit der Regierung und verliert dadurch im Kriegsfall das Selbstvertrauen. Die 30 Budgets — aus denen übrigens nur hervorgeht, wie hoch Massie den Verbrauch an steuerbaren Artikeln bei den einzelnen Familien schätzt — sollen den wahren Sachverhalt klar legen. (Die Steuern machen, soweit ich sehe, nach seinen Aufstellungen 6—14 % vom Einkommen aus.)

Äußerlich noch zum Kreise der politischen Arithmetiker gehört ein anderer englischer Statistiker, der auf unserem Gebiete zu nennen ist — um so mehr als seine bezüglichen Leistungen in Deutschland noch gar nicht recht beachtet worden sind. Dieser Mann ist Arthur Young, dessen Name ich übrigens schon in einer der einleitenden Vorlesungen genannt habe. Aber — wie gesagt — nur äußerlich besteht ein Zusammenhang zwischen ihm und den bisher erwähnten politischen Arithmetikern, weil diese zunächst immer nur den Staat und den Fiskus im Auge haben, während Young weit mehr als Sozialschriftsteller neuen Stils erscheint, wenn auch nicht stets in dem, was er will, so doch in dem, was er der Beobachtung für würdig hält.

Über das Leben Arthur Youngs (geb. 1748, gest. 1820) sind wir durch eine erst nahezu 80 Jahre nach seinem Tode aufgefundene Autobiographie genauer unterrichtet. Wider seinen Willen wurde er von seinem Vater, der Geistlicher war, für den Kaufmannsstand bestimmt. Er hatte indes wissenschaftliche Neigungen, umgab sich als Lehrling mit Büchern und schrieb, 17 Jahre alt, ein Pamphlet: „The Theatre of the Present War in North-America", wofür ihm ein Buchhändler 17 £ in Büchern gab. Da das Lehrgeld auf drei Jahre vorausgezahlt war, so mußte er — damit es nicht verloren ginge — im Geschäft bleiben, doch sagt Young selbst, daß er dem Comptoir keinen Augenblick Zeit mehr gewidmet habe als unbedingt nötig war.

Nach dem 1759 erfolgten Tode seines Vaters, der die Familie in sehr beschränkten Verhältnissen zurückließ, gab Young in London eine Zeitschrift heraus, dann war er nahe daran, Soldat zu werden; endlich übernahm er auf Zureden seiner Mutter eine Farm. . . . Ein merkwürdiger, bewegter Lebenslauf! Vergleichen Sie ihn mit dem der deutschen Väter der Statistik, mit dem eines Conring, eines Achenwall; in professoraler Ruhe drechselten sich diese Lehrbücher zurecht, sahen die Welt kaum an einem Feiertag und verdanken ihre, im Vergleich zu Leuten wie Young, doch zu große Stellung in unserer Literaturgeschichte eigentlich bloß dem Umstande, daß — in der Regel wenigstens — Jahrhunderte hindurch Professor immer nur über Professor zu schreiben pflegt.

IX. Vorlesung.

Das Buch, mit dem Young erstmals die öffentliche Aufmerksamkeit in hohem Grade auf sich lenkte, das er später zwar in vielen Stücken dementiert zu haben scheint, das uns aber in diesem Zusammenhange besonders interessiert, waren die „Farmers letters“ (1767). Als er sie schrieb, wurde über hohe Preise der Lebensmittel geklagt. „Was heißt das: Billige Lebensmittel — ruft er aus —; heißt dies, daß der Arbeiter von den Früchten einer sechstätigen harten oder einer sechstätigen leichten Arbeit soll leben können? Oder von den Früchten einer 5½-, 5-, 4-tägigen zu 9, 10, 11, 12 oder 16 Stunden? Und heißt es, er solle imstande sein, sich Hammelfleisch, Ochsenfleisch, starkes Bier und das beste Weizenbrot zu verschaffen, oder nur Hausmacherbrot, Käse und Ale, genug, um bei voller Gesundheit und Kraft zu bleiben?“ Und nun geht er daran, ein Budget aufzumachen, wieviel ein Landarbeiter mit Frau und drei Kindern brauche, und was er danach erübrigen könne. 37 £ 15 sh verdiene er; 21 £ 17 sh resp. 23 £ 17 sh habe er zum Verbrauch nötig. „Aber — wendet Young jetzt selbst ein — einige meiner Leser rufen aus: Das ist ein Märchen, zeige mir eine Familie, die so billig lebt! Ich antworte: Ist daran der Preis der Lebensmittel schuld? Trinken sie nicht alle wenigstens einmal des Tags Tee? Warum tun sie das? Können sie über die Preise klagen, wenn sie nicht am Tee sparen? Ist es notwendig, daß sie nur das beste Weizenbrot essen, da es doch billigeres und ebenso gesundes gibt? 13 £ 18 sh Überschuß, wobei ich noch 1 £ für Krankheit gerechnet habe, und wo doch die Arbeit solche Gesundheit verleiht; aber ich weiß, welche Vorurteile ich gegen mich habe.“

Sie zu bekämpfen, gibt er darauf noch ein aus vier Budgets von wirklichen Arbeitern zusammengestelltes Musterbudget, auf deren wirklichen Ausgaben beruhend, wie er sagt. Unnötig zu betonen, daß diese den angefeindeten Tee nicht trinken. Sie essen Brot und Käse und trinken Bier; aber sie sind ebenso gesund und stark wie vor einigen Jahren, als die Lebensmittel billiger waren. „ . . . Was taten die Arbeiter im allgemeinen vordem? Ihr meint, daß sie statt 3 oder 4 £ damals das Doppelte zurückgelegt hätten? Was sie durch die Billigkeit gewannen, vergeudeten sie in Trägheit und Ale, und ihre Weiber in Tee. . . . Und so sage ich — darauf kommt Young hinaus — daß die jetzigen Zeiten nur verglichen mit den früheren teurer zu nennen sind; aber an und für sich sind sie es nicht. Nennt ihr es so, so gebt ihr eben Weizenbrot, Ochsenfleisch, Hammelfleisch, Zucker und Butter für notwendige Dinge aus, was sie nicht sind. . . .“ (Youngs Argumentationen sind mitunter so temperamentvoll und unlogisch, daß sie sich nur schwer übersetzen lassen.)

Auch in seiner nächsten Schrift[1]) macht er sich viel mit den Löhnen und Bedürfnissen der Arbeiter zu schaffen, ohne gerade zu förmlichen Budgets zu kommen. Er berechnet da, daß die Löhne um so höher seien, je näher die betreffenden Orte bei London liegen, allein nicht etwa wegen der höheren Preise der Lebensmittel, sondern wegen des „debauched life“ seiner Bewohner, das sie träger mache. . . . Indes räumt er doch jetzt ein, daß in manchen Gegenden der Arbeitslohn freilich um 5 oder 6 sh zu niedrig stehe, und daß es „wretchedness“ unter den Arbeitern gebe, die gelindert werden sollte.

All das klingt recht hart, allein es wäre doch vorschnell, ohne genauere Prüfung der unendlich vielen Schriften, die er in unablässiger Folge erscheinen ließ, ein abschließendes Urteil über Young abgeben zu wollen. Es ist leicht, in den späteren Schriften des impulsiven Mannes Stellen umgekehrten Tenors zu finden. Sein ganzes Leben und zumal Züge, die uns aus seinem reiferen Alter bekannt sind, verbieten es uns, ihn im Licht eines kalten Kapitalknechts zu sehen. Leidenschaftlichkeit war sein Element, wozu noch — schon in der Jugend

[1]) A six weeks tour through the southern counties of England and Wales (1767).

vorhandene — religiöse Neigungen kamen, die in seinem Alter einen immer schwärmerischeren, nach dem Tode seines Töchterchens melancholischen Charakter annahmen.

Das exakte Studium der Verhältnisse der unteren Volksklassen, der Verkehr mit ihnen hat eine eigentümlich belehrende Kraft; es ist schon mancher aus einem Saulus ein Paulus geworden. Der Eingang seines Kapitels „Of the labouring Poor" in dem 1780 erschienenen Buche: „A Tour in Ireland . . ." hätte sehr wohl an der Spitze eines Werkes der deutschen sozialpolitischen Schule aus den 80ger Jahren des vorigen Jahrhunderts stehen dürfen. „ . . . So sehr fällt die Lage der unteren Volksklassen für das Leben der Nationen ins Gewicht, daß ein Reisender nicht sorgfältig genug auf jeden sie berührenden Umstand achten kann. Ihr Wohlergehen bildet die breite Grundlage des öffentlichen Gedeihens. Sie sind es, die alle nähren, kleiden und bereichern und die für alle anderen Klassen der Gesellschaft die Schlachten kämpfen. Nur wenn sie alle diese Lasten zu tragen imstande sind, ohne Bedrückung zu fühlen, ist die Lage des Landes glücklich. Die Kraft und der Reichtum der Nationen steht im Verhältnis zu dem Wohlergehen jener, und wenn sie elend sind, werden sich auch die Nationen im Zustande der Schwäche befinden. . . . Überzeugt, daß jemand, der sich über ihre Lage in einem Lande in Unwissenheit befindet, der ersten Elemente politischen Wissens entbehrt, habe ich bei jeder Gelegenheit die nötigen Schritte getan, um die besten Auskünfte zu erlangen, deren ich habhaft werden konnte. . . .

. . . Was täglich und stündlich unter unseren Augen vorgeht, übersehen wir leicht, daher die erstaunliche Unachtsamkeit so vieler für die Ernährung, Kleidung und den Besitz der Armen auch in ihrer nächsten Nähe. Ich habe über diese Punkte manchen Herren Fragen vorgelegt, die nicht beantwortet werden konnten, ohne daß man sich in einer nahen Hütte Auskunft holte. . . ."

So sind also die späteren Berechnungen über den Preis der Lebensmittel und die Kosten des Unterhalts der Arbeiter, die Young aufstellt, meist von sympathischer Haltung für diese: Immerhin ist das Subjekt seiner Betrachtungen die Landwirtschaft; der Arbeitslohn wird vorwiegend unter dem Gesichts-

punkt der Spese angesehen. Und die Form der Aufstellung ist eine mehr oder minder lose, die Angaben sind mehr oder minder vollständig, wie es gerade der Zusammenhang zu erheischen scheint. Eine systematische, tabellarische, enqueteartig aussehende Aufstellung in einem Buche, das den Namen Arthur Youngs trägt, findet sich dagegen in dem 1793 erschienenen Werke: „General View of the Agriculture of the County of Sussex, by the Rev. Arthur Young. Der Reverend ist jedoch der Sohn und nicht der Vater, mit dem er des öfteren verwechselt worden ist. In sechs Spalten werden dort Wochen- und Jahresausgaben von 6 Familien aufgeführt, über deren Kopfzahl, Geschlechts- und Altersverhältnisse Angaben gemacht sind. Bei dieser Arbeit Youngs des Jüngeren macht sich nun aber, wenn ich nicht sehr irre, der Einfluß einer anderen höchst beachtenswerten Untersuchung bemerkbar, die damals noch im Werden begriffen war: Die Untersuchung des Rektor Davies über die Lage der Landarbeiter. Youngs Schema stimmt durchaus mit dem des Fragebogens überein, der im Juni 1788 von Davies angeschickt worden war. Diese Arbeit Davies', die eigentlich als die erste systematische umfassende Enquete über das Budget der arbeitenden Klassen angesehen werden muß, ist noch heute nicht so bekannt und anerkannt, wie sie es zu sein verdient, teilweise eine Schuld Engels, der sie an mehreren Stellen zu nennen unterlassen hat. Ich meinerseits habe wenigstens in Vorträgen schon vor Jahren auf sie aufmerksam gemacht. David Davies, Rektor von Barkham, Berkshire (gest. 1819), konnte — wie er berichtet — beim Besuche von Arbeiterfamilien seines Kirchspiels nicht umhin, deren niedrige und traurige Lage mit Betrübnis zu bemerken. „Ich fand sie — so sagt er ungefähr — mangelhaft genährt, schlecht gekleidet, einige Kinder ohne Schuhe und Strümpfe, sehr wenige die Schule besuchend und die meisten Familien an die Krämer verschuldet. . . . Und dennoch konnte ich die Ursache des Elends, das ich sah, weder in Lässigkeit noch in Verschwendung suchen. . . . Wären sie dem Trunk ergeben gewesen, so bin ich sicher, daß ich davon gehört haben würde. . . ."

Die spezielle Anregung zu seinem Buche fand Davies in dem 1775 und dann wieder 1785 von seiten des Parlaments gefaßten Beschlusse, daß über die immer mehr sich steigernden

Beträge der Armentaxe Berichte aus dem ganzen Königreiche gefordert werden sollten. Ihm schien es nämlich, daß bei jenen Beschlüssen sehr mit Unrecht eine andere Seite des Gegenstandes vernachlässigt worden sei, und daß man, um eine ersprießliche, vollständige Kenntnis zu erhalten, gleichzeitig eine Untersuchung über die augenblickliche Lage armer Familien hätte anordnen sollen. So nahm Davies im Jahre 1787 ein paar Budgets nach den Mitteilungen einiger Leute selber auf und ließ diese Aufzeichnungen, da sie das Interesse mancher seiner Freunde im hohen Maße erregten, drucken und schickte sie als Muster an geeignete Personen, mit der Bitte, ihm ähnliche Daten zuzustellen. Der Erfolg seiner Bitte war, wie er klagte, gering. Immerhin liefen doch in der Zeit von 1788—1794 über 100 Budgets wirklich existierender Familien ein.

Davies' Verdienste sind, wie ich schon sagte, noch nicht klar genug anerkannt. Vielfach erscheint er in den Darstellungen zu sehr verdunkelt durch die Leistungen eines andern Autors, der freilich mehr Autor ex professo und ihm in vielen Beziehungen überlegen war, und dessen Budgetarbeiten einen Teil eines überhaupt höchst berühmt gewordenen Werkes bilden: Dieser Autor ist Eden. Sir Frederick Morton Eden (geb. 1766, gest. 1809) war in der Versicherungsbranche tätig, trieb schöne Literatur und veröffentlichte 1797 das drei große Quartbände umfassende Werk: „The State of the Poor or an History of the Labouring Classes in England . . .“ In der Einleitung hierzu gibt Eden über die Entstehung dieses Werkes folgenden Bericht: „Die Schwierigkeiten, unter denen die arbeitenden Klassen durch den hohen Preis des Korns und der Lebensmittel überhaupt, sowie der Kleidung und der Heizstoffe während der Jahre 1794 und 1795 litten, veranlaßten mich sowohl aus Gründen des Wohlwollens wie auch aus solchen der Wißbegierde, ihre Lage in verschiedenen Teilen des Königreiches zu untersuchen. Ich war der Ansicht, daß das Ergebnis dem Publikum genehm sein würde, falls ich in der Lage wäre, ihm exakte Details sowohl über den arbeitenden Teil des Volkes als auch über die „actual poor“ zu unterbreiten. Solche Details zu sammeln, war aber keineswegs leicht. Persönliche Meinung und persönliche Leidenschaften werden unwillkürlich nur zu oft die ehrlichsten und aufgeklärtesten Geister in ihren Urteilen

beeinflussen. Dieses erkennend, habe ich selbst mehrere Kirchspiele besucht und an Ort und Stelle . . . das Material einiger der Berichte, wie sie hier folgen, eingezogen. Aber da es unmöglich war, daß eine einzelne Person, die noch einem andern Berufe obzuliegen hat, so viele Distrikte, wie zu einem vollständigen Bilde erforderlich, selbst hätte besuchen können, so war ich glücklich, über einige Geistliche und einige andere Personen verfügen zu dürfen, die mich mit exakten und — wie ich überzeugt bin — wertvollen Mitteilungen versehen haben. In andere Distrikte und Kirchspiele, über die ich auf solche Weise nichts erfahren konnte, sandte ich eine sehr zuverlässige und intelligente Person, die mehr als ein Jahr damit zubrachte, von Ort zu Ort zu reisen, eigens zu dem Zwecke, exakte Informationen nach einem Fragebogen, den ich ihr mitgab, einzuziehen. . . ."

Sie sehen aus diesem Bericht, daß Eden seine Nachrichten auf dreierlei Weise erhielt: durch eigene Beobachtung, mit Hilfe von Vertrauenspersonen und mit Hilfe einer angestellten Person. Leider läßt sich im einzelnen Falle nicht unterscheiden, welcher Weg jeweils eingeschlagen worden ist. Die Budgets sind jedenfalls nach ganz verschiedenen Anordnungen aufgenommen und zum Teil sogar — von einigen unbedeutenden Änderungen und kleinen Zusätzen abgesehen — nach dem Schema, das wir bei Young dem Sohn und Davies finden.

Am wahrscheinlichsten dürfte nun folgendes die Anteilnahme unserer vier Schriftsteller Young — Vater und Sohn — Davies und Eden an der Entstehung des Arbeiterbudgets, und ihr gegenseitiger Einfluß aufeinander gewesen sein:

Young der Vater, ausgehend vom Interesse für die Landwirtschaft als Gewerbe und von dem für Grundbesitzer und Pächter, findet zunächst, daß die Erörterung dessen, was der landwirtschaftliche Arbeiter gebraucht, ein wichtiges Element solcher Untersuchungen sei; allmählich gewinnt er auch einen höheren Standpunkt, indem er den Arbeiter nicht mehr bloß als Produktionsinstrument betrachtet, das mit der äußersten Notdurft abzufinden sei, sondern er erkennt seine Bedeutung für das Wohlergehen der Nation überhaupt; von solchen Gesichtspunkten bestimmt, veröffentlicht er in den Jahren 1767

bis etwa 1792 zerstreut in seinen Schriften eine Reihe von Berechnungen in wechselnder Form.

Im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts erregt das Steigen der Armentaxe die Aufmerksamkeit des Parlaments und ruft Bestrebungen sowohl zur Herabminderung dieser Taxe als zur Hebung der armen Klassen hervor: der armen Klassen, die mit den arbeitenden Klassen sich ungefähr decken, wie aus dem Worte „the labouring poor" hervorgeht.

Ein Geistlicher, David Davies, glaubt, daß es vor allem wichtig sei, der Öffentlichkeit darzutun, daß in der Tat der Arbeiter bei den gegenwärtigen Löhnen nicht bestehen könne; er versucht dies durch Arbeiterbudgets, zu deren Abfassung ihn möglicherweise Berechnungen Youngs des Vaters geführt haben.

Jedoch ist das Unternehmen Davies' umfassender und systematischer angelegt als je eines von Young dem Vater, wie aus dem 1788 verschickten Fragebogen hervorgeht.

Young der Sohn bekommt diesen Fragebogen zu Gesicht, untersucht auf dessen Grundlage eine Reihe von Familien in Sussex und veröffentlicht die Ergebnisse in einer Schrift 1793, also um eine Zeit, zu welcher Davies die Ergebnisse seiner Enquete noch nicht publiziert hatte.

Um 1794 kommt Eden auf den Gedanken, die Geschichte und derzeitige Lage der armen Klassen in England in einem großen Werke darzustellen; in seinen ausgeschickten Fragebogen verlangt er u. a. auch Angaben über die „Earnings and Expenses" von Familien in einem Jahre, ohne jedoch genaueres vorzuschreiben; ältere Arbeiten von Young dem Vater mögen ihm hierbei vorgeschwebt haben, während die des Sohnes Young von 1793 ihm noch unbekannt gewesen sein muß. Ehe jedoch Edens Unternehmen abgeschlossen ist, erscheint Davies Werk im Druck (1795). Dies veranlaßt Eden, noch eine größere Reihe von Budgets nach dem Schema des Davies einheitlich erheben zu lassen. 1797 erscheint dann das Buch von Eden.

Eden, der Gelehrte und Philantrop, ist nun doch lange nicht der Mann aus dem Volke wie Davies; er ist ein vorsichtiger Mann, der den wohlhabenden Klassen die Dinge nicht gern zu schwarz malen möchte, er steht außerordentlich unter dem Einfluß jener philantropischen Bestrebungen, die

ja gewiß lobenswert waren, die aber nie hätten vergessen dürfen, daß sie mehr Armenpolitik und Wohltätigkeit als Sozialpolitik und Ausflüsse der austeilenden Gerechtigkeit waren. The labourer is worthy of his hire! war Davies' Motto gewesen; wie lebt er billig? wo kann er sparen? ist die Devise Edens.

Wie stand es um die gleiche Zeit — also in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts — mit der Privatwirtschaftskunde auf dem Kontinent? Diejenigen, die sich um diese Literatur gekümmert haben, wissen nichts Erwähnenswertes; ich meinerseits fand nur, daß Johann Beckmann in seinen Beiträgen zur Ökonomie, Technologie, Polizey- und Cameralwissenschaft (Göttingen 1779 ff.) einige Anschläge ländlicher Haushaltungen verfaßt hat. Mehrere bedeutende französische Gelehrte, die sich auf dem Felde der politischen Arithmetik versuchten, wie Lavoisier und Lagrange, stellten Berechnungen der Volkskonsumtion auf, ohne bei den einzelnen zu verweilen, und ohne Einnahme und Verbrauch miteinander in Beziehung zu bringen. Die zwanziger und dreißiger des 19. Jahrhunderts, in denen man sich im tonangebenden Weltstaat wesentlich mit Politik im engeren Sinne beschäftigte, während in England und Deutschland wirtschaftlicher Optimismus, überhaupt aber in der Nationalökonomie die deduktive Richtung herrschte, mochten Beobachtungen der wirtschaftlichen Vorgänge ins kleine hinein nicht sonderlich günstig sein. Nach der Julirevolution, vollends aber nach der Revolution des Jahres 1848, welche die herangewachsene Macht des Sozialismus so mahnend gezeigt hatte, wurde dies anders. Gerade auch die sogen. staatserhaltenden Elemente fühlten die Notwendigkeit, vor den Leiden weiter Bevölkerungsklassen die Augen nicht zu verschließen, und Philantropen verschiedener Berufsarten machten es sich zur Aufgabe, die Lage dieser Klassen zu studieren und zu beschreiben. Es schrieben Männer wie Benoiston de Châteauneuf, besonders aber Villermé (geb. 1782, gest. 1863)[1]) und Ducpétiaux (geb. 1804, gest. 1868).

Mit dem Erstarken dieser Richtung kam auch das Arbeiterbudget wieder auf das Tapet, allem Anschein nach lediglich aus dem Bedürfnis der Zeit heraus, ohne historische Verbin-

[1]) Tableau de l'état physique et moral des ouvriers employés dans les manufactures de coton, de laine et de soie (1840).

dung mit den nun schon zirka 60 Jahre zurückliegenden Arbeiten der Young, Davies und Eden. Für diese neuere Entwicklung wurde der anläßlich der Londoner Weltausstellung erstmalig zusammentretende Internationale Statistische Kongreß von Bedeutung. Auf ihm gelangte nämlich ein Antrag zur Annahme, wonach auf Grund eines ebenfalls vom Kongreß angenommenen Schemas in allen in Frage kommenden Ländern Arbeiterbudgets aufgenommen und der belgischen Statistischen Zentralkommission eingeschickt werden sollten. Indes wurde nachmals nirgendwo auch nur ein einziges Budget nach dem angenommenen Schema aufgenommen. Die belgische Arbeit aber, von der gleich die Rede sein soll, und die im Jahre 1855 in dem „Bulletin de la commission centrale de statistique" unter dem Titel: „Budgets économiques des classes ouvrières en Belgique par M. Ed. Ducpétiaux" erschien, ist nichts anderes, als die von Ducpétiaux besorgte Herausgabe einer Anzahl von Budgets, die vor der Vorlegung des fraglichen Schemas an den Kongreß versuchsweise aufgenommen worden waren.

Ich halte darauf, die Entstehungsgeschichte dieser Budgets etwas eingehend darzulegen, weil sie den meisten derer, die auf diesem Gebiete gearbeitet haben, mehr oder minder unbekannt geblieben ist.

Kein einziges der Budgets ist von Ducpétiaux selber aufgenommen worden. Die Aufnahme ist vielmehr in der Weise erfolgt, daß ein festgestelltes Schema den provinzialen statistischen Kommissionen übermittelt und von diesen bald mit den Budgets konkreter Familien, bald mit vorgeblichen Durchschnittsbudgets ausgefüllt worden sind. Ducpétiaux fiel erst die Abfassung des verbindenden Textes zu. Dieser verbindende Text ist ganz in dem warmen Tone gehalten, der die Schriften jener Reihe von Nationalökonomen auszeichnet, die mit Sismondi beginnend nicht mehr darauf verzichten wollten, trotz optimistischer Versicherungen, wie die Dinge kommen müßten, zu untersuchen, ob sie denn auch in der Tat so kämen. Ducpétiauxs Bemerkungen sind von hohem Interesse, und sie gewähren meines Erachtens nicht nur im ganzen, sondern auch in einzelnen kurzen Partieen und Aperçus über das Aussehen einer Wohnung, eines Bettes usw. einen weit instruktiveren Einblick in die Verhältnisse der belgischen Arbeiterbevölke-

rung als der scheinbar exakte Teil des Buches, das Zahlenregiment. In bezug auf dieses ist Ducpétiaux leider ein wenig zu sorglos und vertrauensvoll gewesen.

Untersucht man nämlich da, wo es angeht, die für die einzelnen Konsumtionsrubriken ausgeworfenen Summen, indem man die in den Noten angegebenen Quantitäten mit den Preisen multipliziert, so entdeckt man, daß diese Berechnungen mit Fehlern geradezu gespickt sind. Ich habe mich bemüht, für manche dieser Fehler mildernde Umstände zu ersinnen, allein ich glaube kaum, daß man solche gelten lassen darf, wenn man erwägt, daß z. B. 23 Budgets gänzlich falsch addiert sind mit Differenzen bis zu 100 Francs (kein Druckfehler!). Nicht minder aber ist Ducpétiaux den Erhebenden gegenüber etwas zu vertrauensvoll gewesen. Ich will keinen großen Nachdruck darauf legen, daß die Arbeiter sich merkwürdig oft in dem Verbrauch runder Quantitäten den aus dem Sonnenlauf entnommenen Zeitabschnitten anlehnen; inkorrekt bleibt es aber doch, denn solche runde Angaben pro Woche stimmen, wenn man genauer zusieht, mit der Wahrheit gewöhnlich schlecht überein. In höherem Grade jedoch muß es befremden, daß man aus einzelnen Provinzen Budgets eingesendet findet, die nicht anders zu erklären sind, als daß Drillinge sich mit Drillingen verheiratet haben und fortgesetzt den gleichen Lebensumständen unterworfen geblieben sind. So gebrauchen z. B. drei ländliche Arbeiter aus der Umgegend von Brügge, abgesehen von den Wirtshausposten in sämtlichen 39 Positionen des Budgets bis auf den i-Punkt dasselbe. Aber auch der Fehler, daß Naturalbezüge und eingenommene Werte nicht mit Gleichmäßigkeit in die Budgets aufgenommen worden sind, fällt der Ducpétiauxschen Erhebung zur Last. Ja, er ist noch hinderlicher als in der Daviesschen Sammlung, weil er versteckter ist. Davies' Budgets prätendieren ja nicht, des Wortes entraten zu können, zu Ducpétiauxs Zeit jedoch, als die Statistik noch im Flügelkleide ging, war man anspruchsvoller und glaubte in diesem speziellen Falle, daß es möglich sei, „de résumer la situation économique de chaque famille au moyen d'une simple addition". Die Tabellen gehen hier selbständiger einher, teils haben sie nur resümierenden und gar keinen ergänzenden Text, teils ist dieser so unvollkommen und so weit von ihnen getrennt,

daß er selbst von Ducpétiaux nicht genügend mit den Zahlen verglichen worden ist. Bei solchen Vergleichen ergibt sich aber z. B., daß in einem Dorfe ein Arbeiter nichts für Milch verbraucht — ein seltener, kaum denkbarer Fall — während uns der Text belehrt, daß jede Familie in jenem Dorfe ihre Ziege hat. Andere Arbeiter bezahlen nichts für Fleisch . . . und wir ersehen aus dem Texte, daß sie ein Schwein schlachten. Doch selbst im Irrtum herrscht nicht einmal Gleichmäßigkeit: Bald sind Geschenke und Armenunterstützungen eingestellt, bald nicht. Vollends übel indes steht es um die Posten, die einen Konsum von Werten darstellen, die, ohne freie Güter zu sein, je nach der Gemeindeorganisation Tauschwert besitzen können oder nicht; ich meine z. B. den Schulunterricht. Gewiß verzehrt eine Familie da, wo Schulunterricht gratis erteilt wird, an immateriellen Gütern nicht weniger, als dort, wo sie ihn bezahlen muß, so aber stellt sich die Sache in den Ducpétiauxschen Budgets dar, die nur den bezahlten Unterricht berücksichtigen: eine Klippe, die bisher freilich nur von Le Play zu umschiffen versucht worden ist. Eine genauere Erörterung dieses und ähnlicher Punkte wäre jedoch besser einer mehr synthetischen Behandlung vorzubehalten, die eben an Le Play anzuknüpfen hätte. Sicher bleibt, daß ein durchaus falsches Bild von dem geistigen Konsum entstehen wird, wenn man wie Ducpétiaux und seine Nachfolger verfährt, und auf die Zahlen basierte Vergleiche notwendig falsch ausfallen müssen.

Fast gleichzeitig mit dem belgischen Werke erschien in Frankreich zur Pariser Weltausstellung eine Publikation ähnlichen Inhalts: „Les Ouvriers Européens“ par M. Frédéric Le Play, das merkwürdige Buch eines merkwürdigen Mannes. Le Play (geb. 1806, gest. 1882), Oberingenieur und später Generalinspektor der französischen Bergwerke, hatte schon 1829 auf einer in Gemeinschaft mit einem älteren Schulfreund unternommenen Studienreise nach Deutschland, den Verhältnissen der Arbeiter, besonders deren Familienleben, seine Aufmerksamkeit zugewendet. Was ihn aber weiterhin eigentlich zu solchen Studien veranlaßte, hat er in einer Art Bekenntnis gesagt:[1]) Ich weiß nichts, das Leben lehrte mich nichts, meine Lehrer lehrten mich nichts; nicht einmal einen Fingerzeig gaben

[1]) Vgl. Wenckstern in Schmollers Jahrbuch XVIII, S. 13.

sie mir, wie ich anfangen soll, das Leben zu verstehen. Ich will die in meinem Vaterlande entfesselten Greuel (1830 erschreckten ihn die gewaltsamen Vorgänge der Revolution), so viel an mir ist, heilen. Ich will in jedem Jahre sechs Monate reisen, um die Gesetze des Gesellschaftslebens zu erforschen. ... Und dieses Bekenntnis war der Grund, in dem seine Methode der Forschung Wurzel schlug; von seinem Gelübde aber durfte er schließlich sagen: „Je fus fidèle à cette résolution."

Als er Generalinspektor der Minen geworden war, konnte er sich seinen Herzensneigungen mehr und mehr hingeben. Nun dehnte er seine beruflichen Reisen aus, wobei er ganz Europa und Westasien kennen lernte, um das Los der Arbeiter in den Gegenden, die er berührte, eingehend zu studieren, und es ist geradezu rührend, wie er in einem seiner Bücher — ich glaube in der „Organisation du travail" — von den mehreren Dezennien spricht, während der er auf die Freuden des Familienlebens verzichtete, um in teilweise sehr unwirtlichen Gegenden seinen mühevollen Unternehmungen obzuliegen. Die Methode, die er anwandte, war die der Familienmonographie, die — gestützt auf detaillierte Budgets — den ganzen Organismus der Einzelwirtschaft so bloßzulegen sich bemüht, daß man in den Stand gesetzt wird, die Wirkungen gesellschaftlicher Einrichtungen gleichsam in flagranti zu isolieren und zu beobachten. Hiermit stellte sich Le Play in bewußten Kontrast zu dem, was er die statistische Methode nennt. Von der seinigen dagegen meint er, daß sie ein System sei, bei dem man es nicht mehr nötig habe, durch mehr oder weniger entfernte Induktionen zur Kenntnis der Einzeltatsachen (faits spéciaux) zu gelangen, sondern bei dem man sie unmittelbar an den Quellen der Beobachtung selbst konstatiere. Welchen Wert er dieser Methode zuschrieb, geht daraus hervor, daß er sich berechtigt glaubte, auf Grundlage einiger Monographieen weitgehende Urteile über den vergleichsweisen Wert der orientalischen und okzidentalischen Wirtschaftsweise auszusprechen, wobei er ein wenig zum Schwärmer geworden ist, wie aus dem Titel hervorgeht, den er dem in zweiter Auflage erschienenen ersten Bande seiner „Ouvriers Européens" gegeben hat: „Les Ouvriers de l'Orient et leurs essaims de la Méditerranée, populations soumises à la tradition, dont le bien-être se conserve sous

trois influences dominantes: le Décalogue eternel, la famille patriarcale et les productions spontanées du sol."

Wenn er aber wegen dieser Neigungen von mancher Seite, z. B. von dem Nationalökonomen Lavergne bittern Spott erfahren hat (dieser fragt u. a., ob Le Play, da er doch alles so peinlich gezählt habe, auch die Striemen auf den Rücken der Leibeigenen nicht vergessen habe), so kann doch dieser Spott nur die Schlüsse treffen, die Le Play gezogen hat, und er wird uns um so weniger berühren, als wir ja untersuchen wollen, inwieweit sich aus Einzelwirtschaftsbudgets ein Urteil über den Wohlstand und die Sitten eines Volkes bilden läßt, nicht aber inwieweit man daraus bereits auf deren Ursachen schließen kann. Auch mag wohl die übertriebene Tragweite, die Le Play seinem Buche beimaß, ein wenig mit zu dem Enthusiasmus, den es wiederum andererseits erweckte, beigetragen haben, und insofern dürfen wir ihm dankbar sein. Von Enthusiasmus aber darf man füglich reden. Hatte doch schon vor Erscheinen seines Buches Le Play für seine Pläne manche so zu begeistern gewußt, daß sie sich auf die fatalsten Reisen schicken ließen, wie z. B. der Graf St. Leger, der nach Sibirien ging, und gelang es ihm doch gleich nachher eine förmliche Gesellschaft zustande zu bringen, die „Société internationale des études pratiques d'économie sociale", die als ihren Hauptzweck ins Auge faßte, die Aufnahme derartiger Monographien zu veranlassen, sie in ihren Sitzungen zu besprechen und in einer eigenen Zeitschrift, den „Ouvriers des deux mondes", zu veröffentlichen. Angesehene Nationalökonomen und Politiker nahmen in dieser Gesellschaft leitende Stellungen ein; ich nenne z. B. Michel Chevalier, L. Wolowski und Charles Robert, ferner Daru Cochin und Charles Dupin. Erschienen sind von den „Ouvriers des deux mondes" 2 Serien in je 5 Bänden, die zusammen 46 resp. 45 Monographien enthalten; Heft 1 der III. Serie wurde im Jahre 1900 veröffentlicht.

Hierin nun: in dem auf einen Schlag Hervorbringen einer den schließenden Verstand ebenso sehr beschäftigenden, wie das Gemüt anregenden Methode, namentlich aber in dem großen moralischen Mute, auch solche Details, die man noch Jahrzehnte später solcher minutiösen Beachtung zu würdigen für kleinlich hielt, auf das Liebevollste einzugehen, hierin liegt Le

Plays Verdienst, das ist seine geniale Tat. Er steht für die Sozialschilderung etwa so epochemachend da, wie Zola für den Realismus in der Literatur, und wer heute Familienmonographieen entwirft, gehört direkt oder indirekt im wesentlichen zur Schule Le Plays, möge er auch noch so sehr in seiner Weltanschauung (man könnte sie etwa als: christlich-sozial bezeichnen) von ihm abweichen — ich stehe ihm hierin keineswegs nahe — oder noch so viel an seinem Schematismus, ja an dem Verfahren, vermittelst dessen er zu den Daten gelangt ist, auszusetzen, bzw. zu verbessern haben. Wahrlich nicht in der Art und Weise, wie ermittelt und berechnet wird, was eine Familie für Nahrung, Kleidung, Mobiliar usf. im einzelnen gebraucht habe, besteht die Le Playsche Methode, wenn man von einer solchen im großen und ganzen spricht. Sondern darin besteht sie zunächst, daß überhaupt nach solchen Details gefragt worden ist, um durch deren zahlenmäßige und gleichzeitig durch das Wort ausgiebig kommentierte Darstellung das Lebensbild eines wirtschaftlichen Mikroorganismus zu gewinnen. Mir wird es immer eine liebe Erinnerung sein, seinerzeit als erster in Deutschland nach der Le Playschen Methode gearbeitet und die Beachtung nachdrücklich auf sie gelenkt zu haben. Die zahlreichen theoretischen und kritischen Schriften, die hiernach erschienen, haben bewiesen, wie sehr gerade erst die Bekanntmachung mit den Le Playschen Schriften geeignet war, das sachliche, besonders aber das methodologische Interesse an dem Gegenstande zu beleben. Ein ganz anderer Maßstab wurde angelegt und außerordentlich erweiterte Forderungen wurden erhoben.

Durch Massenbeobachtungen, die sich der Ducpétiauxschen Methode anschließen, und Monographieen, wie sie durch Le Play angeregt wurden, hat sich nun im Laufe der Jahre eine Fülle privatwirtschaftlichen Materials angehäuft, das freilich allzu wertvolle Aufschlüsse noch nicht zu geben vermag. Namentlich bei Massenbeobachtungen wird der Lakonismus des erklärenden Wortes und die Vorführung von Geldwertzahlen ohne Sachgüterdetails mitunter auf die Spitze getrieben, so daß wir trotz der vielen Ziffern darüber, wie der einzelne nun wirklich lebt, so gut wie gar nichts erfahren. Anders freilich nimmt sich

unter den Massenerhebungen die Wrightsche von Massachusetts aus.[1]) Sehen Sie sich z. B. das nachfolgende Budget eines amerikanischen Schuhmachers an.

Earnings of Father	D. 480
son aged 16	„ 230
son aged 14	„ 180
	D. 890

Condition. Family numbers 5, parents and 3 children; one goes to school all the time, and the others when business is dull; father intends to let them have three months schooling every year. Have a nice tenement of 6 rooms, about ten minutes walk from shop, in a good neighbourhood and healthy locality. The house is well furnished and parlor carpeted. Have a sewing and other labor-saving machines. Family dresses well. The father worked eight months last year and earned from D. 12 to D. 17 per week. He hoped that the bureau would correct a false statement, that had been published in several papers, that shoemakers averaged D. 18 per week, as such a correction was needed.

Food:

Breakfast: Hot biscuit, bread, butter, fried ham or eggs or cheese, cake and coffee.

Dinner: Bread, butter, beef: mutton or fresh pork, potatoes, vegetables, pudding or pie and tea.

Supper: Bread, butter, cheese, cake, meat, if any left from dinner, and tea. Baked beans on Sunday and fish one day in the week.

Cost of living				D. 822,15	
Rent . .	D. 200,00	Meat and fish	D. 70,75	Dry goods	D. 18,00
Fuel	„ 48,50	Milk . . .	„ 15,00	Boots a. shoes	„ 17,00
Groceries	„ 364,90	Clothing. .	„ 68,00	Sundries . .	„ 20,00

Wie unstatistisch erscheint dieses Budget in seinem Anfang, und wie wertvoll ist es doch! Auch hier lassen die Zahlen das übliche zu wünschen übrig: Sie enthalten keine Angaben

[1]) Sixteenth annual Report of the Bur. of stat. of labor (Boston 1875).

von Quantitäten, unter der Rubrik: „Allerlei“ ist zu vieles zusammengeworfen, und die Naturalbezüge sind — wie bei der ganzen Erhebung überhaupt — unberücksichtigt geblieben. Allein die wenigen Striche zu Anfang geben nicht nur den Zahlen Halt, sondern liefern auch für sich allein ein brauchbares Bild, das man weit besser als tote Zahlenreihen mit ähnlichen Bildern aus andern Ländern — wenn man dergleichen hätte — vergleichen könnte. Und überdies lassen sich die Worte willfähriger in Tabellen — und zwar in höchst interessanten — unterbringen, als es den Anschein hat. Die Herausgeber haben dies getan: Sie zeigen uns, daß durchschnittlich auf die Familie von 5,14 Köpfen 4,79 Zimmer kommen, daß unter den 397 Familien 83 einmal, 223 zweimal, 88 dreimal und 3 Familien weniger als einmal am Tage Fleisch essen, daß es unter diesen Familien 45 gibt, die Pianos, 136, die Nähmaschinen, und 207, die mit Teppichen belegte Stuben ihr eigen nennen. . . . Das nenne ich Tabellen, welche Leben haben!

X. Vorlesung.

Dadurch, daß Wright den Zahlen seiner Budgets durch wenige Striche mit Glück anschauliche Bilder beizugeben verstand, machte er sie einigermaßen der Vorzüge jener Le Playschen Methode teilhaftig, bei der jede Theorie der Privatwirtschaftsstatistik — wie immer sie sich auch zum Verhältnis von Monographieen und Massenbeobachtung, von intensivem und extensivem Verfahren stellen möge — länger verweilen muß, ja von der sie meines Erachtens einen naturgemäßen historischen Ausgang nimmt. Ohne nun direkt auf den Schematismus, den Le Play seinen Monographieen zugrunde legt, einzugehen, will ich Ihnen nunmehr im folgenden darlegen, welche Anforderungen an eine solche Monographie zu stellen sind; zu einer Kritik des Le Playschen Schematismus wird sich dabei ohnehin Gelegenheit bieten.

Da möchte ich denn an die erste Stelle die Frage rücken, ob Hauswirtschaftsberechnungen allemal auf geführten Rechnungsbüchern beruhen sollen. Zwei Dinge sind hierbei zu unterscheiden:

Handelt es sich darum, aus größeren Personenkreisen heraus, mit nur wenigen vorgeschriebenen Merkmalen, aus Kreisen, die erforderlichenfalls enger und weiter gegriffen werden können, möglichst perfekte Budgets zu extrahieren, bzw. ist die Abfassung von Musterbudgets vielleicht gar Selbstzweck, oder aber handelt es sich darum, eine ganz bestimmte Gruppe von Leuten, Leute aus einem besonderen Beruf, Leute von einem besonderen Bildungsniveau, Leute an einem bestimmten Flecke, in ihrem wirtschaftlichen Dasein möglichst exakt zu erfassen und die geeignetsten Mittel hierfür anzuwenden?

Digitized by Google

Daß in jenem ersteren Fall zunächst auf Haushaltungsbücher gesehen werden soll, hat meines Erachtens nie zweifelhaft sein können; ich meinerseits habe keinen Anlaß vorbeigehen lassen, es zu betonen, und als beispielsweise das Freie deutsche Hochstift auf Anregung des Stadtrats Dr. Flesch an die Abfassung von Arbeiterbudgets ging, und ich zur Abstattung eines Gutachtens aufgefordert wurde,[1]) konnte es mir keinen Moment in den Sinn kommen, an etwas anderes zu denken, als daß diese Budgets auf Haushaltungsbücher basiert werden müßten. Da galt es, sich intelligente, möglichst zuverlässige Leute aufzusuchen, Leute mit möglichst wenigen Naturaleinnahmen, Leute mit festen Bezügen. Nur ganz zuverlässige Leute soll man auswählen, sagt auch K. Landoldt.[2]) Adolf Braun, der eine umfassende, auf Haushaltungsbücher gestützte Enquete veröffentlicht hat,[3]) betont mehrfach, seine Arbeiter seien die besser gestellten, denn bei den schlechter gestellten sei es mit der Führung von Büchern überhaupt nichts. Aber besteht denn die Welt nur aus intelligenten und zuverlässigen Personen, und kann es nicht auch auf dem Lande und bei rückständigen Leuten etwas zu beobachten geben? Wie kam ich persönlich z. B. auf die Beschäftigung mit den Haushaltungsbudgets? Ich wollte die Lage einer bestimmten blutarmen Bevölkerung von Zwergbauern und Hausindustriellen schildern und kam erst selbständig, dann besonders angefeuert durch meine Bekanntschaft mit Le Play darauf, daß die peinliche Zergliederung einiger Haushaltungen das geeignetste Mittel sein dürfte, die herrschenden Zustände anschaulich und mir selbst und andern überzeugend darzustellen. Die einen jedoch unter meinen Bergbewohnern empfanden überhaupt das Führen von Haushaltungsbüchern als etwas ganz Unerträgliches, die andern waren nun einmal nebenher Zwergbauern, nahmen nun einmal einen großen Teil ihrer Lebensmittel in Form selbstgezogener Naturalien ein. Vor eine ähnliche Aufgabe,wie ich mich damals gestellt sah, könnten, sollten heute noch zahlreiche Beobachter gestellt

[1]) Siehe dasselbe in den „Frankfurter Arbeiterbudgets", Frankfurt a. M. 1890.

[2]) Methode und Technik der Haushaltungsstatistik. Freiburg u. Leipzig 1894, p. 19.

[3]) Haushaltungsrechnungen Nürnberger Arbeiter. Nürnberg 1901.

werden. Sollen sie nun, wenn sie nicht geradezu in der Lage sind, ein Jahr anhaltend in so einem Erdenwinkel zuzubringen, in die Stadt eilen und lieber nach einem intelligenten Gewerkschafter oder nach einer „Beamtenfamilie" fragen? Ist nicht vielmehr zu wünschen, daß auch der Versteckten nicht vergessen werde? — Und vollends, wenn wir unsern Blick über den engen Kreis unsers eigenen Landes hinausschweifen lassen, wenn wir an die zahlreichen Reisenden denken, die mit fremden Kulturen, mit Bevölkerungen, die des Schreibens und Lesens nicht mächtig sind, in Berührung kommen, sollen wir diese nur auf den Weg der üblichen Allgemeinschilderung verweisen? Wie immer es auch um die Genauigkeit der Le Playschen Arbeiten über entlegene Länder, der exotischen Budgets, stehen möge, den üblichen Reisendenschilderungen sind sie in der Regel unsagbar weit voraus, und gerade auch auf dem Gebiete der Ethnographie gehört meines Erachtens der Monographie die Zukunft.

Es ist nun glücklicherweise in geeigneten Fällen möglich, auch ohne ein Jahr lang geführtes Haushaltungsbuch an die Wahrheit ziemlich nahe heranzukommen (die möglichen Fehlergrenzen suche man tunlichst festzustellen), wenn auch freilich nicht plaudernd in einigen Stunden, sondern auf recht dornenvolle Weise. Hie Rechnungsbuch, hie „rein willkürliche Bilder" — diese Dichotomie auf die ältere Literatur anzuwenden, ist man denn doch zum Glück nicht berechtigt gewesen. Auch die Referate über die Arbeiten und Mühen anderer wollen — wenn anders sie einigermaßen getreu ausfallen sollen — mit „Methode und Technik" gehandhabt sein.

Regel sei zunächst, daß, wenn man dazu gezwungen ist, ohne Rechnungsbuch zu arbeiten, man die Ermittlung der Vorgänge in einer ganz bestimmten, rückwärts liegenden Zeitperiode sich zum Ziele setze und dem Untersuchten immer und immer wieder ins Gedächtnis rufe, um welche Periode es sich handelt. Weshalb ich die betreffende Methode die konkret rekonstruierende nennen möchte. Fragt man nun beispielsweise gelegentlich der genauen Durchforschung des Inventars bei jedem einzelnen Stück nach Art und Zeit des Erwerbs — so wie ich es zuerst in meinen „Fünf Dorfgemeinden" geübt habe — so wird man natürlich auch an diejenigen Stücke kommen,

welche im Laufe des letzten Jahres angeschafft worden sind, und damit eine Kontrolle über die vorher bezüglich der Anschaffungen an Mobiliar und Kleidung gemachten Angaben erlangen. Die Miet- und Steuerzahlungen festzustellen, unterliegt keiner Schwierigkeit; zur möglichsten Sicherheit versäume natürlich nicht, hier wie überall nach den vorhandenen Rechnungen und Quittungen zu fragen. Ihren Holzvorrat pflegen ländliche Familien häufig in wenig größeren Posten bei Versteigerungen einzukaufen, daher auch diese Ausgabe leicht gebucht werden kann. Wann und was dem Arzt im Laufe des letzten Jahres gezahlt worden, ist jeder Familie nur zu gut erinnerlich. Dies alles zusammen wird schon gut 25 % des Budgets ausmachen. Verbleibt das umfangreichste, bei ländlichen Familien zugleich meist große Naturalbezüge einbegreifende Item der Nahrung, über das aber auch, eben wegen dieses Naturalverbrauches, kein einfaches Kassabuch ausreichende Information gewähren könnte. Grundlage meiner bezüglichen Berechnungen im Budget eines Nagelschmieds bildeten Auszüge aus den Katasterbüchern über den Grundbesitz des Mannes, dessen detaillierte Angaben über seinen Anbau und die Erträge: die Richtigkeit solcher Angaben ist durch Einziehung sachverständiger Schätzungen über die Ernteergebnisse in den verschiedenen Bonitätsklassen kontrollierbar. Weitere Grundlagen: Zwei Monate lange Wiegungen des täglichen Konsums an den verschiedenen Lebensmitteln, und ein ungefähr drei Monate lang geführter Küchenzettel. Die Kost ländlicher Familien, besonders solcher, die einen Teil ihrer Lebensmittel selbst ziehen, ist begreiflicherweise weit gleichmäßiger, als eine städtische Kost. Endlich ein ungefähr vier Monate über sämtliche Ausgaben, sowie den Naturalienkonsum in meiner Abwesenheit zur Kontrolle geführtes Buch, dem ich indes — was das Nahrungsbudget betrifft — eben wegen der Naturalposten, gegenüber den persönlich überwachten Wiegungen und angestellten anderweitigen Erhebungen, nur sekundäre Bedeutung zuschreiben mochte.

Wir werden sonach einfach zusammenfassen müssen:

1. Monographieen sollen, wenn irgend möglich, auf Haushaltungsbüchern basiert werden.

2. Die sorgfältig gearbeitete Monographie bietet, auch wenn solche Bücher nicht erhältlich sind, immer noch eines der wertvollsten Mittel zur Erkenntnis der Lebensumstände und wirtschaftlichen Verhältnisse einzelner Bevölkerungsgruppen.

Rechnungsbücher können ad hoc für den Beobachter, oder auch ohne solche Absicht geführt worden sein. Letztere, nennen wir sie die vorgefundenen, werden in seltenen Fällen das ganze Ineinanderspielen der Wirtschaftsvorgänge innerhalb eines Zeitraumes bloßlegen. Sind es nachgelassene Bücher, so fehlt es meist an dem Inventar, ist überhaupt die Möglichkeit, Kommentare zu den sich nicht selbst erklärenden Posten zu erhalten, fast ausgeschlossen.

Die veranlaßte und obendrein noch kontrollierte Buchführung wird zweifellos im allgemeinen zu einem Bilde von viel größerer Vollständigkeit und photographischer Treue verarbeitet werden können als die vorgefundene. Ganz ohne ihre spezifischen Schwierigkeiten wird sie auch nicht sein. Der Beobachtete wird, in dem Bewußtsein, in einem Glashause zu sitzen, wenn oder soweit er sich nicht ganz integer fühlt, sich der Versuchung ausgesetzt finden, buchhalterische Kunstgriffe anzuwenden, oder aber seine für den Druck bestimmte Lebensführung wird eine etwas weniger naive werden. Der Beobachter selbst wird nicht umhin können, in diese Lebensführung wenigstens durch Ratschläge, zuweilen auch durch materielle Unterstützung einzugreifen; selbst dann, wenn er letzteres nicht tut, wirkt die für die Zukunft von seiten des Beobachters erhoffte Hilfe doch leicht schon während der Aufnahme wie ein Wechsel auf längere Sicht. Damit streife ich die Frage, soll man Geschenke geben oder nicht. Soll man? Wird man müssen? frage ich eher. Wie übersehen, was der Familie, in deren Lebensschiff man gleichsam eingestiegen ist, im Laufe eines Jahres begegnen wird? Viel zu jung noch ist unser Arbeitsgebiet, als daß man aus der eigenen, wie groß sie einen auch dünke, doch immerhin beschränkten Erfahrung heraus, leicht Vorschriften allgemeiner Gültigkeit entnehmen könnte; die Erfahrungen auszutauschen, mehr als sie aufdrängen zu wollen, muß die Losung sein. Daß das Rechnungsbuch eher von Bessergestellten, als von allerärmsten Schichten zu erlangen sein wird, darauf wies ich schon hin, und dies ist ja

auch, mehr oder minder explicite, ziemlich allgemein anerkannt. Dasselbe wird aber auch nicht leicht aus den obersten Schichten, mindestens nicht leicht in extensiver und intensiver Vollständigkeit mit der Gestattung monographischer Bearbeitung, zu erlangen sein. Die Gründe sind einfach. Während das Budget des armen Mannes zum allergrößten Teil von dem stereotyperen Notbedarf des Lebens ausgefüllt ist, und auf den freien Bedarf nur eine kleine Quote fällt, stellt sich umgekehrt eben dieser freie Bedarf im Budget des reichen Mannes in verhältnismäßig sehr großer Ausdehnung dar. Es wird darum das Bild seines Charakters deutlicher als das des Armen aus den Ziffern hervortreten, und es wird — da sein Leben so viel weniger typisch verläuft — so viel schwieriger, zuweilen gar unmöglich fallen, ihn vor dem Lesepublikum unkenntlich, anonym zu halten. Nicht nur ihre Schwächen, auch ihre edlen Züge wollen manche im Verborgenen halten.

Wie lange soll die Beobachtung fortgesetzt werden? Wiederum ein solches „Soll". Die Frage ist unbeantwortbar, solange nicht feststeht, zu welchem Ende beobachtet wird. Was wäre schätzbarer als das sorgfältig geführte Haushaltungsbuch einer Familie von der Zeit der Begründung des Hauswesens an bis zu seiner Auflösung? Aber die Geschichte dieses Hauswesens wäre doch immer nur eine Geschichte der Vergangenheit, und die Zukunft eines heute gegründeten Haushalts ließe sich aus ihr nicht ohne weiteres prognostizieren. Ähnlich wie die Absterbeordnung einer natürlichen Generation nach Hermannscher Methode nicht ohne weiteres etwas über die Lebensfestigkeit der jetzt lebenden jungen Welt besagt. Und umgekehrt: eine exakte Beobachtung über eine kurze Zeit, einen Monat, eine Woche, einige Tage wird nicht wertlos sein, wenn sie sich nicht für ein Mehr oder ein Anderes ausgibt, als sie ist, und wenn keine übereilten Schlüsse gezogen werden. Sorgfältigst beobachten, das Zeugnis der eigenen Sinne von dem fremden Zeugnis unterscheiden, alle Zeugnisse auf den Grad ihrer Wahrscheinlichkeit hin prüfen und diesen angeben, das ist alles, was menschenmöglicherweise zu leisten ist. Ist die Qualität gut, so kann die auch quantitativ nicht ausgedehnte Beobachtung unmöglich wertlos sein.

Denken wir uns für alles, was da lebt, und für jeden Tag,

den es lebt, eine Vertikalkolonne angelegt und für die Lebensäußerungen aller eine Horizontalspalte, so werden wir Längs- und Querstreifen schneiden können. Die Querschnitte gäben alsdann Aufschlüsse über das Vorkommen einer und derselben Lebensäußerung bei einer Reihe verschiedener Individuen. Die Vertikalspalten würden die sämtlichen Lebensäußerungen einer oder mehrerer Personen an einem oder mehreren Tagen geben. Je breiter die Streifen, um so besser, gewiß; immer jedoch werden sie Beachtung beanspruchen dürfen, wenn sie die Überzeugung zu erwecken vermögen, Ausschnitte, oder sagen wir lieber: Abbilder der Wirklichkeit zu sein. Seit Jahren wußte ich mir auf Reisen, auch auf solchen, die nicht gerade Studienreisen waren, kein besseres Mittel, einen Einblick in das Leben der Menschen zu gewinnen, als mir das Leben bestimmter Personen während der letztverflossenen und einiger laufenden Tage in allen seinen Details zu konstruieren.

Lassen Sie mich nun aber nach diesen Ausführungen über die Aufnahme der Budgets mit einigen Worten auf die Verarbeitung zurückkommen. Als ich seinerzeit versuchte, die gewerblichen Spesen einer Familie zu verrechnen, geriet ich in sehr verschiedene Verlegenheiten, und ich fand, daß auch das System Le Play aus ihnen nicht sonderlich gut heraushilft. In seinen sogenannten Comptes des Bénéfices müßte, deren Anlage nach, naturgemäß häufig bald in der Geld-, bald in der Naturalienkolonne ein Minus zutage treten; da aber mit diesem Minus im Schema nicht wohl fortzukommen wäre, so geschieht es, daß die Autoren auf sehr künstliche Weise seine Einstellung vermeiden. Damit im Zusammenhang gleiten irreführende Verteilungen in die Hauptrechnung hinein, wie es denn namentlich häufig den Anschein gewinnt, als ob Lebensmittel, wenigstens zum Teil, gekauft worden seien, von denen man bei näherer Prüfung der Comptes findet, daß sie durchweg selbstgezogen sind.

Aber gibt es denn nicht eine Wissenschaft, die sich mit den hier zu überwindenden Schwierigkeiten bereits beschäftigt hat. Nun freilich gibt es eine solche, und zwar seit vierhundert Jahren! Sie erraten, daß ich von der Lehre der italienischen Buchhaltung, der sogen. doppelten Buchhaltung sprechen will. Doppelte Buchhaltung: ein unglückliches Wort, denn sie

ist nichts anderes als eine ganze Buchhaltung, während die einfache Buchhaltung, nach einer Ansicht, der ich beitreten möchte, eigentlich eine halbe ist.

Das Wesen der italienischen Buchhaltung besteht darin, daß sie jeden erfolgten Kauf zunächst als eine Permutation erscheinen läßt, worin sie einem nationalökonomischen Gedanken par exellence Ausdruck gibt. Setzen Sie in der italienischen Buchhaltung den Ankauf eines wirtschaftlichen Gutes ohne weiteres einem Abgang gleich, so wird diese Buchhaltung gleichsam wie in einem Märchen lebendig; sie ruft: Nein, nein! und nötigt Sie, das eingegangene Gut in die Sollspalte des betreffenden Bestandkontos zu setzen, oder zwingt Ihnen, wenn Sie in der Tat jene Wertvermehrung durch das eingegangene Gut bestreiten, bei der Saldierung wenigstens eine ausdrückliche Erklärung in diesem Sinne ab. Wenn man einmal in größerem Maßstab dazu gelangt, Wirtschaftsrechnungen wohlhabender Familien aufzustellen, wird man auf die Notwendigkeit, die Sache nach den Grundsätzen der italienischen Buchhaltung zu durchdenken, stärker hingeführt werden als es jetzt, wo man sich meist nur mit ärmlichen Haushaltungen beschäftigt, der Fall ist. Es wird z. B. schwer angehen, die Anschaffungen eines wohlhabenden Mannes an Pretiosen, Silberzeug, Kunstgegenständen, Weinen als gemachten reinen Konsum zu verrechnen, und man wird sich genötigt sehen, die entsprechenden Eingänge gleichzeitig dem Inventar zuzuschreiben.

Mir scheint die Buchhaltungslehre geradezu einen grundlegenden Zweig der ökonomischen Statistik zu bilden, und Versuche, die Vorgänge komplizierter Privatwirtschaften in den Formen der italienischen Buchhaltung sich auseinanderzulegen, dürften die besten praktischen Übungsaufgaben und ab und zu auch wohl Überprüfungsmittel zu jenen feinen Analysen bilden, wie sie uns namentlich von deutschen und österreichischen nationalökonomischen Theoretikern in grundlegenden Kapiteln über Wirtschaft, Wertmessung und dergl. geliefert worden sind. Wenn ich eines dieser Kapitel lese, verlange ich förmlich nach einem „Wirtschaftsbudget“ als Anhang, wie man nach einem Bilde in einem der Illustration bedürfenden Buche sucht. Ich glaube, wenn der Privatwirtschaftsstatistiker es niemals unterläßt, die Wirtschaften, mit denen

er sich befaßt, nach Grundsätzen der italienischen Buchhaltung zu untersuchen, gleichviel ob er die Resultate in dieser Form veröffentliche oder nicht, so wird er damit einen sicheren Leitfaden, wie durch nichts anderes, erlangen, und wenn er auch viele Probleme nicht wird lösen können, so wird er doch mehr als auf einem andern Wege erkennen, daß hier Probleme sind.

Darüber, in welcher Form der Beobachter die Resultate, die er sich nach den Regeln der Buchhaltung auseinandergelegt hat, zu veröffentlichen habe, möchte a priori nichts für alle Fälle Gültiges und Praktisches aufzustellen sein. Die größere oder geringere Kompliziertheit der Wirtschaftsrechnungen wird dabei ein entscheidendes Wort mitzusprechen haben. Bleibt man bei den Formen der italienischen Buchhaltung im engeren Sinne, so wird man eine Reihe Konti über die Vermögensbestandteile und eine Reihe Erfolgskonti, nämlich das Gewinn- und Verlustkonto mit seinen Unterabteilungen haben. Zu diesen letzteren wird für unsere Zwecke ein speziell der Berechnung des hauswirtschaftlichen Verbrauchs bestimmtes Konsum- oder Verbrauchskonto gehören. Für jeden Kassenkreditposten wird also ein anderes Konto debitiert erscheinen: für einen Hauskauf das Hauskonto, aber auch für eine Anschaffung von Wein oder Kohlen das Wein-, bzw. das Heizungskonto, für eine Anschaffung von Kleidern das Kleidungskonto. Wie die letzteren Konti ihren Eingangsbestand von dem Eingangsinventar erhalten haben, so geben sie ihren Ausgangsbestand dem Ausgangsinventar, bzw. der Ausgangsbilanz ab; im übrigen saldieren sie nach Verbrauchskonto, das Verbrauchskonto nach Gewinn- und Verlustkonto.

Die italienische Buchhaltung mit ihrer starren nationalökonomischen Logik gestattet sehr schwer oder gar nicht, in dem Verbrauchskonto noch einmal darauf zurückzukommen, welche Werte ursprünglich gegen Kasse erworben worden sind. Mit einem Intransigentismus ohnegleichen sagt sie, daß nicht das Geld, sondern die empfangenen Geldeswerte dem Verbrauche unterliegen. Nun findet man zwar alles auf die Geldgebahrung Bezügliche im Kassenkonto, so daß dieses, was nicht zu vergessen ist, noch immer genau das leistet, was die meisten veröffentlichten Wirtschaftsrechnungen, welche gleichfalls im tabellarischen Teil Kassenrechnungen sind, geleistet haben.

Indes kann es doch erwünscht erscheinen, im Interesse der Übersicht oder Kürze die Belehrungen des Kassenkontos und des Verbrauchskontos näher beieinander zu haben. Zur Erreichung dieses Zweckes würde vielleicht das folgende Schema dienen, das auf Grundlage des Buchhaltungssystems eines Herrn Theodor Esersky beruht. Herrn Eserskys Schriftchen (Leipzig ohne Datum) ist leider vergriffen, doch läßt sich darüber aus dem Werke Hüglis „Die Buchhaltungssysteme, Bern, 1887" ausreichende Auskunft schöpfen. Es wird uns dieses System daselbst als die „russische Buchhaltung" bezeichnet: inwieweit diese Bezeichnung zutreffend ist, vermag ich nicht zu sagen. Diese russische Buchhaltung leistet nun, wie Hügli ausführt, nicht genau dasselbe, was die italienische Buchhaltung im engeren Sinne leistet, aber jenem unschätzbaren Grundgedanken, daß Kauf und Verkauf zunächst Tauschhandlungen sind, gibt sie gleichfalls Ausdruck. In Betracht käme für unsere Zwecke im Speziellen das sogen. Kapitalbuch dieser Buchhaltungsweise, das in einer der Umformungen, die ich versucht und für brauchbar befunden habe, folgendes Aussehen erhalten würde:

Zeilen-nummer	Bezeichnung der Konti und Posten	Kasse		Verbind-lichkeiten		Sonstige Werte		Ergebnis	
		+	—	+	—	+	—	+	—
		I.	II.	III.	IV.	V.	VI.	VII.	VIII.
		ℳ ₰	ℳ ₰	ℳ ₰	ℳ ₰	ℳ ₰	ℳ ₰	ℳ ₰	ℳ ₰

Zunächst würden alle Bestände, wie sie zu Anfang der Rechnungsperiode vorhanden waren, zu verrechnen sein: die Aktiven in den Spalten I, III, V, VII, die Passiven in den Spalten IV und VIII. Damit wäre die „Eingangsbilanz" aufgestellt. Folgt die Eintragung der relevanten Wirtschaftsvorgänge des Jahres. Natürlich nicht in chronologischer Folge, wie in dem russischen Kapitalbuch, neben dem noch ein Hauptbuch hergeht, sondern in den geeigneten Zusammenfassungen, eingeordnet in Konti, und zwar zunächst in die Konti der Er-

werbswirtschaft, dann in diejenigen der Aufwandswirtschaft. Der Rechner wird sich dabei zu fragen haben, wie er jeden einzelnen Vorgang auffaßt: ob als eine reine „Permutation" (Wert gegen gleichen Wert), oder als eine „Aktion", d. h. als einen reinen Wertzugang bzw. reinen Wertabgang, oder endlich als einen Vorgang gemischter Natur. Danach entscheidet es sich, welche Einträge in die Plus-, bzw. die Minusspalten zu machen sind. Zugänge und Abgänge ergeben am Schlusse den Ausgangsbestand.

Die uralten Errungenschaften der Buchhaltungslehre werden sich, sage ich also, als ein unvergleichliches heuristisches Prinzip für den Forscher bewähren. Hinaushelfen über alle Schwierigkeiten werden sie ihm nicht, und diese Schwierigkeiten werden bei dem Privatstatistiker wegen der geringeren Einfachheit seiner Ziele, ja ich möchte fast sagen, wegen derer größeren Unklarheit, erheblichere sein als bei der Anwendung der Buchführung in den im gemeinen Leben vorliegenden Absichten. Die kaufmännischen Buchhaltungen sollen nur dem Kaufmann selbst oder auch dem Gläubiger — so namentlich die Buchhaltungen der Aktiengesellschaften — Klarheit über die Vermögenslage bzw. möglichste Sicherheit verschaffen. Jede Bilanz interessiert zunächst als Einzelding: die Bilanzen der Privatwirtschaften pflegt man aber vorwiegend — und auch vorschnell — mit vergleichenden Hintergedanken anzusehen. Daher die besondere Schwierigkeit der Frage, was und wie zu bewerten sei.

Wie soll bewertet werden? Über diese Frage haben von jeher die Lehrer der Buchführung und der Staatsrechnung, sowie die Juristen, insbesondere die Kommentatoren der Handelsgesetzbücher, zu sinnen gehabt: überall leuchten bei ihnen, wie eben angedeutet, die praktischen Zwecke hervor. Ich glaube, daß zu manchen dieser Erörterungen, sicher aber zu den einschlägigen der Privatwirtschaftsstatistik (wie zur ganzen ökonomischen Statistik überhaupt) mit Nutzen ein theoretisches Kapitel als Vorrede zu schreiben wäre, die Frage behandelnd: Welche Bedeutung wohnt den verschiedenen Rechnungen, die mit Wertgleichungen, mit deren Addition und Subtraktion operieren, inne? Heutzutage pflegt der naive Rechner mit den Posten einer Wirtschaftsrechnung, also mit

Wertgleichungen, zu operieren, als ob er es mit den abstrakten Gleichungen der reinen Mathematik zu tun habe, und er glaubt gleichsam, daß, wenn eine Berechnung nur hübsch in Kolonnen gebracht ist, ihr damit auch schon der innere Zusammenhang gegeben sei. In Wahrheit sind ja nun aber die Wertgleichungen nichts anderes, als Urteile über Geschehnisse, die unter bestimmten Umständen erfolgt oder unter vorausgesetzten Umständen als eintretend gedacht sind, und wenn eine durch Addition gewonnene Wertgleichung Bestand haben soll, so muß immer bewiesen werden können, daß die Schlußgleichung aus den in die Verrechnung gezogenen Gleichungen wie ein Schluß aus seinen Prämissen folgt. Wir werden aber beispielsweise sofort sehen können, wie sich häufig noch nicht einmal Gleichungen, in denen die Werte einerlei Begriffes sind (z. B. Veräußerungswerte), ohne weiteres addieren lassen, weil die nach allgemeiner Gültigkeit aussehenden einzelnen Werturteile nur bedingt gültige waren: dicta secundum quid. A setzt in einem Inventare einen Kunstgegenstand mit tausend Mark Veräußerungswert an, einen zweiten, später hinzugekauften, mit ebensoviel; es ist aber sehr möglich, daß beide, wenn sie etwa am gleichen Tage verkauft werden sollen, einander im Preise drücken, oder (als Pendants) einander im Preise erhöhen: es steckt also in jedem Wertansatz eigentlich eine Sonderbedingung über die Art des Verkaufs. — Wie nun erst, wenn Wertgleichungen addiert werden sollen, in denen die Werte, die auf der einen Seite der Gleichung stehen, sehr verschiedenen Begriffes sind? Die besagten Objekte befinden sich in einer Villa, welche sich A um hunderttausend Mark erbaut hat, für die er aber auf absehbare Zeit keinen raisonnablen Preis erhalten kann, und er setzt sie deshalb zum Kostenpreise an. Wie würde nun das Prädikat in dem die drei Posten summierenden Werturteil lauten müssen, wenn an Stelle des vieldeutigen „ist wert" überall die Definition dessen, was unter „wert" verstanden ist, substituiert werden und zugleich das Prädikat des Endurteils die Prädikate der Einzelurteile unter sich begreifen sollte? — Ähnliche, nur leicht viel verwickelter werdende Betrachtungen würden sich über die Addition der Konsum- und Eingangsbewertungen in einer Wirtschaftsrechnung anstellen lassen.

Logisch addieren dagegen könnten wir, wären beispiels-

weise sämtliche Ansätze einer Rechnung Veräußerungswerte (im Hinblick auf einen bestimmten Markt und eine bestimmte Zeit), oder wenn sie sämtlich Kostenwerte oder sämtlich Wiederersatzwerte, ferner auch, wenn sie zwar Werte verschiedener Art, aber doch solche Werte sein würden, welche nur besondere, durch die Umstände gebotene Anwendungen des individuellen Wertes wären (Veräußerungswerte für die zur Veräußerung, Ersatzwerte für die zum Gebrauch bestimmten).

Fragt sich dann aber nur, inwieweit das Ergebnis aus einer streng logisch durchgeführten Rechnung dem entsprechen würde, was man aus privatwirtschaftsstatistischen Untersuchungen zu erfahren wünscht, inwieweit es sich als geeignet erweisen würde für die Anwendungen, die man im Auge zu haben pflegt. Die Erwerbswirtschaft sieht in den Gütern das Geld, die Aufwandswirtschaft umgekehrt in dem Geld die Güter. Verwandeln wir nun in unseren Rechnungen einem Wirtschaftssubjekte Güter, auf die es hält, gewaltsam wieder zurück in Geldsummen, und zwar in Geldsummen, um die es die Güter nicht zurückkaufen kann, so schlagen wir gleichsam einen verkehrten Gang ein, erwecken den Anschein, als ob das Subjekt pro tanto die Kaufkraft zu den Gütern nicht besäße, welche es tatsächlich im Besitze hat, und lassen es — ceteris paribus — ärmer (allerdings nur geldärmer!) erscheinen, als ein anderes Subjekt, das die gleichen Dinge erwerben möchte, aber sie nicht erwerben kann. Frau Amalie hat vor kurzem für hundert Mark Leibwäsche für die Familie angeschafft. „Wenn ich nur auch schon soweit wäre!“ denkt Frau Caroline, die erst sechzig Mark für den gleichen Zweck zurückgelegt hat. Trödlerwerte einsetzend, werden wir Frau Carolinen die sechzig Mark für voll ins Inventar setzen müssen, Frau Amaliens Wäsche jedoch, um die Frau Caroline sie beneidet, vielleicht nur mit vierzig Mark bewerten dürfen. Die Veranschlagung nach dem Veräußerungswert ist gewiß eine angemessene Rechnung für den Fall des Hausstandes, welcher aufgelöst werden soll: sehr zu überlegen, inwieweit sie sich auch für den Hausstand, welcher fortgesetzt werden soll, geziemt. Sie ist sicher eine angemessene Rechnung für Auswanderer, eine Rechnung für den Fall der Pfändung und des Gantes, und zwar einer Pfändung bis auf den letzten Rock

und das letzte Hemd. Würde eine Familie — per impossibile — so vergantet, so würde sie, da man sie ja vorher schon so eingeschätzt hat, in den Wirtschaftsrechnungen durch diesen Gant noch nicht einmal geschädigt erscheinen, was immerhin ein Bedenken mehr gegen die Ansetzung nach dem Veräußerungswerte liefert. Und, wie sonderbar! Für ein Ding, das der Besitzer nicht zu verkaufen beabsichtigt, wird die Wertschätzung jedes Nichtbesitzers erheblicher als seine eigene. A und B bieten auf ein Landgut und A überbietet den B. Vor dem Zuschlag ist das Gut — nach dem Veräußerungswert angeschlagen — das höhere Gebot des A, nach demselben aber nur noch das niedere des B wert. Umstände, die ein Gut dem Besitzer kostbarer machen, werden es im Verkaufswert häufig mindern. Der gemachte Rock hat oft weniger Verkaufswert als der Stoff, das gebundene Buch als das ungebundene. Der von mir bezahlte Transport eines Gebrauchsgutes von einem entfernten Markte wird mir das Gut um einen Betrag wertvoller machen, um den es für den Wiederverkauf gerade wertloser geworden ist. Ein unübertragbares Billet kann gänzlich ohne Veräußerungswert sein. Man sieht, mit dem Absolutismus der Lösungen ist es in diesen Fragen leider nichts, und wir haben alle Ursache, Andersmeinenden gegenüber tolerant und urban zu bleiben.

Wie sollen wir klassifizieren? Welche Konti sollen wir, buchhalterisch gesprochen, insbesondere für die Aufwandswirtschaft anlegen? Die Einteilungen, deren wir uns bedienen, scheinen auf den ersten Blick hin Einteilungen nach Zwecken zu sein. Aber nach wessen Zwecken? Näher besehen, erfolgt der Konsum in einer Privatwirtschaft teils überhaupt nicht immer infolge einer Zweckvorstellung — z. B. Konsum durch Brand, Überschwemmung — teils erfolgt er zwar auf Zweckvorstellungen hin, aber auf solche, die bei verschiedenen Subjekten vorhanden sind. Die Steuern, welche der Staat erhebt, erfolgen auf die Zweckvorstellung des Staates hin, nicht auf diejenige des Wirtschaftssubjekts. Danach scheinen unsere Einteilungen schon von jenem logischen Fehler, welchen man den Fehler der Verworrenheit genannt hat, nicht frei zu sein. Die Zwecke des Wirtschaftssubjekts laufen alle auf Befriedigung seiner Bedürfnisse hinaus: danach läge eine Einteilung zunächst

in materielle und immaterielle Zwecke mit weiteren Unterabteilungen nahe. Da wir aber unsere Bedürfnisse mittels Nutzung von Gütern befriedigen, die Güter aber mehreren Zwecken zugleich oder mehreren nacheinander dienen können, so liegt die Unmöglichkeit einer befriedigenden Klassifikation auf der Hand. In Bearbeitung von Wirtschaftsrechnungen aus den ärmeren Volksklassen wird man auf diese Betrachtungen weniger geführt, als wenn man diejenigen der oberen Stände analysiert. Dort freilich erfolgen die meisten Ausgaben für Nahrungsmittel auch lediglich um der Ernährung willen; bei den reichen Klassen jedoch erfolgen sie zu einem beträchtlichen Teile des Vergnügens oder der Geselligkeit halber. Das Mobiliar des Ärmeren dient ihm zum Sitzen, Liegen, Aufbewahren; der Reiche kann aus seinem Mobiliar die Befriedigung subtiler psychischer Bedürfnisse — man denke nur an das Kunstgewerbe — schöpfen.

All dieser Schwierigkeiten muß man sich insbesondere dann erinnern, wenn es gilt, die ökonomischen und psychologischen Folgerungen zu prüfen, die man aus den Summenzahlen in den Wirtschaftsrechnungen zu ziehen in Versuchung kommen kann. Die Zahlen lediglich nach ihren Prozentverhältnissen wie nach einer Paßlegitimation zu fragen und dann passieren zu lassen, geht niemals an.

Was also ist die beste Art der Klassifikation? Die, welche am meisten in das Detail eintritt und dem Leser erlaubt, die Steinchen zu ordnen, wie es ihm beliebt.

Und was ist die beste Bewertung? Die, welche es nie vergißt, die spezialisierten Sachgüter nach ihrer Quantität hin kenntlich zu machen. Die Kenntnis der Güter und ihrer Maße bleibt das Wichtigste. Mit dem Geschilderten fühlen, empfinden, das soll der Leser zunächst können. In sich selbst soll er zunächst das Leben, das man ihm vorführt, aufnehmen. Das ist der unmittelbare Vergleich: der Vergleich mit uns selber. Nur in unserem eigenen Innern, nur wenn wir sie beide in uns aufgehen lassen, werden wir zwei fremde Leben aneinander messen können.

[Die verhältnismäßig breite Ausführlichkeit, mit der ich die Geschichte und Theorie der Privatwirtschaftsstatistik behandelt habe, dürfte in Ihnen die Frage nach den Schlüssen, die sich

aus solchen Budgets ziehen lassen, geweckt haben. Die allgemeinste Antwort hierauf gibt wohl das Engelsche Gesetz: „Je ärmer eine Familie ist, ein desto größerer Anteil von der Gesamtausgabe muß zur Beschaffung der Nahrung aufgewendet werden.“ Wie sich nun innerhalb einer jeden Wohlstandsklasse, namentlich aber bei der großen Masse der Bevölkerung, mit Hilfe der für Nahrungsmittel aufgewendeten Beträge die tatsächliche Ernährung gestaltet — die sogen. physiologische Nahrungsbilanz — und wieviel der zum Leben unbedingt notwendige, tägliche Bedarf an Nährstoffen für einen Menschen unter Berücksichtigung von Alter, Geschlecht und Beruf beträgt: die Erforschung dieser Probleme hat vornehmlich durch die Privatwirtschaftsstatistik an Interesse gewonnen, und die Zahl der Gelehrten, die sich mit ihnen beschäftigen, ist eine recht beträchtliche. Namentlich die Untersuchungen über das Kostmaß des Menschen sind, seit Voit damit den Anfang gemacht hat, von Nationalökonomen nicht minder als von Physiologen eifrigst betrieben worden.]

Wenn wir die Angaben — so gut es das Material erlaubt — nach der sozialen Stellung der Haushaltungsvorstände anordnen, so lassen sich zwanglos folgende vier Kosttypen unterscheiden:

1. Die freigewählte Kost der Wohlhabenden;
2. die Kost der städtischen Arbeiter, Handwerker, Unterbeamten und gut gestellten Arbeiter;
3. die Kost der Bauern, ländlichen Handwerker, Fischer und des Gesindes mit ihrem ausgeprägt lokalen Charakter;
4. die Kost der von jeder Naturalwirtschaft losgelösten, auf reinen Geldlohn angewiesenen industriellen und großstädtischen Arbeiter.

Der ursprünglichste dieser Typen ist der dritte; aus ihm haben sich im Laufe der Zeit die übrigen entwickelt.

Aus einer Vergleichung der Angaben über die Ernährung, wie sie in der Budgetliteratur überliefert worden sind, habe ich nun den Eindruck gewonnen, daß bei den modernen großstädtischen und industriellen, von Scholle und Tradition losgelösten, rein auf Geldlohn angewiesenen Arbeitern auch dort eine gewisse Unterernährung besteht, wo von eigent-

lichem Pauperismus nicht gesprochen werden kann. Und ich glaube, daß damit wie mit anderen Faktoren auch die körperliche Minderwertigkeit, die sich bei dem Nachwuchs der industriell tätigen Arbeiterschaft ohne Zweifel allmählich herausbildet, in wesentlichem kausalen Zusammenhange steht. [Allerdings soll nicht vergessen werden, daß keiner der Mindestkostsätze, deren man sich bei solchen Berechnungen bedient, beanspruchen darf, als ein wirklich genaues Ernährungsminimum zu gelten.]

Unser Körper[1]) besteht aus einer Reihe von Stoffen, die durch die Lebensvorgänge unaufhörlich verbraucht werden, und die deshalb dauernd ersetzt werden müssen. Diese Körperstoffe setzen sich im wesentlichen zusammen aus: Wasser, Mineralbestandteilen (Salzen, Asche) Eiweiß (und leimgebenden Substanzen), Fetten und zuckerartigen Körpern oder Kohlenhydraten.

Um Wasser und Salz hat man in der Regel nicht zu sorgen, um so wichtiger aber ist es, sich zu vergewissern — für den Physiologen wie für den Nationalökonomen — ob die andern Stoffe: Eiweiß, Fette und Kohlenhydrate dem Körper in genügender Menge zugeführt werden. Alle drei erzeugen Energie in der Form von Wärme und Muskelkraft. Bis vor kurzem pflegte man in der Wissenschaft die zur Erhaltung des Körpers nötigen Mengen Nährstoffe in Grammen von Eiweiß, Fett und Kohlenhydraten auszudrücken. Nachdem man indes gesehen hatte, daß diese Stoffe sich in gewisser Weise zu vertreten vermögen, fand man es einfacher, sich in Massen von Eiweiß und Energien auszudrücken. Die Eiweißzufuhr muß freilich gesondert konstatiert werden, weil es nicht nur zur Ernährung

[1]) [Zum Folgenden vergleiche:
Frentzel: Ernährung und Volksnahrungsmittel.
von Rechenberg: Katechismus der menschlichen Ernährung.
Pettenkofer und Ziemssen: Handbuch der Hygiene.
Neumann: Experimentelle Beiträge zur Lehre vom täglichen Nahrungsbedarf usw. (Archiv für Hygiene; Bd. 45).
Schnapper-Arndt: Vorträge und Aufsätze („Nährikele"), herausgegeben von Leon Zeitlin.
Leon Zeitlin: Das Budget einer armen Frau (Aus Gottlieb Schnapper-Arndts wissenschaftlichem Nachlaß), „Zukunft", XV. Jahrg. Nr. 15.]

sondern auch zum Ersatz des zerfallenden Zellstoffes nötig ist. Doch über das hierdurch absorbierte Eiweißquantum hinaus erscheint es bis zu einem gewissen Grade gleichgültig, ob die Energie, die der Körper verlangt, ihm in der Form von Fetten oder Kohlenhydraten zugeführt wird. Gewöhnlich drückt man die zugeführte Energie in sogen. Kalorien aus. Was verstehen wir unter einer Kalorie? Man versteht darunter die Menge von Wärme, die nötig ist, um 1 kg Wasser um 1° C. zu erhitzen; eine Stoffmenge enthält also soviel Kalorien als die Anzahl von Graden beträgt, um die sie 1 kg Wasser zu erhöhen vermag, anders ausgedrückt: als die Anzahl der Kilogramm Wasser beträgt, die sie um 1 Grad zu erhöhen vermag. Beispielsweise: je 1 Teil englischer Steinkohle erhitzt 7323 Teile Wasser um 1 Grad, also 1 kg Kohle 7323 kg Wasser, 1 kg Kohle enthält daher 7323 Kalorien; Holz enthält 3600 und rohes Petroleum 11773 Kalorien. Und ebenso enthält 1 kg Roggenbrot 2030, 1 kg Butter (billigere, gesalzene Sorte) 7560, 1 kg Rindfleisch (mittelfett) 980 Kalorien usf.

Bei den von den Physiologen beobachteten Personen hat sich natürlich gezeigt, daß der Bedarf an Nährstoffen abhängig ist von dem Verbrauch an Wärme und Kraft, daß er daher um so größer, je größer die wärmeabgebende Körperfläche eines Menschen und die von ihm geleistete Arbeit ist, daß er daher auch bei der Frau geringer sein wird als beim Manne, und bei dem jungen Menschen geringer als bei dem Erwachsenen. (Der Kalorienverbrauch bei dem Kinde ist übrigens nicht entsprechend geringer als der des Erwachsenen; ein Kind braucht mehr als ein Zwerg gleicher Größe.) An diesen Ergebnissen wird wohl nicht zu zweifeln sein. Was aber die von den Physiologen nach ihren Beobachtungen angegebenen Normen im einzelnen betrifft, so wird man bei einiger Prüfung allerdings sagen dürfen, daß sie vorerst noch durchaus unzureichend sind, um die Fülle der dem Statistiker vorkommenden Fälle auch nur einigermaßen zu decken. Man hat Normen von Voit, Playfair, Rubner u. a.; prüft man jedoch ihren Ursprung, so führen sie doch auf — im Vergleich zu unserem Bedarfe — nur recht wenige Experimente zurück. Und was das wesentliche ist, sie sind naturgemäß mehr Experimente von großer Exaktheit als Beobachtungen von langer Dauer. Gewiß kann der Statistiker zur

Umrechnung der von ihm gefundenen Nahrungsmengen sich der mehrfach vorhandenen Tabellen[1]) bedienen, in denen die in den Nahrungsmitteln enthaltenen Teile: Fett, Eiweiß und Kohlenhydrate sowie die Kalorien, angegeben sind. Und die erhaltenen Mengen an Nährstoffen bzw. Kalorien kann man dann mit denen vergleichen, die von den Physiologen als notwendig erachtet worden sind. Allein hierbei stößt der Statistiker einstweilen noch nach zwei Seiten auf Schwierigkeiten. Er wird einmal nämlich sein Material und das der Physiologen nur schwer so zurechtstutzen können, daß beides gut vergleichbar ist, denn von den letzteren erfährt man mehr, wie sich ein Organismus unter einer gewissen Diät während einer kurzen Zeit verhalten hat — wobei er mit einer vom Statistiker allerdings nicht erreichbaren Strenge kontrolliert wird — als wie er auf die Länge und unter den wechselnden Umständen funktioniert, die das Leben doch eben mit sich bringt. So habe ich die Frage, inwieweit sich ein Mensch aus fetten Tagen in magere hinüberessen könne, kaum irgendwo erörtert gefunden, außer bei Forster, der dabei an die unregelmäßige Ernährung der Soldaten während eines Krieges denkt. Und doch hat dieser Fall auch in Friedenszeiten sehr wohl praktische Bedeutung; es ist der Fall zahlreicher Wäscherinnen, Näherinnen, Putzfrauen usw. Andererseits wird aber auch der Statistiker sein eigenes Material nur mit Mühe für den Vergleich herrichten können, und zwar deshalb, weil er gewöhnlich nur über die Verzehrung der ganzen Familie, nicht aber über die der einzelnen Familienglieder Angaben erhält, eine Schwierigkeit, die Rechenberg durch sehr sorgfältige Berechnungen zu umgehen suchte.

Solche „Unstimmigkeiten" zwischen der Methode des Physiologen und der des Statistikers haben zur Folge, daß diese letzteren tatsächlich bei Vielen — Viel zu vielen! — Kostsätze finden, die nach den Anschauungen der Wissenschaft als ungenügend zur Erhaltung des Lebens gelten müssen.

[1]) [Z. B. König: Prozentige Zusammensetzung usw. der menschlichen Nahrungsmittel ... 8. Aufl. (1902).]

MORAL-STATISTIK.

Digitized by Google

I. Vorlesung.

In Anlehnung an die in den einleitenden Betrachtungen für den Begriff: Sozialstatistik gegebene Definition[1]) dürfen wir die Moralstatistik — den einen ihrer Teile — definieren als die zahlenmäßige Darstellung von Erscheinungen, aus denen sich auf den intellektuellen und sittlichen Status menschlicher Gemeinwesen Schlüsse ziehen lassen.

Wir sagen den sittlichen und intellektuellen Status. Manche glauben allerdings, den intellektuellen Status nicht einbegreifen zu sollen, und sie kommen in weiterer Folge dazu, zu behaupten, daß eigentlich von einer Moralstatistik nicht gesprochen werden könne, sondern von einer Unmoralstatistik zu reden das Richtigere sei. In weiterer Folge sage ich, nicht jedoch in richtiger Folge. Man führt das so aus: Die Moral bekundet sich weniger in sichtbaren Handlungen als in Gefühlen, Gedanken, insbesondere aber in Siegen, die man über sich selbst davonträgt. Wer sollte die Versuchungen registrieren, denen man widerstanden, die Leidenschaften, die man gezügelt hat? Dagegen ist aber zweierlei zu erwidern: Zunächst erhalten wir, indem wir ein Maß für die unmoralischen Handlungen gewinnen, auch notwendig eines für deren Unterbleiben. Sind einmal n unmoralische Handlungen konstatiert worden, ein andermal aber 2 n, so ist unter sonst gleichen Umständen auch der moralische Rest dort größer als hier. Sind aber die Umstände nicht gleich, so sind auch die unmoralischen Handlungen in ihrer wahren verhältnismäßigen Frequenz eigentlich nicht konstatiert. Um bei der Erwähnung der Versuchungen zu bleiben: Wenn unter zwei gleich großen Gruppen hier 100, dort 200 Dieb-

[1]) S. S. 1.

stähle vorkommen, so ist auch die Tendenz zur fraglichen Unmoral hier solange noch nicht als die wirklich doppelte eruiert, als wir nicht wissen, ob nicht auch infolge sozialer Verhältnisse hier die Zahl der Versuchungen größer ist als dort. Soweit also hier Ungewißheit für die Moral besteht, besteht sie auch für die Unmoral. Sodann aber umfaßt das Gebiet der Moral, wenn nicht aus dem bestimmten Zusammenhange eine engere Begrenzung hervorgeht, überhaupt nicht nur das moralisch Gute, sondern auch das moralisch Schlechte, in weiterem Sinne sogar das moralisch Indifferente.

Über den Nutzen einer so definierten Wissenschaft ein Wort reden zu wollen, sollte fast überflüssig erscheinen. Bedenken wir nur, welche Oberflächlichkeit oft gerade in den Urteilen derer herrscht, die sich unterfangen, die moralischen Zustände bei verschiedenen Völkern, Rassen und Religionsgemeinschaften zu verschiedenen Zeiten zu vergleichen! Nirgends erscheint es mehr erforderlich, so exakt zu messen, wie hier, wo Leidenschaft, Vorurteil, Unfähigkeit Fremdes zu begreifen, Verallgemeinerung beschränkter persönlicher Erfahrung in vorschnellen Urteilen förmlich zu schwelgen pflegen.

Die Natur des moralstatistischen Stoffes brachte es mit sich, daß der Begründer der Bevölkerungswissenschaft in England, John Graunt ebenso wie ihr Erwecker in Deutschland, Johann Peter Süßmilch, in ihren Werken Moralstatistisches hatten berühren müssen. Keiner von beiden hat indes Anlaß genommen, von den Gebieten aus, die der Bevölkerungswissenschaft und der Moralstatistik gemeinsam sind, für diese letztere auch noch selbständige Gebiete zu erobern und behandeln.

Graunt mußte, als er die Todesursachen untersuchte, auch auf die geraten, die in menschlichen Willenshandlungen wurzeln oder ersichtlich mit solchen zusammenhängen, und wenn er von Krankheiten sprach, so mußte er naturgemäß auch auf die des Geistes zu reden kommen. Und so gelangte er dahin, nicht nur regelmäßig festzustellen, wieviele Menschen infolge willkürlicher Handlungen verstorben seien, also ein historisches Faktum zu geben, sondern auch — was ein davon Verschiedenes und nicht notwendig aus jenen historischen Aufzeichnungen Folgendes ist— Regelmäßigkeiten in dem Vorkommen jener

Fälle zu postulieren. Während er die Todesfälle aus Epidemien zu den zufälligen rechnet, findet er, daß die Zahl der Selbstmörder und der Ermordeten in konstanten Verhältnissen zu der Zahl der Verstorbenen überhaupt steht. Und von den Irrsinnigen sagt er — sogar sehr vorsichtig — daß man zwar nicht berechnen könne, wie groß die Chance für einen Gesunden sei, irrsinnig zu werden, da ja nicht alle Fälle bekannt werden, daß man aber mit einer Wahrscheinlichkeit von 1000 gegen 1 jedem heute Gesunden prophezeien könne, er werde vor Ablauf von sieben Jahren nicht in Bedlam — der bekannten Irrenanstalt — sterben.[1]) Bei Süßmilch finden sich Spuren von dem, was wir heute als Moralstatistik bezeichnen, besonders in den Kapiteln über Einehe und Polygamie, sowie in den Betrachtungen über die „meist durch eigne Schuld zu Tode gekommenen" in London, als welche er aufzählt: „Gestorbene vom Soff; Totgefundene; Selbstmörder; Ermordete; Hingerichtete; an Franzosen Gestorbene; von Ammen Erdrückte".

Nach dem Erscheinen des Süßmilchschen Werkes währte es ungefähr noch 80 Jahre, bis sich die Moralstatistik eine selbständige Stellung eroberte und zwar geschah dieses durch ein amtliches Werk, das in Frankreich unter dem Titel: „Compte générale de l'administration de la justice" von 1825 an jährlich erschien und das man Guerry de Champneuf verdankt, der übrigens nicht zu verwechseln ist mit dem ganz kurz darauf gleichfalls auf dem Gebiete der Moralstatistik tätigen Advokaten André Michel Guerry. Der Tabellen dieses amtlichen Werkes bemächtigte sich Quetelet, nachmals einer der einflußreichsten Statistiker, damals noch ausschließlich Astronom, und er tat mit den Zahlen, was man nach Rümelins Wort mit ihnen tun soll: er öffnete ihnen den Mund, und zwar ließ er sie so laut reden, daß bald die gebildete Welt davon wiederhallte, ein Wiederhall, der trotz aller Polemiken und Einschränkungen auch heute noch nicht verklungen ist. „Es gibt ein Budget," rief Quetelet aus,[2]) „das mit einer erschreckenden Regelmäßigkeit eingehalten wird, es ist dies das Budget der Gefängnisse, der Galeeren, der Richtplätze. Dies ist das Budget, das man in erster Linie sich bemühen müßte, zu verringern. ... Es gibt

[1]) Vergl. Graunt; Observations (Oxford 1665) S. 33ff.
[2]) Zit. nach John: Gesch. d. Stat.

einen Tribut, den der Mensch mit größerer Regelmäßigkeit bezahlt als denjenigen, welchen er der Natur oder dem Staate schuldig ist, denjenigen nämlich, den er dem Verbrechen entrichtet. Die Gesellschaft birgt in sich die Keime aller Verbrechen, die zur Ausführung kommen werden. . . . Sie ist es gewissermaßen, welche die Verbrechen vorbereitet, und der Schuldige ist nur das Instrument, welches sie vollzieht. Jeder soziale Zustand setzt also eine bestimmte Zahl und eine bestimmte Art von Verbrechen voraus, die als notwendige Folge aus seiner Organisation resultieren."

Mit Äußerungen dieser Art und einer Verarbeitung in diesem Sinne wurde für die Moralstatistik sofort bei ihrem Entstehen als selbständiger Wissenszweig ein ganz ungewöhnliches Interesse wachgerufen. Sie erschien als ein mächtiger Appell an das soziale Gewissen der Gesellschaft, und ihre Ergebnisse dienten überdies Vielen als ein Argument gegen die menschliche Willensfreiheit, so daß die Debatten über dieses uralte Problem wieder einmal aufs neue lebhaft entfacht wurden. „Wenn die Statistik sagt," so äußert sich der geistvolle Rümelin[1]) „daß ich im nächsten Jahre mit einer Wahrscheinlichkeit von 1:49 sterben werde, so neige ich in Demut mein Haupt; wenn sie mir aber sagen wollte, daß ich mit einer Wahrscheinlichkeit von 1:49 ein Verbrechen begehen werde, so bestreite ich das und rufe: „Ne sutor ultra crepidam!" Der scharfsinnige Mann hatte hier Unrecht; die Statistik kann das eine nicht mehr und nicht weniger als das andere sagen. Wenn sie fünfzig Leuten sagt, daß nach dem bisherigen Verlauf einer von ihnen in dem nächsten Jahre sterben werde, so sagt sie dieses unter der Voraussetzung, daß diese 50 jene bestimmte Mischung von Gefährdeten und nicht Gefährdeten enthalten werden, die in der Summe von Personen enthalten waren, aus der die Beobachtung einer Sterblichkeit von 1:50 hergenommen war. Aber jeder gesundheitlich Ungefährdete könnte natürlich gerade so gut die ihm zugeschriebene Sterbenswahrscheinlichkeit von sich ablehnen, wie der sich sittlich stark fühlende Rümelin die ihm zugeschriebene Verbrechenswahrscheinlichkeit. Andererseits muß man jedoch sagen, daß das Gewahrwerden

[1]) Vergl. die akademische Antrittsrede: „Über den Begriff eines sozialen Gesetzes" (Reden und Aufsätze, Tübingen 1875; S. 25).

der Regelmäßigkeiten in bezug auf die sogen. willkürlichen Handlungen ein neues Argument in den alten Streit im Grunde nicht geworfen hat. Auch die Anhänger der Willensfreiheit haben praktisch eigentlich niemals bezweifelt, daß der Charakter eines Menschen gegeben sei und seine Handlungen sich unter bestimmten Umständen ebenso wie physische Erscheinungen voraussagen lassen. Drastisch hat z. B. Hume darauf hingewiesen, daß man noch sicherer sei, der bedungene Scharfrichter werde sein Amt verrichten, als daß das Todeswerkzeug seinen Dienst tun werde.

Alle unsere Handlungen im menschlichen Verkehr beruhen ja auf Berechnungen, wie andere unter gegebenen Umständen handeln werden; weder Erziehung noch Strafe hätten einen Sinn, wenn die Willenshandlungen der anderen unabhängig von den Motiven erfolgten, die ihnen gegeben werden. Wenn dem aber so ist, wenn wir erwarten, daß ein und derselbe Wille unter ganz gleichen Umständen auch ganz gleich reagieren wird, so folgt daraus mit Notwendigkeit, daß bei einer ihrer Willenszusammensetzung nach sich gleichbleibenden Bevölkerung unter sich gleichbleibenden bezw. sich wenig verändernden Anlässen auch Gleiches oder nur wenig Verschiedenes geschehen wird. Die Statistik läßt uns also den Einzelmenschen nicht freier und nicht unfreier erscheinen. Und wenn wir einen Menschen, der ohne äußeren Zwang eine Handlung ausübte, frei handelnd nannten, weil er seiner inneren Natur nach handelte, — psychologischer Determinismus! — so können wir dieses auch heute noch. Der Egoist bleibt uns Egoist, der Altruist — Altruist. Die Empfindungen, die uns diesen mehr als jenen achten lassen, bleiben unverändert, die Frage nach dem Ursprunge dieser verschiedenen Wertschätzungen bleibt in das nämliche Dunkel gehüllt wie zuvor, die philosophischen Spekulationen einer unendlichen Reihe von Theologen und Philosophen behalten ihren gleichen Wert oder Unwert. Wie wir uns aber auch zu den verschiedensten Theorien stellen mögen — eine der berühmtesten ist jedenfalls der Kantsche Versuch,[1]) unter deterministischen Voraussetzungen an den Begriffen: Gut und Schlecht,

[1]) Vergl. Drobisch, Die moralische Statistik und die menschliche Willensfreiheit (Leipzig 1867) S. 66.

Pflicht, Schuld und Verantwortung festhalten zu wollen — daß es nie gelingen wird, die Gefühle mit denen wir dem Guten und dem Schlechten gegenüberstehen, unter die zu subsumieren, mit denen wir das Nützliche und das Schädliche überhaupt betrachten, ist eine Überzeugung, die ich wenigstens als die Meinige aussprechen möchte. Wir werden niemals ernstlich den Willensakt eines Zola, der ihn zur Rettung eines fremden Menschen seinen unsterblichen Brief schreiben ließ, mit den gleichen Gefühlen betrachten können, wie die Aktion der Druckerpresse, die ihn in hunderttausenden von Exemplaren in die Welt setzte. Lehrt man uns, daß der Begriff des Guten und Schlechten nicht immer die gleichen Dinge unter sich befaßt habe, so spricht dieses nicht gegen das Bestehen des allgemeinen Begriffes an sich, und lehrt man uns, daß dieser Begriff sich überhaupt erst historisch entwickelt habe, so ist das, was sich in einer, doch nur in unserer Vorstellung sich zeitlich aufrollenden Welt überhaupt entwickeln kann, in ihrem innersten Wesen begründet. Soll die Aussonderung des Begriffes des Guten von dem des Nützlichen nur eine Täuschung sein, von der Natur herbeigeführt zur Erhaltung der Rasse, so wäre das eine merkwürdige Täuschung, die wir erkennen und von der wir uns doch nicht frei machen könnten.

Daß wir aber über die Regelmäßigkeiten in den menschlichen Handlungen immer wieder erstaunen, ja uns über sie erschrecken, das beweist keineswegs, daß nun irgend etwas Neues gefunden wäre, das unsere Weltanschauung umstimmen müßte. Wir erstaunen ja auch über die Regelmäßigkeiten in den Todesfällen, ja über die Regelmäßigkeiten in den Ergebnissen der Hazardspiele, über das Walten des sogen. Gesetzes der großen Zahl überhaupt. Wenn wir über die Regelmäßigkeiten in den freiwilligen Handlungen in noch höherem Maße staunen, — obschon uns die gleiche Handlungsweise eines gegebenen Charakters unter gleichen Umständen nicht wundert — so geschieht das vielleicht nur deshalb, weil wir die Handlungen der Einzelnen mit ihrer oft sehr genauen psychologischen Begründung erfahren, — man denke nur an Drama und Roman — während uns die Statistik zu den Handlungen ihrer Legionen von Individuen nicht auch die Legionen individueller Begründungen gibt. Und wenn wir über diese

Regelmäßigkeiten erschrecken, so geschieht dieses meines Erachtens zu einem guten Teil aus einem sozialen Schuldbewußtsein. Denn wir müssen uns ja sagen, daß jene Regelmäßigkeiten nicht möglich wären, wenn nicht auch in den Anlässen eine Regelmäßigkeit obwaltete, die Gesellschaft also — insofern diese Anlässe abwendbar sind — der Mitschuldige ist. Der Mitschuldige! werden wir sagen müssen, vielleicht oft der Hauptschuldige, aber gewiß nicht der Alleinschuldige, wie öfters in übertriebener Weise behauptet wird. Die Lehre, daß alle Schuld stets vom Verbrecher auf die Gesellschaft abzuwälzen sei, d. h. auf die, welche die Umstände geschaffen haben, unter denen er handelt, hebt sich selbst auf, indem die Angeklagten der Gesellschaft sich dann gleichfalls als willenlose Produkte ihres Milieus von jeder Schuld freisprechen könnten.

Merkwürdigerweise hat übrigens Quetelet, so deterministisch auch die meisten seiner Äußerungen klingen, eine indeterministische Theorie aufgestellt. Er hat nämlich gesagt, daß neben den unfrei wirkenden Ursachen, die, wenn sie sich nicht verändern, jedesmal das gleiche Resultat hervorzubringen streben, auch Willensäußerungen aktiv gedacht werden können, die — obschon frei — doch immer so wirken, daß es bei demselben Resultate bliebe, als ob sie überhaupt nicht in Wirksamkeit getreten wären.[1]) Wilhelm Wundt, selbst Determinist, meint, daß sich diese Supposition schlechterdings nicht widerlegen lasse. Indes erscheint es doch als eine sehr merkwürdige Annahme, daß die Ergebnisse von wirklich freien Willensäußerungen — gewissermaßen Dinge aus einer anderen Welt — nicht ihre eigenen Sprünge machen und den gleichen Wahrscheinlichkeitsregeln unterliegen sollten, wie die unfrei wirkender Ursachen.

Wir sind auf diese Betrachtungen über Moralstatistik und Willensfreiheit im Verlauf einer kurzen literaturgeschichtlichen Einleitung gekommen. Wir wollen diese nicht mehr zu lang ausdehnen, sondern nur noch kurz erwähnen, daß Quetelet selbst, obgleich er die Moralstatistik als selbständigen Wissenszweig geschaffen hat, sie doch immer nur in monographischen

[1]) [Vgl. Quetelet: Zur Naturgeschichte der Gesellschaft; herausgeg. von Karl Adler (Hamburg 1856), S. 96/97.]

Abhandlungen oder Teilen größerer Gesamtwerke behandelt hat und daß auch nach ihm ihre Behandlung bis heute wesentlich eine monographische geblieben ist. Wir besitzen Monographien — teilweise glänzender Art — namentlich von Lexis, Knapp, auch von Scheel, Boeckh, Georg von Mayr und mehreren Juristen: als Verfasser eines größeren, moralstatistischen Lehrbuches ist aber eigentlich nur Alexander von Oettingen zu nennen. Sein Werk[1]) ist in vielen Stücken ein Protest gegen die, welche eine mechanistische Weltanschauung vertreten oder denen man sie untergeschoben hat. Das Buch fand darum in weiten Kreisen eine warme Aufnahme; ich möchte ihm jedoch nur insoweit Lob spenden, als es eine sehr fleißige Sammlung außerordentlich mühsam zusammenzubringenden Stoffes ist. Durch die endlosen Sittenpredigten, die es zu einem starken Umfang haben anschwellen lassen, geht ein Zug großer Unfruchtbarkeit, und trotz der fortwährenden Wiederkehr der Worte „Ethik" und „ethisch" hat ethisches Handeln sicherlich durch viele andere, die sich selbst für Materialisten hielten, aber darum doch Idealisten waren, mehr Förderung erhalten als durch ihn. Seine Sache war es nicht, sich die sozialen Dinge im Original anzuschauen, und er kennt das menschliche Herz nur aus Büchern, die es selbst nicht kannten.[2]) Und so ist er unfähig gewesen, sich in die Meinungen anderer hinein zu denken, und er traktiert Leute, die anders wie er für sittlich gehalten haben, häufig genug mit den derb scheltenden Worten, für welche die Kanzel oft einen Freibrief zu besitzen glaubt, den aber die grübelnde Wissenschaft dem Katheder nicht ausstellt. Sein Gesichtskreis ist indes nicht nur dogmatisch, sondern auch räumlich und zeitlich beschränkt; Anthropologie, Ethnographie, Religionsgeschichte existieren nicht für ihn, und — nebenbei bemerkt — er beherrscht noch nicht einmal die Grundlagen der theoretischen Bevölkerungswissenschaft, auf die — wie wir im Verlauf dieser Vorlesungen sehen werden — öfters zurückzugehen ist.

[1]) Moralstatistik III. Aufl. (Erlangen 1882).

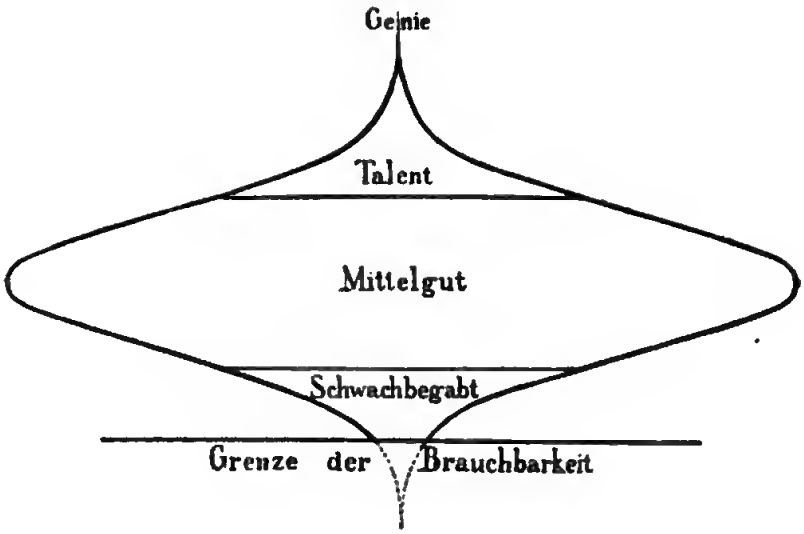
[2]) Keineswegs ist dies ein Urteil, das etwa aus Voreingenommenheit gegen den Theologen hervorgegangen ist. Will man sehen, daß sich Gläubigkeit allerdings mit liebevoller Beobachtung des realen Menschenlebens vereinigen läßt, so blicke man nur in die herrlichen Schriften eines Jeremias Gotthelf.

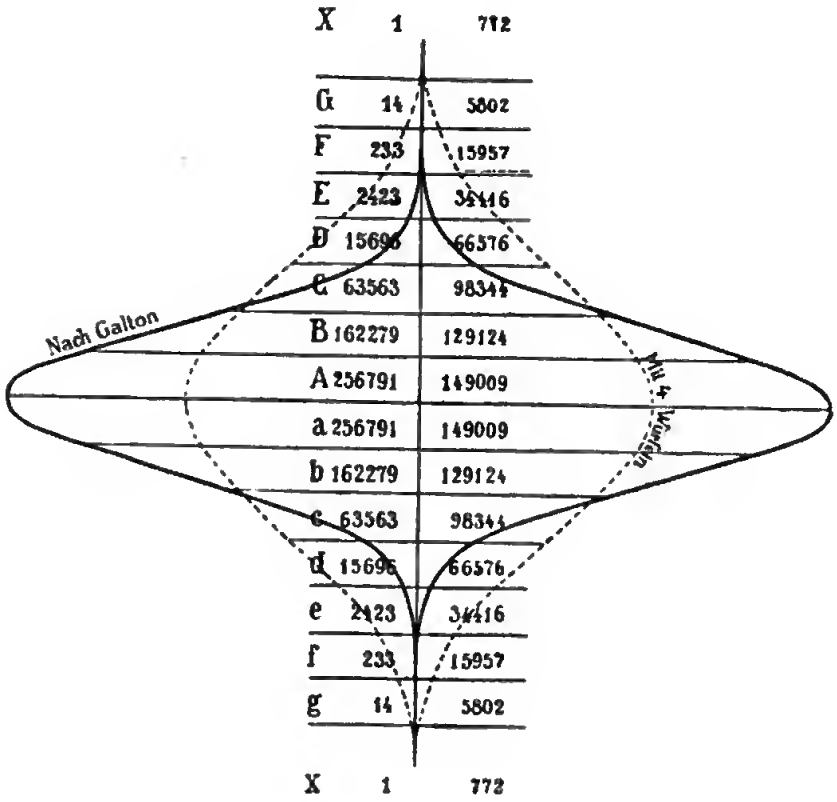
Die Moralstatistik hat es also mit der empirischen Durchforschung von Erscheinungen zu tun, die für das sittliche und intellektuelle Leben charakteristisch sind. Können aber vielleicht vor jeder Erfahrung über die Art der Verteilung der intellektuellen Eigenschaften unter den Menschen Theorien aufgestellt werden? Dahin gehende Versuche sind gemacht worden, und über sie sollen in dieser Einleitung noch einige Worte gesagt werden. Sie gehen auf den Engländer Galton zurück und sind in Umarbeitungen und Verwertungen in Deutschland durch Ammon[1]) bekannt geworden. Ammon lehrt, daß die Menschen gemessen nach der Summe ihrer intellektuellen und moralischen Begabungen überall, wo man einen größeren Kreis absteckt, so zu gruppieren sein würden, bzw. die Tendenz zu einer solchen Gruppierung hätten, wie sie sich in den hier dargestellten Figuren zeigt[2]):

(S. die Abbildungen S. 422.)

Der Beweis geht ungefähr so: Denken wir uns einen Würfelspieler, der mit vier Würfeln würfelt, so wird dieser die Zahl 24 nur auf eine Weise herausbringen können: nämlich wenn auf jedem Würfel 6 erscheint, und ebenso die Gesamtzahl 4, wenn nämlich jeder Würfel 1 zeigt. Mittlere Summen aber können auf außerordentlich verschiedene Weisen zustande kommen, die Summe 14 kann z. B. auf 146 Weisen fallen, wie die Kombinationslehre zeigt. Denken wir uns nun weiter, daß jeder Würfel eine bestimmte Gattung menschlicher Qualitäten angibt, der Würfel A z. B. die moralischen Eigenschaften, der Würfel B die intellektuellen, der Würfel C die wirtschaftlichen, — oder etwa bestimmte Untereigenschaften dieser Haupteigenschaften — und denken wir uns ferner, daß die Augenzahl, mit der die Würfel fallen, den Grad der Eigenschaften ausdrückt, 6 z. B. den höchsten Grad der moralischen Eigenschaft und 1 den geringsten, so erhellt, daß die höchsten und die niedrigsten Gesamtbegabungen außerordentlich selten, die mittleren aber außerordentlich häufig sein werden. Nebenbei bemerkt benutzt Ammon diese Theorie, um zu behaupten, daß, wenn die hohen Begabungen doch nicht so außerordentlich selten seien, daran die Abschließung der Stände und die daraus folgende Zucht-

[1]) Die Gesellschaftsordnung und ihre natürlichen Grundlagen, III. Aufl.
[2]) A. a. O. S. 59 u. 61.


Genie
Talent
Mittelgut
Schwachbegabt
Grenze der Brauchbarkeit


X 1 772
G 14 5802
F 233 15957
E 2423 34416
D 15696 66576
C 63563 98344
B 162279 129124
A 256791 149009
a 256791 149009
b 162279 129124
c 63563 98344
d 15696 66576
e 2423 34416
f 233 15957
g 14 5802
X 1 772
Nach Galton
Nach Hirn

wahl, für die er eine Lanze bricht, die Ursache seien. Ja er will uns sogar zeigen, daß die Pyramidenform der Verteilung des Einkommens in unmittelbarem Zusammenhang mit seiner Figur steht. Man wird jedoch sagen müssen, daß diese Theorie — trotzdem in den Galtonschen Betrachtungen einiges Brauchbare enthalten ist — nicht wenig Haken hat. Zunächst läßt sich das Fallen der Würfel nach der Kombinationslehre nur unter der Voraussetzung berechnen, daß das Fallen einer bestimmten Augenzahl auf einem Würfel in gar keinem ursächlichen Zusammenhange stehe mit dem Fallen einer bestimmten Augenzahl auf einem anderen. Wenn 6 auf einem Würfel fällt, so ist es damit nicht wahrscheinlicher, daß auf dem anderen eine niedrige Zahl falle: etwa 2, als eine hohe Zahl: etwa 6. Die Eigenschaften jedoch, die im Individuum zusammenfallen, sind gewiß nicht so unabhängig voneinander wie die Zahlen auf den Würfeln im Würfelbecher. Die Art, wie Ammon seine Theorie verwertet, ist aber im wesentlichen so, daß dieser Einwand von geringerer Bedeutung ist. Die Theorie beruht indes auch noch darauf, daß die Einheiten in den Rangnummern der verschiedenen Eigenschaften gleiche Größen seien. Nummer 6 Gedächtnis und Nummer 6 Urteil wären danach zusammen gleich 12 und diese 12 gleich jeder anderen 12 aus beliebig anderer Zusammensetzung. Daraus würde aber beispielsweise folgen, daß 3 Moral plus 3 Intellekt gleich 6 ebensoviel wie 5 Intellekt plus 1 Moral wäre.... Mit anderen Worten: ein Mann von normalen Geistesgaben und normaler Moral wäre gleich „bedeutend" einem Mann von hohem Intellekt und schlechtester Moral ... der brauchbare Mann steht neben dem gefährlichsten Scheusal.

Immerhin weniger aprioristischer Art, aber doch auch ohne Aussicht auf genügende empirische Begründung, sind gewisse amerikanische Versuche, aus Bevölkerungen Menschengruppen gleichartigen Gesamtwesens auszusondern. Es werden Schemata von Veranlagungen entworfen, und für geeignet gehaltene Ergebnisse von Zählungen werden benutzt, um die Einzelnen hier oder dort unterzubringen. So unterscheidet Franklin Henry Giddings, Professor an der Columbia-University zu New-York unter anderem vier Typen seelischer Veranlagung,

[1]) Inductive Sociology (New York; 1901), S. 87f.

— „Types of mind“ — nämlich den ideo-motorischen, den ideo-emotionellen, den dogmatisch-emotionellen und den kritisch-intellektuellen.

Der ideo-motorische Typ soll dadurch gekennzeichnet sein, daß Empfindungen, Vorstellungen einfachster Art und motorische Reaktionen fast den ganzen Inhalt des bewußten Lebens bilden. Er ist aggressiv, gewaltliebend und cholerisch. Beispiele für ihn sollen die niedrigstehenden Wilden liefern und unter den Zivilisierten die ganz Unwissenden aber physisch Aktiven.

Der ideo-emotionelle Typ soll mit lebhafter Einbildungskraft begabt sein, gewöhnlich nach oberflächlichen Analogien urteilen: Charakter: gesellig; Temperament: sanguinisch. Giddings rechnet hierzu die höherstehenden Wilden, insbesondere die Neger. Aus der Mitte der zivilisierten Bevölkerung leisten ihnen insbesondere die künstlerisch veranlagten Naturen Gesellschaft.

Der dogmatisch-emotionelle Typ handelt langsam, zieht sorgfältige Folgerungen, deren Prämissen er jedoch nicht kritisch geprüft, sondern gewöhnlich auf Treu und Glauben übernommen hat. Herrschsüchtiger Charakter, melancholisches Temperament, strenge Anschauungen. Reformer und Märtyrer gehen aus diesem Typ hervor. Die Leute einer Idee; die unbedingt Überzeugten.

Der kritisch-intellektuelle Typ als der Höchste besitzt die wertvollsten Eigenschaften der anderen Typen, unterwirft sie aber der Kontrolle eines kritischen Intellekts; Gewissenhaftigkeit; phlegmatisches Temperament. Dieser Typ soll jetzt nach Giddings unter den zivilisierten Nationen weit verbreitet sein, doch sollen in Zeiten großer Erregung zahlreiche Personen aus ihm vorübergehend in die anderen Typen zurückfallen. In ihm finden sowohl mehr deduktiv als auch mehr induktiv veranlagte Geister ihren Platz. Die Deduktiven sind revolutionär; Beispiel: die Franzosen. Die Induktiven glauben eher an mögliche weitere Erkenntnis und lieben Kompromisse; Beispiel: die anglo-sächsische Rasse.

Man sieht deutlich, wie sehr diese Einteilung von Giddings auf die ihn umgebenden Verhältnisse zugeschnitten ist: auf die Vereinigten Staaten mit ihren Anglo-Sachsen, Irländern, Negern

und Indianern, mit ihren leidenschaftlichen religiösen Sekten und ihren Temperenzlern. Die Probe auf sein Exempel machte Giddings so, daß er zunächst eine Tabelle aufstellte, auf der er die verschiedenen Nationalitäten in seine Typen einzählte, und dann eine zweite Tabelle nach Religionssekten, auf der er die verschiedenen Sekten in seine Typen einzählte. Dann verglich er die Resultate und fand, daß sie leidlich gut übereinstimmten. Der seelische Zustand des amerikanischen Volkes soll sich im großen und ganzen als zwischen dem ideo-emotionellen und dem dogmatisch-emotionellen Typ liegend ergeben haben. Eine nicht zu günstige Note! Er hat jedenfalls nicht allzuviele unter die kritisch-intellektuellen eingereiht.

Etwas bescheidener erscheint eine von Giddings versuchte Klassifizierung der Amerikaner nicht ihrem ganzen Seelenleben, sondern bloß dem Charakter im engeren Sinne nach. Auch das scheint noch zu weit gegangen. Eher dürfte es ausführbar sein, Bevölkerungen nach der möglichen Verbreitung von Erfahrungen und Kenntnissen in fruchtbringender Weise zu analysieren. Hiervon indes an einer anderen Stelle. Zunächst wollen wir von der versuchten Abzählung ganzer komplizierter Eigenschaftsbegriffe, von der Summierung von Eigenschaften, für die ein gemeinsamer Nenner schwer zu finden ist, zur Betrachtung einfacherer Erscheinungen, Verhältnisse und Handlungen übergehen.

II. Vorlesung.

Wenn wir nach der am Schlusse des vorigen Vortrages angegebenen Methode verfahren wollen, können wir unseren Stoff vielleicht so einteilen, daß wir zuerst dem sittlichen Leben der Menschen — soweit es sich mehr unbewußt als Triebleben abspielt oder bewußt durch moralische Gebote reguliert wird — unsere Aufmerksamkeit zuwenden, und darauf zu den im engeren Sinne intellektuellen Betätigungen übergehen. Wir können aber passender Weise wohl auch vorher eine Materie behandeln, die von besonders allgemeinem Charakter ist. Ich meine die Verbreitung jener Lehren, die den ganzen Menschen in seinem Tun und in dem wichtigsten Teil seines Denkens umfassen wollen, jene Lehren, die zu vielen Epochen auch einen großen Teil des jeweiligen Wissens der Völker umfaßt und es dann zum mindesten erheblich beeinflußt haben. Ich meine die Religionen, ihre Verbreitung über die Erde, die Zahl derer, die ihnen anhängen oder anzuhängen scheinen, die Zunahme oder Abnahme ihrer Anhängerschaft.

Die Religionsstatistik wird denn auch an der einen oder anderen Stelle in der Moralstatistik regelmäßig behandelt, mehr oder minder ausführlich, je nach dem Standpunkt des Vortragenden oder Schriftstellers — ab und zu auch recht spärlich: von solchen nämlich, die einen merklichen Einfluß der Religionen bestreiten, mit Unrecht freilich, weil sie einen zeitlich und ethnographisch zu begrenzten Kreis im Auge haben und ihn auf Gebieten des Seelenlebens suchen, wo er tatsächlich nicht oder doch nicht leicht zu konstatieren ist. Wie weit allerdings die Religion auf den innersten Kern des Menschen und das, was aus ihm erwächst, zu wirken vermag, das zu entscheiden, dürfte gewiß sehr schwierig sein: daß sie aber die Formen des

Lebens und die Formen der Moral in weiterem Umfange bestimmen kann, liegt auf der Hand.

Obschon nun in früheren Zeiten Religion im Vordergrund der geistigen Interessen der Menschen gestanden hat, und religiöse Gelehrsamkeit bei den Gebildeten etwa den Platz einnahm, den heute sozialwissenschaftliche Kenntnisse einnehmen, so sind doch von eigentlicher Religionsstatistik aus älterer Zeit nur höchst dürftige Spuren vorhanden. Aus zwei naheliegenden Gründen. Einmal hatte man über die Religionen, mit denen man entweder in gar keine persönliche Berührung oder nur in solche bitterer Bekämpfung gekommen war, an und für sich nur sehr unklare und sehr geringe Kenntnisse. Sansovino, der Ende des 16. Jahrhunderts schrieb und den man gewöhnlich erwähnt, wenn man eine Literaturgeschichte der Statistik im älteren Sinne, nämlich der Staatenbeschreibung, gibt, Sansovino spricht in seinen Kapiteln über die Türken, Perser und Ägypter noch gar nicht von deren Religion. Die Missionen der Jesuiten insbesondere erweiterten zwar dann die Kenntnisse auf diesem Gebiete, aber noch Ende des 18. Jahrhunderts verwechselte man Brahminismus und Buddhismus, und die berühmte Enzyklopädie machte aus Brahma einen tonkinesischen Gott.

Sodann aber hatte man keine Volkszählungen, also auch keine Zählungen von Religionsangehörigen. Auf 1000 Millionen hatte Süßmilch die Bevölkerung der Erde 1742, auf 682 Millionen hatte sie Hassel um 1809, auf 437 hatte sie dazwischen Volney geschätzt[1]): so schwankten die Schätzungen in der Steinzeit der Statistik. Doch auch noch vor wenigen Jahrzehnten zeigten die Landkarten leere Flächen von ungeheurer Ausdehnung, ein Zeichen unserer Unkenntnis von Land und Leuten der betreffenden Gebiete.

Zu Ende des 19. Jahrhunderts jedoch versammeln sich in einer Stadt, die von den Wohnsitzen der meisten Erdbewohner durch ein Weltmeer getrennt ist, zu einem Kongresse Abgesandte nahezu aller Religionen, die von irgend welcher Bedeutung in der Kulturgeschichte gewesen sind, und soweit sie die Gefahren der Zeiten überdauert haben. Sie folgen der Einladung eines Komitees und kommen, um dem Programm

[1]) Vergl. Bevölkerungslehre, S. 38.

gemäß, den gegenwärtigen Stand der Religionen in allen Ländern, ihren Einfluß auf Literatur, Kunst, Handel, Regierung, Familienleben darzulegen ... Sie treten zusammen am 11. September 1893 in der Columbia Hall zu Chicago und halten neben einer Reihe öffentlicher gemeinsamer Sitzungen, die — soweit ich wenigstens aus den Protokollen ersehe — ganz friedlich verlaufen sind (es mögen freilich wohl nur die friedlicheren oder diplomatischeren Vertreter gekommen sein), noch 41 besondere Sektionsversammlungen ab.

Trotz alledem: Von Vollkommenheit ist unsere Religionsstatistik auch heute noch ziemlich weit entfernt. Denn wir sind zwar soweit gekommen, etwa 940 Millionen Menschen mehr oder minder exakt auszuzählen, den nicht gezählten Teil der Menschheit werden wir aber immerhin noch auf zirka 620 Millionen, also etwa 40 %, schätzen müssen.[1]) In den nicht gezählten Teil fällt der ganze Islam, so weit er sich nicht unter das Joch des Abendlandes beugt, fällt ferner das ungeheure Reich der Mitte, denn das, was über stattgehabte chinesische Zählungen mehr anekdotisch kursiert, hat noch immer nicht in den Schatz brauchbarer Kenntnisse eingereiht werden können. Ferner zählt man aber auch in den statistischen Ländern nicht alle Einwohner nach ihrer Religionsangehörigkeit aus, und zwar wird dieses nicht der Bequemlichkeit oder der Kostenersparnis wegen unterlassen, sondern zum Teil aus prinzipiellen Gründen. Darüber können wir uns am besten belehren, wenn wir die Protokolle der internationalen statistischen Kongresse durchgehen.[2]) Auf diesen Kongressen ist natürlich auch öfters die Frage erörtert worden, was bei den Volkszählungen alles zu erfragen sei, man hat Schemata von zu eruierenden Punkten aufgestellt; am meisten umstritten war dabei die Opportunität der Frage „G" eines solchen Schemas, der „Gretchenfrage": „Nun sag', wie hast du's mit der Religion?" Die Kongresse zu Brüssel (1853), London (1863) und Paris 1872) haben sich zwar schließlich für ihre Vorlegung entschieden, doch sind Bedenken gegen sie niemals verstummt.[3]) In einer stattlichen

[1]) Vergl. Bevölkerungslehre, S. 44.

[2]) Vergl. ibid. S. 73ff.

[3]) Auf dem Londoner Kongreß sagte Legoyt als Berichterstatter der Sektion: „La désignation du culte a donné lieu à une discussion d'une certaine

Reihe von Staaten wird denn auch die Religion auch heute noch nicht erhoben. So nach einer Übersicht von Körösy nicht in Belgien, Frankreich, Großbritannien (in Irland wird sie erhoben), Italien und Portugal. Die englischen Fachstatistiker — ich erwähnte das schon in der Bevölkerungslehre, als von der Technik der Volkszählungen die Rede war — sind vielfach für die Frage, und sie bedauern, daß ihr Land zu der nicht fragenden Minderheit gehört; die englischen Politiker sind indes zunächst dagegen. So sehr man aber auch als Soziologe ihre Abwesenheit bedauern wird, so wird man doch zugeben müssen, daß auch die opponierenden Politiker ihre guten Gründe haben. Ja, wenn auf die Gretchenfrage immer und überall folgen würde: „Du bist ein herzlich guter Mann!", aber dieses scheint nicht stets hinzugedacht, und in einem Lande, in dem eine Kirche eine bevorzugte Stellung einnimmt, dürfte daher die statistische Behandlung der Frage nach der Religionsangehörigkeit eine Nervosität darüber bei der Minderheit wenigstens erklärlich erscheinen lassen.

Bei einer Rundschau darüber, wie groß die Zahl derer ist, die sich zu den einzelnen Religionen bekennen, zeigt sich natürlich, daß wir über die sogen. Heiden am wenigsten unterrichtet sind. Wir meinen hier Heiden im engeren Sinne, denn in einem weiteren Sinne bringen die Missionäre auch Brahministen und Buddhisten bei den Heiden unter, ja rechneten sie früher sogar die Mohammedaner dazu. Also Heiden nicht im Gegensatz zu Christen und Juden, sondern im Sinne der Einteilung der Religionen in Naturreligionen einerseits und Buchreligionen andererseits. Die größten einigermaßen ge-

---

importance; plusieurs membres de la section ont en effet pensé que la demande de ce renseignement était de nature de soulever de vives suspectibilités au sein des familles, et à frapper le census tout entier d'une sorte d'impopularité essentiellement défavorable à l'exactitude de l'ensemble de ses résultats." Auf dem Petersburger Kongresse sagte Snow (Union): „On rencontrerait certainement beaucoup de personnes qui ne voudraient pas répondre à cette question." Und Altmeister Queteiet: „En Belgique nous avons rencontré bon nombre de personnes, qui se sont formellement refusées de répondre parcequ'elles ont considéré la question comme indiscrète... Les cas ont été nombreux notamment à Bruxelles et à Liège. 1889 sprach beim Institut international zu Paris Bertillon für, Wreden gegen die Erhebung der Religionen.

zählten Mengen haben wir im englischen Indien mit 8584148 (1901). Die amerikanische Union hat 1900 in den sogen. Reservationen und dem Indianerterritorium 270544 Indianer gezählt, die freilich keineswegs alle Heiden sind, wie dann auch in dem Indianerterritorium über 300 Kirchen ermittelt wurden [in Kanada gab es nach einem offiziellen Bericht im Jahre 1903 108233 Indianer]; in Südamerika sind die wilden Indianer noch nirgends gezählt worden. Die australischen Kolonien zählen meist nur die ansässigen, zivilisierteren Eingeborenen. Für die Schätzung der Gesamtzahl der sogen. Heiden, namentlich auch für die afrikanische Hauptmasse, ist sonach vorerst im wesentlichen noch nicht der amtliche Statistiker die Quelle, sondern der Reisende, der Geograph, der Ethnograph, und man wird, wenn man sich eine Gesamtvorstellung machen will, nur ungefähr soviel sagen können, daß nach Abzug der gezählten und geschätzten Anhänger der Buchreligionen von der Gesamtzahl der gezählten und geschätzten Erdbewohner für die Heiden etwa 118 Millionen übrig bleiben.[1])

Wie sich die Zahl der Heiden gegen Ende des 19. Jahrhunderts zu der Einwohnerzahl der verschiedenen Länder verhält, zeigt die nachstehende Übersicht:

	Auf je 1000 Einw. kommen Heiden
Europa:	
Rußland (1886)	3
Eigentliches Rußland	4
Asien:	
Korea	100
Vorderindien und Ceylon	48
Japan	350
Hinterindien	470
Eigentliches China	700
Mandschurei	857
Ostindische Inseln	45
Sibirien	25
Russ. Zentralasien	4
Russ. Kaukasien	1

[1]) Nach Fournier de Flaix im Bull. de l'Inst. int. de Stat. IV, 2 et 3 livre. Rome 1890, S. 125 ff.; und ungefähr 188,5 Millionen auf Grund der Zellerschen Statistik (s. S. 437 u. 442).

Afrika:	Auf je 1000 Einw. kommen Heiden
Sambesigebiete und portugiesische Besitzungen	984
Äquatorialgebiete	890
Britisch-Südafrika	816
Südafrikanische Republik	800
Oranjefreistaat	642
Abessinien, Somali- und Gallaländer, Britisch- und Italienisch-Ostafrika	600
Ober-Guinea und Westlicher Sudan	585
Mittlerer Sudan	500
Madagaskar	307
Sahara	100
Inseln im Indischen Ozean	50
Inseln im Atlantischen Ozean	13
Amerika:	
Mexiko (1890)	5
Zentralamerika nebst Britisch-Honduras	5
Ecuador, Guayana, Kolumbien, Venezuela	25
La Plata-Staaten	30
Bolivia, Chile und Peru	25
Haïti, Domin. Republik, Französisch- und Spanisch-Westindien	42
Brasilien (1888)	90
Britisch-Nordamerika (1891)	20
Vereinigte Staaten (1890)	4
Britisch-Westindien	96
Grönland	200
Australien:	
Südaustralien und Nordterritorium	35
Neuseeland	41
Tasmania	27
Victoria	25
Neusüdwales	2
Westaustralien	30
Queensland	88
Ozeanien	600

Auf dem Religionskongreß zu Chicago[1]) hat kein Heide das Wort ergriffen, man sprach nur über sie und zwar nicht allzuviel. Eine um so größere Rolle spielte jene Religion, deren älteste, über dreiundeinhalb Jahrtausende zurückreichende Schriftdenkmäler direkt auf die Naturreligionen hinweisen, der Brahminismus oder Hinduismus. Wie wenig auch seine Vertreter mit freimütigen Äußerungen zurückhielten, so waren sie doch auf dem Kongreß vielfach höchst populäre Persönlichkeiten, die mit großem Beifall empfangen wurden, sobald sie auf der Plattform erschienen. „Die alte Mutter der Religionen — sagte P. C. Mozoomdar — ist noch eine Macht in der Welt, sie ist oft von scheinbarem Tode auferstanden und wird sich in der Zukunft wieder erheben. . . . Wir sind Hindus und werden es immer bleiben." Der Kongreß gab ein außerordentlich lehrreiches — wenn auch nicht gerade zahlenmäßiges — Bild von den Richtungen, die heute im Hinduismus eine Rolle spielen, vornehmlich von der Bedeutung der altklassischen, die in der Welt eine Emanation Gottes erblickt. „Gott im Sinne eines Weltschöpfers ist den Vedas unbekannt, und die höchste Leistung rationalistischen Denkens in Indien ist es, Gott in dem All aller Dinge zu erblicken. Hat die Philosophie eines Kant oder Hegel je mehr zustande bringen können?"[2]) Unter den mehr theistischen Richtungen des Hinduismus ist eine der interessantesten die der Bramo-Somaj, eine von einem Brahminen Rajah Ram Dohan Roy um 1830 gestiftete Sekte, bemerkenswert besonders deswegen, weil sie mit sozialreformatorischem Geiste erfüllt zu sein scheint, namentlich auch das Kastenwesen mildern will. Ihr Stifter soll auch seinerzeit der britischen Regierung bei Abschaffung der Witwenverbrennung eifrig an Hand gegangen sein. Gezählt ist diese Sekte ebensowenig im Besonderen wie die übrigen Sekten des

[1]) Das über diesen Kongreß Mitgeteilte nach: W. R. Houghton; The Parliament of Religions.

[2]) Objektiv hat auch ein christlicher Redner diesen Gedankenkreis gekennzeichnet: „Gott ist eine reine Intelligenz, ein Denker; keine Vorstellung von Väterlichem oder Vorhersehendem verbindet sich mit ihm, nichts ist durch seine Macht geschaffen, sondern alles aus ihm ausgeströmt wie Funken aus dem Feuer. Während darum zwischen Gott und dem Andächtigen die größte Affinität besteht, die in Identität übergehen kann, besteht kein Band der Sympathie zwischen ihnen."

Hinduismus. Die britische Statistik von 1901 sagt uns nur, daß die Gesamtzahl der Anhänger des Hinduismus 207 147 026 betragen habe: also etwa 71,5% der Bevölkerung Indiens, die sich nach dem Zensus von 1901 auf 294,4 Millionen beläuft. Dem Hinduismus am nächsten stehen von den gezählten Religionen vielleicht noch die Jains. „Ich vertrete den Jainismus — sagte der Bombayer Rechtsanwalt Virchand A. Ghandi — eine Religion, älter als der Buddhismus, ihm gleich in seiner Ethik, aber abweichend von seiner Psychologie, eine Religion, die von 1 500 000 der friedlichsten und gesetzestreuesten Bürger Indiens befolgt wird." Der Rechtsanwalt kannte seine Statistik: 1891 waren 1 416 638 Jains gezählt worden, 1901 etwas weniger: 1 334 148. Auch die Jains erkennen kein extramundanes Wesen als Weltschöpfer und Regierer an; sie hängen — nach ihrem Vertreter zu urteilen — eifrig an der Lehre von der Wiedergeburt. Das Problem der Ungerechtigkeit und des Unglücks in der Welt kann nur durch die Lehre von der Wiedergeburt und dem Karma gelöst werden, meinte der Rechtsanwalt.[1])

Aus dem Brahminismus hat sich der Buddhismus herausentwickelt, so genannt nach Buddha — das ist der Erweckte — dem Königssohn Siddârtha aus dem Geschlecht der Çakja, das im nördlichen Indien im 7. vorchristlichen Jahrhunderte herrschte. „Ich bringe — sprach auf dem Chicagoer Kongresse ein Priester aus Ceylon — die Grüße von 475 Millionen Buddhisten, Anhängern des Systems, das Asien milde gemacht hat und das heute im 24. Jahrhundert seines Bestehens die überwiegende Religion auf diesem Kontinente ist." „Als ich das Programm dieses Kongresses las — so fuhr er fort — sah ich, daß er bloß ein Wiederhall dessen war, was die indischen Buddhisten vor mehr als zwei Jahrtausenden vollbracht haben. damals hielt Asoka, der große Kaiser, eine Versammlung von Gelehrten ab und sandte die milden Schüler Buddhas über den Himalaya nach den entlegenen, schönen Inseln der aufgehenden Sonne."

Wenn wir die Zahlen des buddhistischen Priesters nach-

[1]) Der Verfasser eines der bekanntesten und größten Werke über Indien, Hunter, sagt von den Jains: „Ihre Barmherzigkeit ist grenzenlos, sie sind die hauptsächlichsten Unterstützer der Tierspitale, welche die buddhistische Tierfreundlichkeit in vielen indischen Städten zurückgelassen hat."

prüfen wollen, so kommt uns zunächst wieder die englische Statistik zu Hilfe. Sie zeigt uns freilich, daß es im eigentlichen Indien für die Buddhisten nicht mehr viel zu zählen gibt. Unter den 294,4 Millionen Indiern sind nach der Zählung von 1901 nur 9476759 Buddhisten, von denen 9184121 in Birma, alo in Hinterindien, leben. Im ganzen eigentlichen Vorderindien ist der Buddhismus durch den Brahminismus, den er schon fast völlig überwunden hatte, wieder verdrängt worden, mit Recht — wie uns der jetzt so propagierte Gobineau glaubhaft machen will — weil er sich auf die Schwachen und Vielen stützte und dem Kastenwesen abhold war.

Zu diesen 9,5 Millionen Buddhisten treten zunächst 2141599 auf Ceylon (1901), dann etwa 6 Millionen in Siam, 16—17 Millionen im französischen Hinterindien und zirka 6,5 Millionen in Tibet, zusammen also etwa 40 Millionen, womit wir aber noch weit entfernt sind von den zwischen 150 und 500 Millionen schwankenden Schätzungen. Woher die außerordentliche Unsicherheit über den Rest? Sie rührt zunächst aus unserer Unbekanntschaft mit der Größe der Bevölkerung Chinas überhaupt her und weiter daher, daß die Angehörigkeit zu einer Religionsgenossenschaft in diesem Lande offenbar nichts so Abgegrenztes ist wie bei uns, und daß viele das ihnen gut scheinende da nehmen, wo sie es finden; wie man sich etwa bei uns ja auch nicht gerade notwendig auf eine einzige Philosophie einschwören muß. Daß dem so sei, wird von verschiedenen Seiten bezeugt, und nicht ohne Bitterkeit schildern die Freunde der Mission den herrschenden Zustand folgendermaßen: „Die Chinesen werden als Konfuzianer geboren, leben als Taoisten und sterben als Buddhisten. Sie sind praktische Religionseklektiker. Alle verehren den Konfuzius und huldigen dem Ahnendienst; alle nehmen ihre Zuflucht zu den magischen Künsten und den Firlefanzereien der Taoisten, und fast alle befehlen im Tode ihre Seele dem Buddhapriester, lassen Seelenmessen lesen und gebrauchen das buddhistische Begräbniszeremoniell. Der Höfliche sagt zu dem Andersgläubigen, und der Aufgeklärte, der überhaupt nicht mehr glaubt, wiederholt es: Die drei Lehren kommen auf eins hinaus."

Gegenwärtig herrscht die Tendenz, namentlich auf die Autorität des Sanskritforschers Sir Monier Williams hin, dem

Konfuzianismus und dem Ahnenkukt das größere Feld zuzuschreiben und dem des Buddhismus in China eine geringere Ausdehnung zu geben. Eigentümlicherweise fällt es aber auch für das statistisch moderne Japan schwer, die Grenzen des Buddhismus gegen den Shintoismus abzustecken.[1]) Dieser wurde von seinem Vertreter in Chicago ethymologisch erklärt als der Weg zur Gottheit; er sei so alt — meinte er — wie Japan, werde ewig dauern und sei untrennbar von der immerdauernden kaiserlichen Dynastie. Er ist eine Art Ahnenkult. Ausgezählt werden in Japan die außerordentlich zahlreichen Religionsdiener der beiden Kulte und die ebenfalls außerordentlich zahlreichen, meist aber sehr kleinen Tempel. Danach haben Arithmetiker Kettensätze aufzustellen und von den Durchschnitten der zusammengeworfenen Tempel und Priester auf die Zahlen der Bekenner zu kommen versucht. Ein mehr als bedenkliches Experiment, zumal offenbar das einzelne japanische Individuum ebenso wenig wie in China mit all seinen religiösen Lebensäußerungen einem bestimmten Fach zugeteilt werden kann.

Aus grauem Altertum her grüßten in Chicago auch Religionsgenossen modernen Nietzsche-Interesses: Anhänger Zarathustras nämlich, Parsen, die man noch obendrein vergleichsweise recht exakt zu zählen vermag. Denn nur einen kleinen Rest hat der 642 nach Christus siegreich vordringende Mohammedanismus in Persien bis heute bestehen lassen. Man schätzt ihre Zahl in dem Stammland — allerdings sehr unzuverlässig — auf 9000, während die übrigen Anhänger als die Nachkömmlinge geflüchteter Intransigenten in dem statistisch erhellteren englischen Indien wohnen; 1901 zählte man ihrer dort 94190. Sie leben größtenteils in Bombay, Stadt und Provinz, in den Bombaystaaten und in Baroda;[1]) in der Stadt Bombay nehmen sie vielfach sehr angesehene Stellungen ein, und sie wiesen 1891 unter allen Konfessionen die geringste Zahl von Analfabeten auf.

Ihr Vertreter hat sich auf dem Chicagoer Kongreß sehr gegen die Kennzeichnung der Zoroasterschen Theologie als

[1]) [Dem Shintoismus schreibt man in Japan 12 Sekten zu, dem Buddhismus ebensoviele, doch teilen sich diese 12 wieder in 32 verschiedene Bekenntnisse (Statesman's Year-Book 1906, S. 1111.)]

[1]) 78880 in Bombay; 8409 in Baroda.

einer dualistischen verwahrt. Nicht minder gegen die Meinung, daß sie Feueranbeter seien. Nach ihm verehren die Parsen nicht das Feuer als Gott, sondern sie sehen in ihm nur das beste Symbol der Gottheit wegen seiner Reinheit, Helle, Tätigkeit, Feinheit und Unverderblichkeit.

Die Frage, wohin das Judentum dem Alter nach einzureihen wäre, könnte uns einigermaßen auf das berühmte Gebiet des Bibel-Babel-Streites führen und uns mit denen in Konflikt bringen, welche die Lampe der Wissenschaft überall gern hin leuchten lassen, nur nicht in das — eigne Haus.

Jüdische Religionsangehörige finden wir heute überall da, wohin sie seit 2000 Jahren Unternehmungsgeist führte oder Verfolgung sie flüchten ließ und nicht wieder von dannen trieb. In den neuentstandenen Reichen des Mittelalters begegnen wir ihnen so ziemlich überall auf den Territorien des alten römischen Reiches, und in ihnen wohnen sie im großen und ganzen ziemlich ungestört bis in die Zeiten der Kreuzzüge. Dann erfolgt im 12. und 13. Jahrhundert ihre Austreibung aus Frankreich und England, und um die Mitte des 14. Jahrhunderts wandern sie infolge der Massacres zur Zeit des „schwarzen Todes" massenhaft nach Polen aus. Mit dem Sieg des Christentums über die Araber in Spanien beginnt ihre Vertreibung aus diesem Lande, und ihre Flucht nach Nordafrika und in die Türkei, während die Austreibung aus Portugal und die fortdauernde Verfolgung der Scheinchristen in Spanien, viele Juden nach den Niederlanden auswandern läßt. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts veranlaßt der Aufstand des Kosakenhetmanns Chmielniecki blutige Judenverfolgungen, was ein Abströmen jüdischer Massen nach Palästina zur Folge hat. In der neuesten Zeit dann Verfolgungen, Maßregelungen und Unterdrückungen in Rußland und Rumänien: die dadurch verursachte jüdische Auswanderung wendet sich nach England, den Vereinigten Staaten und Argentinien.

Die heutige Statistik gibt uns die zuverlässigsten Auskünfte über diese Juden Mitteleuropas: Man zählte 1900 im Deutschen Reiche: 586833; in Österreich-Ungarn: 2076277 Juden. Nach Westen und weiter nach Osten hin werden unsere Daten zweifelhafter; dort, weil man in Großbritannien und Frankreich bei Volkszählungen nach der Religion nicht fragt, hier, weil die

erstmalige allgemeine Volkszählung von 1897 in Rußland noch viel zu wünschen übrig läßt. Diese ergab 5215805, eine Zahl, die über die früheren Annahmen erheblich hinausgeht. In Rumänien wurden 1899: 266659, in Serbien 1901: 5729 Juden ermittelt. Holland zählte 1899 zirka 104000, Italien 1901: 35617. Englische Statistiker schätzen die Zahl der dortigen Juden auf 120000 [St. Y.-B. von 1907: 200000], für Frankreich nimmt man 50—60000 an. Im ganzen kommt man für Europa ohne die Türkei auf 8½—9000000 Juden. In den Vereinigten Staaten hat man 1890: 130496 Mitglieder jüdischer Gemeinden gezählt, was mindestens 400000 Köpfe bedeutet, da unter jenen in der Regel nur Erwachsene gemeint sind. [Für 1900 wird eine „Jewish Population" von 1043804 Personen angegeben. (St. Y.-B. von 1907).] Interessant würde es auch sein, genaue Nachrichten über die Zahl der Juden in Nordafrika und in der Türkei zu erhalten; die Angaben darüber: Asiatische Türkei 500000, Algier 57000, Tunis 60000 und Marokko 150000 sind zum Teil ganz unzuverlässig; glaubwürdiger sind die über Ägypten, wo man 1897: 25200 Juden gezählt hat. Alles in allem: Die Richtigkeit der russischen Zählung vorausgesetzt, dürfte eine neuere Gesamtschätzung, die auf 10860000 kommt, schwerlich übertrieben sein.[1])

Für die ältesten christlichen Kirchen wollten in Chicago die morgenländischen gehalten sein. „Sicherlich — sagte der Erzbischof von Zante — sind die ersten christlichen Kirchen in Kleinasien, Ägypten und Assyrien gegründet worden. . . . Die Apostel predigten und schrieben griechisch. . . ." Noch weiter gehend äußerte sich der Vertreter der armenischen Kirche: „Wir grüßen Euch im Namen von Tigris und Euphrat, die den Garten Eden bewässerten, im Namen des Ararat . . . und im Namen unserer Kirche, die fast schon zur Zeit Christi bestand. . . ."

In den verschiedenen morgenländischen Kirchen steht man einem dogmatisch sehr gleichartigen Vorstellungskreise gegenüber; die Verschiedenheit liegt wesentlich in der Verfassung begründet. Die absoluteste ist die russische, freier die griechische im engeren Sinne, am freiesten die armenische. „Einen

[1]) Zeller: Vergleichende Religionsstatistik der Erde (Allgem. Missionszeitschrift, 30. Jahrg., 1903).

Ruhmestitel unserer Kirche — sagte ihr Vertreter — macht ihr demokratischer Geist aus. . . . Bei uns sind die Sitze der Kirchen nicht käuflich, wie in so vielen zivilisierten Ländern. . . . Unsere Geistlichen gehen aus Wahlen hervor und sind die Diener und nicht die Herren der Kirche. . . ." Mehr allerdings als das hat wohl zu ihrer Erhaltung inmitten Umwerbung durch Katholizismus, Protestantismus und Orthodoxie der Umstand beigetragen, daß in ihr das eine hart bedrängte Nation zusammenhaltende Band gesehen werden darf.

Nach einer von türkischen Behörden im Jahre 1896 vorgenommenen Ermittlung, soll die armenische Bevölkerung Kleinasiens damals 962700 betragen haben, nach anderen Quellen —Statesman's Year-Book — werden die Armenier in Kleinasien auf 576200, in Armenien auf 480700 geschätzt. Cuinet[1]) nimmt für Türkisch-Armenien, Kurdistan, Kleinasien und die Inseln insgesamt 1144000 an. Wenn freilich die „Statistik" von Lepsius[1]) stimmen sollte, der zufolge man die Zahl der Opfer der armenischen Massacres unter „Hinzurechnung all der Tausende, die in den noch nicht registrierten Dörfern erschlagen, auf der Flucht verschollen, an Hunger gestorben, Seuchen erlegen sind und unter dem Schnee des Winters in den Bergen begraben wurden", mit 100000 noch zu niedrig berechnet, dann dürfte die armenische Bevölkerung seither im wahren Sinne des Wortes dezimiert worden sein.

[Über die Zahl der Anhänger der griechisch-orthodoxen Kirche, speziell auch der russischen, sind wir in der Hauptsache durch Zählungen wenigstens annähernd orientiert.[2]) Ermittelt wurden:

Orthodoxe	in	Rußland (1897) . . .	87123604
„	„	Rumänien (1899) . .	5451787
„	„	Serbien (1900) . . .	2460500
„	„	Griechenland (1889) .	1902386
„	„	Bulgarien (1900) . .	3020840

Dagegen sind über die Zahl der Griechisch-Orthodoxen in der europäischen Türkei einigermaßen zuverlässige Daten kaum zu erhalten.]

[1]) La Turquie d'Asie (Paris 1891/8).
[2]) Lepsius; Armenien und Europa (Berlin 1897), S. 390.
[3]) [Nach Statesman's Year-Book.]

Die Zahl der Römisch-Katholischen hat Fournier de Flaix auf ungefähr 231 Millionen — bei der von ihm angenommenen Gesamtbevölkerung von 1425 Millionen also 16,2% — berechnet; ich rechne um das Jahr 1900 für Europa ungefähr 172 Millionen. Außerhalb Europas finden wir den Katholizismus besonders dort, wo katholische Völker kolonisierend aufgetreten sind: in Mittel- und Südamerika, in Kanada, in den portugiesischen Niederlassungen von Hinterindien, in Ozeanien.

Nach den morgenländischen Kirchen und der römisch-katholischen tritt von deren Entzweiungen profitierend der Islam auf den Plan, eine der statistischen Durchleuchtung nach allen Richtungen recht abholde Gemeinschaft. Vielleicht ist etwas Wahres an der von mohammedanischer Seite aufgestellten Behauptung, daß die Art der Zivilisation, die heute unter den oberen Klassen der Moslemin herrsche und die auf Reinheit der Sitten und Bruderliebe gegründet sei, daß diese Zivilisation einen Grad von Zufriedenheit hervorbringe, den man im Tumult westlichen Lebens vermisse. Aber nicht minder wahr ist, daß zu dieser Ruhe auch die Geschlossenheit der Pforten des mohammedanischen Hauses beiträgt, über dessen Schwelle kein Zähler dringt. Erwähnen wir daher nur, daß der englisch-indische Zensus (1901) etwa 62,5 Millionen Mohammedaner ermittelt hat, von denen mehr als die Hälfte in Bengalen wohnen, daß in Rußland 1897 knapp 14 Millionen und in Ägypten im gleichen Jahre 8977702 gezählt worden sind und daß die Zahl der in Österreich-Ungarn und in Bulgarien lebenden Mohammedaner 548632 (1895) resp. 643253 (1900) betrug. Im ganzen rechnete Fournier de Flaix 176 Millionen, soviel rechnet auch heute noch Zeller, während H. Wagner unter Berücksichtigung der Fortschritte des Islam im westlichen Sudan und mit Ansetzung einer viel höheren Zahl für China auf 245 Millionen kommt.

Die Anhänger des Islams zerfallen in zwei Hauptrichtungen: die Sunniten — die große Mehrzahl, die Schiiten — die Minderzahl. Zählbarer als beide ist die kleine aber interessante Schar der Sikhs, eine von dem Hindu Baba Nanak um 1496 gestiftete Sekte; nach dem englisch-indischen Zensus von 1901 beträgt ihre Zahl: 2195339; sie wohnen großenteils im Punjab. Ihre Religion scheint nach neueren Forschungen eine Verbindung

von Mohammedanismus und Hinduismus zu sein. Eine hübsche Legende darüber wird im Sinne einer Mahnung zur Eintracht zwischen den beiden Glaubensparteien gedeutet. Vor etwa 200 Jahren suchte ein Nachfolger dieses Nanak — der Priester Guru Govind Singh — das Kastenwesen zu bekämpfen, allein die Bestrebungen der Sikhs sind in dieser Richtung ebenso erfolglos geblieben wie die der Buddhisten.

Betrachtungen über die Verbreitung der Protestanten führen uns in die Länder fortgeschrittenster Zivilisation, modernsten Kulturlebens, eifrig betriebener Statistik, aber damit auch in jenen Kreis von Ländern, die ängstlich auf Gewissensfreiheit bedacht und eben darum — wie ich schon erwähnte — nicht ohne weiteres gewillt sind, sich die Frage nach der Religion bei dem Zensus vorlegen zu lassen. Im großen und ganzen schätzt man die Zahl der Protestanten der ganzen Erde auf etwa 160 Millionen, zerfallend in die verschiedensten Sekten und Richtungen, wie sie sich anfangs über theologische Differenzen gebildet haben, namentlich in bezug auf die Lehren von der Prädestination, der Gnadenwahl, der Bedeutung des Abendmahls. Wie sie sich ferner gebildet haben aus Differenzen über die Kirchenverfassung, ob Episkopalsystem oder Presbyterialsystem, und endlich — wir denken hierbei besonders an die Vereinigten Staaten — aus Rassenunterschieden und aus persönlichen Uneinigkeiten.

In Deutschland haben wir, wenn wir von dem Protestantismus reden, gewöhnlich nur Lutheraner und Reformierte im Sinn oder wie sie von der amtlichen Statistik bezeichnet werden: „Evangelische Christen". Reformierte und Lutheraner teilen sich auch in ihrer Herrschaft über Skandinavien, Holland und die protestantische Schweiz, während die unendliche Vielfältigkeit der Richtungen sich im wesentlichen in England entwickelt hat und dann durch Flüchtige und Verfolgte in die neuen Welten hinübergetragen worden ist, dort sich immer weiter differenzierend. In England im engeren Sinn hat man — etwa für 1900 — die Kommunikanten der englischen Hochkirche auf 1974629 geschätzt, daneben aber die von 17 der wichtigeren anderen protestantischen Richtungen auf 1910302, unter diesen an erster Stelle die Methodisten mit rund 1000000. Gegründet um 1729 von John Wesley

unter Mitwirkung gleichgesinnter Oxforder Studenten hat der Methodismus schon ganz früh in Nordamerika Propaganda gemacht, und heute rühmt er sich dort unter den protestantischen Sekten der weitaus größten Anhängerschaft. Namentlich dürfte er unter niederen Volksschichten stark verbreitet sein, da er sich — wie der bekannte deutsche Kirchenhistoriker Hase anerkennt — des armen vernachlässigten Volkes immer besonders angenommen hat. Nach dem Statesman's Year-Book zählte er 1900 5809516 Kommunikanten, was auf eine Anhängerschaft von mehr als einem Viertel der Gesamtbevölkerung schließen läßt. Auch ein erheblicher Teil der Protestanten in Australien bekennt sich zum Methodismus, doch treten dort seine Anhänger hinter die der Hochkirche sehr zurück. Unter sich gespalten ist der Methodismus in der Union in nicht weniger als 17 Zweige. Gleich nach den Methodisten folgen in den Vereinigten Staaten die Baptisten mit 4443628 Kommunikanten (1900), in England wiesen sie im gleichen Jahre 346083 Kommunikanten auf. Auf dem Chicagoer Kongreß rühmten sie sich ihrer Förderung erzieherischer Zwecke und wiesen stolz darauf hin, daß Milton, Abraham Lincoln und Carey Baptisten gewesen seien. Der amerikanische Zensus von 1900 weiß von 13 Baptistensekten zu berichten: reguläre, nördliche, südliche und farbige; allgemeine, besondere und unierte; Baptisten der 6 Prinzipien, Baptisten des 7. Tages — die den Samstag statt des Sonntags feiern — primitive Baptisten, die den freien Willen lehren — deren gibt es 2 Gattungen — und endlich extrem prädestinarische Baptisten mit dem ausführlichen Namen: „Old-Two-Seed-In-The-Spirit-Predestinarian", also Leute, die der Ansicht sind, daß zwei Arten von Saatkörnern ausgestreut sind, die des Guten und die des Bösen, die nach Vorherbestimmung aufsprießen und zum ewigen Leben oder zum ewigen Tode führen. Einige Baptisten hatten auch — das sei in diesem Zusammenhang noch erwähnt — den Widerstand gegen den Sklavenhandel unter die Religionspflichten aufgenommen. . . . Die Baptisten stammen von den alten englischen Independenten ab, die um 1900 im eigentlichen England noch 398741 und in den Vereinigten Staaten 628234 Kommunikanten zählten.

Alles in allem ließen sich in der Union nach dem Zensus von 1890 zirka 100 verschiedene protestantische Sekten und

überhaupt 143 „Denominations“ [1900: 153] aufzählen.[1]) Wir wollen uns hüten, diesen Details weiter zu folgen, allein wir konnten auch nicht einfach an ihnen vorübergehen, da eine Verwischung all dieser Bildungen und ihre Unterbringung unter wenigen allgemeinen Namen nur öde Zahlen und ein lebensunwahres Schema zu bieten vermag. Immerhin sei es jetzt davon genug, und nur noch einiges möge über den Bestand der deutsch-katholischen und freireligiösen Gemeinden angegeben werden, die in Deutschland infolge des mutigen Vorgehens von Johannes Ronge, Uhlich und Wislicenus seit 1844 entstanden sind, sowie über jene Richtungen, die hinter den allgemeinen Bezeichnungen: „Andere Christen“ oder „ohne Angabe des Religionsbekenntnisses“ (Reichsstatistik) oder „Dissidenten“ (preußische Statistik) oder „Personen unbestimmter Angabe“ (Berliner Statistik) so oft verborgen bleiben. Deutsch-Katholiken gab es nach der preußischen Statistik von 1895 in Preußen 1157, freireligiöse 8341, Dissidenten — worunter auch die Konfessionslosen — 27656; die deutsch-katholischen und freireligiösen Gemeinden Süddeutschlands hatten nach ihrem Jahresbericht von 1901 7741 Mitglieder; in Sachsen gab es 1900 2025 Deutsch-Katholiken. Sehr interessant ist das Detail über die 790 sogen. Unbestimmten in Berlin. Es waren das: 615 „ohne Religion“, 122 Atheisten oder Pantheisten, 13 Humanisten, 12 Theosophen, 9 Spiritisten und Spiritualisten, ferner gab es Universalisten, Freidenker, Theisten, Agnostiker, ethische Gesellschaft, Gesellschaft der Freunde, Cogitant, Freigeist, Kosmit, Neosand, Proselyt, Positivismus.

[Fassen wir die Hauptzahlen noch einmal kurz zusammen; dann haben wir nach Zeller, der die Zahl aller Erdbewohner auf 1544510000 schätzt:

534940000 Christen,
10860000 Juden,
175290000 Mohammedaner,
300000000 Anhänger des Confucius,
214000000 Brahmanen,
121000000 Buddhisten.

1356090000. Für die Heiden bleiben also: 188420000.]

[1]) „Besides 150 or more congregations which are independent or unassociated with any church“ (Carroll bei Houghton, a. a. O.).

Soviel über das, was man den Stand der Religionen nennen kann. Man spricht nun aber auch noch — so wie man in der Bevölkerungsstatistik von einem Stand und einer Bewegung der Bevölkerung spricht — von einer Bewegung der Religionen. Und man versteht darunter die Ab- und Zunahme der Bekennerzahl der einzelnen Kulten, sei es dadurch, daß in die eine Religion mehr Menschen hineingeboren werden als in die andere — größere Fruchtbarkeit — oder mehr Menschen in ihr sterben — größere Sterblichkeit — sei es dadurch, daß die Anhänger eines Kults aus Überzeugung oder um äußerer Vorteile willen oder der Gewalt gehorchend aus einer Konfession in die andere übertreten. In der Tat muß ja auch für die Lebenskräftigkeit der heute bestehenden Religionen diese Bewegung bezeichnender sein als der von Jahrhunderten her überkommene Stand. Mit solchen Betrachtungen über die Bewegung der Religionen verbindet man häufig auch noch Untersuchungen über die Symptome, die etwas über die stärkere oder schwächere innere Zugehörigkeit eines Menschen zu der Religion aussagen, in die er durch Zufall hineingeboren worden ist, Untersuchungen, die allerdings nicht selten inquisitorische Velleitäten aufweisen.

III. Vorlesung.

Was wir bisher nach statistischer Methode über die Verbreitung der Religionen mitteilen konnten, war zunächst nur die gezählte oder geschätzte Zahl derer, die auf eine einmal abgegebene Erklärung oder auf einen Akt ihrer Eltern oder gar bloß auf ihre Geburt hin dieser oder jener zu einem bestimmten Lehrsystem sich bekennenden Vereinigung zugerechnet werden. Indes es ist verständlich, daß die Moralstatistiker sich damit vielfach nicht begnügt sondern sich weiter danach umgesehen haben, wie weit die auf so äußerliche Merkmale hin Gezählten auch innerlich als Befolger jener Systeme angesehen werden dürfen.

Nun geben aber in Beziehung auf wesentliche Punkte der Moral die meisten Religionen glücklicherweise gleiche Vorschriften: man ist daher in diesem Zusammenhange der Betrachtung begreiflicherweise dahin gelangt, mehr nach besonderen Glaubenshandlungen zu forschen als nach solchen Handlungen, in denen sich nach Meinung vieler die echte Religion am meisten bekundet. Man untersucht daher für religionsstatistische Zwecke — von speziellen Untersuchungen abgesehen — im allgemeinen die sogen. Kirchlichkeit, während man den Zusammenhang zwischen moralischem Tun und Religionszugehörigkeit anderen, von jenem Tun ausgehenden Betrachtungen vorbehält. Derartige Kirchlichkeitsziffern wären natürlich für alle Religionen denkbar, wobei oft genug hier kirchlich wäre, was dort als unkirchlich gilt. Allein es erklärt sich aus der geographisch sehr verschiedenen Verbreitung statistischen Wollens und Könnens — außer anderen in Machtverhältnissen liegenden Ursachen — daß uns als Kirchlichkeitsziffern eigentlich nur Daten über die Religionsgemeinschaften abendländischer Kultur bekannt sind. Selbstverständlich haben aber auch diese nur dann einen Sinn, wenn die betreffenden religiösen Handlungen freiwillige sind, ja sie

sind überhaupt nur unter dieser Bedingung denkbar. Für Rußland z. B. könnte die kirchliche Trauung, da es eine obligatorische Ziviltrauung nicht gibt, auch heute noch keine „Kirchlichkeitsziffer" abgeben, sie konnte es auch in Deutschland vom 17. bis zum 19. Jahrhundert nur in beschränktem Grade, weniger jedenfalls als vor dem Tridentinum, denn bekanntlich hat erst dieses bei Strafe der Nichtigkeit die Erklärung des weltlichen Konsenses vor dem Pfarrer und vor zwei oder drei Zeugen vorgeschrieben.

Man hat nun auf dem Gebiete der Kirchlichkeitsziffern sehr weitgehende Forderungen aufgestellt: Durch Komitees kirchlicher Statistik soll nicht nur in jeder Gemeinde mit numerischer Bestimmtheit die Frequenz des Gottesdienstes festgestellt werden, es sollen auch im Anschluß daran Aufstellungen gemacht werden über Geschlecht, Alter und Beruf der Kirchenbesucher; ferner über Sonntags- und Festtagsheiligung, über häusliche Frömmigkeit, über Teilnahme an Beichte und Kommunion, Armenpflege usw.[1]) Solange sich indes eine solch' umfangreiche Kontrolle in methodischer Weise nicht durchführen läßt, müssen wir uns — wie ich glaube — mit Feststellung der „Kirchlichkeitsziffern" begnügen, wie sie z. B. von Ritter in Hamburg und mit einiger Modifikation von E. Hülle in Berlin vorgeschlagen und bereits für eine Reihe von Jahren berechnet worden ist.

Man geht — wenigstens zunächst — nicht so weit, wie Öttingen es gern gesehen hätte. Dabei werden die betreffenden Daten in der Regel von den geistlichen Behörden geliefert, also nicht etwa vom Staate selbst erhoben. Behandelte Kapitel sind das Verhältnis der Taufen zu den Geborenen, die Zahl der Konfirmanden, der Kommunikanten, die relative Inanspruchnahme geistlicher Mitwirkung bei Trauung und Beerdigung, die Zahl der Kirchen, die Zahl der Sitzplätze in ihnen, die Zahl der geistlichen Funktionäre. Die meisten Daten hierüber liegen uns von den zum Protestantismus im weitesten Sinne gehörenden Gemeinschaften vor; viel weniger Daten liefert das Judentum, am wenigsten der Katholizismus.

Beispielshalber seien einige Ziffern mitgeteilt: Nach der Preußischen Statistik[2]) wurden im Jahre 1900 in rein evange-

[1]) Öttingen, Moralstatistik (3. Aufl.. S. 623). [2]) Heft 169.

lischen Ehen von je 100 Lebendgeborenen getauft 97,35%; von je 100 Lebendgeborenen aus evangelischen Mischehen 94,89% und von je 100 unehelichen Kindern evangelischer Mütter 85,95%. In Berlin wurden — ebenfalls nach der Preußischen Statistik — auf je 100 Lebendgeborene in rein evangelischen Ehen 93,54 getauft; in evangelischen Mischehen 102,38 (!) und auf je 100 uneheliche Kinder evangelischer Mütter 65,78%.

Unter den hier mitgeteilten Ziffern kam, wie wir eben hörten, einmal die Zahl 102,38 vor — in diesem Falle gäbe es demnach mehr Getaufte als Geborene. Das zeigt uns gleich den Haken, der in diesen Taufberechnungen verborgen liegt und führt uns auf Schwierigkeiten, die zu besiegen allerdings sehr umständlich sein würde. Die Getauften in einem gegebenen Jahre sind ja nicht alle in dem gleichen Jahre geboren, und man vergleicht daher zwei Größen, die nicht ohne weiteres etwas miteinander zu tun haben. Um die Sache drastisch klar zu machen: In einem Baptistenstaate würden die Getauften eines Jahres nicht mit den Geborenen dieses Jahres, sondern mit den vor etwa 14 Jahren Geborenen verglichen werden müssen, da ja die Baptisten bekanntlich erst im 15. Jahre die Taufe empfangen. Baptisten gibt es nun zwar wenige in Deutschland, trotzdem sind aber doch unter den 37556 im Jahre 1899 in Berlin innerhalb der evangelischen Landeskirche Getauften 149 gewesen, die über 14 Jahre alt waren und 6568 — also etwa 17,5% — die 1—14 Jahre alt waren.

Eine korrekte Berechnung müßte daher von einer bestimmten Anzahl in einer bestimmten Religionsgemeinschaft Geborener ausgehen, diese in ihrem Lebenslauf statistisch verfolgen und dabei die, welche sterben, streichen; ebenso die aus einem Orte Auswandernden. Danach erst könnte sie zusehen, wieviele von denen, die eine bestimmte Altersstufe erreicht haben, bis dahin die Taufe empfangen hätten oder ungetauft geblieben wären. Zu solchen Berechnungen fehlt es aber an einigen der erforderlichen Daten. Einen Versuch in dieser Richtung hat Boeckh unternommen, der mit vieler Mühe herausgebracht hat — immerhin noch unter Zuhilfenahme einiger Konjekturen — daß in Berlin unter 36073 für die Landeskirche in Betracht kommenden Kindern, die im Jahre 1899 einen Monat

alt wurden, 12,04% getauft gewesen sein dürften; unter 32737, die 1/4 Jahr alt wurden, 43,03% und unter 28205 Kindern, die das Alter von 1 Jahr erreichten, 90,60%.

Etwas einfacher gestaltet sich die Sache bei den Trauungen, da die Anzahl der verspäteten kirchlichen Trauungen eine sehr erheblich geringere ist als die der verspäteten Taufen. Auch hier mögen als Beispiel die Ziffern für Berlin und Preußen dienen:

In Preußen entfielen im Jahre 1900 auf je 100 bürgerliche Eheschließungen bei rein evangelischen Paaren — innerhalb der preußischen Landeskirche — 93,45 kirchliche Trauungen und auf je 100 Eheschließungen der evangelischen Mischpaare 91,69. In Berlin im Jahre 1900 bei rein evangelischen Paaren 66,1 und bei evangelischen Mischpaaren 61,75. Geht man vergleichend zurück, so findet man, daß das Verhältnis der kirchlichen Trauungen zu den bürgerlichen Eheschließungen vom Ende der 70er Jahre an allenthalben gewachsen ist, nachdem es um die Zeit der Einführung des Gesetzes über die Beurkundung des Personenstandes (1875 und 1876) seinen Tiefstand erreicht hatte, daß überhaupt sämtliche sogenannte Kirchlichkeitsziffern seitdem gestiegen sind. Wir hätten das schon vorhin, gelegentlich der Besprechung der Taufen erwähnen können, doch wurde davon wegen der gedachten geringeren Exaktheit der Verhältniszahlen Abstand genommen. Besonders bemerkenswert ist die Steigerung der Trauungsziffer bei den evangelischen Gemeinden in Berlin. Sie betrug 1876 z. B. bei evangelischen Paaren 29,95%, bei evangelischen Mischpaaren 24,71%; 1881 war sie auf 46,4% resp. 37,5% gestiegen. Nach 1882 hin ein großer Sprung auf 58,15 bezw. 56,41%; 1900 die schon erwähnten Daten.[1])

Über die Mitwirkung der Geistlichkeit bei Beerdigungen liegen folgende Beobachtungen vor. Sie wurde in Berlin innerhalb der Landeskirche in Anspruch genommen 1898 bei 45,2% der Beerdigungen, 1890 bei 32%, in Württemberg innerhalb der Landeskirche in den Jahren 1880/9 durchschnittlich bei 81,4%; im Grossherzogtum Hessen bei den Evangelischen abzüglich der nach Herkommen still beerdigten Kinder im Jahre 1900 bei 98,4%. Weit intensiver als von den Evangelischen der Landes-

[1]) Preuß. Stat., Bd. 169, S. XIV.

kirche wird der Geistliche in Berlin von den Sekten (natürlich nicht von Dissidenten und Freireligiösen) in Anspruch genommen. Begräbnisse ohne geistliche Begleitung bilden bei ihnen eigentlich nur seltene Ausnahmefälle. Das gleiche gilt von dem, was über die Beerdigungen innerhalb der israelitischen Gemeinden Württembergs bekannt ist. Bei 670 Sterbefällen aus den Jahren 1897/1900 sind dort 669 kirchliche Beerdigugen verzeichnet. Einige französische Daten kann man zu diesem Kapitel gleichfalls heranziehen, die insofern ein besonderes Interesse gewähren, als sie gestatten, die Beerdigten einigermaßen nach den Wohlstandsklassen zu unterscheiden, denen sie angehören. Bei den „Services funèbres" werden nämlich 10 Klassen unterschieden, und man findet, daß im großen und ganzen die Beerdigung um so seltener ohne „cérémonie" erfolgt, je höher die Klasse ist. Die 11 Personen (1900) in der obersten Klasse hatten sämtlich „cérémonie", die der untersten „service gratuit" nur in 72,3% der Fälle. Ganz regelmäßig verläuft indes die Kurve nicht; der geringste Prozentsatz findet sich nämlich bei einer mittleren Klasse, der fünften. Nebenbei bemerkt: die Pariser Statistik gibt auch regelmäßig Daten über die Erfüllung eines Brauchs, den man allerdings besser zu den Akten der Pietät als zu den religiösen Handlungen rechnet: über den Besuch den Gräber am 1. und 2. November. Im Jahre 1900 haben in Paris an diesen Tagen 484405 Personen die Friedhöfe betreten. Wenn man bedenkt, daß wohl nur wenige an beiden Tagen gekommen sein werden und wenn man bloß die Altersklassen zwischen 10 und 65 Jahren zum Vergleich heranzieht, die doch eigentlich allein in Frage kommen, so wären das 23,4% der entsprechenden Pariser Bevölkerung.

Speziell für Berlin seien noch die folgenden Kirchlichkeitsziffern mitgeteilt: Die Zahl der Geistlichen der Landeskirche betrug dort im Jahre 1899 : 191 [1905 — 205] gegen 143 im Jahre 1890; die Zahl der Kirchen 57 [64] gegen 43; die Zahl der Sitzplätze 76509 [83756] gegen 52555. Demnach wären 1899 [1905] auf 100 Kommunikanten 34,4 [34,9] Sitzplätze gekommen gegen 27,3 im Jahre 1890.

Hier könnten wir auch einige Daten aus exotischen Gebieten bringen: Wie die Japanische Statistik mitteilt, hat es im Jahre 1899 gegeben:

169 Shintoistische Staatstempel und Tempel hohen Ranges,
56377 Shintoistische große Distriktstempel und Tempel geringen Ranges,
135332 Shintoistische Tempel „situés hors de l'enceinte et n'ayant d'aucune distinction",
71977 Buddhistische Tempel.

Das wären im ganzen 263855 Tempel [denn da St. Y.-B. 1907 im ganzen 72208 buddhistische Tempel aufzählt, so dürften auch in den eben erwähnten 71977 buddhistischen Tempeln die 38035 Tempel „hors de l'enceinte" enthalten sein, was nach der Statistik etwas unklar bleibt; bei den Shintoistischen Tempeln sind die „hors de l'enceinte" sicher extra zu rechnen]. Bei einer Bevölkerung von 43763153 (Ende 1898) wäre also 1 Tempel auf 165,9 Einwohner gekommen, allerdings meist keine Tempel, wie wir sie uns vorzustellen gewöhnt sind. An Priestern werden uns für Ende 1899 aufgezählt 104977 Shintopriester [St. Y.-B. 1907 gibt für 1903 nur 84428 an] und 160798 Buddhistische Priester [116857 „bonze" 1903 nach St. Y.-B. 1907]. Danach wären also bei einer Bevölkerung von 44260604 (Ende 1899) 1 Priester auf 166,5 Personen gekommen.

Kirchlichkeitsziffern auf dem Gebiet des Islam würden bei der Strenggläubigkeit seiner Bekenner — wenn wir solche besäßen — sicher sehr hoch ausfallen, allerdings auch ganz andersartige sein. Eine Differenz zwischen bürgerlichen und kirchlichen Trauungen z. B. gäbe es nicht. Es gibt nur eine Eheschließung vor Zeugen — in der Regel vor dem Kadi, vor dem der Bräutigam und der Vertreter der Braut (nicht diese selbst) erscheinen — und von dem Kadi bezw. von den Zeugen hängt es ab, ob die Trauung einen mehr oder weniger religiösen Charakter erhält. Auch die Zirkumzision scheint — jedenfalls weil sie im Koran eigentlich gar nicht vorgeschrieben ist, sondern auf altem nationalen Herkommen beruht — nicht mit religiösen Gebräuchen verbunden zu sein, hingegen finden sich solche in großer Zahl bei den Beerdigungen. Was die Zahl der Gotteshäuser betrifft, so soll es in der Türkei nach Statesman's Year-Book, das freilich keine Quelle anführt, im Jahre 1900 2120 Moscheen, darunter 379 in Konstantinopel, gegeben haben [St. Y.-B. 1907 bringt die gleichen Zahlen]. Als ein einzelnes, aber doch in diesem Zusammenhange sehr interessantes Fak-

tum sei dann noch mitgeteilt, daß sich 1899 [1904] 5321 [9708] Pilger aus dem niederländischen Ostindien nach Mekka begaben und 6652 [ca. 6000] von dort zurückkehrten.

Fast alle großen Religionen, die wir betrachten, haben ihren Blick auf ein jenseitiges Glück gerichtet: sei es, daß dieses Glück in einem zweiten Leben (einem dem unsrigen ähnlichen oder bloß kontemplativen) oder aber in einer vollständigen Ruhe gesucht werde. Das irdische Leben ist ihnen nur Vorstufe, Vorbereitung; je weniger es ablenkt — um so besser. Da aber die Religionsstifter die menschliche Natur kannten, so muten sie nicht allen ihren Anhängern den gleichen Verzicht zu, sondern es gehen in der Regel zwei Reihen von Vorschriften nebeneinander her. Die eine Reihe ist für den großen Durchschnitt berechnet, die andere für jene, die sich ein nach ihrer Auffassung Höchstes zutrauen. Anders ausgedrückt: Asketisches Leben gilt mehr oder minder als die idealste Lebensweise. Dies trifft sogar für den Islam zu.

Daten über die Anhänger asketischer Lebensweise sind gewiß Kirchlichkeitsziffern par excellence und Daten von hoher moralstatistischer Bedeutung. Hier zunächst einige wenige aus dem Gebiete des Katholizismus:

In Italien gab es 1865 2382 „religious houses“ mit 14807 männlichen und 14184 weiblichen Insassen. Ein Gesetz aus dem Jahre 1855, das 1873 auch auf die Stadt und Provinz Rom ausgedehnt wurde, schaffte die Klöster prinzipiell ab und setzte ihre Insassen auf den Aussterbeetat, indes weiß Statesman's Year-Book zu berichten, daß 1901 noch immer 48043 „monks, laybrothers, nuns etc.“ gezählt wurden. In Spanien soll es nach Kolb 1867 62 Männerklöster mit 1506 Insassen und 900 Frauenklöster mit 14725 Nonnen gegeben haben; gegenwärtig beträgt nach Statesman's Year-Book die Zahl der „religious communities“ 3115 mit 10745 männlichen und 40188 weiblichen Mitgliedern.

In Frankreich gab es am 1. Januar 1901 in Kongregationen 30136 Männer und 129492 Frauen; in Belgien 1900 6237 Männer und 31668 Frauen; dort wäre also auf 242,1 Einwohner, hier auf 176,2 eine Ordensperson gekommen. In Österreich zählte man 1900 7860 männliche und 19194 weibliche Ordensmitglieder; [in Ungarn (1903) 2200 resp. 5112].

Die Zahl der römisch-katholischen Orden und Kongregationen wird in Preußen seit 1886 jährlich festgestellt; sie hat in dem Jahrzehnt 1886/96 beträchtlich zugenommen und zwar in einem erheblich stärkeren Verhältnis als die Zahl der Gesamtbevölkerung wie auch die der römisch-katholischen Bevölkerung. Den Bestand der in Preußen vorhandenen römisch-katholischen Orden und Kongregationen zeigt die folgende Tabelle:

Es gab am Schluß des Jahres:

	Niederlassungen	Zahl der Mitglieder überhaupt	Auf 100000 Personen d. Gesamtbevölkerg.	d. röm.-kath. Bevölkerung
1875	596	—	—	—
1886	746	7248	25,3	74,4
1890	1027	11217	37,4	109,4
1896	1399	17398	54,0	156,1

54 auf 100000 der Gesamtbevölkerung entspricht einem Verhältnis von 1 : 1852.

Die Tätigkeit dieser Niederlassungen erstreckt sich wie bekannt „hauptsächlich auf Krankenpflege, Übung christlicher Nächstenliebe (Leitung von Kleinkinderbewahranstalten, Rettungshäusern, Handarbeitsschulen, Spielschulen, Waisenhäusern, Armenhäusern, Invalidenanstalten usw.), sowie Erziehung und Unterricht in höheren Mädchenanstalten und gleichartigen Erziehungsinstituten und nur nebenbei auf die lediglich der römisch-katholischen Bevölkerung zustatten kommende Aushilfe in der Seelsorge“ (Fircks).

Für die griechisch-katholische Kirche liegen über das Mönchswesen Daten aus Russland und Griechenland vor; dort zählte man 1900 8155 Mönche und 8090 Aspiranten und 10082 Nonnen und 31533 Aspirantinnen; hier 1901 2205 Mönche und 191 Nonnen.

Lassen die „Kirchlichkeitsziffern“ dieser Art für die christlichen Religionen schon viel an Vollständigkeit und Genauigkeit zu wünschen übrig, so fehlen sie für den Buddhismus so gut gut wie vollständig. Nur so viel darf man wohl sagen, daß im Gebiete dieser Religion die Zahl der Mönche mitunter eine ganz außerordentlich große sein muß. Wenigstens berichtet Lyall aus dem Distrikt Spiti (in der ostindischen Provinz Punjab),

daß daselbst infolge des Mangels an Ackerland und um weitere Teilungen der ohnehin schon kleinen Bauernstellen zu vermeiden, der jüngste Sohn aus jeder Familie bestimmt sei, in ein Kloster einzutreten; und jede Familie besitze eine ihr erblich zugehörige Stelle in einem Kloster, bestimmt, diesen jüngsten enterbten Sprossen aufzunehmen.

Wie man in der Bevölkerungslehre von einem Stand und einer Bewegung der Bevölkerung redet, so läßt sich auch — ich deutete das schon an — in der Religionsstatistik von einer Bewegung der Religion reden. Die verschiedensten Ursachen können zur Verschiebung der zwischen den Religionen bestehende Zahlenverhältnisse beitragen: Unterschiede in der Bevölkerungszunahme — man denke nur an die Verschiedenheit in diesem Punkte zwischen Frankreich und Deutschland — Wanderungen, Eroberungen, Ausrottungen, Bekehrungen, freiwillige Übertritte von einer Gemeinschaft in die andere. Mit diesem letzteren hat es, wie wir wissen, früher seine guten Wege gehabt. Nach der Lehre der katholischen Kirche mußte der Übertritt in eine andere Konfession unzulässig sein, und die Staatsgewalt erkannte im Mittelalter diesen Standpunkt als maßgebend an. Auch nach den Bestimmungen des westfälischen Friedens war im Deutschen Reich der Übertritt nur zu der christlichen Konfession gestattet, die in dem betreffenden Territorium in dem sogenannten Normaljahr (1624) ein „exercitium religionis“ besessen hatte, während entgegengesetzten Falles die Konvertiten auswandern durften oder mußten.[1]) In Rußland dürfen auch heute noch Kinder aus Mischehen nur in der griechisch-katholischen Konfession erzogen werden.

Die folgenden Daten geben Aufschluß über die Bewegung der Religion in Preußen, während der letzten 30 Jahre.

Unter 10000 ortsanwesenden Personen waren

	Christen				
	evangel.	kathol.	sonstige	Israeliten	Andere oder ohne Angabe
1. XII. 1871	6497	3349	22	132	0,3
1. XII. 1885	6443	3398	29	129	1,3
1. XII. 1890	6420	3422	32	124	2,6
1. XII. 1895	6414	3453	12	119	1,6
1. XII. 1900	6329	3514	40	114	3,0

[1]) [Friedberg; Lehrbuch des kath. u. ev. Kirchenrechts (5. Aufl.) 1903, S. 223/4.]

Hier zeigt sich also eine nicht ganz unbeträchtliche Verschiebung zugunsten des Katholizismus und zuungunsten des Protestantismus, indem 1871 auf 100 Katholiken 194 Protestanten kamen, 1900 dagegen nur 180, die Verschiebung war eine regelmäßige von Zählungsjahr zu Zählungsjahr. Zur Erklärung dieser Erscheinung könnte man zunächst daran denken, daß vielleicht die Mischehen zwischen den Katholiken und Evangelischen durch die für die Kinder bevorzugte Religion eine Ursache dieses Verlustes auf seiten des Protestantismus wäre. Dagegen spricht indes der Umstand, daß man z. B. bei der Volkszählung von 1895 unter den aus Mischehen stammenden Kindern mehr dem Protestantismus als dem Katholizismus zugeführte fand. Es waren nämlich von 597921 in evangelisch-katholischen Mischehen lebenden Kindern 332947 — also 55,7% — evangelisch und nur 264648 — also 44,3% — katholisch. Die „Preußische Statistik" sucht darum auch die Erklärung für die Verschiebung in einer anderen Ursache: Zu den Veränderungen von 1890/95 bemerkt sie, daß aus Preußen Evangelische in namhafter Zahl nach dem Reichslande und den süddeutschen Staaten auswandern, während von dort her namentlich Katholiken zuziehen. Allein auch im Deutschen Reich weist der Protestantismus, nachdem er von 1871 bis 1890 in die Höhe gegangen war, von 1890 an eine Abnahme auf.

Unter 10000 ortsanwesenden Personen waren im Deutschen Reich:

	Christen: evangel.	kathol.	sonstige	Israeliten	Anders oder ohne Angaben
1. XII. 1871	6230	3621	20	125	4,2
1. XII. 1880	6263	3589	17	124	6,8
1. XII. 1885	6268	3582	27	120	2,4
1. XII. 1890	6277	3576	29	115	2,7
1. XII. 1900	6251	3605	[37]	104	[2,9]

Der Prozentsatz der Juden ist von 1871 bis 1900 sowohl im Reiche wie in Preußen zurückgegangen. Unter 10000 ortsanwesenden Personen fiel er im Reich von 125 auf 104 und in Preußen von 132 auf 114.

Die Statistik der Übertritte in Deutschland ist sehr unvollständig. So verzeichnet z. B. eine sich über

die Jahre 1890/94 erstreckende Statistik der deutschen evangelischen Landeskirchen im Austausch mit der jüdischen Religion einen Gewinn von 2027 Seelen und im Austausch mit der katholischen einen solchen von 14208 Seelen, im ganzen aber doch nur einen Gewinn durch Übertritte von 4803 Seelen. Über die Differenz wird keine Rechenschaft gegeben.[1]) Die Zahl der Übertritte aus dem Judentum zur evangelischen Kirche hat in Berlin nach dem Berliner Jahrbuch berechnet — zwischen 1895 und 1899 — 120 pro Jahr betragen; nicht bekannt aber ist die Zahl derer, die zu den Dissidenten übergegangen sind. Aus Württemberg, wo die israelitische Kirchenbehörde eine Statistik aufstellt, weiß man — oder man kann es wenigstens dieser Statistik entnehmen —, daß in den vier Jahren 1897/1900 10 Personen jüdischen Glaubens zu einer christlichen Kirche übergegangen und 10 andere sind ohne Anschluß an eine andere Religionsgemeinschaft ausgetreten.

In der Stadt Wien sind in den 5 Jahren von 1896 bis 1900 4191 Personen aus der römischen Kirche ausgetreten; 2006 traten zu ihr über; für die Evangelischen der Augsburgischen Konfession waren die entsprechenden Ziffern 501 und 2963, für das Judentum: 2371 und 277; konfessionslos geworden sind 1436. Zweifellos machen sich hier gewisse Spuren der sogen. Los-von-Rom-Bewegung geltend.

Unendlich größer als die Veränderungen im Religionsbestand im Innern der Länder unserer Kultur sind heutzutage die Veränderungen, die sich an den Grenzen dieser Kultur oder jenseits von ihnen als Folgeerscheinung vordringender physischer oder geistiger Überlegenheit vollziehen: Von den beiden großen Missions-Organisationen, der katholischen und der protestantischen, ist natürlich die katholische die ältere und straffere. Noch vor der Entdeckung der neuen Welt hatten die Orden der Benediktiner, Prämonstratenser, Dominikaner und Franziskaner dem römischen Stuhl auch zu Missionszwecken zur Verfügung gestanden; ihnen hatte sich nach den Entdeckungen der speziell für Missionszwecke gegründete Jesuitenorden zugesellt, und die rege Tätigkeit, die dadurch in Gang gekommen war, hatte zur Gründung einer noch heute fungierenden oberen Behörde geführt. Nach vorbereitenden Schritten unter Cle-

[1]) Stat. Correspondenz 1897, S. 26ff.

mens VIII. wurde 1622 unter Gregor XV. die „Congregatio de Propaganda fide“ geschaffen — schlechtweg „die Propaganda“ genannt. Die Propaganda sendet die Missionäre aus, ernennt die Missionsbischöfe und die apostolischen Vikare, schlichtet die Kompetenzstreitigkeiten unter ihren Untergebenen usf. Außer vielen anderen Funktionären verschiedenster Art gehören dieser Behörde 29 Kardinäle an; eine besondere Propaganda, die 19 Kardinäle als Mitglieder zählt, wurde später für die orientalischen Riten gegründet: Beiden Propaganden dient die polyglotte Druckerei, die 1627 durch Urban VII. errichtet wurde.

Nur spärlich dringen statistische Daten über die Wirksamkeit der katholischen Propaganda in die Öffentlichkeit. Man schätzt die Zahl der gegenwärtig im Dienst der katholischen Mission stehenden Männer auf etwa 10000 und die für sie tätigen Ordensschwestern sollen 100 verschiedenen Orden angehören; Männer und Frauen der Mission stammten bis jetzt großenteils aus Spanien und Frankreich. Aus Frankreich floß auch der größte Teil der Geldmittel. Was im ganzen aufgewandt wird, scheint unbekannt zu sein, doch sollen allein bei zwei Filial- oder Hilfsstellen der französischen Propaganda — der großen französischen Enzyklopädie zufolge — in den Jahren 1886/96 aus den verschiedensten Teilen der Welt, namentlich aber aus Frankreich, rund 11 Millionen Francs eingegangen sein. Die katholische Mission schmiegt sich möglichst dem Bestehenden an, was ihr eher als dem Protestantismus möglich ist, und dieser hat ihr das oft genug zum Vorwurf gemacht. Mit zu den bemerkenswertesten Erfolgen, welche die Propaganda auf diese Weise erreicht hat, gehören die durch die Jesuiten in China errungenen. Diese sollen sie indes — wie man tadelnd bemerkt hat — vor allem ihren wissenschaftlichen Leistungen verdankt haben, durch die sie sich den Mandschu-Kaisern unentbehrlich zu machen wußten und dann auch ihrer bis zur Verheidnischung des Christentums gehenden Akkommodation an die Verehrung des Konfuzius und den Ahnendienst, gegen deren Verurteilung durch die Päpste sie an den heidnischen Kaiser appellierten. (Warneck.)

Der Ursprung der protestantischen, viel jüngeren Mission geht bis auf die Zeiten des sogen. „Revival“ zurück, die Zeiten

Wesleys, des Stifters der Methodisten (geb. 1703; gest. 1791). Hinter ihr stand nicht, wie hinter der katholischen Mission, von Anfang an eine mächtige offizielle Gewalt, sondern die englische Staatskirche zeigte sich ihr vielmehr feindlich, und die herrschende Philosophie der Aufklärung bereitete ihr weitere Schwierigkeiten. Ein angesehener englischer Advokat, Blackstone, der in London von Kirche zu Kirche ging, um alle namhaften Prediger zu hören, bezeugt: „Ich vernahm nicht eine einzige Predigt, die mehr Christentum zum Inhalt gehabt hätte, als die Schriften Ciceros, und es war mir unmöglich zu entdecken, ob der Prediger ein Anhänger des Konfuzius, Mohammedaner oder Christ sei."

Um die Wende des 18. Jahrhunderts soll es denn auch — nach Warneck — nicht mehr als 6 evangelische Missionsorganisationen und — wenn es hoch kommt — 120 Missionäre gegeben haben, von denen die meisten der Brüdergemeinde, den Herrnhutern, angehörten, die sich ungefähr um die gleiche Zeit wie die Methodisten, nämlich sofort nach ihrer Gründung (1727), eifrig auf die Missionstätigkeit geworfen hatten. Die Zahl der sogen. Heidenchristen habe — reichlich gerechnet — 70000 betragen. Im 19. Jahrhundert änderte sich dies. Zunächst zwar erhebliche, aber doch nur allmähliche Zunahme bis gegen 1875, dann jedoch in dem letzten Viertel des Jahrhunderts eine besonders gesteigerte. Die Zahl der Heidenchristen soll von den eben erwähnten 70000 bis auf mehr als 1,5 Millionen im Jahre 1875 und bis auf rund 4 Millionen um 1899 gestiegen sein; im letzten Vierteljahrhundert also ein fast fünfmal so großes Wachstum wie in dem vorangegangenen.

Hauptursache dieser Erscheinung ist die neue Kolonialära, der erneute Vorstoß der abendländischen Mächte gegen die Naturvölker, insbesondere die neueren afrikanischen Okkupationen und die Gründung des Kongofreistaates: Ereignisse, in deren Gefolge von der Ost- wie von der Westküste her und den Sambesi und Schire hinauf die neuentstandenen Protektorate, namentlich aber das innerafrikanische Seengebiet mit einem riesigen Netze von Missionsanstalten überzogen worden sind, dessen Anlage noch vor 25 Jahren für einen Traum gehalten worden wäre. Diese afrikanischen Niederlassungen gruppieren sich um einige 20 neue Missionszentren.

Nicht so zahlreich sind die Neugründungen in den übrigen Erdteilen. In Amerika ist, von dem sehr ausgedehnten Gebiet der kanadischen Mission und einigen kleineren Neusiedelungen abgesehen, hauptsächlich Alaska als neues Arbeitsfeld in Angriff genommen worden. Und von der ozeanischen Inselwelt ist der letzte zum Teil noch unbesetzte Rest, Melanesien, dem Missionsgebiete hinzugefügt worden.

Was speziell die deutsche Mission betrifft, so soll sie im Jahre 1896 gezählt haben[1]: 471 Hauptstationen mit 315064 Heidenchristen, und es sollen in ihrem Dienst tätig gewesen sein: 751 europäische Missionäre mit 3887 eingeborenen Gehilfen. Die Zahl der deutschen Missionsgesellschaften (mit der Baseler) beträgt 16; über die meisten Missionäre — 184 — verfügt die Brüdergemeinde, dann folgt die Baseler mit 170, ferner die Rheinische mit 109 und weiter die Berliner Missionsgesellschaft mit 83 Missionären. Bei Vergleichen mit älteren Zahlen würde man übrigens sehr vorsichtig vorgehen müssen. Es scheint nämlich, als ob früher zuweilen auch die noch nicht getauften Katechumenen mit zu den Heidenchristen gezählt wurden, ebenso dürfte die Scheidung der sogen. eingeborenen Gehilfen von den sogen. Lehrkräften nicht ganz gleichmäßig durchgeführt sein.

Zurzeit sind teils die ganze Bibel, teils das Neue Testament, teils einzelne biblische Bücher in etwa 400 Sprachen übersetzt. Bei weitem die bedeutendste aller Bibelgesellschaften ist die „British and foreign Bible Society", die gegenwärtig über ein Jahreseinkommen von mehr als 4,5 Millionen Mark verfügt und die seit ihrer Gründung (1804) mehr als 155,5 Millionen Bibeln und biblische Schriften in 351 verschiedenen Sprachen hat drucken und verbreiten lassen; selbstverständlich wurden all diese Exemplare nicht nur unter den Heiden verteilt.

Wie aus dem vorhin Gesagten hervorgeht, erzielt die protestantische Mission ihre Haupterfolge zunächst bei den Naturvölkern, denen zugleich mit den speziellen christlichen Lehren unleugbar zahlreiche Güter einer höheren — nicht etwa nur einer anderen — Zivilisation zugeführt werden. Nunmehr geht aber auch der Wunsch lebhaft dahin, den Buchreligionen Boden abzugewinnen, und der Kampf mit diesen wird aufs Pro-

[1]) Allgem. Missionszeitschrift Bd. 25 (1898).

gramm des 20. Jahrhunderts gesetzt. Den schwierigsten Stand dürften diese Bestrebungen dem Islam gegenüber haben, doch auch die alten Religionen Ostasiens werden jedenfalls, ohne unvorhergesehene historische Ereignisse — trotz der soviel größeren Toleranz ihrer Bekenner — nicht leicht zum Weichen zu bringen sein. Zwar zählte man in Japan 1902 bereits 1433 christliche Priester und unter diesen etwa 1000 geborene Japaner, allein diese Zahl bedeutet nicht allzuviel in einem Lande, in dem sich das nationale Selbstbewußtsein so außerordentlich stark entwickelt hat. Und in Ostindien übt die englische Regierung keinen Druck aus, trotzdem ihr von mancher Seite nahegelegt wird, den Grundsatz religiöser Neutralität nicht zu weit zu treiben. Das hartnäckige indische Heidentum — klagen diese Unzufriedenen — steht ungebeugt da. . . . . Die zu erhoffende Unterstützung treibe wohl zur Zeit von Hungersnöten mehr Personen als sonst den Missionen zu, und die Bekehrung mache dann raschere Fortschritte als in gewöhnlichen Zeiten. Indes, wenn die Not überstanden sei, kehrten die Gespeisten ihren Wohltätern oft genug wieder den Rücken.

Man könnte sich — was nicht uninteressant wäre — in diesem Zusammenhange auch fragen, ob nicht umgekehrt diese alten Buchreligionen ihrerseits bei uns Anhänger zu werben suchen. Man wird sich aber gleich sagen müssen, daß solchen Bestrebungen auf dem größeren Teil unseres Kontinents gewiß zugerufen würde: Quod licet Jovi, non licet bovi! Einige Versuche, bei uns Proslyten zu machen, hat übrigens der Buddhismus angestellt, ermutigt durch das Interesse, daß ihm von Gelehrten und kleinen Gesellschaften entgegengebracht worden war. Diese Versuche — wenn man sie überhaupt so nennen darf— haben sich aber auf Länder angelsächsischer Toleranz beschränkt. So hielt der indische Mönch Swami Vivekananda in Newyork und London Vorlesungen, von denen die ersteren auch im Buchhandel erschienen sind unter dem Titel: Raja Yoga oder die Besiegung der inneren Natur.

IV. Vorlesung.

Wir verlassen jetzt jene Lehrsysteme, welche die Sitten der Menschen zu normieren streben, um zu diesen selbst überzugehen. Voran an Bedeutung stehen die sexuellen Sitten.

Zahlreiche angesehene Soziologen, wie Bachofen, Mac Lennan, Lubbock, Morgan stellen sich die Entwicklung der Familie so vor, daß ursprünglich mehr oder minder Promiskuität geherrscht habe, ein Zustand also, in dem Männer und Frauen einander gemeinschaftlich angehörten. Mögen auch Einzelpaarungen immer vorgekommen sein, so verbiete doch die leichte Auflösbarkeit solcher Verhältnisse, sie unter unseren Begriff der Ehe zu bringen. Für das einstmalige verbreitete Bestehen eines solchen Zustandes spricht nach ihnen nicht nur die Tatsache, daß er bei manchen Naturvölkern noch heute anzutreffen sei, sondern namentlich die nachweisliche einstige weite Ausbreitung des Mutterrechts, das sich auch heute noch vorfindet. Unter der Herrschaft dieses Mutterrechts ist die Mutter das alleinige Oberhaupt der Familie, die Namen und Besitz auf ihre Kinder überträgt; von ihr oder von ihrem Bruder erben die Kinder, nicht aber von dem Vater, und dieses beruht darauf, daß eben in einem solchen Gesellschaftszustand die Kinder ihren Vater nicht kennen. Erst allmählich sondern sich aus solchen Verhältnissen Gruppen und Paare aus, die in polyandrischer, polygamischer, endlich in monogamischer Ehe zu leben beginnen.

Die Polyandrie ist zurzeit noch anzutreffen unter den Völkern auf Ceylon, in Indien bei den Todas, Kurgis, Nairs und anderen Stämmen im Nilgirigebiet, ferner in Tibet, bei den Eskimos, Alëuten, Konjagen und Koljuschen. Der Promiskuität nahe würde jene Form der Polyandrie stehen, die bei den Todas, einem Drawidastamm, beobachtet wurde. Dort leben

die Brüder einer Familie mit einer oder mehreren Frauen in gemeinschaftlicher Ehe. Und zwar nimmt sich der älteste eine Frau, an der dann seine jüngeren Brüder gleichfalls Gattenrechte erlangen, sobald sie mannbar werden. In der gleichen Reihenfolge erwerben aber auch die Brüder Gattenrechte an der oder den jüngeren Schwestern ihrer gemeinschaftlichen Frau.[1]) Da es in diesem Stamm an Frauen fehlt, so ist der Fall, daß sich mehrere Brüder mit einer Frau begnügen müssen, der häufigere. Eine höhere Form der Polyandrie — weil sich weiter von der Promiskuität entfernend — ist die, welche bei Stämmen im Innern Ceylons noch vor wenigen Jahrzehnten geherrscht haben soll.[2]) Dort ist die Eheform, die bei den Todas nur wegen des Mangels an Frauen so häufig vorkommt, die allgemein übliche. Eine Frau hat mehrere Gatten, die in der Regel der gleichen Familie angehören und in der Mehrzahl der Fälle Brüder sind. Von dieser Form der Polyandrie ist auch in dem berühmten Heldengedicht Mahabharata die Rede, das von der Prinzessin Draupadi berichtet, die mit 5 Brüdern verheiratet war. . . . Die Brahminen als Anhänger der Polygamie kommentieren freilich, die fünf Brüder seien Ausflüsse einer Gottheit und darum nur eine Person gewesen. Indes Draupadi hätte zur Zeit, als diese Legende entstand, zur Wahrung ihrer Ehre keiner solchen Entschuldigung benötigt. Dort erscheint sie als der Typus einer hochgeborenen Prinzessin und als ein keusches, tapferes und ehrliches Weib. Ihre Männer pflegten jede ihr widerfahrene Unbill furchtbar zu rächen, und sie ahnten sicherlich nicht, daß die Position ihrer Frau jemals der Aufklärung bedürfen würde.

Wie ich eben sagte, zitierte Spencer noch 1893 auf Grund einige Jahrzehnte zurückliegender Forschungsreisen Stellen über das Vorkommen der Polyandrie bei den Todas, Mantegazza will jedoch bereits in den 80er Jahren statt dessen bei ihnen Monogamie und Polygamie gefunden haben. Und in dem vor nicht langer Zeit erschienenen Buche: „Rechtsverhältnisse von eingeborenen Völkern in Afrika und Ozeanien" wird das Vorkommen der Polyandrie für alle 17 Völker, über

[1]) Nach Short zitiert bei Spencer; The Principles of Sociology; Vol. I. S. 642 (1893).

[2]) Nach Ternent zit. a. a. O. S. 644.

die man Nachforschungen angestellt hat, verneint. Das Buch ist eine Sammlung von Antworten auf einen Fragebogen, den die Internationale Vereinigung für vergleichende Rechtswissenschaft und Volkswirtschaftslehre zu Berlin verschickt hat.

Als Gebiete der Polygamie werden neben jenen zahlreicher Naturvölker insbesondere die des Hinduismus und Buddhismus, vor allem aber des Islam angesehen. Bekannt ist die Stelle des Koran, die dem Gläubigen bis zu vier Frauen und dazu noch eine unbeschränkte Zahl von Sklavinnen gestattet. Noch vor wenigen Jahrzehnten aber hätte es niemandem einfallen können, die Statistik — soweit sie sich überhaupt mit den ehelichen Verhältnissen befaßt — über andere als unsere monogamischen zu befragen: Die Beschränktheit ihrer Technik brachte vielfach auch eine Beschränktheit ihres geistigen Horizonts in historischer und ethnographischer Beziehung mit sich, die sich sogar in ihrer Definitionen erkennen ließ. So wies ich schon in der Bevölkerungslehre darauf hin,[1]) daß die Definition Rümelins: Unter Zivilstand versteht man in der Bevölkerungsstatistik die Angabe, ob jemand ledig, verheiratet, verwitwet oder geschieden ist, keinen Anspruch mehr auf absolute Gültigkeit erheben darf, wenn man die Gebiete der Polygamie statistisch durchleuchten will, denn dort kann jemand gleichzeitig mehrfach verwitwet, geschieden und verheiratet sein und zwar in den verschiedensten Kombinationen. Über derartig komplizierte polygamische Familienverhältnisse haben die Franzosen aus Algier bereits verschiedene Aufstellungen geliefert, leider außerordentlich wenig befriedigende. Aus der Ihnen schon an anderer Stelle mitgeteilten[2]) Statistik von 1896 ergibt sich nämlich, daß auf je einen von den algerischen Polygamen durchschnittlich nur 1,01 Frauen fallen. Um einigermaßen Sinn in die Sache zu bringen, mußte man schon recht gewagte Hypothesen aufstellen, was sich indes kaum verlohnt. Soviel Unrichtigkeiten aber auch diese Zählung von 1896 offenbar enthält, so ist sie doch jedenfalls weniger irreführend gewesen als die aus dem Jahre 1881, die nämlich nur 43004 polygame Männer — also nur etwa den dritten Teil der 1896 gezählten — ermittelt, diesen 43004 Männern aber 168051 Frauen gegeben hatte, d. h. einem jeden fast genau 4, gerade die von Mohammed er-

[1]) S. S. 119. [2]) S. S. 130.

laubte Höchstzahl! Dies aber kann kaum stimmen, denn sowohl nach allen — nicht statistischen — Berichten über den Islam als auch nach anderen gleich zu erwähnenden statistischen Aufstellungen dürfte es keinem Zweifel unterliegen, daß die Polygamie in den kultivierteren Gegenden des Islam in praxi nur eine geringe Rolle spielt, daß sie nur auf wenige den höheren Ständen Angehörige beschränkt ist. Der Koran selbst hat ja schon seiner Erlaubnis, vier Frauen zu nehmen, ein kleines monogamistisches Schwänzchen angehängt; im dritten Kapitel heißt es nämlich: „And if you are afraid that you could not treat (the wives) with justice and equality, than marry only one.“[1]) Auch soll der Prophet irgendwo sagen, daß ein Muselmann, wenn er sich in der Behandlung seiner Frauen auch nur um eines Haares Breite parteiisch zeige, beim jüngsten Gericht nur mit einem zur Hälfte lebendigen Leibe auferstehen werde. Daß die Polygamie auch für die indischen Mohammedaner bloß auf die wohlhabenderen Klassen der städtischen Bevölkerung beschränkt bleibt, bestätigt Hunter, der ferner noch mitteilt, daß sie auch unter den Hindus in Kashmir keine allzu große Verbreitung besitze.

Nach den Ergebnissen des indischen Zensus von 1891, wie sie in dem „abstract“ auszugsweise mitgeteilt sind, zählte man:

45 942 382	verheiratete	Hindu-Männer,
46 053 491	„	„ -Frauen,
12 227 934	„	mohammedanische Männer,
12 453 677	„	„ Frauen.

Danach würden also den englischen Zählern höchstens 111 109 polygamische Hinduehen und höchstens 225 743 mohammedanische vorgekommen sein. Und es belief sich die Zahl der verheirateten Frauen — die der Männer gleich 1000 gesetzt — bei den

Hindus	auf 1002
Mohammedanern . . .	„ 1018
Naturvölkern	„ 1023
Buddhisten	„ 999
Christen	„ 970

[1]) The British Empire Series; Bd. I, S. 382.

Sikhs	auf	975
Jains	„	952
Parsen	„	984
Juden	„	992
Anderen	„	958
Total	„	1005

Die Zahlen, hinter denen polygamische Ehen stecken könnten, sind bei den Hindus also auch hiernach noch niedriger als bei den Mohammedanern. Polygamie soll bei ihnen überhaupt nur geübt werden, wenn die Ehe mit der ersten Frau ohne männliche Nachkommen geblieben sei; in solchem Falle denkt der Hindu sehr oft an eine zweite Ehe, da ein Sohn aus religiösen Gründen für notwendig gehalten wird. Dafür sind die Zahlen indes immer noch recht niedrig, sollen doch in Preußen zirka 10—15% der Ehen kinderlos — also noch viel mehr söhnelos! — bleiben (Fircks).

Da in China des Ahnenkultus halber auf männliche Nachkommenschaft bekanntlich ein hoher Wert gelegt wird, so besteht dort eine Art von Polygamie, und zwar in der Form, daß dem Manne gestattet ist, sich eventuell Nebenfrauen zu nehmen. In den Schriften des Philosophen Menzius heißt es: Es gibt drei Arten kindlicher Unpietät; die größte ist es, keinen männlichen Nachkommen zu besitzen. . . . Der Sohn soll den Geistern der verstorbenen Vorfahren die schuldigen Opfer bringen; bleibt also eine Ehe ohne Sohn, so ist die Zulegung einer Nebenfrau eine Art von Pflicht. . . . Die erste Frau behält ihre Stellung in der Familie, und die Kinder, die von der zweiten Frau geboren werden, unterstehen vor allem ihr.

Über das Institut der Nebenfrauen in Japan liest man verschiedenes; es muß jedoch konstatiert werden, daß die offizielle Statistik das Land als ein streng monogamisches erscheinen läßt. Ende 1898 wurden dort nämlich erhoben: 7979776 verheiratete Männer und genau soviel verheiratete Frauen . . . eine Gleichheit, die nur da zutage treten kann, wo — wie in Japan — die rechtliche Bevölkerung gezählt wird und die übrigens auch dann noch etwas Befremdendes hat.

[Auch über die Vielweiberei bei den Mormonen, der ja mit der Aufnahme des Territoriums Utah unter die Staaten der

Union im Jahre 1896 gesetzlich wenigstens ein Ende gemacht worden ist, vermag die Statistik nicht viel mitzuteilen. In dem Bericht des amerikanischen Departement of Labor[1]) heißt es, daß alle Bemühungen, von dort Daten über die Zahl der Ein- oder Vielehen zu erhalten, umsonst gewesen seien. Nichtsdestoweniger glaubt der Bericht, schon für damals (1889) sagen zu dürfen, daß die Annahme, die Mehrzahl der Mormonen Utahs wären Polygamisten, irrtümlich sei, jedenfalls seien sie es nicht offiziell, und offenbar nehme die Polygamie ab. Dazu trügen mehrere Ursachen bei: Die jüngeren Mormonen schrecken aus ökonomischen Rücksichten vor einer mehrfachen Verehelichung zurück; die strenge Anti-Polygamie-Gesetzgebung des Kongresses wirke gleichfalls in dieser Richtung, und schließlich gelange auch innerhalb der Mormonenkirche mehr und mehr eine mildere Auffassung jenes Dogmas zur Herrschaft.]

Nicht nur die Polygamie, sondern noch andere nicht monogamische Verhältnisse haben den Amerikanern statistisch zu schaffen gemacht. Als sie nämlich auf Kuba ihren ersten Zensus erhoben, sahen sie sich veranlaßt, zu gewissen Verbindungen, namentlich der farbigen Bevölkerung, „ländlich-sittlich" zu sagen und eine Rubrik: „Living together by mutual consent" einzurichten. Solche Verbindungen sind auf Kuba — wie das Zensuswerk berichtet — außerordentlich häufig, und in vielen Fällen sind sie ebenso dauerhaft und für die ihnen entstammenden Kinder ist ebensogut gesorgt, wie wenn sie gesetzlich sanktioniert wären. Als die Hauptursache dieses Zustandes gibt das Zensuswerk für Porto Rico an, daß auf diesen Inseln wie auch in einem großen Teil des spanischen Amerika die einzige Autorität, durch die eine Ehe sanktioniert werden konnte, die katholische Kirche gewesen sei, daß aber die Unmöglichkeit, die Gebühr für die Hochzeitszeremonie zu entrichten, viele zwang, auf eine kirchliche Trauung zu verzichten. Derartige „unions by mutual consent" würden nun in den Vereinigten Staaten als bindende betrachtet, während dies in Porto Rico, Kuba und in anderen Teilen des spanischen Amerika nicht der Fall gewesen sei und die solchen Verbindungen entstammenden Kinder infolgedessen als illegitime gegolten hätten.

[1]) A report on marriage and divorce in the United States 1867/86 (1889).

Der Versuch, die Zahl der in solchen Verbindungen Lebenden statistisch zu erfassen, dürfte allerdings nicht vollständig gelungen sein, da die Zahlen wahrscheinlich hinter der Wirklichkeit zurückgeblieben sind, immerhin werden sie aber als Mindestzahlen nicht ohne Wert sein.]

Familienstatistik für Kuba und Porto Rico (1899):

ledig	70,5%	69,7%
verheiratet	15,7 „	16,6 „
zusammenlebend . .	8,4 „	8,8 „
verwitwet	5,4 „	4,9 „

Ähnliche Verhältnisse herrschen offenbar auch im englischen Westindien, nur daß die Engländer die eben erwähnte Rubrik in ihrer Statistik nicht eingeführt haben. Schon im Zensusbericht von 1871 klagen nämlich die englischen Behörden über den ungeregelten Familienstand eines ansehnlichen Teiles der dortigen Bevölkerung und über deren Sitten, in denen noch ein hartnäckiges Überbleibsel aus den Zeiten der Sklaverei zu erblicken sei. In Trinidad z. B. zählte man nur 20,8% Verheiratete, d. h. nicht Ledige, und ähnliche Nachrichten haben wir aus St. Christopher, St. Lucia, Antigua und Barbuda, während sich nach der Zählung von 1900 im Deutschen Reich 40,53% verheiratete und verheiratet gewesene Personen fanden. Wenn es nun richtig ist, daß auf Trinidad 1900 — wie Statesman's Year-Book für 1902 angibt — nur 4,27 pro Mille Heiraten vorkamen, bei 39,57 pro Mille Geburten und 27,02 Todesfällen, während die entsprechenden Ziffern für Deutschland (1891/1900) 8,2, 36,1 und 22,2 lauten, so können sich die Verhältnisse daselbst kaum viel geändert haben.

Soweit über die Formen der Ehen und ehelichen Verbindungen. Um welche Altersstufe werden sie eingegangen, oder dürfen sie nach Recht und Sitte eingegangen werden?

Wenn man die Dinge aprioristisch betrachtet, wird man an die Zeit der Geschlechtsreife als die Minimalgrenze zu denken geneigt sein, und daraus würde mit Zuhilfenahme einer weiteren Prämisse, daß nämlich die Menschen in warmen Klimaten früher reif werden als in kalten, die Vermutung einer niedrigeren Grenze für jene als für diese folgen. Diese Vermutung würde aber keine

zutreffende sein. Flächen der gleichen Minimalalter, kartographisch dargestellt, würden weit eher mit Flächen von Religionsgebieten, Kulturgebieten, Gebieten gleichen Rechts in älterer Zeit, als mit Flächen gleichen Klimas zusammenfallen. Und um so weniger erscheint das Alter der Geschlechtsreife als die niedrigst denkbare Altersstufe für das Eingehen ehelicher Verbindungen, als die Ehe in weiten Gebieten ja überhaupt nicht ein Willensakt der sich Verbindenden, sondern einer ihrer Eltern ist; für diese jedoch ist die Knüpfung des rechtlichen Bandes im Familieninteresse das Bedeutsame und nicht der Umstand, daß mit dem Schließen jenes Bandes die Ehe sofort auch physisch zur Tatsache werde.

Das klassische Land der Kinderehen ist Ostindien. Die Gesetze der Hindus scheinen gar keine Minimalgrenzen zu kennen. Bei den oberen Klassen sei es durchaus gewöhnlich, die Kinder mit 7 oder 8 Jahren, nicht selten auch mit 4 oder 5 Jahren zu verheiraten, klagt der Reformer B. Nagarkar in einer von dem Chicagoer Kongreß 1893 veröffentlichten Schrift. Diese Kinder „sind dann für immer aneinander gebunden, denn das Hindugesetz läßt keine Ehescheidung zu. Wenn sie auch einander hassen, so müssen sie doch zusammen bleiben, denn so will es das Gesetz, der Gebrauch und die öffentliche Meinung". Auch für die Freiheit der Berufswahl und für die Ausbildung sei eine solche frühzeitige Bindung verhängnisvoll. Wenn der Knabe 15 oder 16 Jahre oder das Mädchen 10 Jahre alt geworden ist, so hat die Mutter keine größere Sehnsucht als noch die Hochzeit ihrer Kinder zu begehen, sagte Krishnaro Bholonath Divatia aus Almadabad in einem Vortrag zu London Mitte der 90er Jahre. Die Mädchen haben bei der Wahl ihres Gatten keine Stimme, und sogar die bloße Verlobung ist schon bindend für sie. Im allgemeinen werden die Mädchen zwischen dem 10. und 13. Jahre verheiratet. Hierunter leidet die Ausbildung der Mädchen auch in den oberen Klassen sehr. Denn, wenn sie heiraten, hören sie auf zu lernen.

Nach einem Bericht von Lee-Warner, einem Residenten zu Mysore, hatte allerdings die englische Regierung ungefähr gerade um jene Zeit ein Gesetz erlassen, das für die Verheiratung das Alter von 12 Jahren als Minimalgrenze festsetzte; indes die mittelbaren Staaten (native states), in denen über 21 %

(1901) der Bevölkerung von Indien wohnen, hatten kein gleiches Gesetz bei sich verkündigt, und ferner: was vermag das Gesetz, wenn die Sitte jede Verlobung — sie erfolge so frühzeitig, wie sie wolle — als bindend anerkennt? Auch vor dem Erlaß des Gesetzes war es ja schon Brauch gewesen, daß die junge Frau noch längere Zeit im Hause der Eltern verblieb. Noch immer also gelten frühe Ehen als vornehm, was auch der Leiter des indischen Zensus von 1891, Baines, ausdrücklich bestätigt. Aus Armenien wird gleichfalls über bindende Verlobungen von Kindern berichtet. So ging vor einigen Jahren folgende Geschichte durch die Blätter: In der Stadt Hadschin (Cilicien) war ein armenisches Mädchen aus vermöglichem Hause ohne ihr Wissen im Alter von 9 Jahren verlobt worden. Als der Verlobte, ein junger Mensch, nach ungefähr 6 Jahren erschien, weigerte sich das Mädchen, ihm zu folgen. Es beabsichtigte, sich mit einem jungen Kaufmann aus Caesarea zu vermählen, allein die Stadtältesten erklärten die Ansprüche des alten Verlobten für zu Recht bestehend. Ein Appell der Eltern an die ottomanischen Behörden blieb erfolglos, und der Erzbischof von Sis forderte die unverzügliche Heirat mit dem ersten Verlobten. Fortgesetzte Weigerung der Eltern, Versuch des Erzbischofs, das Mädchen mit Gewalt aus seinem Wohnhaus zu entführen. Flucht des Mädchen in das Haus eines protestantischen Missionärs, gewaltsame Herausreißung des Mädchens aus diesem Asyl, Verbringung in ein Kloster, dort gewaltsame Trauung und gewaltsame physische Vereinigung.

Das römische Recht bestimmte die Ehemündigkeit schlechtweg nach der Pubertät, und das kanonische Recht stellte sich auf den gleichen Standpunkt.[1]) Auch das evangelische Eherecht hat sich hierin nicht von dem kanonischen unterschieden, wohl aber haben die modernen Ehegesetzgebungen das Ehealter allmählich weiter hinausgeschoben. Die niedrigsten Altersgrenzen finden wir heute in Österreich (vollendetes 14. Lebensjahr); in Frankreich und Italien sind die Grenzen für die beiden Geschlechter nach unten mit 18 bezw. 16 Jahren gezogen. Die französische Bestimmung ist die des Code civil; kurz vor seiner Einführung hatte der Konvent noch 15 bezw. 13 Jahre fest-

[1]) Friedberg; a. a. O.

gesetzt gehabt. Im nebeligen England ist die Grenze niedriger als im warmen Italien; wie es scheint, gilt dort die kanonische Altersgrenze, 14 resp. 12 Jahre. Rußland — außer Kaukasien — hat jetzt 18 bezw. 16 Jahre. Unser bürgerliches Gesetzbuch bestimmt für Männer die Volljährigkeit, für Frauen das 16. Jahr; Dispens gibt es nur für Frauen. Da aber durch Beschluß des Vormundschaftsgerichts auch schon Männer von 18 Jahren für volljährig erklärt werden können, so ist es auch für Männer möglich, auf diesem Umweg vor dem 21. Jahre zur Ehe zu gelangen. Und so haben eigentümlicherweise seit Einführung des B. G. B. die vorzeitigen Ehen der Männer sogar zugenommen.

Nach einer die Jahre 1896/1901 umfassenden Zusammenstellung des Königlich Preußischen Statistischen Bureaus über die vorzeitig heiratenden Männer und Frauen schlossen Ehen in Preußen Männer unter 20 Jahren (mit vollendetem 20. Jahr erlangte das männliche Geschlecht in Deutschland vor Einführung des B. G. B. die Ehemündigkeit — Ges v. 6. II. 1875):

1896	259
1897	299
1898	277
1899	368

und unter 21 Jahren (nach Einführung des B. G. B.):

1900	1546
1901	1848

Die unter 16 Jahre alten weiblichen Neuvermählten sind so gering an Zahl, daß sie unberücksichtigt bleiben können.

Mit diesen Ziffern sind wir schon auf das Gebiet der Statistik gelangt. In welcher Form unterrichtet uns nun diese über das Tatsächliche in Beziehung auf das Heiratsalter? In der Regel tut sie es so, daß sie uns das sogen. mittlere Heiratsalter einer Bevölkerung gibt. Das Alter aller heiratenden Männer, desgleichen das aller heiratenden Frauen wird zusammenaddiert und mit der Anzahl der Männer bezw. dem der Frauen dividiert. Auf solchem Wege gewonnene Resultate zeigt die folgende — übrigens auch schon in der Bevölkerungslehre mitgeteilte — Tabelle[1]).

[1]) Nach Fircks; Bevölkerungslehre, S. 229.

Durchschnittliches Heiratsalter.

(Berechnet nach den Jahren 1871/95.)

	Frauen	Männer
Belgien	28,6	30,9
Schweden	28,3	30,9
Schweiz	28,1	31,1
Bayern	27,9	31,0
Württemberg	27,8	31,5
Niederlande	27,8	30,0
Norwegen	27,7	30,7
Dänemark	27,7	30,7
Baden	27,7	30,6
Österreich	27,2	31,2
Preußen	27,0	29,5
Finnland	27,0	30,2
England und Wales	26,6	28,6
Schottland	26,4	29,0
Sachsen	26,3	28,9
Frankreich	26,2	29,8
Irland	26,1	30,0
Massachusetts	25,7	29,4
Ungarn	25,4	29,0
Italien	24,2	29,1
Serbien	22,5	25,3
Rumänien	22,1	26,5
Rußland (Europäisches)	21,4	25,3

Zu bemerken ist hierzu, daß diese Heiratsalter sowohl die der erstmals Heiratenden als die der zu wiederholten Malen Heiratenden einbegreifen. Rechnet man nur das Heiratsalter der Junggesellen und Jungfrauen, so stellt sich dieses natürlicherweise um einige Jahre niedriger. In England betrug z. B. das durchschnittliche Heiratsalter 1895[1])

für Männer	für Junggesellen
28,42	26,59
für Frauen	für Mädchen
26,16	25,04

[1]) Fircks, a. a. O. S. 230.

Allein auch das so bestimmte Heiratsalter für Junggesellen und Jungfrauen entspricht noch nicht den subtileren Anforderungen, die man stellen kann. Denken wir uns zwei Staaten mit ganz der gleichen Absterbeordnung einer Generation Geborener, das heißt also, es mögen hier wie dort von 100000 geborenen Frauen beispielsweise alt werden:

15 Jahre 58419
20 „ 57042
25 „ 55782
30 „ 54014 usf.

(Absterbeordnung für Berlin 1895) und weiter, es mögen hier wie dort von den die betreffenden Jahre Erreichenden im 20. Jahre von 10000 — 602, im 25. Jahre von 10000 — 1241 heiraten usf., so müßte man doch anscheinend für zwei solche Länder auch das gleiche mittlere Heiratsalter für Jungfrauen bekommen. Dies wird aber nicht der Fall sein, wenn das Land A eine stärkere Bevölkerungszunahme aufweist als das Land B; dann würde nämlich A ein niedrigeres Heiratsalter haben als B. Denn dann wird es in A relativ mehr 20jährige geben als in B. Wenn also nun hier wie dort der Koeffizient für dieses Jahr — 602/10000 — öfters mit der niedrigen Zahl 20 multipliziert wird, so muß das natürlich auch in dem Gesamtergebnis für das Land A entsprechend zum Ausdruck gelangen. Man sollte sich daher tunlichst immer solche detaillierte Aufstellungen ansehen, die für jede einzelne Altersstufe den Heiratskoeffizienten angeben; das ist: das Verhältnis der Heiratenden zu den Lebenden.

Wo man weder solche Details noch überhaupt Angaben über das mittlere Heiratsalter erhalten kann, gibt ein Blick auf den Stand der Bevölkerung — mit Rücksicht auf den Familienstand in den verschiedenen Altersklassen — immerhin einige Belehrung in dieser Richtung. Während es im Deutschen Reiche Ende 1900 keine verheiratete Person unter 15 Jahren gab (doch waren 1899 in Berlin 4 uneheliche Kinder von Müttern unter 15 Jahren verzeichnet), soll es in Algier 1896 — wenn man den Daten trauen kann (aber sie dürften eher zu niedrig wie zu hoch sein) — 25 verheiratete männliche und

606 verheiratete weibliche Personen unter 15 Jahren gegeben haben.

Jahre	männl. Pers.	weibl. Pers.
11—12	—	1
12—13	1	63
13—14	7	179
14—15	17	363

In Japan zählte man Ende 1898 unter den weniger als 15jährigen

bei den Männern auf 10000: 1,82 Verheiratete
„ „ „ „ 10000: 13,16 „

davon waren:

	männl. Pers.	weibl. Pers.
unter 5 Jahren	1	6
5—10 „	22	62
10—15 „	1300	9282

Hierzu muß noch bemerkt werden, daß die japanische Statistik ungeschickterweise die Verwitweten und Geschiedenen mit den Ledigen zusammenwirft.

Im englischen Indien kamen — nach Mayr[1]) — auf 10000

590 verheiratete Männer unter 15 Jahren
2703 „ Frauen „ 15 „
und 20 verwitwete Männer „ 15 „
51 „ Frauen „ 15 „

Faßt man etwas höhere Altersstufen ins Auge, so kommt man zu folgenden Gegenüberstellungen:

Im deutschen Reiche waren 1900 verheiratet oder verheiratet gewesen

unter 10000 Männern im Alter von 15—18 Jahren: 3,54
„ 10000 Frauen „ „ „ 15—18 „ 31,34

In Algier dagegen (1896) 135 resp. 2966.

Im deutschen Reiche waren um dieselbe Zeit verheiratet (ohne Verwitwete und Geschiedene)

unter 10000 Männern im Alter von 15—20 Jahren: 7,4
„ 10000 Frauen „ „ „ 15—20 „ 158,1

In Japan (Ende 1898) dagegen 323,4 resp. 1391,6.

[1]) Statistik II, S. 102.

In diesen Zusammenhang gehört auch eine Arbeit von Westergaard: Die 11549 Paare, die während der 5 Jahre 1878/82 in Kopenhagen getraut worden waren, teilt er nach dem Stand der Bräutigame in fünf Gruppen ein:

1. Beamte, Anwälte, Ärzte und andere „den liberalen Berufsarten" angehörende Personen, ferner Fabrikanten, Kaufleute, Bankiers und ähnliche größere Geschäftsleute.
2. Kleinere Handwerker und Gewerbetreibende, Kleinhändler, Schankwirte, Schiffer, Maschinenmeister und dergl.
3. Lehrer, Musiker, Kontoristen, Handelskommis, Angestellte in öffentlichen Kontoren und dergl.
4. Untergeordnete Angestellte, Ausläufer, Kellner, Dienstboten und dergl.
5. Handwerksgesellen, Fabrikarbeiter, Matrosen, Tagelöhner sowie alle anderen der eigentlichen Arbeiterklasse angehörige Personen.

Innerhalb dieser Gruppen hat Westergaard das durchschnittliche Heiratsalter der Junggesellen, Witwer und Geschiedenen ermittelt und festgestellt, daß es für die Junggesellen der betreffenden Gruppe betrug:

Gr. 1 — 32,2; Gr. 2 — 31,2; Gr. 3 — 29,7; Gr. 4 — 28,0;
Gr. 5 — 27,5; insgesamt durchschnittlich 28,8 Jahre;

Ergebnisse, die mit einen Beleg dafür geben, daß die männlichen Mitglieder der sozial besser gestellten Klassen durchschnittlich in einem höheren Alter zu heiraten pflegen als die der unteren Volksschichten.

Ein Lieblingsthema für die moralstatistische Analyse bilden Betrachtungen über das kombinierte Heiratsalter, ein Begriff, dessen Erörterung eher in die Bevölkerungsstatistik gehört,[1]) während hier wohl mehr Mitteilungen über tatsächliche Altersdifferenzen am Platze sind.

In Berlin z. B. fanden 1899 19946 Eheschließungen statt, über die sich folgendes sagen läßt: In 14447 Fällen — das sind 72% — war der Mann älter, in 5499 Fällen — das sind 27,6% — die Frau.

---

[1]) S. S. 238ff.

Und zwar war die Frau älter:				und sie war jünger:			
über 30 Jahre		—		0/5 Jahre		42,976	
25/30	„	0,025		5/10	„	19,879	
20/25	„	0,120	%	10/15	„	6.337	%
15/20	„	0,330	27,568	15/20	„	1,995	72,429
10/15	„	1,193		20/25	„	0,716	
5/10	„	4,783		25/30	„	0,316	
0/5	„	21,117		über 30	„	0,210	

Die Zahl der Ehen mit einer Altersdifferenz des Mannes von 20 und mehr Jahren betrug unter diesen 19946 — 248, d. s. 1,28%; ein Arzt dagegen hatte sie vor einiger Zeit auf 10% geschätzt. Sie sehen, wie leicht man bei Taxationen in Irrtümer verfällt.

Bei Betrachtung der Alterskombinationen gilt es, noch allerhand Trugschlüsse zu vermeiden. Geht man nämlich ins Detail, so gewahrt man oft, daß Männer gewisser Altersklassen häufiger ältere als jüngere Frauen heiraten, und daß Frauen gewisser Altersklassen häufiger Männer aus der nächst jüngeren als der nächst höheren Altersklasse wählen. In Berlin heirateten zum Beispiel 1899 die 30/35jährigen Frauen in 575 Fällen Männer der gleichen Altersklasse, allein in den 1550 Fällen, in denen sie Männer einer anderen Altersklasse nahmen, heirateten sie 947mal in jüngere Klassen und nur 603mal in ältere. Sie heirateten z. B. 714mal Männer aus der Klasse der 25/30jährigen und nur 293mal Männer aus der Klasse der 35/40jährigen. Geschieht das nun, weil Männer von 25/30 Jahren eher zu bestricken sind als solche von 35/40, so daß sie der gefährlichen „femme de trente ans" leichter zum Opfer fallen? Nichts davon ist im Spiel sondern nur das Wahrscheinlichkeitsgesetz, dessen Walten man in der Statistik nie übersehen darf.

Überhaupt heirateten ja in Berlin im Jahre 1899 — wie wir vorhin hörten — 19946 Männer und 19946 Frauen, es sind also 397842916 verschiedene Ehen möglich. Es gibt nun 2125 heiratende Frauen im Alter von 30/35 Jahren und für diese kamen in Betracht

7	Männer	unter	20	Jahren	14875	Chancen
5243	„	von	20—25	„	11141375	„
8434	„	„	25—30	„	17922250	„
3182	„	„	30—35	„	6761750	„
1313	„	„	35—40	„	2790125	„

Obschon also die 30/35jährigen Frauen, da sie 714 25/30-jährige Männer und nur 293 35/40jährige heiraten, scheinbar 2,4mal so viel jüngere als ältere nehmen, so heiraten sie doch weniger jüngere im Vergleich zu den Chancen, die sich wie 6,4 : 1 verhalten; Frauen von 30/35 Jahren haben also 6,4 : 2,4 = 2,7mal größere Neigung, 35/40jährige Männer zu heiraten als 25/30jährige.

Ich könnte hier auch noch einiges über die sogen. Heiratsfrequenz sagen; da aber solches regelmäßig in der Bevölkerungslehre behandelt wird, so kann ich mich mit wenigen Worten begnügen, um so mehr, als sich ja auch das Wichtigste darüber aus unseren Betrachtungen über das Heiratsalter von selbst ergibt. Unter Heiratsfrequenz versteht man das Verhältnis der Heiratenden zu einer bestimmten Bevölkerungsgruppe. Ist diese Gruppe die ganze Bevölkerung, so sehen sie gleich, daß die Zahl nicht viel besagt, denn da ja die Kinder und die schon Verheirateten nicht heiraten können, so würde die Frequenz für Länder mit vielen Kindern oder vielen Verheirateten zu niedrig ausfallen. Man geht darum lieber von der ehemündigen, ledigen Bevölkerung aus.

Es heiraten von 1000 über 15 Jahre alten nichtverheirateten Personen überhaupt:

1.	Länder der ungarischen Krone	81,4
2.	Galizien	73,1
3.	Sachsen	65,7
4.	Preußen	57,3
5.	Deutsches Reich	55,7
6.	England mit Wales und Schottland	53,1
7.	Württemberg	52,7
8.	Finnland	52,7
9.	Spanien	51,8
10.	Frankreich	50,4
11.	Niederlande	50,3
12.	Bayern	49,7
13.	Dänemark	49,4
14.	Italien	48,6
15.	Baden	48,1
16.	Westösterreich	47,5

17. Norwegen 43,2
18. Schweiz 42,6
19. Belgien 41,5
20. Schweden 40,3
21. Griechenland 41,8
22. Irland 25,8

Geht man aber noch genauer auf das Detail ein, indem man noch weiter in Altersklassen zerlegt, so sehen Sie, daß man es mit den gleichen Elementen zu tun bekommt, mit denen wir es bei den Betrachtungen über das Heiratsalter zu tun hatten.

V. Vorlesung.

Wir haben letzhin erörtert, in welchem Grad das Eingehen von Ehen durch das Lebensalter bestimmt wird. Indes auch jene, die dem Alter nach zueinander passen würden, kommen doch keineswegs immer durch die Liebe zusammen. Bei den Naturvölkern spielt die Liebespartie in unserem Sinne überhaupt nur eine ganz unbedeutende Rolle. Aber auch bei den Kulturvölkern ist das Terrain der Liebesheirat noch ein ziemlich eng begrenztes. Nicht nur, daß es im Islam heute noch größtenteils Sitte ist, daß der Bräutigam der Braut erst nach der Verehelichung ansichtig wird, auch im ostasiatischen und nicht minder im christlich-jüdischen Kulturkreise des Westens entscheidet die Antwort darauf, welcher Abstammung, welchen Standes, welchen Wohlstandes, welcher Religion jemand sei, oft genug, ob die Ehe stattfindet oder nicht. Dabei hat auch die Staatsgewalt nicht selten eine Rolle spielen zu müssen geglaubt, und sie tut dies teilweise noch heute.

In der Union gibt es eine Reihe von Staaten, in denen sich das Gesetz zwischen das farbige und das weiße Herz stellt. In 22 Staaten herrscht Freiheit der Wahl; in 25 anderen dagegen werden die Heiratswilligen ob unzulässiger Farbenmischung auseinander gehalten. Und dabei geht man mitunter sehr weit. Nicht nur, daß in solchen Staaten die Heirat zwischen weißen Menschen und kohlpechrabenschwarzen verboten ist, sondern dies Verbot erstreckt sich auch häufig auf die Ehe mit Mulatten, Quarteronen, Indianern, Mongolen. Ob sich in der Praxis allerdings die komplizierten Vorschriften, die es über diesen Punkt gibt, befolgen lassen, weiß ich nicht; so dürfte z. B. das Statut in Indiana, auf Grund dessen der weiße Teil keinen Gegenpart mit einem Achtel schwarzen Blutes wählen soll, schwerlich immer streng eingehalten werden.

In Indien türmt das Kastenwesen hohe Schranken zwischen den einzelnen Volksteilen auf. B. Nagarkar, selbst ein vornehmer Brahmine, sagt darüber: Ursprünglich gab es nur vier Kasten, die der Priester, der Krieger, der Kaufleute und der Hörigen. Später sind jedoch diese vier ursprünglichen Kasten ins Unendliche vermehrt und schroff voneinander abgeschlossen worden; jetzt zählt man fast so viele Kasten, wie es Berufsarten gibt. Wir haben eine Kaste der Schneider, der Schmiede, der Diener, der Milchleute; jede Kaste steht unter besonderen Regeln in bezug auf Essen und Trinken, religiöse Übungen und Heiratsgebote, und kein Mitglied der einen darf in die andere hinüber heiraten. Das ist unter keinen Umständen gestattet, und da manche Kasten im Laufe der Zeit bis auf eine Handvoll Familien zusammengeschmolzen sind, so ist es natürlich, daß durch diese Heiraten eine Degeneration der Rasse erfolgen muß.

In den Staaten unserer Kultur entsprechen dem Kastenwesen in dieser Beziehung — wenn schon sehr abgeschwächt, so doch tatsächlich — Einrichtungen des Fürstenrechts, speziell das Institut der Ebenbürtigkeit. Freilich: „Nach altem deutschen Recht galt jede Ehe eines freien Mannes mit einer freien Frau für ebenbürtig, und der Begriff der Mißheirat bestand nur in dem Verhältnis von Freien zu Unfreien. Als aber seit dem 13. Jahrhundert eine schärfere Sonderung der Geburtsstände eingetreten war, gewann die Ebenbürtigkeit auch für die Beziehungen der verschiedenen Klassen der Freien zueinander Bedeutung. Namentlich bildete sich bei dem hohen Adel Deutschlands, d. h. bei den reichsständischen Geschlechtern, ein gemeines Gewohnheitsrecht aus, nach dem jede Ehe mit einer Person, die nicht einem reichsständischen Hause entstammte, als eine Mißheirat angesehen wurde.“[1])

Und dieser Ebenbürtigkeitsbegriff spielt heute trotz aller ständischen Nivellierungen sowohl in vermögensrechtlichen wie in den sozialen Verhältnissen besonders Deutschlands und Österreichs eine größere Rolle, als man gewöhnlich anzunehmen geneigt ist.

Bestimmte Verwandtschaftsgrade, bald näher bald weiter

[1]) [G. Meyer; Lehrbuch des Deutschen Staatsrechts (IV. Aufl., bearbeitet von G. Anschütz) 1905; S. 267/68.]

gegriffen, bilden ebenfalls Ausschließungsgründe. Der oder die Geschiedene kommt oftmals hors ligne, und die indische Witwe der höheren Kasten ist noch heute Tabu. Die indischen Reformer beklagen das und bekämpfen es als einen nicht kleinen Mißstand, und das ist es auch in der Tat, wenn wir uns erinnern, in wie frühem Alter die Mädchen dort verheiratet werden. „Was hat," schreibt B. Nagarkar," ein verwitwetes Kind von 10 oder 12 Jahren verbrochen, daß es den ganzen Rest seines Lebens, wie lang es auch sein möge, abgeschlossen und in völliger Einsamkeit verbringen muß. Wie kann man von einem 12- oder 14jährigen Mädchen, das am liebsten noch an Herumspringen und an Puppen denkt, verlangen, daß es sein ganzes Leben der liebenden Erinnerung widmet."

Das Los dieser Witwen ist schrecklicher, als es sich schildern läßt. Das Haar wird ihnen abgeschoren, sie werden jedes Schmuckes beraubt, von allen fröhlichen Vereinigungen werden sie ferngehalten, und sie müssen sich während solcher in dunkle Gemächer zurückziehen. Dabei erfahren sie nicht selten schlechte Behandlung und bekommen Scheltworte von der Mutter des verstorbenen Mannes zu hören. Kein Wunder, daß diese Witwen ihrem Leben oft durch einen Sprung in den Brunnen oder Gift ein Ende machen.

Aus der Statistik merkt man übrigens nichts von einem stärkeren Überwiegen der Witwen bei den Hindus. Die Witwen verhalten sich nämlich dort zu den Witwern

bei den	Mohammedanern	wie	3,7 : 1
„ „	Christen . . .	„	3,7 : 1
„ „	Hindus	„	3,6 : 1
„ „	Buddhisten . .	„	2,4 : 4

Die Hindus kommen hinsichtlich des Überwiegens der Witwen also erst an dritter Stelle, und wir können aus unserem Kulturkreise Länder aufzählen, in denen das Verhältnis kein wesentlich anderes ist. So kommen in Preußen auf 133 Witwen 48 Witwer, und in Sachsen und Ungarn lauten die entsprechenden Zahlen 127 und 150 resp. 40 und 46 (in Norwegen freilich 144 resp. 80).[1]) Das Verhältnis der Witwen zu den Witwern in einer Bevölkerung wird eben nicht allein durch die Wiederverheiratungsquote der Witwen bestimmt, son-

[1]) Fircks, a. a. O. S. 78.

dern ferner noch durch den Altersunterschied zwischen den Eheleuten. Ist der Mann in der Regel viel älter als die Frau, so wird es mehr Witwen geben als bei geringem Altersunterschied und umgekehrt; es wäre also für Indien erst noch die Altersdifferenz zu untersuchen. Dann aber wird jenes Verhältnis auch noch bestimmt durch die Wiederverheiratungsquote der Witwer.

Hier noch ein Wort über die vielbesprochene Sitte der Witwenverbrennung (Sati). Nach Hunter war in alten Zeiten die Witwenverbrennung unbekannt, und die Vedaverse, welche die Brahminen zu ihrer Unterlage nahmen, haben den entgegengesetzten Sinn, den jene ihnen zuschreiben . Nach Hunter sind es diese Verse: „Rise, woman, come to the world of life. Come to us. Thou hast fulfilled thy duties as a wife to thy husband." Das wäre dann wieder einmal der Ort, mit dem Dichter zu sagen: „Tantum religio potuit suadere malorum!"

Ein weiteres Ehehindernis ist vielfach die Religionsverschiedenheit. Luther sagt allerdings:[1]) „Mich wundert, daß sich die Freveltyrannen nicht in ihr Herz schämen, so offentlich wider den hellen Text Pauli, 1. Cor. 7, sich zu setzen, da er spricht: Will ein heidnisch Weib oder Mann bei dem Christengemahl bleiben, soll er sich nicht von ihr scheiden ... Darumb wisse, daß die Ehe ein äußerlich leiblich Ding ist, wie andere weltliche Hanthierung. Wie ich nun mag mit eim Heiden, Juden, Turken, Ketzer essen, trinken, schlafen, gehen, reiten, kaufen, reden und handeln, also mag ich auch mit dem ehelich werden und bleiben; und kehre dich an der Narren Gesetze, die solches verbieten, nichts. Man findet wohl Christen, die ärger sind im Unglauben innewendig, und der das mehrer Teil, denn kein Jude, Heide oder Turke oder Ketzer. Ein Heide ist ebenso wohl ein Mann und Weib, von Gott wohl und gut geschaffen, als St. Peter und St. Paul und St. Lucia; schweig denn, als ein loser, falscher Christ." So wie Doktor Luther hier sprach, hat man aber nicht immer gedacht, und er selbst stand in seiner Kirche ziemlich allein mit seiner Ansicht. So sagte z. B. Bullinger: „Darumb wird ein Christen man im

[1]) [Friedberg; Lehrbuch des kath. u. ev. Kirchenrechts, V. Aufl., S. 371.]

beziehen der Ehe voraussehen, das er den waren glauben nicht verweibe oder verheirate, oder in gefahr stelle ... Wie wollen nu zwey, die solche widerwertige gemüt und fürnemen haben, an einem joch ziehen? An einem joch ziehen, ist ein form also zu reden und heist gemeinschafft haben, und sich Ehelichen verhalten. Am frembden joch ziehen heist ein ungleubig gemahel nemen."

Ehen zwischen evangelischen Christen und Juden waren bis ins XIX. Jahrhundert hinein ohne Ausnahme kirchlicher- und staatlicherseits unzulässig.

Die katholische Kirche verlangt heute — nach einer toleranteren Praxis im XVIII. Jahrhundert — für gemischte Ehen Dispensation, die nur erteilt werden soll, wenn beide Verlobte eidliche Versprechungen abgegeben haben:[1])

a) Der katholische Teil: stets bei seiner Konfession verharren und alles tun zu wollen, um eine Bekehrung des akatholischen zu bewirken; b) dieser: keinerlei Bekehrungsversuche dem katholischen Teile gegenüber vorzunehmen; c) beide: sämtliche Kinder im katholischen Glauben zu erziehen; d) außerdem sollen noch dringende Gründe für die Dispensation vorliegen, und e) die Brautleute das Versprechen abgeben, von einer akatholischen Trauung abzusehen. In Österreich sind Ehen zwischen konfessionslosen Juden und Katholiken noch heute ungültig (zwischen Dissidenten und Juden erlaubt), in Rußland Ehen zwischen Orthodoxen und Juden verboten.

Was den Islam betrifft, so sagt der Koran: Heirate Du kein Weib aus den Reihen der Mushrikun (worunter die sogen. Götzendiener gemeint sind), wenn sie nicht den Islam annimmt ... Doch erlaubt sind dem Moslem keusche Frauen aus den „skriptural sects" — den Buch-Religionen. Diese Stellen sind von den Gelehrten der verschiedenen islamitischen Richtungen auf verschiedene Weise ausgelegt worden. Die vorherrschende sunnitische Auffassung geht dahin, daß die Ehe eines Mohammedaners mit einer Jüdin oder Christin gültig ist, nicht aber die mit einem Hindu- oder Magierweibe. Ein mohammedanisches Weib darf unter keinen Umständen einen Nichtmohammedaner heiraten.[2])

[1]) Friedberg, a. a. O. S. 374.

[2]) Hughes; Dictionnary of Islam, Art. Marriage.

Diese unsere Erörterungen über die Einmischungen der Staatsgewalt oder der mit Zwangsgewalt bekleideten Kirche in die Matrimonialität erklären uns also eine Reihe von Nullen, die wir bei verschiedenen denkbaren Kombinationen, namentlich in früherer Zeit, hätten finden müssen, und die wir noch heute finden würden, wenn überall das statistische Zeitalter angebrochen wäre. Wie steht es aber dort, wo nicht gerade die Staatsgewalt eingreift, aber die Sitte oder irgend ein anderes Motiv gewisse Kombinationen hemmt, gewisse fördert? Am wenigsten erfahren wir aus der Statistik über den Einfluß, den die soziale Stellung oder materielle Lage bei der Wahl der Ehegefährten ausüben; statistisch — sage ich — wissen wir wenig darüber, denn wie es in Wahrheit damit steht, wissen wir unstatistisch ja genugsam. Die Statistik gibt uns nun zwar Zahlen über die Eheschließenden nach dem Beruf, und die soziale Stellung; wir erfahren also z. B., daß in Preußen im Jahr 1900 aus dem Handelsgewerbe 17553 Männer und 5484 Frauen heirateten und aus der Verwaltung 5743 Männer und 14 Frauen. Es ist jedoch schon schwer zu sagen, wieviel Prozent z. B. diese 17553 Männer von der Gesamtzahl der lebenden handelstreibenden Männer vorstellen, weil die Bezeichnungen bei Volkszählungen mit denen bei der Bevölkerungsbewegung nicht zuverlässig in Einklang zu bringen sind; vollends aber wird nicht erhoben, wie viele handelstreibende Männer Frauen heiraten, die im Handelsstande tätig sind. Und selbst, wenn wir dieses wüßten, wüßten wir noch wenig, denn da fast die Hälfte der 1900 in Preußen heiratenden Frauen ohne Beruf resp. ohne Berufsangabe war (unter 293064 überhaupt 144599), so müßten wir hier doch wenigstens etwas über Beruf und Stellung der Eltern zu hören bekommen, was aber nicht geschieht.

Einmal allerdings ist eine Untersuchung ähnlicher Art in Preußen gemacht worden, über die uns Fircks berichtet:[1]) 1335807 Ehen aus den Jahren 1881/86 wurden auf die kombinierte Berufsangehörigkeit der Heiratenden angesehen. Ich sage Berufsangehörigkeit, nicht Standesangehörigkeit, was schon auf einen empfindlichen Mangel der Sache hindeutet. Wir erfahren z. B., daß 1000 Ladenmädchen geheiratet wurden u. a. von

[1]) A. a. O. S. 211ff.

247 Personen aus dem Handelsstand,
211 „ aus der Industrie der Nahrungs- und Genußmittel,
65 „ aus den Gewerben für Bekleidung und Reinigung,
60 „ aus der Metallverarbeitung,
50 „ aus dem Verkehrsgewerbe,

aber wir wissen nicht, ob Kollegen oder Prinzipale ein Auge auf sie geworfen hatten. Und ferner ist auch bei Fircks die Zahl der angeblich berufslosen Frauen sehr groß (515,3 ‰), der Frauen also, von denen man wissen müßte, ob sie etwa bis zu ihrer Verheiratung einen Beruf hatten, den sie dann auf- und infolgedessen auch nicht angaben, bezw. von denen man, wenn das nicht der Fall war, wissen möchte, was die Eltern waren.

Am sichersten wird man bei den Berufsarten gehen, die bei den Angaben auf dem Standesamt am wenigsten verschwiegen werden, z. B. Lehrerinnen.

Nach Fircks wurden 1000 Lehrerinnen heimgeführt u. a. von
238 Personen der Erziehung und des Unterrichts,
208 „ des Handels und Versicherungswesens,
121 „ der Landwirtschaft,
64 „ in öffentlichen Diensten,
61 „ aus dem Verkehrsgewerbe,
54 „ aus dem Baugewerbe.

Zweifellos liegt hier mehr eine interessante Aufgabe für Privatstatistiker als für offizielle Statistiker vor.

Einen Anhalt über das Sichzusammenfinden verschiedener Nationalitäten bei uns gibt etwa die Auszählung der Bevölkerung nach der Muttersprache. In Berlin vertrugen sich — hoffentlich — unter 333128 zusammenlebenden Ehepaaren 2389 polnisch-deutsche und zwar 1094, in denen die Frau — der Muttersprache nach — eine Polin, und 1295, in denen der Mann ein Pole war; 136 dänisch-deutsche und zwar 40, in welchen die Frau eine Dänin, und 96, in welchen der Mann ein Däne war; 161 tschechisch-deutsche und zwar 54, in denen die Frau eine Tschechin, und 107, in denen der Mann ein Tscheche war, usw.

Wenn man Mischehen von Personen verschiedener Abstammung als Zeichen guter Übereinstimmung und als frohe

Botschaften für die Zukunft zu begrüßen Lust hat, so wird man nicht gerne Berechnungen hören, die uns hieraus Unheil prophezeien wollen, Degeneration oder gar Erlöschen der Rasse, und man wird — bei aller Bereitwilligkeit, das Erwiesene anzunehmen — doch alle Ursache haben, solchen Berechnungen zunächst auf die Finger zu sehen. Man wird darum die Behauptung eines vor einigen Jahren verstorbenen preußischen Statistikers, des schon oft genannten Freiherrn von Fircks, — er war Dezernent für Bevölkerungsstatistik im Königlich Preußischen Statistischen Bureau und ein großes Original — daß die Ehen zwischen Germanen und Juden auffallend unfruchtbar seien, gewiß zu prüfen veranlaßt sein. Und nicht nur diese Ehen sollen unfruchtbar sein, sondern wenn jüdische Mädchen wenig uneheliche Kinder haben, so soll auch das darauf beruhen, daß der Umgang mit Germanen ihnen verhältnismäßig wenig anhaben könne.

Böse Behauptungen! Sollten sie wahr sein, so würde sich eine solche Unfruchtbarkeit ja auch hemmend zwischen die Ehelustigen aus verschiedenen Rassen stellen! Wie belegt nun Fircks seine Behauptungen? Er sagt[1]):

In Preußen entfielen auf jede Eheschließung zwischen Christen und Juden während der Jahre 1876 bis 1895 durchschnittlich, wenn der Mann christlich war, nur 1,884 und, wenn die Frau christlich war, nur 1,623 lebendgeborene Kinder, dagegen in demselben Zeitraum auf rein evangelische Ehen 4,147, auf rein katholische Ehen 5,048 (in den Provinzen Posen und Westpreußen sogar 5,318) und auf rein jüdische Ehen 3,845 lebendgeborene Kinder. Sofern nicht etwa das Durchschnittsalter der Eheschließenden zur Zeit der Eheschließung bei christlich-jüdischen Ehen viel höher als bei anderen Ehen sein sollte, worüber Nachrichten fehlen, kann hiernach die geringe Fruchtbarkeit christlich-jüdischer Ehen wohl als erwiesen gelten.

Eine einfache Betrachtung lehrt, daß es mit der ganzen Sache nichts ist. Fircks vergleicht Geborene mit solchen, die in den gleichen Jahren Mischehen eingegangen sind, aber die Geborenen sind doch nicht nur aus diesen, sondern auch aus in früheren Jahren geschlossenen Mischehen hervorgegangen. Wenn also die Zahl der Mischehen zugenommen hat, wenn

[1]) A. a. O. S. 156.

sie unter der Zahl der Ehen jetzt eine größere Quote ausmachen als früher, d. h. wenn die bestehenden Ehen eine geringere Quote Mischehen enthalten als die neu geschlossenen, so wird offenbar die Zahl der Geborenen, wenn man sie mit den Eheschließungen vergleicht, an einem zu großen Maßstab gemessen. Weiter aber: es ist doch wohl fraglos, daß sich viele Juden, die Mischehen eingegangen sind, taufen lassen; wenn diese aber dann Kinder zeugen, so werden diese Kinder nicht mehr Kinder aus gemischten, sondern als solche aus ungemischten Ehen gezählt. In der Tat ist nun auch der Meister gewissenhafter Statistik, Boeckh, auf ein ganz anderes Resultat gekommen.

Nach seinen Berechnungen betrug die „Skala der jährlichen Geburtenzahl“[1]):

	1885—90	1890—91	1895—96
bei Mischehen überhaupt	23,44%	19,16%	16,11%
bei Ehen gleicher Konfession	16,67%	16,43%	14,61%

Boeckh bringt also sogar noch mehr für die Mischehen heraus, was jedoch — nach ihm — nichts beweist, da bei der starken Zunahme der Mischehen, die in solchen Ehen Lebenden relativ in jüngeren Lebensjahren stehen. Jedenfalls aber wird dadurch die — wie er sagt — so oft gehörte, statistisch indes nicht begründete Behauptung der geringeren Fruchtbarkeit der Mischehen keineswegs bestätigt.

Über die Wiederverheiratung der Witwer und Witwen, über die Affinität von Ledigen und Verwitweten weiß die Statistik weit mehr mitzuteilen. Auf den ersten Blick scheint es in der Regel, als ob die Heiratsfrequenz der Witwen und der Witwer eine viel geringere sei, als die der Junggesellen und Mädchen, so daß man glauben könnte, es kämen auch bei uns indische Anschauungen in abgeschwächtem Grade zur Geltung. Aber der Schein entsteht nur daher, daß man — was ja so oft in der Statistik irre führt — auf die Alterszusammensetzung keine Rücksicht genommen hat. Man beobachtete in Dänemark, daß bei 11549 Eheschließungen die heiratenden Junggesellen 8% der vorhandenen Junggesellen über 20 Jahre jährlich ausmachen und die heiratenden Witwer und Geschiedenen nur 6,8% der Vorhandenen. Die heiratenden Mädchen: 5,5%

[1]) Berliner Stat. Jahrbuch; XVI/XVII, S. 93; XVIII, S. 43; XXIII, S. 59/60.

der Mädchen über 16 Jahre und die heiratenden Witwen gar nur 1,1%. Aber all das ist ja natürlich, denn Witwen sind im Durchschnitt älter als Mädchen, und es fragt sich, ob gleichaltrige Mädchen sich anders stellen würden als Witwen. Und so ergibt sich denn, wenn man nach Altersklassen vorgeht, ein ganz anderes Bild. Die Heiratsfrequenz der Witwer ist in den einzelnen Altersklassen fast doppelt so groß als die der Junggesellen, wonach man berechnet hat, daß von 100 25jährigen Junggesellen der Wahrscheinlichkeit nach im 45. Jahre noch 12 ledig sein würden, von 100 25jährigen Witwern im 45. Jahre aber nur noch 1. Und die Heiratsfrequenz der Witwen ist in den einzelnen Altersklassen zwar etwas, aber nicht erheblich viel kleiner, als die der Witwer.

Man hat auch die Ehen von Blutsverwandten unter die statistische Lupe genommen und z. B. festgestellt, daß sich im Jahre 1900 in Preußen Base und Vetter 1178mal heirateten: 77mal freite der Onkel die Nichte und 14mal die Tante den Neffen. Allzuviel ist mit diesen Zahlen jedoch nicht anzufangen, da man nicht weiß, wieviel Kinder aus analogen Verwandtschaftsverhältnissen hervorgegangen sind. In Berlin tat die Statistik gelegentlich noch ein übriges, indem sie die Altersverhältnisse solcher Ehen feststellte, und so vermag sie uns mitzuteilen, daß 1899 in Berlin die Onkels 9—22 Jahre älter waren als die von ihnen geheirateten Nichten, während die eine Tante, die 1899 in Berlin von ihrem Neffen geheiratet wurde, 13 Jahre älter war als dieser. . . . Ehen von Geschwisterkindern sollen auf der Halbinsel Batz vor der Loiremündung seit langer Zeit ungemein häufig sein, doch konnten in keinem einzigen Falle (bei 3300 Bewohnern) Merkmale der Entartung nachgewiesen werden (Fircks).

Mit besonderer Aufmerksamkeit verfolgt die preußische Statistik die Mischehen par excellence: die religiösen Mischehen nämlich.

Es heirateten 1900 in Preußen

Von 1000 evangelischen Männern:

evangelische Frauen . . .	934,80
katholische Frauen	63,15
sonst christliche Frauen . .	1,09
jüdische Frauen	0,96

Von 1000 katholischen Männern:

evangelische Frauen . . .	127,530
katholische Frauen	871,716
sonst christliche Frauen . .	0,274
jüdische Frauen	0,480

Von 1000 sonst christlichen Männern:

evangelische Frauen . . .	435,549
katholische Frauen	75,984
sonst christliche Frauen . .	478,968
jüdische Frauen	9,498

Von 1000 jüdischen Männern:

evangelische Frauen . . .	71,541
katholische Frauen	11,790
sonst christliche Frauen . .	2,144
jüdische Frauen	914,612

Und in Berlin heirateten in den Jahren 1891—1899:

Von 1000 evangelischen Männern:

evangelische Frauen . . .	919,480
katholische Frauen	75,720
dissidentische Frauen . . .	0,976
jüdische Frauen	3,817
ohne Angabe	0,007

Von 1000 katholischen Männern:

evangelische Frauen . . .	656,378
katholische Frauen	338,561
dissidentische Frauen . . .	0,752
jüdische Frauen	4,309

Von 1000 dissidentischen Männern:

evangelische Frauen . . .	768,027
katholische Frauen	76,923
sonst christliche Frauen . .	109,375
jüdische Frauen	45,673

Von 1000 jüdischen Männern:

evangelische Frauen . . .	135,948
katholische Frauen	19,118
dissidentische Frauen . . .	4,085
jüdische Frauen	840,361
ohne Angabe	0,490

Danach gingen also Mischehen überhaupt in Preußen ein:

die	evangelischen	Männer	in	65‰	der Fälle
„	jüdischen	„	„	85 „	„ „
„	katholischen	„	„	128 „	„ „
„	sonst christlichen	„	„	521 „	„ „

Und in Berlin war bei viel höheren Verhältniszahlen die Reihenfolge die gleiche. Es waren nämlich Mischehen unter den Ehen von:

evangelischen	Männern	81‰
jüdischen	„	160 „
katholischen	„	661 „
dissidentischen	„	891 „

Da haben wir ja mitunter ganz erstaunlich hohe Prozentsätze gehört. Sind die Religionsgemeinschaften danach wirklich so wenig abgeschlossen, wie es scheint, und entspricht namentlich die Reihenfolge, welche sich uns ergeben hat, den Verschiedenheiten des Gemeinschaftsgeistes? Sie sehen vielleicht, daß wir hier ganz in die gleichen Betrachtungen geraten wie neulich bei den Betrachtungen über die Alterskombinationen. Wollen wir die wahre Frequenz der Mischehen beurteilen, so müssen wir unter der Ermittlung der Gesamtzahl aller möglichen Kombinationen die Wahrscheinlichkeit derer, die sich realisiert haben, berechnen, und erst der Vergleich der erwartungsgemäß berechneten Fälle mit der Zahl der wirklich eingetretenen gibt dann einen Maßstab der Beurteilung ab. Und da zeigt sich denn, daß die Zahl der Mischehen an der Zahl der Chancen gemessen, erheblich geringer ist als die, welche der Zahl der Chancen entsprechen würde.

VI. Vorlesung.

Die Lösung ehelicher Verhältnisse durch den Tod wird in der Bevölkerungslehre erörtert, ihre Lösung durch Willensakte ist der Gegenstand von Kapiteln, auf die vorzugsweise die Moralstatistik Anspruch erhebt. Daß nun diese Lösungen uns unter dem Namen: Ehescheidungen vorgeführt werden, das erklärt sich aus der ursprünglichen Beschränkung der Statistik auf die Gebiete christlicher Kultur und auf die Neuzeit; betrachtet man die Sache allgemeiner, so muß man eigentlich von Verstoßungen und Scheidungen reden. Die Oberherrschaft des Mannes hatte ihm und hat ihm noch heute in vielen Ländern das Recht der einseitigen Lösung des Ehebandes auf Gründe hin zugesprochen, die den anderen Teil nicht zur Lösung berechtigen, oder aber eine solche Lösung ganz und gar seinem freien Belieben überlassen. So war nach mosaischer Rechtsauffassung die Ehescheidung nicht nur durch beiderseitige Übereinstimmung, sondern auch durch den einseitigen Willen des Mannes lösbar (Friedberg). Und das Verstoßungsrecht der Mohammedaner bildet noch gegenwärtig eine der dunkelsten Seiten des Islam; jedenfalls ist es von viel weittragenderer faktischer Bedeutung als die Polygamie. Nach dem sunnitischen Gesetz gibt es drei Arten von Scheidung, die jedesmal auf den ein- oder mehrmaligen Ausspruch des Gatten: „Du bist geschieden" erfolgt. Die schärfste Form ist die, daß die Frau von ihrem ersten Manne nicht wieder genommen werden kann, ehe sie nicht inzwischen einen anderen geheiratet hat und von diesem wieder geschieden worden ist.[1]) Es gibt jetzt freilich Apologeten des Islam, welche die faktische Bedeutung der Scheidungsrechte des Mannes bestreiten wollen.

[1]) Nach: Hughes, Art. „Divorce" im Dictionnary of Islam. — Der Artikel ist aber sehr unklar; da es nämlich heißt, daß der Mann ohne Angabe des Grundes die Frau scheiden kann, so begreift man nicht, wieso gewisse Scheidungsfälle, die vom Manne ausgehen, unter Umständen doch noch vor den Kadi kommen.

So wird von mohammedanischer Seite nur die wenigst gewalttätige Form der Verstoßung als vorkommend bezeichnet und außerdem noch gesagt, daß die Ehescheidung — trotz ihrer Leichtigkeit — wenn nicht in allen, so doch in den meisten islamitischen Staaten nur selten vorkomme.

Die einzige Statistik aus einem mohammedanischen Lande, die mir bekannt ist, spricht zunächst gegen diese Behauptungen: man sieht da, wie schließlich doch immer die Statistik zur Lösung von Zweifeln angerufen werden muß. Diese Statistik ist die algerische. Nach Statesman's Year-Book 1902 [1906] kamen in Algier 1899 [1904] auf 1000 Eheschließungen bei den Mohammedanern — „the numbers are only approximate — 322 [402] Scheidungen, und nach der Volkszählung von 1896 soll es auf 994754 Frauen und Witwen 43982 geschiedene Frauen — darunter schon eine 15jährige und 1825 unter 25 Jahren — gegeben haben. Ein Vergleich mit Preußen, wo 1890 auf 7416976 Frauen und Witwen 37508 geschiedene Frauen kamen, zeigt uns hier ein Verhältnis von 1:197,7 — dort ein solches von 1:22. Daß die algerische Prostitution sich fast ausschließlich aus geschiedenen Frauen rekrutiert, berichtet schon 1842 ein französischer Arzt ... Wir werden darauf noch zu sprechen kommen.

Außerordentlich hohe Zahlen liefert auch die offizielle japanische Statistik. Nach ihr kamen auf 1000 Eheschließungen

1894: 317,7 Ehescheidungen
1895: 302,9 „
1896: 230,6 „
1897: 339,6 „
1898: 210,8 „
1899: 223,2 „

In Preußen entfielen 1898 auf 1000 Eheschließungen 21 Ehescheidungen; nach Einführung des B.G.B. gar nur noch 16, oder um auch absolute Zahlen zu einem Vergleich heranzuziehen: In Japan kamen 1898 auf 471298 Eheschließungen 99464 Scheidungen = 1 Scheidung auf 4,7 Eheschließungen, in Preußen 1898 auf 280394 Eheschließungen 5798 Scheidungen = 1 Scheidung auf 48,4 Eheschließungen. Anders ausgedrückt — nämlich die Ehescheidungen mit den stehenden Ehen ver-

glichen —: da es Ende 1898 in Japan 7979776 stehende Ehen gab, so kamen bei 99464 Scheidungen in diesem Jahre auf je 100000 stehende Ehen 1246,4 Scheidungen. Nach den von Fircks mitgeteilten Berechnungen[1]) über weiter zurückliegende Jahre wären in Japan auf je 100000 stehende Ehen entfallen.

1883—85: 1632,6 Scheidungen
1886—90: 1500,6 „
1891—95: 1492,1 „

In Preußen und Waldeck dagegen nach demselben Autor: 86,77 Scheidungen für die Jahre 1891/95 ...

So hoch uns nun aber auch die von der japanischen Statistik angegebenen Ehescheidungszahlen vorkommen, so hält sie Rathgen in einer Studie aus dem Ende der 80er Jahre doch noch für zu niedrig. Diese in den „Mitteilungen der deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde" veröffentlichte Studie enthält eine Kritik der amtlichen japanischen Bevölkerungsstatistik, und Rathgen spricht darin u. a. die Ansicht aus, daß eine große Anzahl von Ehen in Japan der Anmeldung überhaupt entgeht, indem sie durch Tod oder Scheidung aufgelöst werden, ehe sie noch eingetragen waren. Rathgen gibt dann folgende Übersicht:

Auf 1000 Einwohner kommen

1883: 9,1 Eheschließungen, 3,4 Scheidungen
1884: 7,6 „ 2,9 „
1885: 6,8 „ 3,0 „

und er bemerkt hierzu: Die Zahlen dieser Tabellen sind in der Hauptsache ganz wertlos. Sie beziehen sich nicht auf die Eheschließungen, die in dem betreffenden Jahre stattgefunden haben, sondern auf die Ehen, die angemeldet sind. Das ist aber ein erheblicher Unterschied. Selbst in den höheren Ständen erfolgt die Anmeldung der Ehe bei der Registerbehörde sehr spät, nicht selten erst nach Jahren. Es soll üblich sein, die Ehe erst kurz vor der Geburt des ersten Kindes anzumelden. Eine weitere Folge ist, daß eine große Zahl von Ehen durch Tod und besonders durch Scheidung getrennt werden, ehe sie überhaupt angemeldet waren. Für die Statistik gehen diese Eheschließungen ganz verloren. In dem Falle, daß Eheleute in ver-

[1]) A. a. O. S. 238 u. 243.

schiedenen Orten heimatsberechtigt sind, wird notorisch die Ehe häufig sowohl am Wohnorte der Braut als dem des Bräutigams, also doppelt gezählt.

Ob allerdings angenommen werden darf, daß eine exaktere Statistik auf noch höhere Relativzahlen kommen würde, scheint indes trotzdem etwas zweifelhaft. Denn daß jedenfalls nicht nur absolut zu wenig Eheschließungen, sondern auch zu wenige im Verhältnis zu den Ehescheidungen eingetragen sind, geht schon aus folgender Überlegung hervor: Die Quote der verheirateten Bevölkerung ist in Japan groß; da man uns — Ende 1898 —

7979776 verheiratete Männer,
7979776 „ Frauen

aufzählt, so sind das 36,46% Verheiratete gegen 34,67% Verheiratete in Preußen. Demnach ist aber von den andern Gründen, die hierbei mitsprechen, abgesehen, zu vermuten, daß die Geschiedenen nicht ledig bleiben, sondern sich wieder verheiraten. Wenn dem jedoch so ist, müssen wir eine um so höhere Heiratsziffer erwarten, als ja bereits das frühe Heiratsalter der Japaner eine hohe Ziffer vermuten läßt. Nun sollen aber nach der Statistik auf 1000 Einwohner

1894: 8,64
1895: 8,65
1896: 11,75
1897: 8,45
1898: 10,77
1899: 6,72

Eheschließungen stattgefunden haben gegen 8,5 im Jahresmittel 1896—1900 in Preußen. Diese Differenz scheint denn doch auffällig gering.

Auf dem Boden der christlichen Weltanschauung sind, wie man weiß, sehr voneinander abweichende Rechtsprinzipien emporgewachsen. „Nach Glauben und Recht der katholischen Kirche ist die in kirchlich gültiger Weise abgeschlossene und durch eheliche Beiwohnung zur Vollendung gebrachte eheliche Verbindung unter Christen ein Sakrament und darum unauflöslich, während eine gültige, aber noch nicht vollzogene Ehe immerhin noch als bloß geistige Verbindung durch feierliches Keuschheitsgelübde (votum solemne) oder

durch päpstlichen Machtspruch gelöst werden kann. Eine gültige und vollzogene christliche Ehe ist also nur durch den Tod lösbar. . . . Ist somit dem katholischen Eherecht eine Auflösung der Ehe dem Bande nach durch Richterspruch fremd, so läßt dasselbe doch eine Aufhebung des ehelichen Zusammenlebens, eine sogen. Trennung von Tisch und Bett zu, und zwar einerseits durch Willensübereinstimmung der Gatten zum Zweck des Eintritts in einen religiösen Orden oder der Erlangung der Priesterweihe von seiten des Mannes, andrerseits durch kirchlichen Richterspruch in der Art, daß die Gatten auf Lebenszeit voneinander getrennt werden, oder auf bestimmte, bez. unbestimmte Zeit. Eine beständige Trennung ist jedoch nur wegen Ehebruchs und schwerer Fleischesverbrechen zulässig, eine zeitweilige dagegen aus andern Gründen nach Befinden des geistlichen Richters." (Friedberg.)

Die Reformation ging auch in bezug auf das Ehescheidungsrecht auf die Schrift zurück, wonach zunächst die Möglichkeit der Lösung des ehelichen Bandes unzweifelhaft feststand. Was freilich die Ehescheidungsgründe betraf, so herrschte darüber bereits unter den Reformatoren keine Übereinstimmung. Später konnte man dann in der Theorie eine strengere und eine mildere Richtung unterscheiden; vollends weit ging alsdann nach der milden Richtung das Naturrecht, insbesondere das auf seinem Boden stehende allgemeine preußische Landrecht.[1])

Die Statistik der Ehescheidungen in den Ländern unserer Kultur hat sich langsamer entwickelt als die Statistik anderer Tatsachen der Bevölkerungsbewegung, auch als die der Eheschließungen beispielsweise. Die Aufzeichnungen der Scheidungen lagen ja „außerhalb des Rahmens der Kirchenbuchführung, welche der von zwei Jahrhunderten neu entstandenen Wissenschaft das erste nutzbare Material zugeführt hatte. Ihre Notierungen gehörten der gerichtlichen Statistik an, welche zunächst und bei uns bis auf sehr neue Zeit sich in die Form

[1]) Eine Übersicht über den Stand der Gesetzgebung in einer Anzahl von Ländern wurde von Yvernés dem int. Stat. Bureau 1897 vorgelegt. (Le divorce et la séparation de corps en Europe; Journ. de la Soc. de stat. XXXVIIIe année.) — Eine sehr eingehende Enquête über die amerikanische Gesetzgebung enthält der schon erwähnte Report des Bureau of Labor: „Marriage and Divorce etc."

einer Geschäftsstatistik kleidete; und wie die Statistik oft genug sich mit Geschäftsnachrichten begnügen muß, die dem aufzeichnenden Beamten und den Behörden bemerkenswert erscheinen, während ihnen die Wichtigkeit der eigentlichen Tatsache verschlossen bleibt, so hat sich auch hier eine Zeit lang der Statistiker mit der Zahl der verhandelten oder der beendeten Ehesachen, oder mit der der in Ehesachen ergangenen Erkenntnisse begnügen müssen."[1])

Daraus konnte zunächst nur eines berechnet werden: die sogen. Frequenz der Ehescheidungen, die allgemeine Scheidungsziffer. Man verglich die Zahl der ausgesprochenen Scheidungen mit der Zahl der Eheschließungen oder mit der Bevölkerungszahl oder, wo es anging, mit der Zahl der bestehenden Ehen.

Das zuletzt genannte Verfahren wird auch heute noch zumeist angewandt; hier eine Reihe seiner Ergebnisse:

Scheidungen bzw. Trennungen auf 100000 Ehen:

	1886—90
Irland (nur 1886)	1,1
England und Wales (nur 1886) .	7,0
Italien	10,6
Schottland (nur 1886)	16,7
Norwegen, inkl. 15,8 Trennungen .	19,3
Österreich, inkl. 17,2 Trennungen .	19,7
Bayern	27,1
Ungarn	30,5
Schweden	31,6
Belgien, inkl. 7,3 Trennungen . .	43,0
Württemberg	45,3
Baden	45,6
Niederlande, inkl. 15,4 Trennung.	64,7
Rumänien	73,1
Preußen	80,5
Frankreich, inkl. 23,9 Trennungen	80,9
Sachsen	158,3
Schweiz, inkl. 19,9 Trennungen . .	208,8
Vereinigte Staaten 1886	249,9

(Fircks, a. a. O. S. 239.)

[1]) Boeckh im „Bulletin" XI, pg. 252.

[In Deutschland kamen Scheidungen auf 100000 Ehen:

1900	81
1901	81
1902	93
1903	101
1904	101]

(Vjhe. 1906, I, S. 91.)

Gehen wir für die Vereinigten Staaten ins Detail, so begegnet man erheblichen Verschiedenheiten und teilweise außerordentlich hohen Zahlen. Unterscheidet man größere Gruppen, so folgen sich (1867—1886):

	Scheidungen auf 100000 Ehen
Südöstliche Staaten . .	70,7
Nordöstliche „ . .	138,1
Südliche Zentralstaaten	180,9
Nördliche „	271,3
Westliche Staaten . .	494,4

Die fünf niedrigsten Ziffern weisen auf:

Süd-Karolina	12,3
Nord-Karolina . . .	32,0
Delaware	55,2
Virginia	58,5
Neu-Mexiko	59,4

die fünf höchsten:

Newada	625,9
Kolorado	672,2
Wyoming	706,0
Montana	751,0
Utah	960,0

(Fircks, a. a. O. S. 243.)

Weit häufiger als in einem ganzen Lande kommen — was ja eigentlich keiner Erklärung bedarf — Ehescheidungen in Großstädten vor; auch hierfür mögen einige der von Fircks gesammelten Daten als Beleg dienen:

Auf 100000 bestehende Ehen entfielen jährlich während des Zeitraums 1886—90

in Berlin	302,4[1])	Scheidungen
„ Hamburg	304,2	„
„ Wien (inkl. 156,8 Trennungen) .	190,2	„
„ Paris	208,2	„
„ Kopenhagen	572,4	„

Ganz vollkommen ist das bei all den mitgeteilten Berechnungen angewandte Verfahren freilich nicht, weshalb ich wohl auch darauf verzichten darf, noch mehr Daten dieser Art beizubringen. Was man nämlich gern wissen möchte, ist eigentlich nicht das Verhältnis der Zahl der jährlichen Scheidungen zu jener der jährlich geschlossenen oder zu jener der bestehenden Ehen, sondern uns interessiert vielmehr, zu erfahren, wieviel Ehen von einer ganz bestimmten Zahl geschlossener durch Scheidung aufgelöst werden: Die wievielste Ehe endet durch Scheidung? fragt man sich im Grunde. Wenn wir nun z. B. hören, daß in Berlin jährlich auf 100000 bestehende Ehen zirka 302 Scheidungen erfolgen, also jährlich ungefähr eine Scheidung auf 331 bestehende Ehen kommt, so können wir daraus auf die Scheidungschance, die für eine heute geschlossene Ehe vorliegt, offenbar noch so lange keinen Rückschluß machen, als wir nichts darüber wissen, wieviele Jahre die Verehelichten sozusagen „unter Risiko" stehen, das heißt, wieviele Jahre es von Lebens und Sterbens wegen wahrscheinlich ist, daß sie zusammen sind, wieviele Jahre sie also Gelegenheit haben, sich zu veruneinigen und sich zu scheiden.

Würde eine Ehe durchschnittlich von Todes wegen nur zwei Jahre dauern, so hätte sie — ceteris paribus — zweimal die Scheidungsgefahr von $^1/_{331}$ durchzumachen, bei zwanzigjähriger Dauer 20mal $^1/_{331}$ oder es bestände die Scheidungsgefahr von zirka $^1/_{16}$. Unter gleicher Annahme ergäbe sich für die westlichen Staaten der Union die Gefahr von zirka $^{20}/_{202} = {}^1/_{10}$. Man muß daher, wenn man solche Untersuchungen anstellen will, die Dauer der Ehen kennen. Es ist in erster Linie Boeckh in Berlin, der hier sehr subtile Berechnungen geliefert hat und der zu dem Resultat gekommen ist, daß auf Grundlage langjähriger Daten ungefähr die 14. Ehe in Berlin die Chance hätte, durch Scheidung zu enden.

[1]) [1901 — 271; 1905 — 363; Berl. Stat. Jahrbuch 1907.]

Bei diesen ganz außerordentlich feinen Berechnungen hat Boeckh auch noch dem Umstande Rechnung getragen, daß die Scheidungsgefahr einer Ehe mit der Länge ihres Bestandes abnimmt, daß das Verhältnis also nicht einfach so liegt, wie ich es vorhin im Beispiel angenommen hatte, und daß also die Gefahr in jedem Jahre nicht gleichmäßig $^1/_{331}$ ist. Der hier erwähnte Umstand der größeren Scheidungsgefahr in frühen Ehejahren zeigt Ihnen nur aber auch, daß die vorhin angegebene Reihenfolge der Länder nach der allgemeinen Scheidungsziffer aus mehreren Gründen nicht zugleich die Reihenfolge der Länder nach der Wahrscheinlichkeit angibt, nach welcher eine Ehe durch Scheidung enden dürfte. Einmal deswegen, wie ich schon sagte, weil diese Reihenfolge von der Absterbeordnung mitbedingt ist, und dann auch, weil die allgemeine Scheidungsziffer in einem Lande um so höher sein wird, je mehr Leute dort verhältnismäßig in jungen Ehejahren stehen. Leute in jungen Ehejahren gibt es aber in rasch an Bevölkerung zunehmenden Ländern mehr als in stationären, ebenso in Kolonisationsländern mehr als in den Mutterländern, und in Städten mehr als auf dem Lande. Zu den hohen Daten der Vereinigten Staaten trägt also dieser Umstand immerhin etwas bei.

Wenn Eheleute in jüngeren Jahren sich öfter scheiden lassen als ältere, so liegt das natürlich nicht nur daran, daß Jugend keine Tugend hat, sondern auch mit daran, daß die durchschnittliche Zahl ihrer lebenden Kinder eine geringere ist; genaue Relativzahlen besitzt man hierüber allerdings nicht, weil man auf den Scheidungskarten zwar die Anzahl der lebenden Kinder in den geschiedenen Ehen findet, nicht aber auch die weiterbestehenden Ehen nach der Zahl ihrer lebenden Kinder kennt, was bei Vergleichen zu wissen doch notwendig wäre. Bei den Volkszählungen hat man nämlich nur die in einem Haushalt lebenden Kinder und dann auch die überhaupt in der Ehe geborenen Kinder — einschließlich der gestorbenen — erhoben, allein nicht auch die außerhalb des Haushaltes lebenden. Indes auch die absoluten Zahlen sind schon interessant: Unter den im Jahre 1899 geschiedenen Berliner Ehen waren

				[1905]
mit	0	Kind	945	[704
„	1	„	309	360
„	2	Kindern	188	195
„	3	„	101	89
„	4	„	40	43
„	5	„	13	20
„	6	„	5	3
„	7	„	3	5
„	8	„	1	1
„	14	„	1	—
Kinderzahl		unbek.	2	1]
		zusammen	1608	[1421]

Also 58,9% [1905—79,3%] der geschiedenen Ehen waren kinderlos; und in Paris waren 1900 [1903] unter 1322 [1652] geschiedenen Ehen 645 [910] = 48,8% [55,1] kinderlose, d. h. ohne lebende Kinder.

Wer klagt öfters, der Mann oder die Frau? Mit dieser Frage haben sich unter anderem die englischen Statistiker beschäftigt. Sie stellten fest, daß in den Jahren 1891/92 z. B. 309 Männer und 372 Frauen klagten, unter jenen aber fast alle, nämlich 306 auf Ehescheidung und unter diesen nur 222 (die andern 150 auf Trennung), was offenbar seinen Grund darin hat, daß die Frau in England die Ehescheidung auf Ehebruch allein noch nicht erlangen kann, sondern nur, wenn er auch noch von Mißhandlung begleitet ist. Von den Klagen der Männer waren 1891—1893 13,1% erfolglos, von denen der Frauen nur 8,8%, was dafür sprechen würde, daß die Frau, wenn sie schon einmal klagt, es nicht leicht ohne begründete Ursache tut.[1])

In Paris erhielt unter 1322 Urteilen der Mann 575mal und die Frau 738mal die Scheidung, 1mal beide, 8mal ohne „renseignement".[2])

Nach Boeckh[3]) wurde 1899 in Berlin dem Manne 1345mal und der Frau 1041mal der Scheidungsgrund zugebilligt. Es scheint dabei gegen die Männer am häufigsten bei den freien

[1]) Stat. Journal 1894.
[2]) Annuaire stat. de la ville de Paris (XXIe année).
[3]) Berl. Stat. Jahrbuch, XXVI.

Berufsarten — zu denen ja auch Künstler und Schriftsteller gehören! — entschieden worden zu sein; 158 Scheidungsgründe wurden nämlich gegen Männer und 116 gegen Frauen erkannt (1,36:1); bei der Gruppe der dem Handelsgewerbe angehörenden Paare 270 gegen Männer und 212 gegen Frauen (1,28:1) und bei den zur gewerblichen Gruppe gehörenden Paaren 904 gegen Männer und 699 gegen Frauen (1,30:1).

In Paris wurde 1900 erkannt:

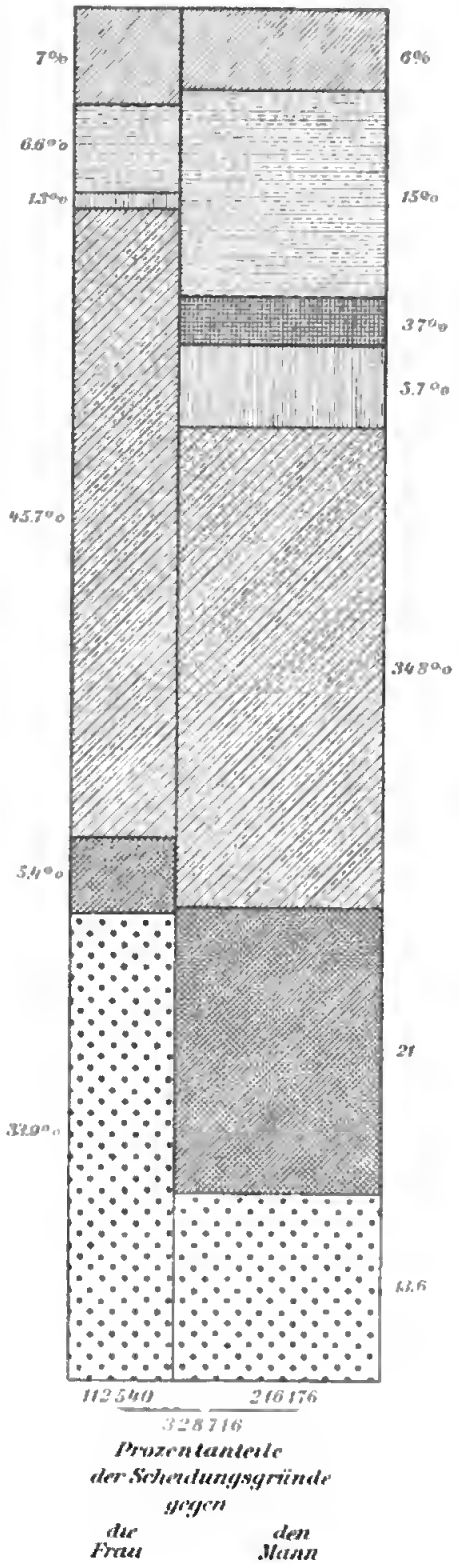
Professions libérales.	Gegen den Mann	Gegen die Frau	Gegen beide u. ohne „Renseignement"
Hommes de loi	3	1	—
Médecins, pharmaciers . .	2	2	—
Artistes	17	9	—
Autres	10	12	1
Administration, officiers . .	22	27	—
Industrie, commerce . . .	358	261	1
Ouvriers journaliers . . .	304	235	1
Sans profession	9	16	—
Profession inconnue . . .	13	12	6
	738	575	9

(Nach dem Annuaire, XXI année, S. 111.)

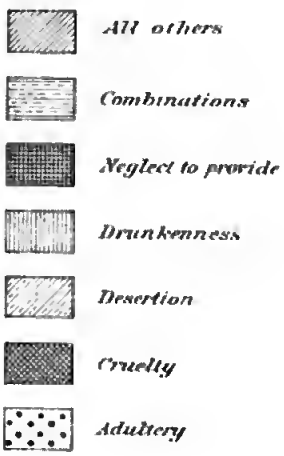
Welche Gründe sind es, welche die Scheidenden auseinander treiben? Die Frage ist vom höchsten Interesse, aber oft schwierig zu beantworten, da die Urteile häufig auf mehrere Gründe hin ausgesprochen oder aber auch Gründe vorgebracht werden, die das Urteil nicht in Betracht zieht oder endlich Gründe vorliegen, die überhaupt nicht genannt werden, weil man die Wahl zwischen mehreren hat.

Der amerikanische Report sagt speziell hierüber:

Nicht immer gibt ein Urteil den Scheidungsgrund präzis an, sondern oft heißt es: „for the cause allegred", und dann muß auf die Klage zurückgegangen werden. Aber die Anwälte pflegen ja in diesen öfters alles vorzubringen, von dem sie glauben, es könne möglicherweise bewiesen werden. Also wird es oft nötig, auch die Beweisaufnahme zur Kenntnis zu nehmen, was indes auch noch nicht immer den gewünschten Aufschluß gibt. Doch selbst wenn sich der Scheidungsgrund präzis aus den Akten entnehmen läßt, ist es immer noch möglich, daß eigentlich ein anderer Grund zur Scheidung führt.



Ehescheidungen in den Vereinigten Staaten.



Dies erkennt man deutlich, wenn man die Verhältnisse jener Staaten untersucht, die allmählich die geltenden Scheidungsgründe vermehrt haben. Wenn beispielsweise irgendwo zunächst nur Ehebruch einen absoluten Scheidungsgrund abgibt, dann aber auch noch „desertion", „neglect to provide", „cruel treatment" usw. zugelassen werden, so bringt man in einer beträchtlichen Anzahl von Fällen diese leichteren Gründe statt Ehebruch vor. Und häufig werden daher Ehen aus Gründen geschieden, die nicht der eigentliche oder doch nicht der Hauptgrund waren, derentwegen man die Scheidung ursprünglich gewollt hatte. Die Daten über einen einzelnen Ehescheidungsgrund sind also immer ein Minimum, d. h. ein Minimum des Vorkommens der Tatsache an sich, nicht auch ein Minimum des Vorkommens als Grund.

Über den Ehebruch sei erwähnt, daß er in Paris unter den 1322 Ehescheidungen des Jahres 1900 204 mal eine Rolle gespielt hat, nämlich 77 mal beim Manne und 127 mal bei der Frau; in den Vereinigten Staaten unter den 328 716 Scheidungen, die zwischen 1867 und 1886 vorkamen, im Minimum 38 184 mal beim Manne und 29 502 mal bei der Frau. Im ganzen ergab sich in den Vereinigten Staaten:

	Die Frau schuldig		Der Mann schuldig	
	Zahl der Fälle	Proz.	Zahl der Fälle	Proz.
Adultery	38 184	33,9	29 502	13,6
Cruelty	6 122	5,4	45 473	21,0
Desertion	51 485	45,7	75 191	34,8
Drunkenness	1 434	1,3	12 432	5,7
Neglect to provide . .	—	—	7 955	3,7
Combination of the preceeding or of a preceeding with some minor cause	7 426	6,6	32 419	15,0
All others	7 889	7,1	13 204	6,1
Total	112 540	100	216 176	99,9

Zahl der Fälle insgesamt 328 716.

Sie haben gesehen, daß auf der Tabelle die Ehescheidungsfälle infolge von Trunkenheit nur eine sehr kleine Quote ausgemacht haben; gegen die Frauen 1,3% der Fälle, gegen die Männer 5,7% der Fälle. Dem amerikanischen Bureau kamen

denn auch diese Zahlen zu gering vor, und es veranstaltete eine Nachuntersuchung, um zu ermitteln, in wieviel Fällen die Trunksucht nicht bloß direkte Ursache gewesen, sondern in wieviel Fällen sie überhaupt Ursache — mittelbare oder unmittelbare — gewesen sei; die Untersuchung wurde über 29665 Scheidungen ausgedehnt. Das Resultat war — dem Bureau zufolge — daß Trunksucht in 20% der Fälle den Anlaß zur Scheidung gegeben haben soll. Ob hier der Bogen nicht etwa zu sehr nach der anderen Seite hin gespannt worden ist, müssen wir natürlich dahingestellt sein lassen.

Interessant ist eine Kombination der Ehescheidungsgründe mit dem Alter. Nach Boeckh gehen beim Ehebruch des Mannes die Anteile mit dem höheren Alter im ganzen herab (mit einer kleinen Anschwellung in den sechziger Jahren), während der Ehebruch der Frau gerade bei älteren Männern den höchsten Anteil aufweist. Umgekehrt ist bei dem jüngsten Alter der Frau der Ehebruch des Mannes am wenigsten vertreten, und seine Anteile steigen mit dem zunehmenden Alter der Frau; aber auch der der Frau ist bei ganz jungen Frauen am wenigsten vertreten, er hat dann sein Maximum in den zwanziger Jahren, von wo er allmählich abnimmt, aber angeblich noch bis zum höchsten Alter vertreten bleibt. Bei der Trunksucht als Ehescheidungsgrund findet nach jeder Seite hin ein Wachsen der Anteile mit dem Alter statt.

Schwieriger noch als die Feststellung des relativen Vorkommens von Scheidungsgründen ist natürlich die Gewinnung brauchbarer internationaler Vergleiche. Kann doch hierbei gleich von vornherein die Terminologie erhebliche Schwierigkeiten bereiten. Wie soll man sich als Ausländer z. B. vorstellen können, was in der Union von den Gerichten unter „cruelty" verstanden wird, wenn sich die Landesstatistik selbst erst aus den Akten darüber unterrichten mußte. Die Auszüge aus diesen Akten, die uns das „Bureau of Labor"[1]) gibt, sind allerdings sehr lehrreich — lehrreicher als manche Zahlenreihe.

Zunächst ein Fall eigentümlicher, aber wirklich raffinierter Grausamkeit: es handelt sich in ihm um einen Mann, der das kleine Hündchen seiner Frau, ihre einzige Zerstreuung —

[1]) A. a. O. S. 172ff.

er lebt in völliger Wildnis und in einer ganz armseligen Hütte — einfach ins Feuer wirft. [Dann aber einige andere Fälle, in denen wir wohl verstehen, daß es schließlich zur Scheidung gekommen ist, nicht aber, daß der Grund „cruelty" gewesen sein soll. So wird man es schwerlich begreifen, daß eine Frau ihren Mann „grausam" nennt, weil er sich nicht waschen oder sich nicht die Nägel schneiden will, auch das Tabakrauchen — selbst wenn es der Gattin Kopfschmerzen bereitet, verdient diese Bezeichnung kaum. Und ebensowenig will uns einleuchten, daß eine Frau deshalb auf Scheidung wegen „cruelty" klagt, weil ihr Mann Verse aus dem Neuen Testament zitiert habe, in denen das Weib zum Gehorsam gegen den Mann aufgefordert wird, wobei er allerdings gedroht habe, sie im Falle des Ungehorsams „zu Brei zu machen". Am sonderbarsten aber klingt wohl folgender Fall: Ein reiches Mädchen, das ihren Vormund gern los sein will, heiratet einen todkranken Mann aus dem Krankenhause, da sie hofft, auf diese Weise bald Witwe und freie Herrin ihres Vermögens werden zu können. Der Todkranke aber wird gesund, und nun klagt die Frau auf Scheidung wegen — „cruelty and fraud".

Recht merkwürdig ist freilich auch das, was zuweilen von seiten des Mannes als „cruelty" bezeichnet wird. Weder das Nichtannähen von Knöpfen, noch den Verkehr mit Frauen von zweifelhaftem Ruf, noch die intensive Beschäftigung mit dem Spiritismus, bedeuten in unseren Augen eine Grausamkeit gegen den betreffenden Ehemann, wenn dergleichen auch gewiß nicht dazu beiträgt, eine Ehe besonders harmonisch zu gestalten. Eher verdient vielleicht jene Bezeichnung die Handlungsweise einer Frau, die als Mitglied der Sekte „The Brotherhood of the New Life" nicht ohne Erlaubnis des Oberhauptes mit ihrem Manne ehelich verkehren darf, und die sich dem Gobote dieses Oberhauptes, ihren Mann drei Jahre warten zu lassen — trotz seiner Bitten — gehorsam fügt.]

Andere Begriffe wiederum können bei internationalen Vergleichungen deshalb Schwierigkeiten machen, nicht weil sie so weiter Interpretation fähig sind wie der Begriff der „cruelty" sondern, weil sie in dem juristisch relevanten Sinne dort etwas anderes bedeuten als hier. Dies ist ganz besonders hinsichtlich des Begriffs Ehebruch der Fall, der zwar für die Frau ziem-

lich gleichmäßig gilt, wie dies auch durch das Interesse an der Feststellung der ehelichen Abkunft bedingt wird, nicht aber gegenüber dem Manne. Diesem gegenüber wird bei den romanischen Völkern im allgemeinen erst das Halten einer Konkubine im Hause des Ehemannes als Scheidungsgrund angesehen. Auch ist es von Einfluß, ob ein solcher Grund die Scheidung oder nur die Trennung motiviert. So ist in England Ehebruch nur Grund zur Trennung nicht aber zur Scheidung, außer wenn zugleich bösliche Verlassung oder Mißhandlungen vorliegen. Anderseits verlangt das Allgemeine Landrecht nicht einmal den Nachweis des Ehebruchs, sondern läßt die Scheidung schon eintreten, wenn ein verdächtiger Umgang trotz richterlichen Befehls fortgesetzt wird.

Alles in allem gibt uns die Statistik der Ehescheidungen — das darf man nie vergessen — nur Aufschluß über die tatsächlich und rechtlich gelösten Ehen, sie gibt uns aber keinen Aufschluß über die nur äußerlich fortgesetzten doch innerlich unglücklichen Ehen; ja sie gibt uns noch nicht einmal einen Aufschluß über die tatsächlich aufgelösten Ehen, wenn nicht auch gleichzeitig eine rechtliche Lösung erfolgt ist. Angesichts einer Tendenz nach weitgehender Erschwerung der Ehescheidung — und eine solche hat ja bei Feststellung des B.G.B. mitgespielt — darf das niemals übersehen werden: Gewaltsame Zusammenhaltung des rechtlichen Bandes bewirkt noch nicht Zusammenhaltung des moralischen oder auch nur des tatsächlichen äußeren. Während 1885 in Berlin nur 2824 geschiedene Frauen lebten, wurden nicht geschiedene, aber eheverlassene nach den von ihnen selbst gemachten Eintragungen 6457 konstatiert, und dies noch vor der Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuches. Wenn nun schon vor dessen Einführung die Zahl der tatsächlich aufgelösten Ehen eine so große war, wie sehr mag deren Zahl, sowie die Zahl der äußerlich nicht aber auch innerlich zusammenhaltenden nunmehr steigen, nachdem wichtige, ehemals anerkannte Ehescheidungsgründe in Wegfall gekommen sind.

VII. Vorlesung.

Wir haben primitive Formen des menschlichen Zusammenlebens besprochen, dann die nach unseren Anschauungen höchste, das Zusammenleben in der monogamischen Ehe. Demnach erübrigt sich, jetzt noch der Erscheinungen auf dem Gebiete des sexuellen Lebens zu gedenken, bei denen zum Teil oft schwer zu unterscheiden ist, inwieweit sie Ausflüsse alter volkstümlicher Anschauungen sind, die sich um so mehr forterhalten haben, als das soziale Leben zu dem, was sittlich gefordert wird, nicht immer auch die Leichtigkeit der Durchführung bietet, oder aber inwiefern sie auf Ideen beruhen, die bewußt eine andere Sitte postulieren oder endlich, inwiefern sie einfach als Ausflüsse von Laster und Gewissenlosigkeit, von Unbekümmertheit um die Geschicke anderer anzusprechen sind.

Die Statistik hat bis jetzt das Vorkommen unehelichen Zusammenlebens an sich wenig vor ihr Forum gezogen, sie hat sich wesentlich darauf beschränkt, einer bestimmten, keineswegs notwendigen Folgeerscheinung desselben, den unehelichen Geburten nachzugehen. Im übrigen hat sie den unehelichen Verkehr fast ausschließlich in dem Kapitel der Prostitution behandelt. Daß sie so vorging, erklärt sich aus einer ganzen Reihe von Ursachen. Eine der wesentlichsten unter ihnen ist natürlich die außerordentlich große soziale Bedeutung, welche die uneheliche Geburtenfrequenz für sich in Anspruch nehmen darf. Sieht man näher zu, so gewahrt man sofort, daß man dem Thema unter einem doppelten Gesichtspunkt näher treten kann: man kann nach denen ausschauen, welche die Urheber solcher Geburten sind, was der sittliche Gesichtspunkt im engeren Sinne wäre, oder man kann nach den Schicksalen der unehelich Geborenen in unserer Gesellschaft fragen: ein zugleich eminent sozialer Ausgangspunkt.

Die gewöhnliche Betrachtungsweise in der Moralstatistik ist die erstere: Den Schicksalen der Unehelichen von dem Punkte an, da sie unter so gefährlichen Auspizien in das Leben getreten, ist man nur selten gefolgt: Man spricht von ihnen eher regressiv, erst von dem Zeitpunkte an, in denen sie uns als Gescheiterte begegnen. . . . Doch davon später. Man hat drei Methoden, die Frequenz der unehelichen Geburten innerhalb einer Bevölkerung zu messen.[1])

1. Man vergleicht die Zahl der unehelichen Geburten mit der Zahl der Geburten überhaupt; man sagt also z. B., im Deutschen Reiche seien 1881/90 93,1 uneheliche Geburten unter 1000 Geburten gewesen. Diese Ziffer hat man neuerdings die „Unehelichkeitsquote" genannt.

Sie zeigt uns, welche Quote der Geborenen in einer wichtigen Hinsicht — ceteris paribus — unter ungünstigen Bedingungen ihren Einzug in das Dasein hält, insofern ist nichts gegen die Methode einzuwenden. Aber für Rückschlüsse auf die Sitten der Erzeuger ist sie mit einem erheblichen Fehler behaftet: Es hängt nämlich diese Quote offenbar mit ab von der sogen. ehelichen Fruchtbarkeit. Nehmen wir an, daß in dem Lande A genau so viel weibliche Personen ledig bleiben wie in dem Lande B, und daß diese Ledigen hier wie dort im Verhältnis zu ihrer Anzahl gleich viel uneheliche Kinder gebären, so kann doch im Lande A die Quote der unehelichen Kinder unter allen Kindern eine geringere sein als im Lande B, dann nämlich, wenn im Lande A die verheirateten Frauen relativ mehr eheliche Kinder gebären als im Lande B.

2. Man vergleicht die Zahl der unehelichen Geburten mit der Bevölkerung überhaupt. Man sagt also beispielsweise, es seien 1881/90 im Deutschen Reich auf 1000 Einwohner 3,39 uneheliche Kinder geboren worden, sogen. „uneheliche Geburtenziffer". Die Methode ist etwas weniger einfach als die vorige: sie erfordert allemal Zahlen über den Stand der Bevölkerung, die aber zwischen den Volkszählungen der Interpolation bedürfen. Sie erlaubt einen direkteren Rückschluß auf die sittlichen Gepflogenheiten als die vorige, aber sie zeigt bei Vergleichen verschiedener Bevölkerungen immer noch eine

[1]) Lindner, Die unehelichen Geburten als Sozialphänomen (1900). VII. Heft der Wirtschafts- und Verwaltungsstudien, herausgeg. v. G. Schanz.

gewisse Schwäche. Die Quote der gebärfähigen ledigen Frauen ist in einzelnen Ländern nämlich aus zwei Ursachen nicht gleich:

a) weil im Land A die Quote der Gebärfähigen überhaupt eine andere sein kann als in B;

b) weil die Quote der Ledigen unter ihnen verschieden sein kann; je höher aber diese ist, um so höher wird auch die uneheliche Geburtenziffer ausfallen, bei im übrigen ganz gleichen Verhalten der gebärfähigen Ledigen.

3. Man geht direkt auf diese gebärfähigen Ledigen ein und vergleicht mit ihrer Zahl die Zahl der Kinder, die sie in einer bestimmten Periode gebären, sogen. „uneheliche Fruchtbarkeitsziffer" (Mayr). Also: auf 1000 im Alter von 20—45 Jahren stehende Mädchen, Witwen und geschiedene Frauen entfielen jährlich lebendgeborene uneheliche Kinder (1886—90) im Deutschen Reich 50,4.[1])

Diese Art der Berechnung gilt für die vollkommenste. Man kann aber doch nicht allein mit ihr auskommen. Ich besitze ein Exemplar der Mayrschen Statistik von Scheel, in das dieser an den Rand „Rechter Unsinn' geschrieben hat. Warum, hat er nicht beigefügt. Ich denke, der Methode ist dies vorzuhalten:

Sie eliminiert den Umstand des Heiratens. Sie beobachtet nur, was die Lediggebliebenen pekzieren und nicht pekzieren; wenn die Ledigen aber dadurch nicht pekzieren, daß sie eben heiraten, weil sie sagten:

„Tu keinem Schelme nichts zulieb
Als mit dem Ring am Finger",

und möglichst bald zu diesem Ringe zu gelangen suchen und zwar zu dem Ehering und zur Hochzeit, so fällt deren Tugend bei dieser Methode nicht ins Gewicht. Beispiel: Es herrschen in einem Lande ideale Zustände, die Jünglinge absolvieren rasch hintereinander ihre Lehrzeiten, bezw. Examina, Militärzeit und was sonst dazu gehört, und heiraten dann sofort junge Mädchen von 18 Jahren. Es gibt aber einige Tunichtgute unter den Männern, und einige unter den Mädchen, die nicht heiraten, seien leichtsinnig und gebären relativ sehr viele Kinder: dann fällt die uneheliche Fruchtbarkeitsquote sehr hoch aus und wird gar nicht gemindert durch die Solidität der anderen. Denken

[1]) Fircks, a. a. O. S. 158.

Sie sich alles verheiratet bis auf ein Paar in wilder Ehe, so könnte das Land bloß durch die Fruchtbarkeit dieser Ungetrauten in ein schlechtes Licht kommen. Das scheint mir der Sinn jenes kurzen Urteils von Scheel über die zuletzt besprochene Methode zu sein, von der freilich Conrad mit etwas voreiligem Enthusiasmus sagt: „Erst diese letzte Gegenüberstellung wird höheren Ansprüchen zu genügen vermögen."

Meiner Ansicht nach könnte übrigens noch ein in der Mitte liegendes Verfahren eingeschlagen werden: der Vergleich der unehelichen Kinder mit der Zahl der gebärfähigen Frauen, gleichviel ob ledig oder verheiratet, und schließlich sei auch noch — aber nur andeutungsweise — einer recht komplizierten Methode gedacht, die Dr. M. Ertl im XIII. Jahrgang der Statistischen Monatsschrift entwickelt hat.

Im folgenden die wichtigsten statistischen Tatsachen:

Uneheliche Geburten in Europa.

Staaten	Jahr	Proz. d. Geborenen
Österreich	1894	14,73
Schweden	1894	10,62
Dänemark	1894	9,50
Ungarn	1894	9,35
Deutschland	1894	9,26
Belgien	1894	8,99
Frankreich	1894	8,94
Schottland	1894	7,29
Norwegen	1894	7,17
Italien	1894	6,77
Finnland	1894	6,39
Rumänien	1892	6,06
Schweiz	1894	4,70
England	1894	4,31
Holland	1894	3,12
Irland	1894	2,73
Rußland (exkl. Polen)	1893	2,66
Serbien	1894	1,07

(Nach Bodio: Movimento della popolazione. Bulletin de l'institut international de statistique. Rom 1897, S. 118.)

In Deutschland waren durchschnittlich jährlich:

1851—1860:	11,5%	der	Geborenen	unehelich
1861—1870:	11,5 „	„	„	„
1871—1880:	8,9 „	„	„	„
1881—1890:	9,3 „	„	„	„
1891—1900:	9,1 „	„	„	„

[Stat. Jahrb. 1906.]

Die nächste Tabelle soll dann genaueres über das deutsche Reich geben:

	Uneheliche auf je 100 Geborene 1900	[1904	1895—1904]
Stadt Berlin	14,9	[15,3	15,4
Bayern rechts des Rheins	14,3	13,8	14,4
Sachsen	12,6	13,0	12,8
Mecklenburg-Strelitz	12,2	12,3	12,6
Hamburg	12,2	12,8	12,2
Mecklenburg-Schwerin	11,7	11,3	12,1
Sachsen-Meiningen	11,6	10,9	11,7
Reuß jüngere Linie	11,0	10,7	11,4
Sachsen-Altenburg	10,9	10,4	10,8
Schwarzburg-Rudolstadt	10,4	10,4	10,6
Sachsen-Koburg-Gotha	10,3	9,8	10,6
Braunschweig	10,0	10,3	10,4
Pommern	9,9	9,7	10,2
Württemberg	9,7	8,5	9,7
Provinz Brandenburg	9,7	10,0	10,1
Sachsen-Weimar	9,6	9,8	9,9
Provinz Ostpreußen	9,4	9,1	9,5
Schlesien	9,2	8,7	9,3
Anhalt	9,1	10,1	9,6
Schwarzburg-Sondershausen	9,1	9,4	9,1
Lübeck	8,9	9,0	9,4
Provinz Schleswig-Holstein	8,7	8,9	8,9
Hessen	7,9	7,3	7,7
Bremen	7,8	7,6	7,2
Baden	7,6	7,2	7,8
Elsaß-Lothringen	7,5	6,9	7,7
Reuß ältere Linie	7,3	9,0	8,0
Waldeck	6,9	5,9	6,5]

	Uneheliche auf je 100 Geborene 1900	[1904	1895—1904]
Provinz Hannover . . .	6,9	]6,7	6,9
Hohenzollern	6,8	5,4	6,7
Provinz Westpreußen . .	6,7	6,2	6,8
Provinz Hessen-Nassau . .	6,3	6,2	6,4
Bayern links des Rheins .	6,3	5,6	6,2
Oldenburg	5,5	5,3	5,3
Provinz Posen	5,5	5,0	5,6
Lippe	4,7	3,9	5,0
Schaumburg-Lippe	4,4	3,4	3,7
Provinz Rheinland . . .	4,0	3,8	3,9
Provinz Westfalen . . .	2,7	2,6	2,6]

[Vjh. 1906, I. S. 102.]

Nun noch einige exotische Zahlen nach dem St. Y.-B. pro 1902:

	Portugal . . .	1897	12,50%
	Japan	1898	7,85 „
	New-South-Wales	1900	7,01 „
	Victoria	1900	5,90 „
	Queensland . .	1900	6,40 „
	New-Zealand . .	1900	4,60 „
endlich:	Jamaika n. Fircks	1896	60,80 „

Einen Vergleich zwischen den nach Methode I und den nach Methode III gewonnenen Ergebnissen ermöglicht die folgende Gegenüberstellung.

	A. Auf 1000 im Alter von 20—45 Jahren stehende Witwen, Mädchen u. gesch. Frauen entfielen 1886—90 jährlich uneheL Geborene	B. Unter 1000 Geborenen (einschl. Totgeb.) waren 1881—90 jährlich uneheliche
Sachsen	85,2	128,6
Bayern	69,6	138,2
Mecklenburg-Strelitz . .	68,4	133,4
Württemberg	49,4	96,3
Preußen	44,4	80,7
Baden	38,3	81,7
Hessen	36,5	76,1
Elsaß-Lothringen . . .	33,6	80,7

(Nach Fircks; a. a. O. S. 158 ff.)

Die Unterschiede, je nachdem Methode I oder II zur Anwendung kommt, zeigt ein Vergleich der beiden nächsten Zusammenstellungen.

A.

Auf 1000 Geborene (inkl. Totgeb.) kamen Uneheliche 1881/90 in

Serbien	9,6
Irland (nur Lebendgeb.)	27,1
Niederlande	32,2
England, Wales (nur Lebendgeborene)	47,1
Schweiz	48,8
Oldenburg	53,2
Finnland	69,1
Italien	75,5
Hessen	76,1
Norwegen	79,2
Preußen	80,7
Elsaß-Lothringen	80,7
Schottland (nur Lebendg.)	81,6
Baden	81,7
Frankreich	83,7
Belgien	85,9
Deutsches Reich	93,1
Ungarn	93,5
Württemberg	96,3
Sachsen-Weimar	98,4
Dänemark	98,4
Braunschweig	106,1
Schweden	103,2
Sachsen	128,6
Mecklenburg-Schwerin	133,4
Bayern	138,2
Mecklenburg-Strelitz	139,7
Österreich	148,1

(Nach Fircks, a. a. O. S. 159f.)

B.

Auf 1000 Einwohner sind 1881/90 jährlich Uneheliche geboren worden in

1.	32,2	1. Niederlande	1,08
3.	48,8	2. Schweiz	1,34
2.	47,1	3. England mit Wales	1,53
9.	83,7	4. Frankreich	1,94
4.	69,1	5. Finnland	2,37
6.	79,2	6. Norwegen	2,41
10.	85,9	7. Belgien	2,57
8.	81,6	8. Schottland	2,63
5.	75,5	9. Italien	2,79
15.	103,2	10. Schweden	2,97
7.	80,7	11. Preußen	3,00
14.	98,4	12. Dänemark	3,18
12.	93,5	13. Ungarn	3,20
11.	93,1	14. DeutschesR.	3,39
13.	96,3	15. Württemb.	3,40
17.	138,2	16. Bayern	5,07
16.	128,6	17. Sachsen	5,30
18.	148,1	18. Österreich	5,50

C.

Bei der Methode I (Unehelichkeitsquote) verglichen mit Methode 2 kommt schlecht weg:

Frankreich, das Platz 9 hat statt 4
Schweden, „ „ 15 „ „ 10
Belgien, „ „ 10 „ „ 7

kommt gut weg:

Italien, das Platz 5 hat statt 9
Preußen, „ „ 11 „ „ 7
Deut. Reich, „ „ 14 „ „ 11

Ein Studium der Ursachen der Verschiedenheiten der unehelichen Geburtenfrequenz würde jenes eingehende, die statistischen Tabellen ergänzende Studium aus der Anschauung erfordern, das in der Nationalökonomie so befruchtend gewirkt

hat, das aber der Moralstatistik noch wenig zu gute gekommen ist. Als Ausnahme dürfen vielleicht auf dem Gebiete der Kriminalstatistik die Versuche gelten, die im Lisztschen Seminar angestellt worden sind. Allein so lange man nicht ganz allgemein so verfährt, wird man über die Ursachen vielfach sehr im Unklaren bleiben.

„Es ergibt sich hiernach eine große Verschiedenheit in den einzelnen Ländern, ohne daß man im stande ist, einen durchgreifenden Gegensatz nach Rasse, Religion, Wohlhabenheit und sonstigen wirtschaftlichen Verhältnissen zu konstatieren.“ Betrachtet man die Sache nach der Religion, so ist in dem katholischen Bayern die Zahl der unehelichen Geburten außerordentlich groß, ebenso in den polnischen Provinzen Preußens, während in dem katholischen Westfalen wie in Serbien die Zahl eine sehr geringe ist. Scheidet man nach dem größeren oder geringeren Überwiegen industrieller Bevölkerung, so findet man, daß das dichtbevölkerte arme Sachsen hohe Unehelichkeitszahlen aufzuweisen hat, das ebenso dicht bevölkerte und arme Belgien dagegen niedrige, und noch niedrigere England und Wales, während das dünnbevölkerte Schweden wiederum hohe Ziffern zeigt. (Nach Conrad.) Auch der ziemlich naheliegende Versuch, die etwaige höhere oder geringere Quote von Unehelichen in Städten mit größerer oder geringerer Einwohnerzahl in eine Parallele bringen zu wollen, würde nicht gelingen, wie Sie sich aus einer Zusammenstellung Neumanns überzeugen können.[1])

	Bevölkerungszahl am 1. XII. 1890	Prozent der unehel. Geburten v. allen Geb.
München	349 024	31,61
Leipzig	357 129	23,03
Dresden	281 681	20,47
Königsberg i. Pr.	161 666	16,56
Breslau	335 186	16,34
Hannover	163 593	16,29
Berlin	1578 794	12,26
Hamburg (einschl. Vororte)	569 260	11,35
Frankfurt a. M.	179 985	11,24
Magdeburg	202 230	10,13
Köln	281 761	9,76

[1]) Conrads Jahrbücher; 3. F., Bd. VII, S. 516.

Wenig sinnvoll ist es auch, wenn man das Verhältnis der unverheirateten männlichen zur weiblichen Bevölkerung in Betracht zieht, um dadurch den Ursachen jener Verschiedenheiten auf die Spur zu kommen. Und ebenso soll nach Conrad die späte Verheiratung nicht immer von sichtbarem Einflusse sein. Denn wenn auch darauf hingewiesen werden kann, daß in Südbayern, das eine sehr hohe Unehelichkeitsquote aufweist, auch das Heiratsalter ein spätes sei, so ist es doch im Königreiche Sachsen, wo in bezug auf die Unehelichen gleich schlimme Verhältnisse herrschen, ein sehr frühzeitiges und ebenso in Mecklenburg-Schwerin. In Elsaß-Lothringen sei die Zahl der schon über 30 Jahre alten Eheschließenden eine hohe, und doch gäbe dort es gegenüber dem übrigen Deutschland weniger uneheliche Geburten. In Oldenburg und Westfalen hätten über 22% der eheschließenden Frauen ein Alter von mehr als 30 Jahre, und doch ständen beide Gebiete in bezug auf die Unehelichkeit am Günstigsten da. Dies kann indes nur heißen, daß ein durchschnittlich spätes Heiratsalter nicht notwendig zu vielen unehelichen Geburten führen muß, die Tendenz kann a priori kaum bestreitbar sein. Beweis: das starke Sinken der Quote, als Bayern zu einer liberalen Ehegesetzgebung überging. Sie sank von 21% im Durchschnitt der Jahre 1861—70 bis auf etwa 14% (1900).

Zu der vergleichenden Betrachtung der verschiedenen Quoten der unehelichen Geburten in verschiedenen Gebieten ist übrigens — wenn es sich um kleinere Gebiete handelt — noch folgendes zu bemerken: Der Registrierungsort unehelicher Geburten ist keineswegs immer mit dem Zeugungsort identisch. Um aber von den Zahlen eines Gebiets mit Bestimmtheit auf die dort wurzelnden sozialen Ursachen schließen zu können, müßten wir eigentlich in der Lage sein, mit den am Ort erfolgten Zeugungen — anstatt mit den daselbst erfolgten Geburten — zu vergleichen, was aber aus naheliegenden Gründen nicht angängig ist.[1])

Welchen sozialen Schichten, welchen Berufsarten gehören die Mütter der unehelichen Kinder an?

Folgende Zahlen seien über Preußen mitgeteilt. Unter

[1]) Lindner; a. a. O.

93591 1900 daselbst geborenen Unehelichen waren geboren von Müttern folgender Berufsarten:

32805	= 35,0%	ländliches Gesinde und ländliche Arbeiterinnen.
18670	= 19,9 „	Gesinde excl. ländliche und persönliche Bedienung.
8165	= 8,7 „	Bekleidung und Reinigung.
8107	= 8,7 „	Lohnarbeiten wechselnder Art (ohne das ländliche Gesinde).
5200	= 5,6 „	Fabrikarbeiterinnen ohne nähere Bezeichnung.
2332	= 2,5 „	Landw. Gärtnerei, Tierzucht ohne Gesinde und Arbeiter.
13197	= 14,1 „	ohne Beruf oder Berufsangabe. Insassen von Anstalten.
5115	= 5,5 „	Varia.
93591	= 100,0%	

Und folgende über Berlin.

Unter den 1899 Geborenen 7795 Unehelichen waren von Müttern der folgenden Berufsarten:

2237	= 28,7%	Dienstboten.
463	= 5,9 „	sonstige pers. Dienstleistungen.
1909	= 24,5 „	Arbeiterinnen ohne nähere Angaben.
1488	= 19,1 „	Bekleidung.
314	= 4,0 „	Reinigung.
89	= 1,2 „	Gastwirtschaft.
375	= 4,8 „	ohne Beruf.
219	= 2,8 „	ohne Berufsangaben.
701	= 9,0 „	Varia.
7795	= 100,0%	

Damit haben wir aber noch keine Proportionalzahlen.

In den Arbeiten von Boeckh aus etwas älterer Zeit liegen uns indes solche vor. Er vergleicht nämlich die unehelich Geborenen der Jahre 1890 und 1891 (Berliner Stat. Jahrbuch 1891) mit der Zahl der unverheirateten selbsttätigen Frauen nach dem Volkszählungsergebnisse. Und während nun bei Betrachtung der absoluten Zahlen die Reihenfolge ist:

1. Persönlicher Dienst.
2. Arbeiterinnen ohne nähere Angaben.
3. Bekleidung und Reinigung.
4. Ohne Berufsangabe.
5. Handel.
6. Gastwirtschaft.
7. Kunst und Wissenschaft.
8. Gesundheitspflege.

so ergibt sich bei Relativzahlen diese Reihenfolge:

	Pro Mille der lebend Geborenen	überhaupt	Reihenfolge nach absolut. Zahlen
1. Arbeiterinnen ohne nähere Angabe	46,5	1740	2
2. Ohne Berufsangabe	42,0	577	4
3. Gastwirtschaft	37,1	128	6
4. Persönlicher Dienst	26,1	2389	1
5. Bekleidung und Reinigung	25,8	1707	3
6. Handel	10,2	170	5
7. Kunst und Wissenschaft	9,5	58	7
8. Gesundheitspflege	6,8	18	8

Abgesehen von denjenigen Ledigen, die u. a. wohl auch deshalb, weil sie noch in ihrer Familie leben oder von dem Vater des Kindes unterhalten werden, über den Beruf keine Angaben machen, erscheint bei der Betrachtung der Relativzahlen die Gastwirtschaft an zweiter Stelle, während sie nach ihrer absoluten Kinderzahl erst an fünfter Stelle kam; es handelt sich hier wohl um einen Verkehr, der teilweise in die Rubrik der geheimen Prostitution einzureihen wäre. Der persönliche Dienst steht nach der absoluten Kinderzahl an erster, nach der relativen — jene ohne Angabe des Berufs immer unberücksichtigt — an der dritten Stelle, so daß hiernach die Dienstboten, sowie die sonst noch zu dieser Gruppe gehörenden Personen einen günstigeren Platz einnehmen, als man im allgemeinen zu glauben geneigt ist, zumal wenn man bedenkt, daß bei ihnen vielleicht mehr als in einer anderen größeren Berufskategorie Gesundheit und jugendliche Kraft zu finden sind. Schließlich sei noch der Beruf der Arbeiterinnen herausgegriffen, die nach der absoluten Kinderzahl an zweiter, nach der relativen an erster Stelle stehen und die unser Interesse in besonderem Maße beanspruchen. Trotz ihrer gedrückten

Lage ist wohl bei ihnen die Annahme, daß sie aus materieller Not häufig der Verführung der Reichen erliegen, am wenigsten aufrecht zu erhalten. Dagegen läßt sich wohl kaum bestreiten, daß es bis zu einem gewissen Grade die ungünstige materielle Lage ist, die gerade in diesen Kreisen den freien Geschlechtsverkehr vielfach als dauernden oder vorläufigen Ersatz für die Ehe gelten läßt. Im besonderen handelt es sich hier oft um ein Zusammenleben in wilder Ehe, das unter günstigen äußeren Verhältnissen in eine bürgerlich anerkannte Ehe umgewandelt wird. Die in der arbeitenden Bevölkerung herrschenden Anschauungen über den freien Geschlechtsverkehr sind sehr duldsam und begünstigen solche Verhältnisse, während andererseits selbst eine gesetzliche Ehe ein Auseinandergehen nicht zu verhindern vermag.[1])

Zu der schwierigen Frage nach den Vätern der unehelichen Kinder hat Max Taube einen Beitrag geliefert.[2]) Nach seinen Untersuchungen waren die Väter der Leipziger Ziehkinder — und zwar aller dieser Kinder:

	1884 Prozent	1891 Prozent
Handwerker	29,9	28,2
Kaufleute, Händler	14,3	11,1
Markthelfer, Handarbeiter	9,2	15,0
Zimmerleute, Maurer, Kutscher	7,1	10,9
Diener, Kellner	6,7	3,7
Soldaten	5,9	7,9
Beamte	5,9	2,7
Fabrikarbeiter, Zigarrenmacher, Buchdrucker usw.	4,6	9,5
Lehrer, Gelehrte, Ärzte, Advokaten	4,2	0,9
Studenten	2,9	2,8
Serganten, Feldwebel, Unteroffiziere, Offiziere	2,5	2,9
Ökonomen	2,5	1,8
Künstler	2,1	0,9
Rentiers	1,6	0,7
Restaurateure	—	0,7
	99,4	99,7

[1]) Nach Neumann, a. a. O.

[2]) Der Schutz der unehelichen Kinder in Leipzig (Leipzig 1893).

Für Berlin berichtet Neumann[1]) über den Stand von 51 außerehelichen Vätern: Es waren von ihnen Arbeiter 6, Schlosser 4, Bäcker und Schuhmacher je 2, Schneider, Stellmacher, Stuckateur, Klempner, Dachdecker, Maschinist, Drechsler, Maurer, Tischler, Glaser, Küfer, Möbelpolier, Schlächter je 1, Kutscher und Gärtner je 2, Hausdiener 5, Heilgehilfe 1, Schreiber und Buchhalter je 1, Bureauvorsteher 1, Kaufmann 2, Fechtmeister 1, selbständiger Architekt und Gerichtsassessor je 1, Schlächtermeister 2, Feuerwerker und Unteroffiziere je 1, Soldat 2 (außerdem waren 5 von den schon erwähnten Vätern gerade beim Militär). Es erscheinen also in Berlin ähnlich wie in Leipzig die Arbeiter, Handwerker und kleineren Gewerbe in der Mehrzahl. „Mag man," sagt Neumann, „von dem Stand der Männer bei demjenigen Geschlechtsverkehr, der kinderlos bleibt, denken, wie man will, so gehören hiernach jedenfalls die außerehelichen Väter ihrer Mehrzahl nach weder zu dem wohlhabenden noch zu dem sogenannten gebildeten Teil der Bevölkerung." Wie sich das Verhältnis der Väter zu der Zahl der in dem gleichen Stande lebenden unverheirateten Männer gestalten würde, läßt sich freilich nicht auf Grund dieser Zahlen berechnen. Vorausgesetzt nämlich, es sei in Leipzig die Berufsgliederung einigermaßen der Berliner ähnlich gewesen, so würden 2,1% bei den Künstlern für 1884 (1891 freilich nur 0,9%) viel bedeuten, denn 1890 wurden in Berlin unter 539774 überhaupt männlichen Selbständigen 4633 männliche Selbständige in „Bildhauerei, Malerei, Musik, Theater" gezählt (also etwa 0,86%). Allerdings scheinen die Taubeschen Zahlen keine großen zu sein — aus den starken Schwankungen läßt sich das schließen — und die Neumannschen sind noch kleiner.

Was die Schicksale der Unehelichen selbst anbetrifft, so werden wir zunächst fragen müssen: wie viele von ihnen treten aus dem Stand der Unehelichkeit durch Legitimation wieder heraus? Nach Berliner Erhebungen (1885—94) waren von 1000 lebenden unehelichen Kindern in Berlin nicht legitimiert: Im Alter von

3	Monaten	950,7
6	„	906,6
9	„	870,1
12	„	839,9

[1]) A. a. O.

1½	Jahren	781,4
2	„	739,2
3	„	675,5
4	„	633,8
5	„	602,2

also legitimiert von 1000 lebenden unehelichen Kindern im Alter von 5 Jahren ca. 400 = $^2/_5$ (Fircks). Da die Sterblichkeit der Unehelichen eine sehr große ist — das 2. Jahr erreichen — wie Boeckh mitteilt — nach der Sterbetafel pro 1899 732 $^0/_{00}$ der ehelichen, aber nur 432 $^0/_{00}$ der unehelichen — so kann man annehmen, daß diese 1000 fünfjährigen das Residuum von mindestens 1666 Geborenen sind. Es nimmt also das Verhältnis der Unehelichen zu den Ehelichen mit den Jahren durch Sterblichkeit und Legitimierung rasch ab.

Über ihr weiteres Ergehen gelegentlich an anderer Stelle. Hier nur noch einige Bemerkungen aus der schon erwähnten Untersuchung von Neumann, die sich auf das Ziehkinderwesen beziehen. Um einen Maßstab dafür zu gewinnen, was eine uneheliche Mutter für ihr Kind an Pflegegeld aufwenden kann, sucht sich Neumann über den Verdienst solcher Mütter Kenntnis zu verschaffen. Wie er nun mitteilt, verdienen die ledigen Mütter jährlich:

	Im Durchschn.	Höchstens	Wenigstens
Amme	311[1])	360	216
Köchin	179[1])	360	120
Dienstmädchen .	143[1])	360	84
Kindermädchen .	120[1])	165	144
Arbeiterin . . .	421	500	300
Plätterin[2]) . . .	450	—	—
Näherin	411	570	150
Schneiderin . .	380	480	300
Wäscherin . . .	328	450	240

Demgegenüber kostet in Berlin eine gute Säuglingspflege 180 bis 216 Mark — meist ausschließlich der Kleidung; freilich gibt es auch noch billigere Pflegestellen für 144 und selbst für 108 Mark. Was sich aber hierfür bieten läßt, ist leicht

[1]) Außerdem Wohnung, Beköstigung usw.
[2]) Nur aus 2 Angaben.

zu berechnen, wenn man bedenkt, daß allein der jährliche Milchverbrauch eines Säuglings mindestens 54 Mk. betragen dürfte (das Liter zu 20 Pfg. gerechnet).[1])

Je höher die Altersstufe, auf der wir die Geschicke der Unehelichen erforschen wollen, desto schwieriger wird die Sache: man sieht sich, wie ich schon sagte, gewisse Gruppen gescheiterter Existenzen auf ihre Geburt an, z. B. — um vorzugreifen — die Prostituierten. Hier hat man sich aber vor Trugschlüssen zu hüten: so schlossen Huppe, nach dessen Berechnungen sich 1870 unter den Prostituierten Berlins die unehelich Geborenen zu den ehelich Geborenen verhielten wie 1:7, während er im allgemeinen das Verhältnis der unehelich Geborenen zu den ehelich Geborenen — freilich nicht ganz genau — mit 1:5 angibt, und Schwabe, der aus Zählblättern von 1872/73 berechnete, daß sich in Berlin, wenn auf 100 Geburten 14,31 uneheliche kämen, unter 100 Prostituierten 15,7 uneheliche befänden, daß die Unehelichen nur relativ gering unter den Prostituierten vertreten wären. Allein, sie hatten nicht die starke Abnahme der Unehelichen durch Tod und durch Legitimierung berücksichtigt; umgekehrt ist daher zu folgern, daß die unehelich Geborenen unverhältnismäßig häufig der Prostitution verfallen.

Unter ehelich geborenen Kindern versteht man solche, die in der Ehe geboren sind: Es hat aber auch Forscher gegeben, die untersuchen zu sollen glaubten, wieviel unter den Erstgeborenen dieser Kinder denn nicht nur in der Ehe geboren, sondern auch in ihr gezeugt worden seien. Vorangegangen ist mit solchen Untersuchungen der als Theoretiker und Freund subtiler Analysen bekannte dänische Professor Westergaard und zwar in Verbindung mit dem Direktor des Kopenhagener Statistischen Bureaus Rubin. Westergaard nahm 50 ländliche Sprengel aufs Korn, verfolgte in den Kirchenbüchern 1575 Ehen vom Zeitpunkt der Trauung an 5 Jahre lang und zählte nach, wieviele unter 999 Erstgeborenen im ersten bis siebenten Monat nach der Hochzeit geboren seien. Danach stellte er fest, daß dies bei 389 der Fall gewesen, daß also 39% vor der Ehe gezeugt worden seien. Unter den 1575 Ehen waren

[1]) Taube, a. a. O., berechnet die baren Auslagen für ein Leipziger Ziehkind auf 2,6 Mk. pro Woche.

182, die 5 Jahre kinderlos blieben, und über 394 erhielten die Verfasser keine genügenden Auskünfte; sie ließen deshalb bei ihrer Berechnung diese 182 und 394 aus dem Spiel, wonach 999 Ehen mit 999 Erstgeborenen übrig blieben. Übrigens findet sich die hier berechnete Zahl — 39% — bei Westergaard selbst nicht, dagegen andere der hier zitierten. Dieses Schuldkonto verband er dann mit dem der unehelichen Kinder im engeren Sinn, und indem er berücksichtigt, daß unter den Bräuten, die zur Trauungszeit nicht konzipiert hatten, 163 vor derselben schon geboren hatten, ergab sich ihm, daß 552 — also mehr als die Hälfte der Bräute — vor der Trauung entweder schon geboren oder empfangen hatten.

Wenn er aber gar noch weiter ging und auch den im siebenten bis neunten Monat Geborenen keine Gnade zuteil werden ließ, also auch diese zu den unehelich Erzeugten rechnete, dann erhöhte sich die Zahl der Bräute, die zur Trauungszeit entweder schon geboren oder empfangen hatten, auf $^2/_3$. Dabei spaltete er sein Material auch nach der sozialen Stellung der Verfolgten — wie man hier doppelsinnig sagen kann — zerlegte die Männer in Häusler mit und ohne Feld, die Frauen in Dienstmädchen und dergl. und in zuhause Wohnende, und fand, daß unter den 313 Erstgeborenen in den Ehen zwischen Dienstmädchen und Häuslern ohne Feld 183, also beinahe $^3/_5$ innerhalb der ersten sieben Monate nach der Hochzeit zur Welt gekommen waren (gegen die vorhin berechneten 39%, die sich ergaben, als er alle Stände durcheinander gerechnet hatte). Und vor Ablauf des neunten Monats — d. h. wenn man in dubio contra ream rechnet — kamen zur Welt bei dieser Klasse 200 unter 313.[1])

Zu ähnlichen Untersuchungen fand sich Dr. Schneider[2]) angeregt, der sein Material den Geburtskarten der Dresdner Standesämter aus der ersten Hälfte der 90er Jahre entnahm. Er klassifizierte:

I. Arbeiter, Gehilfen und dergl.;
II. Subalternbeamte und -militärs, Volksschullehrer, Handelsleute, Handwerker und dergl.;

[1]) 7 unter 10 sagt er; das stimmt aber nicht mit der Zahl 200 in der Tabelle, sondern ist etwas zu viel.

[2]) Conrads Jahrbücher. 3. F., Bd. X.

III. Kaufleute, Industrielle, Gutsbesitzer;
IV. Künstler, Schriftsteller;
V. Studierte, sonstige höhere Beamte, Offiziere, Rentiers.

Und ferner nahm er jede Geburt, die früher als im achten Monat nach der Ehe erfolgt war, als die Folge einer außerehelichen Konzeption an. So fand er, daß von 10414 behandelten Geburten 4088 einer vorehelichen und 6366 einer ehelichen Konzeption zuzuschreiben wären, daß also auf jene 39% kämen. Und zwar gehörten ihr an in der

Gruppe	I.	49%
„	II.	31 „
„	III.	19 „
„	IV.	34 „
„	V.	5 „

Schneider untersucht dann weiter noch, wieviele Ehen erst nach Erkenntnis des Eintritts der vorehelichen Konzeption geschlossen seien. Wer weniger als fünf Monate vor der Geburt des Kindes geheiratet hat, der wußte — so argumentiert er — daß der weibliche Teil geschwängert war, denn es waren dann vier Monate seit dem Koitus verflossen. Auf diese Weise kommt er denn dazu, zu sagen, daß unter den Ehen, bei denen schon vor der Hochzeit geschlechtlicher Verkehr stattgefunden hatte, nach erkannter Schwängerung in

Gruppe	I.	77,2%
„	II.	68,7 „
„	III.	72,5 „
„	IV.	71,6 „
„	V.	60,0 „

geschlossen worden waren.

Mit diesen Folgerungen aber geht der Mann entschieden zu weit. Er vergißt, daß jeder Trauung ein Aufgebot vorherzugehen hat, und er vergißt ganz, was das arme Volk in den Städten mit „seinen Papieren", die der Ortsbürgermeister zu liefern hat, für Last zu haben pflegt. Dadurch wird manche Hochzeit um Monate verzögert und gelangt nur deshalb so in die Rubrik: Ehen, die nach erkannter Schwängerung erfolgt sind.

Digitized by Google

Georg Mayr meint, die Verallgemeinerung solcher Untersuchungen „verspreche eine erhebliche Erweiterung der auf dem Gebiete der sexuellen Beziehungen entfallenden Nachweise“, und er nennt die Auffassung, nach der alle in der Ehe geborenen Kinder als eheliche anzusehen seien, eine „formale“. Mir will es indes mit einigen Stichproben als des grausamen Spieles genug erscheinen, und ich würde in einer solchen Verallgemeinerung einen Mißbrauch der statistischen Zwangsgewalt des Staates erblicken. Wie löblich auch die wissenschaftliche Bohrsucht des Statistikers sein möge, kein Forscher darf vergessen, daß mit seinen Wünschen sich auch einmal andere Postulate kreuzen können. Möglichste persönliche Freiheit des Einzelnen ist aber auch ein solches Postulat, und ebenso gehört dazu die Beschränkung des Zwanges, gegen sich zu zeugen, auf das Notwendige. Ohnehin riecht die Verfolgung der Sache in dieser Richtung etwas nach Pharisäertum, und es scheint mir nicht die Aufgabe der amtlichen Statistik, Brautkränzlein herabzureißen.

Die eventuelle Bearbeitung dieser Gebiete auf dem Wege der Monographie und der privaten Enquete scheint mir also des Guten genug zu tun. Wir besitzen übrigens bereits eine ganz gewaltige Enquete in dieser und verwandten Richtungen, die nämlich, die auf Anregung des Pastors Wagner in Pritzerbe in der Mark auf der Konferenz der Sittlichkeitsvereine vom 20. September 1894 beschlossen worden ist. Die Resultate liegen in zwei starken, 1895 und 1896 erschienenen Oktavbänden unter dem Titel vor:

Die geschlechtlich-sittlichen Verhältnisse der evangelischen Landbewohner im deutschen Reiche.

14000 Fragebogen waren ausgeschickt worden, ohngefähr 900 Antworten scheinen eingegangen zu sein. Der Fragebogen war der Hauptsache nach gegliedert in Fragen nach den Tatsachen, den „sittlichen Notständen“, den Ursachen und den Abhilfemitteln, die nach der Meinung der Berichterstatter in Betracht kommen könnten.

Unter den zahlreichen Fragen über die „sittlichen Notstände“ befanden sich auch folgende:

„Ist vorehelicher Geschlechtsumgang Sitte? Im Bejahungsfalle: mit oder ohne Absicht auf Heirat?“

„Wieviel offenkundig gefallene Bräute?"

„Ist anzunehmen, daß die als ‚Jungfrauen' und ‚Junggesellen' kirchlich Aufgebotenen wirklich solche sind, oder hat der eheliche Umgang nach dem Verlöbnis bezw. nach dem Aufgebot oder kurz vor der Hochzeit schon begonnen?"

Vorschriften darüber, inwieweit sich die Befragten an die Kirchenbücher halten sollten, sind nicht gemacht, und es wird auch meist nicht mitgeteilt, wie die Herren vorgegangen sind, ob nach Büchern oder nach Schätzung. Im folgenden seien einige der wichtigsten Ergebnisse dieser Enquete mitgeteilt:

Aus dem Regierungsbezirk Königsberg heißt es (I, 50): „Die beiden Gemeinden, welche am günstigsten stehen, haben 16% Gefallene unter den Bräuten, die drei am schlechtesten stehenden 60, 66 und 75%." Aus Westpreußen: „Die Zahl der offenkundig gefallenen Bräute beträgt 43% aller Bräute" (I, 64). Provinz Pommern, Regierungsbezirk Köslin: „39% sämtlicher Bräute waren offenkundig gefallen" (I, 88). Regierungsbezirk Stettin: „Offenkundig gefallen waren von allen Bräuten 44,46%. Die Prozentzahlen schwanken zwischen 20% als niedrigster und 80% als höchster. Letztere kommt zweimal vor; in beiden Gemeinden überwiegt der Großgrundbesitz und der besitzlose Arbeiter." Stralsund: „Von allen Bräuten waren 53,6% offenkundig Gefallene" (I, 130). Der thüringische Redakteur, Pfarrer Buhler, sagt (II, 328): „Der Prozentsatz der gefallenen Bräute ließ sich aus den Referaten nicht so genau ermitteln. Doch wird darin Nordthüringen mit 50% besser dastehen als Südthüringen, wo der Prozentsatz ein erheblich höherer zu sein scheint." Der Redakteur der Bayerischen Berichte extrahiert aus seinem Material eine Zusammenstellung, wonach „von 100 Bräuten offenkundig Gefallene" sind in:

Mittelfranken . . .	48%
Unterfranken . . .	17 „
Rheinpfalz	30—50 „
Oberpfalz	45 „

und er sagt (II, 473): „Es scheint Sitte zu sein, daß Verlobte dieselben Rechte und Pflichten haben als die Getrauten." Der württembergische Redakteur teilt mit, daß sich als Durch-

schnitt aller eingelaufenen Berichte, soweit sie Zahlenangaben enthalten, ergibt: offenkundig gefallene Bräute 37% aller Bräute (II, 601). „Vorehelicher Geschlechtsumgang ist Sitte in 29, ist sehr häufig in 45, ist selten in 17 Gemeinden; das Bewußtsein, daß er abgesehen von einzelnen Folgen etwas Unrechtes ist, ist in vielen Gemeinden fast abhanden gekommen; er erbt sich als etwas, was immer so gehalten wurde, fort von Geschlecht zu Geschlecht; er beginnt in vielen bäuerlichen, in den meisten industriellen Gemeinden schon lange vor der Hochzeit, teilweise unter sehr jungen Leuten.“ Die Berichte aus dem badischen Unterland bezeichnen den vorehelichen Verkehr bald als Sitte, bald als selten (II, 629); die 8 Berichte aus dem Oberland geben ihn alle als Sitte zu, wie der Redakteur sagt (II, 649). Er zitiert: „Der voreheliche Geschlechtsumgang gehört zur ständigen traurigen Sitte seit undenklichen Zeiten.“ Dann fährt er fort: Man ist sich der Unrechtmäßigkeit desselben zwar wohl bewußt; indessen beklagt man mehr den materiellen als den seelischen Schaden, der daraus entstehen könnte. Es wird also im allgemeinen nicht viel daraus gemacht. Wer sollte auch mit Erfolg etwas dagegen sagen? Am wenigsten die Eltern! Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm!“ Das alles gilt zumeist von den Schwarzwaldgemeinden. Von einem Ort des Markgräflerlandes wird noch gesagt, daß die Sache durchaus keine Ehre sei, am wenigsten für das Mädchen. Und in einer Gemeinde besteht der Gebrauch des Häckselstreuens (II, 649) ... „Offenkundig gefallene Bräute gibt es 33, 40, 50% ‚und mehr‘. Wie bereits oben erwähnt, hat der eheliche Umgang meist vor der Eheschließung seinen Anfang genommen.“ Der elsässische Redakteur sagt: „Der Gesamteindruck, den die Berichte machen, und das Endergebnis der Untersuchung in dieser Frage ist: daß bei der ländlichen Bevölkerung des Reichslands die Zahl der wirklich keusch gebliebenen Hochzeitspaare kleiner ist als diejenige der entweder offenkundig oder im geheimen Gefallenen“ (II, 687). In der eigenen Pfarrei hatte der Redakteur 33% unzeitige Geburten. Ein Freund historischer Studien hatte dieser Pfarrer (G. Matthis in Eyweiler) in seinen „Bildern aus der Kirchen- und Dörfergeschichte der Grafschaft Saarwerder“ bereits „die bäuerliche Unkeuschheit für den Lauf des 18. Jahrhunderts nach Zahlen

festzustellen gesucht". Er hatte dabei für seine Pfarrei nur 17% gefunden. Der hessische Redakteur Dr. Wahl in Langen bei Darmstadt rekapituliert: „Mit wahrhaft überwältigender Mehrheit wird aus allen drei Provinzen, auch aus Rheinhessen mit nur einer Ausnahme, nicht nur die Häufigkeit, sondern die Regel des concubitus anticipatis bezeugt, aus Starkenburg und Oberhessen meist mit der stereotypen Bemerkung: „Der eheliche Umgang erfolgt mit dem Handschlag," wozu eine oberhessische Antwort noch mit Bitterkeit hinzufügt, „bei den anständigen Familien" (II, 364).

Dieser hessische Pfarrer ist die rarissima avis unter den Referenten: er wagt nämlich eine Art Erklärung (II, 364): ... Es würde eine Ungerechtigkeit gegen unser Volk sein, wollte man diese Tatsachen allein aus einem sittlichen oder kirchlichen Tiefstande der Landbevölkerung erklären. Ich muß mir vielmehr erlauben, an dieser Stelle auf einen Umstand etwas eingehender aufmerksam zu machen, der den allgemein gebräuchlichen ehelichen Umgang „nach dem Handschlag" zwar nicht entschuldigt oder der dauernden Bekämpfung nicht bedürftig erscheinen läßt, der aber immerhin diese scheinbar so trüben sittlichen Bilder vom Standpunkte der Geschichte aus in wesentlich mildes Licht rückt. Man muß zu diesem Behufe den zähkonservativen Charakter der bäuerlichen Sitte beachten, die Jahrhunderte überdauert, die gewisse Gepflogenheiten de facto festhält, auch unter anderem Namen und sonst veränderten Umständen und Verhältnissen. In dem bäuerlichen Handschlag ist der Rest des germanischen Eheschlußgebrauches erhalten, wie er im Bauernstande bis ins 14. Jahrhundert üblich gewesen ist. Der Eheschluß der Germanen war eine reine Familienangelegenheit, die mit „Staat" und „Kirche" zunächst nichts zu tun hatte. Als das Christentum in Deutschland festen Fuß faßte, bürgerte sich der „Kirchgang" der Vermählten nach dem erfolgten Eheschluß ein. Erst vom 14. Jahrhundert drang die vom Adel ausgehende Sitte der kirchlichen Trauung auch in die bäuerliche Bevölkerung ein, ohne doch das konservative Bewußtsein des Bauernvolkes in dem Punkte irre zu machen, daß das Recht auf ehelichen Umgang den Verlobten durch den in der Familie vorgehenden Akt der Verständigung und Erklärung gewährleistet

werde. Zum Beweise sei an das Nibelungenlied erinnert. Dort wird im zehnten Gesang die Doppelhochzeit gefeiert. Es heißt da von Siegfried und Kriemhilde:

„Man ließ sie miteinander in einem Kreise stehn
Und frug sie, ob sie wolle diesen Recken ausersehn“,

und von beiden Paaren wird berichtet, daß sie nach erfolgter Brautnacht ihren Kirchgang hielten, wobei von einer Art kirchlicher Trauung noch keine Rede:

„Nach des Landes Sitte, die zu begehen Pflicht,
Unterließ es Gunter mit Brunhild länger nicht:
Sie gingen nach dem Münster, wo man die Messe sang.
Dahin kam auch Herr Siegfried . . .“

Ganz ähnliche Gebräuche haben sich beim bäuerlichen Handschlag bis auf unsere Zeit erhalten; in mancher Gegend, z. B. im Odenwald, soll es ein besonderes Recht der Paten sein, an die Verlobten die üblichen Handschlagsfragen zu richten, die allmählich aus dem Ernsten ins Derbscherzhafte übergegangen sind.

VIII. Vorlesung.

Das Thema, das uns heute beschäftigen soll — die Prostitution — bildet ein seltsames Kapitel der Moralstatistik. Die heterogensten Bilder führt es uns vor Augen: leuchtende, glühende Sonne, Gesänge, Tänze, Umzüge, geistvolle und gelehrte Gespräche, Perikles und Aspasia, und dann: in dunkeln Gassen mit sich und der Welt zerfallene Geschöpfe, heimlich gesucht und offen verleugnet, den Schutzmann auf der Ferse und Schutz suchend bei dem Strolch, der sie mißhandelt und ausplündert, krank und Krankheit verbreitend, auf die Anklagebank gezerrt, wo sie Meineide schwört, bald im Hospital und bald im Gefängnis. Ein unendliches Thema für moralische und moralstatistische Betrachtungen, ein Tummelplatz für öde Sittenpredigten und Heuchelei nicht minder wie für lüsterne, unter allerlei Deckmänteln sich verhüllende Schilderungen! Ein unerquickliches Kapitel — alles in allem! Unerquicklich, wenn wir auf die Seite der Objekte hin blicken, auf die Seite der Geschilderten ... unerquicklich oft, wenn wir uns die Schildernden ansehen: Nur wenige waren berufen, diese Sache mit Geistesfreiheit zu betrachten. Merkwürdig, daß das erste, größere Werk über die Prostitution bis heute auch zugleich das in allen Beziehungen gediegenste geblieben ist; es ist human, frei von Pharisäertum, von Schwulst und Phrasen, dabei dem Realen ehrlich Rechnung tragend, und gründlich gearbeitet mit einer förmlich pedantischen Akribie. Ein Franzose ist es, der dieses Werk geschrieben hat: Parent-Duchatelet.

Wie man auch über die Franzosen in moralischer Hinsicht urteilen möge, man wird sagen müssen, daß Freiheit von Heuchelei eine Tugend ist, die viele unter ihnen in hervorragendem Grade ausgezeichnet hat. Darum konnten sie wohl

auch gerade auf dem vorliegenden Gebiete so Bedeutendes leisten — im wissenschaftlichen wie im literarischen Genre. Wo wären Werke, die sich leicht mit einer „Nana" Zolas oder der erschütternden „Fille Elisa" E. de Goncourts vergleichen ließen? Alexandre Jean Baptiste Parent-Duchatelet ist zu Paris im Jahre 1790 geboren. Er war — wie es heißt — schon als Kind sehr ernst, dem Spielen abhold. 1814 ließ er sich als Arzt nieder, und seitdem beschäftigte er sich fortwährend mit hygienischen Fragen, auch speziell mit Fragen der Arbeiterhygiene, er ist also einer der ersten, die auf diesem Gebiete gewirkt haben. Er starb 1836. Erst nach seinem Tode wurde das epochemachende Werk herausgegeben, an dem er seit 1829 gearbeitet hatte, ein Werk, das ihn würdig in die Reihe jener großen Philantropen und Sozialpolitiker stellt, die in Frankreich lange vor den Deutschen gewirkt haben, in die Reihe der Villermé und Benoiston de Châteauneuf. Diese klassische Schrift führt den Titel: De la prostitution de la ville de Paris.

In der Einleitung zu seinem Werke sagt Parent: ... Ich frage jeden Verständigen, ist es im Interesse der gegenwärtigen und kommenden Generationen nützlich, die Prostituierten zu studieren, ja oder nein? Und verdient der Mann, der sich diesen Untersuchungen widmet, der das Widerwärtige derselben in den Kauf nimmt, der seine Zeit, seine Geldmittel und seine Arbeitskraft ihnen opfert, verdient er wohl die Verachtung, die das Vorurteil bisher erzeugt hat? Was mich betrifft, so übergebe ich mich dem Urteil der Verständigen, die auf die Absichten sehen und diese würdigen ... Nachdem mir der Nutzen — ja die Notwendigkeit — eine solche Arbeit zu unternehmen, klar geworden war, mußte ich mit Offenheit an sie herantreten, und dieses tat ich ... Als freier Mann ohne Stellung werde ich unparteisch Lob und Tadel verteilen, als religiöser Mann werde ich nicht zu erröten haben über das, was meine Feder zeichnet, ohne Vorurteile werde ich alles sagen, was die Wissenschaft und das Wohl der Gesellschaft von mir verlangen, sowie das der unglücklichen Klasse, die mir so viel Stoff zum Studium und Nachdenken geliefert hat ... Das ist die Sprache der Bahnbrecher, die durch Dornen nach den sachlichen Zielen streben, nicht die übliche der Schreiber, die auf

breitgetretenen Pfaden nach dem Lohne laufen, den sie von oben oder sonst woher erwarten und die sich nicht zu ritzen getrauen.

In meinen einleitenden Vorlesungen erwähnte ich eine Bemerkung Pettys, der in einer Sitzung der Royal Society, als jemand die Worte: „bedeutend größer" gebrauchte, einwarf: „Man solle sich nicht anderer Worte bedienen als solcher, die eine Zahl, ein Maß oder ein Gewicht ausdrücken."[1]) Einen ganz ähnlichen Ausspruch tat Parent, sicherlich mit vieler Originalität, denn seine Beziehungen zur statistischen Literatur im engeren Sinne dürften schwerlich sehr intime gewesen sein. Er sagt ungefähr: ... Bei der Sammlung und Redaktion meines Materials habe ich überall die größten Anstrengungen gemacht, um zu numerischen Resultaten zu gelangen, da gegenwärtig kein kritischer Geist mit jenen Ausdrücken „viel, oft, sehr oft, manchmal" sich mehr zufrieden geben kann, Ausdrücke, die sogar ehemals der Verwaltung genügt haben, um auf sie hin wichtige Entscheidungen zu fällen. Was bedeutet in der Tat jenes Wort „viel"? Bedeutet es 10, 20, 100? ... Nur zahlenmäßige Angaben, die Vergleichungen zulassen, haben Wert, nur durch Anwendung dieser Methode kann man eine Wissenschaft voran bringen und der Verwaltung die Mittel geben, mit Vertrauen von Besserung zu Besserung zu schreiten. Diese Methode, die ich Statistik nennen möchte („que j'appellerai statistique"), und die seit einiger Zeit auf die Medizin angewandt wird, hat dieser Wissenschaft in verschiedenen Beziehungen einen Grad von Sicherheit gegeben, der uns zu der Erwartung berechtigt, daß sie bald allgemeine Anwendung finden werde .... Eine historisch sehr interessante Stelle, indem sie uns ganz direkt auf den Zeitpunkt führt, um welchen das Wort „Statistik", worunter man ursprünglich Staatenkunde verstand, auf eine bestimmte Forschungsmethode sowie auf nach dieser Methode gewonnene Resultate überging; auf die Forschungsmethode nämlich, die man nach englischem Vorgang zuerst politische Arithmetik genannt hat. Zu den Medizinern, auf die Parent hier anspielt, gehört jedenfalls in erster Linie Benoiston de Châteauneuf; übrigens waren schon von 1821 ab „Recherches Statistiques sur la ville de Paris et le Départe-

[1]) S. S. 12.

ment de la Seine" erschienen. Im weiteren Verlauf der eben zitierten Stelle sagt Parent allerdings, daß er sich bei vielen Gelegenheiten der numerischen Methode nicht habe bedienen können; dabei denkt er wohl an die Partien, die einen mehr enqueteartigen Charakter tragen.

Parents Werk erschien in 3 Auflagen; die dritte — sehr stark vermehrt — 1873. Eine angebliche Neubearbeitung von Montanus ist eine gemeine Buchhändlerspekulation. Von bemerkenswerteren Arbeiten auf diesem Gebiete nach Parent nenne ich einstweilen folgende: Hügel, Zur Geschichte, Statistik und Regelung der Prostitution, Wien 1865; die Arbeiten von Huppe und Schwabe im Berliner städtischen Jahrbuch von 1870 resp. 1874; Tarnowsky, Prostitution und Abolitionismus (1890); Lombroso und Ferrero, Das Weib als Verbrecherin und Prostituierte; übersetzt von Kurella (1894); P. Tarnowskaja, Etude anthropométrique sur les prostituées et les voleuses. Übersetzung von Kurella (1894); Miller, Die Prostitution (München 1898); Ströhmberg, Die Prostitution (Stuttgart 1899). Eine große Anzahl Schriften rühren speziell von Ärzten her, unter diesen verdienen die Arbeiten Blaschkos besondere Erwähnung.

Was nun aber auch die moderneren Schriftsteller besprochen haben mögen, so findet sich doch kaum ein Kapitel, das nicht schon auch von Parent behandelt wäre. An der Schwelle aller Erörterungen begegnet uns gewöhnlich die Frage nach dem Umfange der Prostitution. Eine Frage, die im weiteren Verlaufe aber erheblich eingeschränkt werden muß auf die andere: welches ist der Umfang der reglementierten, mindestens der eingeschriebenen Prostitution? Und wir dürfen uns darum keinen Hehl daraus machen, daß die sensationellen Daten, die über die Prostitution überhaupt mit Einschluß der geheimen, zuweilen in Kurs kommen, bestenfalls unzuverlässige Schätzungen, oft aber ganz aus der Luft gegriffene Konjekturen sind. Ungeheuerliche Daten sind unter ihnen gewesen:

So z. B. die Daten von Hausner über Hamburg, wonach es daselbst 1860 auf 34207 weibliche Einwohner im Alter von 15—40 Jahren 3759 Prostituierte — also auf 9 solche Einwohner 1 Prostituierte — gegeben habe (zit. bei Oettingen). Oder gar die englischen (gleichfalls von Oettingen — wie es scheint,

auch nach Hausner — zitierten) Daten, wonach in den unteren Ständen unter 7 weiblichen Einwohnern eine Prostituierte gewesen sei. Das wäre, wenn man dort etwa nach Analogie von Berlin 1895 die weibliche Bevölkerung im Alter von 15—40 Jahren auf 48% der weiblichen Gesamtbevölkerung setzen wollte, 1 Prostituierte auf zirka 3,4 Personen weiblichen Geschlechts jenes Alters aus den unteren Ständen, was aber unmöglich ist. Zuverlässiger erscheint schon, was seinerzeit nach polizeilichen Schätzungen pro 1870 Huppe vorgebracht hat. Danach hätte es damals in Berlin überhaupt zirka 16000 Prostituierte gegeben, was meiner Berechnung nach etwa 1 auf 15 weibliche Einwohner im Alter von 15—40 Jahren gäbe (unter zirka 500000 weiblichen Einwohnern, also bei 48% zirka 240000 im gedachten Alter).

Indes von diesen 16000 waren nur 4000 solche, die als ausschließlich von der Prostitution lebend angenommen wurden (inkl. der 1646 inskribierten), die übrigen 12000 sollen sie nur als Nebenerwerb betrachtet haben — jedenfalls eine sehr vage Sache.

So beschränken sich denn die Untersuchungen über den Umfang der Prostitution meist auf die der inskribierten, und es ist klar, daß hier bei sonst im wesentlichen gleichen Zuständen die Praxis der Sittenpolizei von größtem Einfluß auf die Zahlen ist. Verschiedenheit herrscht ferner in der Art der Zählungen, ob man durchschnittliche (gleichzeitige) Bestände nimmt, oder etwa alle im Laufe eines Jahres unter Kontrolle gestandenen addiert. In letzterem Fall werden bei einem stark wechselnden Bestandteile die Zahlen ziemlich viel größer ausfallen.

Prostitution in Berlin.

Jahr	Unter sittenpolizeil. Kontrolle standen zu Anfang des Jahres	Hinzu kamen	Abgang im Laufe d. Jahres	darunter durch Eintritt in ein Dienst- oder Arbeitsverh.	darunter durch Verheiratung	darunter durch Verbüßung längerer Freiheitsstrafen
1891	4068	1181	885	374	45	197
1892	4364	1264	965	428	42	219
1893	4663	1149	1018	396	51	244
1894	4663	1101	1048	433	41	254
1895	4847	1180	1033	421	44	201
1896	4995	1128	1025	487	84	151
1897	5098	1034	1378	452	39	249
1898	4754	846	1056	511	23	163
1899	4544	942	1137	504	28	167
[1905	3287	917	1069	301	50	132]

(Stat. Jahrb. der Stadt Berlin.)

Nach einer Tabelle bei Blaschko rechnen sich in den deutschen Städten die Zahlen wie folgt:

	Auf 100000 Einw. Prostituierte
1. Danzig	295
2. Braunschweig	274
3. Breslau	274
4. Dortmund	270
5. Berlin	268
6. Magdeburg	233
7. Frankfurt a. M.	196
8. Stettin	183
9. Köln	156
10. Königsberg	142
11. Hamburg	117
12. Straßburg	96
13. Chemnitz	81
14. Halle a. S.	77
15. Dresden	74
16. Leipzig	74
17. Düsseldorf	71
18. Krefeld	71
19. Hannover	62
20. Nürnberg	55
21. Darmstadt	55
22. Potsdam	52
23. Elberfeld und Barmen	38
24. Bremen	35
25. Regensburg	21
26. Stuttgart	18
27. München	13
28. Augsburg	8

Die folgenden Zahlen geben Jahresbestände:

		Auf 100000 Einw. Prostituierte
Charkow	1892	110
Odessa	1892	120
Wien	1896	160
Paris	1887	190
Moskau	1892	220

		Auf 100000 Einw. Prostituierte
Berlin	1887	250
Hamburg . . .	1887	298
Petersburg . .	1892	313
Leipzig . . .	1869	390
Nikolajew . .	1892	516
Dorpat . . .	1898	562
Warschau . .	1892	563

Und durchschnittliche Bestände wären:

Brüssel . . .	1889	50
Paris	1889	70
Tula	1889/93	100
Berlin	1887	190
Stockholm . .	1871	240
Gothenburg . .	1871	260
Dorpat . . .	1896/98	345

(Ströhmberg, a. a. O. S. 160/62.)

[In diesem Zusammenhange wäre vielleicht noch das zu erwähnen, was sich im Rahmen der Moralstatistik über das Verhältnis des Staates zur Prostitution sagen läßt. Fast überall herrscht heute das Prinzip der Reglementierung der Prostitution; England, Norwegen und Holland dürften die einzigen Länder sein, die hiervon eine Ausnahme machen. Über die Art der Reglementierung indessen, namentlich darüber, ob die Kasernierung der Prostituierten obligatorisch zu machen, resp. zu dulden oder ob sie zu verbieten sei, darüber bestehen die größten Meinungsverschiedenheiten. Aus hygienischen und kriminalpolitischen Gründen ist man vielfach für die Kasernierung, aus sozialethischen — der Staat kann doch das Odium, im gewissen Sinne den Kuppler zu spielen, nicht gut auf sich nehmen — ist man dagegen, ebenso aber auch deshalb, weil es wohl unmöglich scheint, alle Prostituierten in Bordellen unterzubringen. Gegenwärtig liegen die Dinge so, daß es Bordelle in den folgenden Staaten gibt[1]): in Frankreich, Belgien, Rußland, Ungarn, Rumänien, Spanien, Dänemark, Holland,

[1]) Blaschko, Hygiene der Prostitution und venerischen Krankheiten (im Handbuch der Hygiene).

Italien und im Kanton Genf. Nicht gestattet sind sie in England, Schweden, Norwegen und in — Deutschland (nach §§ 361 und 180); allein in einer stattlichen Reihe deutscher Städte existieren nichtsdestoweniger Bordelle unter stillschweigender Duldung der Landesregierungen, indem diese die öffentlichen Häuser ganz einfach für keine Bordelle „im polizeilichen Sinne" erklären.]

Über die Zahl der Bordelle ist zu berichten, daß sie

in Paris	von	1843	bis	1886	von	253	auf	80
in Hamburg	„	1859	„	1867	„	124	„	96
und in St. Petersburg	„	1879	„	1888	„	206	„	65

zurückgegangen sein soll.[2]) Sehr dürftige Daten; doch es liegt in der Natur der Sache, daß auch die exakteste Statistik hier versagen muß.

Parent und mehrere seiner Nachfolger haben dann das Alter der Inskribierten untersucht, und zwar auf doppelte Weise: einmal das Alter der zu einem bestimmten Zeitpunkt Inskribierten und ferner das Alter zur Zeit der Stellung unter Kontrolle. Letzteres der ethisch bedeutendere Gesichtspunkt. Nur ist zu bedenken, daß die Autoren oft gar nicht wissen können, ob die Inskriptionen, die sie in Betracht ziehen, auch erstmalige gewesen seien oder ob nicht die Mädchen bereits früher — namentlich in einer anderen Stadt — unter Kontrolle gestanden haben. Bei Parent finden wir beide Methoden, so stellte er für den 31. Dezember 1831 das Alter von 3236 Mädchen fest. Unter diesen waren:

12—14	Jahre	alt	12 =	0,4%
15—19	„	„	332 =	10,3 „
20—24	„	„	1116 =	34,5 „
25—29	„	„	834 =	25,8 „
30—34	„	„	505 =	15,6 „
35—39	„	„	234 =	7,2 „
40—44	„	„	115 =	3,5 „
über 44	„	„	88 =	2,7 „

(dabei 2 über 60 Jahre!)

Das Alter der Inskription wird uns von 3248 Mädchen mitgeteilt; zu diesem Zeitpunkt waren alt:

---

[1]) Ströhmberg, a. a. O. S. 12.

10—14	Jahre	34	1,0%
15—19	„	912	28,1 „
20—24	„	1386	42,7 „
25—29	„	556	17,1 „
30—34	„	198	6,1 „
35—39	„	88	2,7 „
40—44	„	38	1,2 „
über 44	„	36	1,1 „

Parent-Duchatelet ging betreffs dieses Punktes noch weiter zurück und ermittelte, daß auf 12550 „filles abandonnées pour ainsi dire à elles-mêmes et inscrites sur les registres de la police de 1816 jusqu'à 1832" bei der Registierung

2043 unter 18 und
6274 unter 21 Jahre alt

gewesen sind. Und in früheren Jahren scheint die Zahl der ganz jungen Mädchen noch erheblich größer gewesen zu sein als später.

Huppe war nicht imstande, über das Alter der Prostituierten von 1870 — der Zeit, um die er schrieb — Angaben zu machen; es scheint, daß man ihn nur ältere Akten ausgiebig benutzen ließ. Aus diesen älteren Akten ermittelte er, daß von 434 in den Jahren 1855 und 1856 neu unter Kontrolle Tretenden im Alter standen von

15—20	. .	193 = 44%
20—25	. .	159 = 37 „
25—30	. .	50 = 12 „
30—35	. .	23 = 5 „
35—40	. .	9 = 2 „
		434 = 100%

(Huppe hat 296 bezw. 141 in Kontrolle Tretende überhaupt = 437; er weiß also von dreien das Alter nicht.)

Das Alter bei Stellung unter Kontrolle (es handelt sich um sämtliche im Jahre 1902 hier anwesend gewesene „eingeschriebene Dirnen") betrug in Frankfurt[1])

[1]) Festschrift für den I. Kongreß der deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten (Frankfurt 1903).

16	Jahre	bei	3	Mädchen
17	„	„	2	„
18	„	„	12	„
19	„	„	26	„
20	„	„	26	„
21—25	„	„	128	„
26—30	„	„	57	„
31—35	„	„	29	„
36—50	„	„	5	„
			288	

Dabei ist jedoch zu bemerken, daß nur der Zeitpunkt der in Frankfurt erfolgten Stellung unter Kontrolle berücksichtigt werden konnte, nicht aber die etwa schon vorher in anderen Städten stattgefundene Eintragung in die Dirnenliste. Allerdings trifft nach Ausweis der Akten letzteres nur bei 18 Mädchen (6,3%) zu; es ist aber nicht ausgeschlossen, daß es tatsächlich mehr waren.

Der Stand nach dem Alter war:

17	Jahre	alt	1	Mädchen
19	„	„	1	„
20	„	„	10	„
21—25	„	„	100	„
26—30	„	„	83	„
31—35	„	„	55	„
36—40	„	„	29	„
41—45	„	„	6	„
46	„	„	2	„
52	„	„	1	„

Und in Dorpat waren von 462 Prostituierten, die vom 22. September 1895 bis zum 15. Februar 1899 beobachtet worden waren[1]), zur Zeit ihrer Registrierung

12—19	Jahre	alt	223	48,3%
20—24	„	„	156	33,8 „
25—29	„	„	50	10,8 „
30—34	„	„	19	4,1 „

[1]) Ströhmberg, a. a. O. S. 39.

35—39	Jahre	alt	5	1,1%
40—44	„	„	5	1,1 „
über 44	„	„	1	0,2 „
?	„	„	3	0,6 „

Wenn man erschreckt auf die niedrigen Alterszahlen blickt, die uns hier, besonders aus früherer Zeit, gezeigt werden, so darf man doch nicht ganz übersehen, was gelegentlich zu ihrer Erklärung vorgebracht worden ist. Duchatelet zählt eine Reihe von Fällen auf, um zu zeigen, in welche Zwangslagen die Polizei sich oft versetzt sehen könne. Beispielsweise: Ein Mädchen von 15 Jahren ist schon öfters arretiert und syphilitisch befunden worden. Sie wird zwar von der Mutter reklamiert, aber nur weil diese von ihrem Erwerb im geheimen Nutzen ziehen will. So sei nichts anderes übrig geblieben, als sie zu inskribieren. Ströhmberg, ein viel prinzipiellerer Gegner der Prostitution als Parent, hat sich noch neuerdings geäußert. „Zu solchen (d. h. nicht gut zu heißenden Maßregeln) gehört die Nichtzulassung zur Kontrolle der Mädchen unter einer gewissen Altersgrenze, seien es nun 16 oder 18 Jahre alte, ohne die Möglichkeit zu haben, solche junge Prostituierte in einer Wohltätigkeitsanstalt zu internieren. Durch die Nichtzulassung dieser meist unverbesserlichen Mädchen zur ärztlichen Besichtigung läßt sich ja nicht verhindern, daß sie sich als geheime Prostituierte, und zwar als die gefährlichsten, movieren" (p. 165). Daß Ströhmberg hier nicht mehr Nachdruck auf die Errichtung solcher Anstalten legt, hängt wohl mit seinen später zu erwähnenden anthropologischen Ideen zusammen. Parent-Duchatelet dagegen hielt die Schaffung solcher Asyle für durchaus geboten.

Der wichtigen Frage, aus welchen Kreisen und Berufsarten die Prostituierten hervorgehen, hat Parent ebenfalls schon große Aufmerksamkeit zugewendet, seine Ergebnisse indes in keine sehr glückliche Form gebracht. Besonders interessant ist unter seinen hierhergehörigen Untersuchungen eine Tabelle über die Väter von 828 Prostituierten aus der Stadt Paris und von 2504 aus der Provinz. Die Nichtberücksichtigung der unehelichen Mädchen in dieser Zusammenstellung erscheint mir freilich als ein empfindlicher Mangel. Als eine Art Ergänzung zu diesem Kapitel haben nun die Heraus-

geber der dritten Auflage eine Liste nach den Berufsarten aufgestellt, in der das relative Verhältnis der Prostituierten zu der weiblichen Bevölkerung der betreffenden Branchen angegeben wird — wobei nur nicht recht klar ist, welche Bevölkerung eigentlich gemeint ist — und ohne Mitteilung der absoluten Zahlen.

Ordre de profession	Moyen sur 1000 femmes
1. Sans professions indiquées	87,40
2. Domestiques	81,69
3. Giletières	52,42
4. Epileuses	47,61
5. Journalières	45,08
6. Chaussonnières	31,41
7. Lingères	22,95
8. Polisseuses	22,30
9. Regleuses	21,73
10. Couturières	19,65
11. Brodeuses	17,11
12. Passementières	16,69
13. Modistes	13,69
14. Artistes dramatiques	13,59
15. Corsetières	13,30
16. Blanchisseuses	13,08
17. Boutonnières	12,52
18. Gantières	12,20
19. Fleuristes	11,29
20. Coloristes	10,24
21. Plumassières	10,13
22. Casquettières	10,00
23. Piqueuses de bottines	9,74
24. Culotières	9,53
25. Demoiselles de magasin ou de comptoir	9,01
26. Ravaudeuses	8,40
27. Marchandes ambulantes	7,64
28. Rempailleuses	7,77
29. Cartonnières	7,18
30. Tapissières	5,51
31. Brunisseuses	5,29
32. Doreuses	5,29

Ordre de profession	Moyenne sur 1000 femmes
33. Ecaillères	4,87
34. Raccommodeuses de dentelles	3,93
35. Vernisseuses	3,59
36. Frangères	3,45
37. Matelassières	3,19
38. Relieuses	2,40
39. Sages-femmes	2,16
40. Modèles	1,23
41. Femmes de ménage	1,11

Außerdem muß man sich aber auch noch fragen, sind hier Bestände oder unter Kontrolle gekommene mit den Berufsklassen verglichen? Jenes wäre unrichtig, denn es würde voraussetzen, daß in allen Berufsklassen gleich viel Jahre zugebracht werden. Ist das aber nicht der Fall, ist man z. B. durchschnittlich eine längere Zeit Hebamme als Dienstmädchen, so wird ein und derselbe Durchschnittsbestand von Dienstmädchen mehr Personen zur Prostitution abgeben können, weil eben in der Reihe von Jahren, aus der die verwerteten Inskribierungen stammen, mehr Dienstmädchen durch den Durchschnittsbestand hindurchgegangen sind.

Von den neueren Untersuchungen über den früheren Stand der Prostituierten ist indes noch weniger Bemerkenswertes zu erwähnen. Ströhmberg teilt über seine 462 Mädchen mit, daß sich unter diesen 383 Bäuerinnen, 76 Bürgerinnen und drei Adelige befunden haben (die Töchter von Arbeitern befinden sich unter den Bäuerinnen). Und ferner berichtet er, daß von ihnen 61 ohne frühere Beschäftigung und 166 unbekannter früherer Beschäftigung gewesen seien, während von den restierenden 235

Dienstboten	124
Feldarbeiterinnen	44
Näherinnen	29
Modistinnen	6
Verkäuferinnen	6
Wäscherinnen	2
In Fabriken	12
Sonstige Beschäftigte	12

gewesen sein wollen. Freilich hält Ströhmberg die angebliche Beschäftigung für sehr fragwürdig.

Der Beruf vor Stellung unter Kontrolle war in Frankfurt nach den Ermittelungen für 1902:[1])

Schon anderswo kontrollierte			
Dirne	bei 18	Mädchen	= 6,3%
Dienstmädchen	„ 87	„	= 30,1 „
Kellnerin	„ 63	„	= 21,8 „
Näherin	„ 22	„	= 7,6 „
Schneiderin	„ 13	„	= 4,5 „
Wäscherin bezw. Büglerin . .	„ 11	„	= 3,7 „
Arbeiterin bezw. Taglöhnerin .	„ 36	„	= 13,0 „
Monatsmädchen	„ 5	„	= 1,7 „
Verkäuferin	„ 8	„	= 2,8 „
Ehefrau ohne besonderen Beruf	„ 11	„	= 3,7 „
Varia	„ 9	„	= 3,1 „
Gewerblos	„ 5	„	= 1,7 „

Über die Berliner Verhältnisse besitzen wir drei Übersichten. Zunächst die von Huppe über das Jahr 1855, die von Blaschko[2]) wiedergegeben wird:

Fabrikarbeiterinnen	73	also in d. Industrie erwerbstätig
Näherinnen, Wäscherinnen, Plätterinnen	16	
Handarbeiterinnen	23	70 %
Hausarbeiterinnen	32	
Dienstmädchen	22	7,1 „
Ohne Angabe des ursprünglichen Berufs	70	22,9 „

Es scheint hier jedoch ein Fehler von seiten Blaschkos vorzuliegen, denn es finden sich bei Huppe 78 und nicht nur 16 „Wäscherinnen, Plätterinnen und Näherinnen".

Eine weitere Übersicht rührt von Schwabe her, der für 1873 unter den Eingetragenen fand:

Fabrikarbeiterinnen	355	also in d. Industrie erwerbstätig
Hausindustrie und Ladengeschäft . .	936	64,3 %
Aufwärterinnen in Verkaufslokalen .	139	
Gesinde	794	35,7 „

[1]) Festschrift usw. [2]) Blaschko; a. a. O.

Endlich besitzen wir noch eine für 1898 von Behrend:

		also in d. Industrie erwerbstätig
Arbeiterinnen, Schneiderinnen . . . Verkäuferinnen	66	43,4 %
Dienstboten	78	51,3 „
Im Hause der Eltern	7	5,3 „
Erzieherin	1	

An diese drei Zahlenreihen hat Blaschko Betrachtungen geknüpft, die ein gewisses Aufsehen erregt haben. Er sagt nämlich: „Die Zahl der zuvor in der Industrie beschäftigten Prostituierten ist in diesen 44 Jahren von 71% über 64% auf 43% herabgesunken, während sie in der Klasse der Dienstmädchen von 7,1% über 35% auf 51,3% gestiegen ist.“ Hieraus geht nun zunächst ohne Zweifel hervor, daß die arbeitende Bevölkerung Berlins heute einen ungleich ungünstigeren Nährboden für die Prostitution abgeben muß als früher. Und das läßt sich nicht anders erklären, als daß nicht nur ihre Erwerbsverhältnisse sich im Laufe dieser Epoche günstiger gestaltet haben, sondern daß auch das intellektuelle und ethische Niveau der Berliner Arbeiterbevölkerung heute viel höher steht als vor einem halben Jahrhundert. Und ferner lassen jene Ergebnisse darauf schließen, daß bei den weiblichen Dienstboten sich nicht eine gleich günstige Wandlung vollzogen hat, und daß sowohl in der rechtlichen Lage als auch in den äußeren Lebensbedingungen der Dienstboten heute noch ebenso zahlreiche Momente wie früher — wenn nicht noch mehr — vorhanden sind, durch die sie der Prostitution in die Arme getrieben werden. Man denke z. B. an die Gesindeordnung, an die Anschauungen der Landbevölkerung, an den Mangel an Organisation und an die schlechte Löhnung. (36 von den 78 ehemaligen Dienstboten, die 1898 unter den Berliner Prostituierten ermittelt worden waren, hatten einen Jahresverdienst von nur 120 Mark gehabt.) Hieran knüpft dann Blaschko die richtige Bemerkung: „Gewiß mögen auch die Industriearbeiterinnen, besonders die geborenen Berlinerinnen mehr unter der ‚gelegentlichen‘ Prostitution figurieren, aber auch das würde auf ein höheres sittliches Niveau hindeuten.“

Das also ist richtig, wenn die Industriearbeiterinnen sich relativ weniger der eingeschriebenen Prostitution zu-

wenden, so ist dies ein günstiges Zeichen. Zu bedenken ist nur, daß ein richtiger Vergleich die Anzahl der in den Berufsarten Anwesenden mit den zur eingeschriebenen Prostitution sich Wendenden vergleichen müßte, nicht die eingeschriebenen untereinander. Und ferner: Die Zahlen, auf welche die Vergleiche basiert sind, sind teils sehr klein. Nur die Statistik von 1873 erstreckt sich über 2224 Inskribierte, die von 1898 nur über 152, also noch nicht über den 30. Teil der Inskribierten. Man muß hier fragen, wenn ich aus einer Urne mit 4500 Kugeln 78 schwarze und 74 weiße Kugeln ziehe, welches ist die Wahrscheinlichkeit, daß die Kugeln in der Urne sich wie 78 : 74 — oder annähernd — verhalten? Aber auch dies ist eigentlich noch Nebensache. Die Hauptsache ist, daß die Bezeichnung „Dienstmädchen" sehr vag ist und darunter alle möglichen Dienstleistenden begriffen sein können. Die Klassifizierung:

Arbeiterinnen, Schneiderinnen, Verkäuferinnen	66
Dienstmädchen	78
Im Hause der Eltern	7
Erzieherin	1

läßt nicht erkennen, wo jene Berufsarten stecken, die der Prostitution jedenfalls viel Material liefern, nämlich die Artistinnen, insbesondere aber die Kellnerinnen. Parent hatte deren s. Z. schon 3120 untersucht.

Diese Betrachtungen haben uns direkt zu den Ursachen der Prostitution geführt. Parent-Duchatelet sagt zunächst, daß die Ursachen für die Mädchen verschieden seien, je nachdem sie vom Lande oder aus der Stadt, aus der Provinz oder aus Paris stammen. Als konstant könne man ansehen, daß sie, ehe sie sich der öffentlichen Prostitution ergeben, schon mehr oder weniger lange ein unordentliches Leben geführt haben.

Hierauf geht Parent dazu über, diese individuellen Ursachen zu zergliedern, ja sie sogar in eine Tabelle zu bringen. Trotzdem ist es nicht leicht, seinen Gedankengang genau wiederzugeben, denn so fein und vielseitig auch die einzelnen Bemerkungen sind, so erkennt man doch oft nicht recht, was er als primäre, was als sekundäre Ursache bei den einzelnen geschilderten Typen bezw. Ursachenverbindungen ansieht, und

die Tabelle — auf die er übrigens keinen sonderlichen Wert legt — stimmt überhaupt nicht recht mit dem Text überein. Vielleicht dürfte folgende Darstellung am besten die Meinung Parents, die er freilich in einem anderen Zusammenhange entwickelt, treffen.

Die Charaktereigenschaft, die am meisten zur Prostitution disponiert, ist die Trägheit, diese muß in der Reihe der Ursachen obenan gestellt werden, der Wunsch, sich Genüsse ohne Arbeit zu verschaffen, dazu die Eitelkeit und der Wunsch, in kostbaren Kleidern zu prunken — wenn man bedenkt, daß geringe Kleidung bei unserer heutigen Gesittung für eine wahre Schande gilt, ist es da nicht zu verstehen, daß junge Mädchen der Verführung erliegen, durch ein schönes Gewand noch obendrein die Möglichkeit zu erlangen, unter gesellschaftlichen Klassen sich zu bewegen, von denen sie sich verachtet glauben? Von geringem Einfluß ist dagegen die Sinnlichkeit. Die Messalinen unter den Prostituierten sind rar, das ist eine allgemeine Erfahrung. Wohl aber kann das schlechte Beispiel der Eltern eine Stumpfheit der moralischen Begriffe von früh an verursacht haben.

Nun die zur Prostitution veranlassenden Lebenslagen: Zunächst Verlassenheit, diese kann entstehen ohne Verschuldung des Mädchens. So ist manchen der Aufenthalt im elterlichen Hause durch schlechte Behandlung unmöglich gemacht worden. Andere, die Parent an sich schon als etwas „suspectes" erscheinen, wurden in ihrer Heimat, der Provinz, von Studenten, Handlungsreisenden oder anderen verführt. Auf gemachte Versprechungen vertrauend und in der Absicht, sich zu verbergen, folgen sie den Verführern nach Paris und sehen sich dort plötzlich verlassen, ohne Anhang, ohne Mittel, ohne die Möglichkeit, zu ihrer Familie, die sich durch sie entehrt fühlt, zurückzukehren. Wieder andere fallen nach einem längeren Aufenthalt im Hospital den Kupplerinnen, die es gerade auf die Insassen solcher Institute absehen, in die Hände; auch diese scheinen Parent etwas „suspectes" zu sein. Endlich Arbeitsmangel und Elend infolge unzureichenden Arbeitslohnes. Auch hier ist es wiederum historisch interessant, unseren Philantropen reden zu hören — seine Betrachtungen zu hören, die ähnlichen in unserem Vaterlande um so viel De-

zennien vorangingen: „Was verdienen unsere Näherinnen, unsere, und überhaupt alle die, die mit der Nadel arbeiten? Man ermesse zumal, was die weniger geschickten unter ihnen verdienen können; ist es möglich, damit den notwendigsten Unterhalt zu bestreiten?“ Hier stellt er eine eigentümliche Betrachtung an, die gewissermaßen einen Gegenpart zu solchen bildet, die wir in späterer Zeit bei uns angestellt haben: wir werden oft bedenklich über die Verdrängung von Männerarbeit durch Frauenarbeit; Parent gedenkt hier der Verdrängung von Frauenarbeit durch Männerarbeit! „Ist es nicht eine Schande, daß man in Paris Tausende der kräftigsten Männer in den Cafés, den Läden ein Leben führen sehen kann, wie es nur Frauen ziemen würde, daß man sie beschäftigt sieht mit Geschirr und Zeuglappen? Man muß sich fragen, ob sich die Gesellschaft genug mit dem Los dieser Frauen beschäftigt hat, das ihrer Sorgfalt so würdig wäre. Was mich betrifft, so glaube ich, daß sie es nicht getan hat.“ Häufiger als man glaube — versichert Parent — sei es, daß Mädchen mit geringem Arbeitslohn, bloß, um für ihre alten oder kranken Eltern zu sorgen, zur Prostitution als einem Nebenerwerb greifen, und auch das komme vor, daß sie sich ihr zuwenden, nur um sich nicht von einem Kinde trennen zu müssen; doch gerade dadurch, daß sie ein solches aufziehen wollen, werde ihr Verdienst bei beschränkterer freier Zeit um so geringer. Alles in allem genommen, ist der Faden der Parentschen Ausführungen etwa dieser: Irgend etwas ist bei dem Mädchen persönlich von Hause aus gewöhnlich nicht in Ordnung gewesen: es war schwach oder eitel oder träge; aber das Hauptgewicht warfen Umgebung und soziale Lage in die Wagschale: So liegt der Nachdruck bei ihm auf der mitleidigen Betrachtung der Sache, und oft spielen soziale Betrachtungen hinein.

Merkwürdig, gerade aus materialistischen Anschauungen heraus, teilweise im Zusammenhange mit ausgesprochenem Radikalismus hat sich in neuerer Zeit eine Schule entwickelt, bei der die Hauptsätze der alten Schule zu Nebensätzen geworden sind, und bei der umgekehrt Hauptton das ist, was dort nur durchklang, die Lombrososche Schule. Die Prostituierte wird geboren, lehrt diese Schule, sie ist psychisch und physisch degeneriert auf die Welt gekommen.

So sagt Ströhmberg[1]): „Gegenüber ... dem durch das derzeitige Niveau der sittlichen und christlich-religiösen Anschauungen noch nicht von polygynischen Anwandlungen befreiten Geschlechtstriebe vieler Männer[2]) und dem Vorhandensein einer großen Anzahl von Weibern, welche die organisch-degenerativ begründete Neigung haben, die geschilderten Triebe der Männer gewerbsmäßig auszunutzen, erscheinen alle übrigen Ursachen, welche diese degenerierten Weiber zur gewerbsmäßigen Ausübung der Prostitution veranlassen, als Gelegenheitsursachen ....

Eine ehrbare Frau wählt in der Not lieber den Tod als die Prostitution. Ein zufällig verführtes und verlassenes Mädchen trägt das Gefühl der Beschämung sein Leben lang mit sich herum, sorgt gewöhnlich mit allen seinen Kräften für sein uneheliches Kind und sucht, falls es venerisch infiziert ist, aufs sorgsamste, von seinem Leiden geheilt zu werden. Unter elenden sozialen Verhältnissen wird ein solches gefallenes Mädchen mitunter, meist unter dem Einfluß des Verführers oder anderer Personen, mit ängstlicher Verleugnung seiner Schwangerschaft, zur Verbrecherin, indem es zur Fruchtabtreibung oder zum Kindesmorde greift. Jedoch der Prostitution fällt ein solches, durch Verführung zufällig gefallenes, normales Mädchen nicht zum Opfer. Die letztere füllt ihre Reihen aus der Zahl der degenerierten, sich wesentlich von der normalen Frau unterscheidenden Weiber, deren abnorme Anlagen in den verschiedensten Abstufungen von den geringfügigeren Defekten der Gelegenheitsprostituierten bis zum ausgesprochenen Bilde des moralischen Irreseins beobachtet werden.“ Welches sind nun diese „abnormen Anlagen“ in psychischer Hinsicht? — Die typischen psychischen Eigenschaften der Prostituierten sind nach Ströhmberg: Arbeitsscheu, bedingt durch die Unfähigkeit, die Aufmerksamkeit auf irgend etwas Nützliches zu konzentrieren, eine beständige innere Unruhe, Sucht nach Ungebundenheit, Indifferentismus gegen das eigene Los, Lügenhaftigkeit, Habsucht, ethische Stumpfheit, Bosheit bis zur Gewalttätigkeit, Gleichgültig-

[1]) A. a. O. S. 65f.

[2]) Ledige, welche Prostituierte benutzen, müssen doch noch keine polygynen Neigungen haben.

keit gegen venerische Erkrankungen und die Verbreitung derselben, Unzugänglichkeit für irgend welche Besserungsversuche, Hang zur Kriminalität. Diese Eigenschaften allein würden das Weib zur Bettlerin, Vagabundin oder gar Verbrecherin machen. Sobald sich zu diesen Eigenschaften die Schamlosigkeit und sexuelle Anästhesie gesellen, wird das Weib zur Prostituierten. Die Prostituierten repräsentieren eben unter den Frauen den Parasitismus, den unter den Männern die Vagabunden und Verbrecher darstellen . . .

Der Einwand liegt nahe, daß diese Eigenschaften zum Teil oder bis zu einem gewissen Grade erworbene sind, oder daß sie in einem anderen Milieu bei vielen in den Hintergrund gedrückt worden wären. Man kann auch unschwer erkennen, daß alle diese Eigenschaften offenbar — so weit wir sie einmal als angeboren und unablegbar ansehen wollen — doch nur auf eine minderwertige moralische Anlage, aber — bis auf eine — auf keine spezifische Qualifikation zur Prostitution hinweisen würden. Das Bedenklichere der Lehren liegt darum eigentlich mehr in der Aufstellung eines ganz bestimmten physischen Prostituiertentypus, also eines physischen Typus, der z. B. auch von dem Verbrecherinnentypus greifbar verschieden sei. Die betreffenden physischen Degenerationszeichen zu sammeln, waren, nach dem Vorgang ihres Herrn und Meisters, Lombrosos Schüler und Schülerinnen mit besonderem Eifer — meines Dafürhaltens aber mit sehr wenig Glück — bemüht. Folgende Zusammenfassung ist bei Lombroso[1]) zu finden:

„Zusammenfassung. — Leider ergibt diese ganze Anhäufung von Messungsergebnissen nur recht wenig, und das ist natürlich, wenn man berücksichtigt, daß schon zwischen Verbrechern und normalen Individuen männlichen Geschlechts nur geringe anthropometrische Unterschiede bestehen; bei der viel größeren Stabilität und geringeren Differenzierung des Weibes in anthropologischer Beziehung müssen Unterschiede noch weniger hervortreten. Folgendes sind die wichtigeren Ergebnisse.

Körperhöhe, Klafterweite und Länge der Extremitäten ist bei Verbrecherinnen kleiner; das Gewicht ist mit Rücksicht

[1]) Lombroso u. Ferrero, a. a. O. S. 321.

auf die Körperhöhe bestimmt bei Mörderinnen und Prostituierten relativ größer.

Die Hand ist bei Prostituierten länger, die Wade stärker entwickelt, der Fingerteil der Hand weniger entwickelt als der Hohlhandteil; der Fuß ist kürzer.

Diebinnen und mehr noch Prostituierte bleiben nach Inhalt und Umfang des Schädels unter der Norm; die Schädeldurchmesser sind kleiner, die Gesichts- besonders die Unterkieferdurchmesser größer als in der Norm.

Haupthaar und Iris sind bei Verbrecherinnen dunkler und teilweise auch noch bei Prostituierten, bei denen jedoch blondes und rotes Haar sehr häufig ist. Grauhaarigkeit ist bei Verbrecherinnen fast doppelt so häufig als in der Norm; dagegen sind jugendliche Kahlköpfe bei Verbrecherinnen seltener, und ebenso frühzeitige Runzeln; jedoch sind alte Verbrecherinnen runzliger als alte Frauen der gewöhnlichen Bevölkerung. Bei Prostituierten sind in dieser Beziehung sichere Daten schwer zu erhalten, indessen scheinen bei ihnen Runzeln und graue Haare in jugendlichem Alter nicht vorzukommen."

Prüft man das Material, auf dem diese Induktionen beruhen, so kann man nicht anders sagen, als daß es noch weniger als unzulänglich ist. Was soll man beispielsweise dazu sagen, wenn daraus, daß bei 20 normalen Bologneserinnen die Hand durchschnittlich 10,825% der Körperhöhe, bei 26 prostituierten Bologneserinnen jedoch 10,81% der Körperhöhe betrug — also aus $^1/_{10000}$ Differenz! — geschlossen wird, daß die größere Hand eine typische Eigenschft der letzteren sei.[1]) Die untersuchten Mengen und die gefundenen Differenzen sind für derartige Schlüsse nicht entfernt zureichend, und von den mathematischen Kautelen, die für anthropometrische Schlüsse notwendig sind, hat, wie es scheint, kein Schüler dieser Richtung eine Ahnung gehabt. Tatsache bleibt nur, daß gewisse Gesellschaftsklassen fast das ausschließliche Material zur Prostitution stellen, wie schon Parent betont hat.

Und im allgemeinen richtig ist darum auch, was Blaschko gegen die extremen Lombrosianer sagt: „Ihre Lehre enthält ... ein Körnchen Wahrheit in ungeheuerlicher Übertreibung. ...

[1]) A. a. O. S. 308. — Dort finden sich auch noch über 60 italienische Prostituierte, bei diesen ergeben sich aber auch nur durchschnittlich 10,63%.

In der Tat gibt es unter den Prostituierten einen kleinen Prozentsatz von Individuen, die ihrer ganzen abnormen physischen Anlage nach von vornherein für diesen Beruf bestimmt zu sein scheinen, geborene Prostituierte. . . . Das gilt aber nicht für die weitaus größere Mehrzahl der Prostituierten, die sich aus der großen Masse der Durchschnittsfrauen rekrutieren und die nur durch irgend welche äußeren Lebensverhältnisse zur Prostitution gedrängt werden. . . . Aus welchem Grunde sollte z. B. unter den weiblichen Dienstboten die Zahl der von Natur fehlerhaft veranlagten Individuen eine so große sein? Ist die Lombrososche Lehre richtig, so müssen unter den Prostituierten alle Schichten der weiblichen Bevölkerung in dem gleichen Mischungsverhältnis vertreten sein, wie in der gesamten weiblichen Bevölkerung."

Dies müßte nun allerdings nur dann der Fall sein, wenn die Lombrosianer allen und jeden Einfluß des Milieus leugneten, was sich ihnen aber bei ihrem Hin- und Herschwanken nicht nachweisen läßt. Wo zwei Ursachen zum Hervorbringen einer Erscheinung notwendig sind, wird es ja in der Regel schwer sein, einen Anhalt zu gewinnen, wie man deren relative Bedeutung abschätzen könne. Aber folgendes Gedankenexperiment scheint mir leicht anzustellen: Man erwäge im Geist das, was man bei einer Reihe Frauen, die man kennt, als das angeborene Naturell betrachten möchte, und man sehe sich eine Reihe Prostituierter daraufhin an. Nun denke man sich die einen von Geburt an in die Lage der andern gebracht und vice versa, also die nicht degenerierten Frauen aus dem guten Milieu denke man sich in das schlechte hinein und die sogen. von Natur degenerierten aus dem schlechten in das gute Milieu hinein, kann man einen Augenblick zweifeln, daß eine größere Zahl der nicht degenerierten Frauen in dem schlechten Milieu erliegen wird, als der degenerierten Frauen in dem guten Milieu? Daran, daß von jenen eine Reihe fallen wird, ist nicht zu zweifeln, daß von diesen aber sehr wenige Prostituierte werden würden, „zeigt in der Tat die Statistik." Da nun die sozialen Ursachen, wenn sie auch nicht das allein ausschlaggebende, sondern bloß das höchst erheblich mitwirkende sind, zu ändern, mehr in unserer Macht liegt, als Degenerationen zu beseitigen, und da jene Ursachen auch aus andern Gründen, als bloß in ihrer Eigen-

schaft als Prostitutionsanlässe beklagenswerte sind, so ist klar, daß die Betrachtungen der Lombrososchen Schule eine Tendenz zum praktisch Unfruchtbaren an sich tragen. Übrigens wird auch der bloß spekulative Wert der Lombrososchen Richtung dadurch vermindert, daß sie noch die Mittelfigur der sogen. Gelegenheitsprostituierten kennt, das numerische Verhältnis dieser zur geborenen festzustellen jedoch bislang nicht versucht hat.[1])

Auf die Frage nach den Ursachen der Prostitution waren wir gekommen, als wir uns über Herkunft und Vorleben der Prostituierten zu orientieren gesucht hatten. Woher kommen sie? fragten wir; wohin gehen sie, was wird aus ihnen? wollen wir jetzt fragen. Vielleicht schiebt sich hier aber zweckmäßig erst die Frage ein: Wie verhalten sie sich der bestehenden Ordnung gegenüber; wie ist ihre Kriminalität? Möglicherweise wird davon noch an der einen oder anderen Stelle in der Kriminalstatistik die Rede sein; einstweilen möge aber jetzt schon das wenige, das in dieser Hinsicht bekannt ist,[2]) mitgeteilt werden, sowie das, was man daraus schließen zu dürfen glaubt. Die Frankfurter Untersuchungen aus dem Jahre 1902,[3]) die sich nicht nur auf die in Frankfurt erfolgten Bestrafungen, sondern überhaupt auf alle im Deutschen Reich über hiesige Prostituierte verhängte Strafen erstrecken, ergaben folgendes:

Unbestraft sind 17 Dirnen (6%), die zum Teil erst im Jahre 1902, zum Teil aber auch schon längere Zeit vorher unter Kontrolle gestellt waren. Nicht wegen Kontrollübertretung bestraft waren außerdem 4 (1,4%), so daß also wegen Kontrollübertretung bestraft verbleiben 267 Dirnen (92,6%). Die Zahl dieser Bestrafungen (Haft) ist bei den einzelnen Dirnen fast durchweg eine bedeutende, teilweise eine sehr hohe. Nur wegen Kontrollübertretung bestraft sind 116 Dirnen (40%). Geldstrafen finden sich verzeichnet bei 7 Dirnen (2,4%). Im Arbeitshause waren 41 Dirnen (14,2%), zum Teil mehrmals. Mit Gefängnis bestraft sind 140 Dirnen (48,6%); auf sie entfallen 207 Bestrafungen und zwar wegen

[1]) Für Ströhmberg scheinen allerdings die geborenen zu überwiegen.

[2]) [Vergl. auch G. Aschaffenburg, Das Verbrechen und seine Bekämpfung (2. Aufl., 1906), S. 83.]

[3]) Festschrift usw.

Diebstahl	87
Kuppelei	27
Betrug	15
Unterschlagung	18
Widerstand	13
Beleidigung	16
Körperverletzung	8
Totschlag	1
Hausfriedensbruch	5
Abtreibung	1
Varia	16

Die Bestrafungen wegen Widerstand, Beleidigung und Hausfriedensbruch sind nicht hoch anzuschlagen, die wegen Kuppelei unter den vorliegenden Verhältnissen auch nicht immer. 87 Diebstahlbestrafungen dagegen sind viel, freilich erfährt man nicht, über welchen Zeitraum sie sich ausdehnen. Auch die von Ströhmberg beobachteten 462 Prostituierten scheinen eine starke Neigung zum Diebstahl zu zeigen; 175 unter ihnen sollen als Diebinnen bekannt und von diesen wieder 128 als Diebinnen aktiv tätig gewesen sein. In den Jahren 1890—1898 sind unter diesen Prostituierten gerichtliche Verurteilungen vorgekommen[1]):

für gewöhnlichen Diebstahl	72
„ Einbruchsdiebstahl	1
„ Verschleuderung	1
„ tödliche Verwundung	1
	75

Da Ströhmberg aber hinzufügt, es entziehe sich der Beobachtung, wieviel von jenen 462 vor 1890 verurteilt worden sind, so bleibt es unaufgeklärt, wieso ihm außer den 73 wegen Diebstahls verurteilten Prostituierten noch 102 als „Diebinnen" bekannt sein könnten.

Sieht man sich die Berliner Statistik an, die in bezug auf Kriminalität der Prostituierten nur die Tatsache der Bestrafung registriert, indem sie mitteilt, wieviel Abgänge jährlich zwecks Verbüßung längerer Freiheitsstrafen erfolgen, so vermag man

[1]) Ströhmberg, a. a. O. S. 56.

natürlich daraus, daß bei einem mittleren Stand von 4693 Inskribierten zwischen 1891 und 1899 pro Jahr [Anfang 1905: 3287] durchschnittlich 205 solcher Abgänge zu verzeichnen sind [1905: 132], auf die Art der Delikte — also auch auf eine etwaige besonders starke Hinneigung zum Diebstahl — nichts zu schließen. Und es ist gewiß nicht uninteressant, zu erfahren, daß nach Wiener Erfahrungen eine solche Neigung überhaupt gar nicht vorhanden sein soll.

Bei einer Gesamtzahl von 2400 Prostituierten wurden in Wien nämlich bestraft:

wegen	1896	1897	1898
Öffentlicher Gewalttätigkeit . .	1	—	1
Verleitung zum Mißbrauch der Amtsgewalt	1	—	1
Schwerer körperlicher Beschädigung	—	—	5
Raufhandel	8	6	1
Wachbeleidigung	12	16	11
Boshafter Sachbeschädigung .	—	1	1
Verbrechen des Diebstahls . .	—	—	3
Verbrechen der Veruntreuung	—	1	6
Verbrechen des Betruges . .	—	—	2
Übertretung des Diebstahls . .	8	3	10
Minderer Veruntreuung und Betrügereien	2	3	—
Zusammen	32	30	41

Ob allerdings durch diese Ziffern „die längst bekannte, jedoch nicht genügend gewürdigte Tatsache, daß nur ein äußerst geringer Prozentsatz der Prostituierten mit dem Strafgesetzbuche — speziell mit den zum Schutz des Eigentums erlassenen Bestimmungen — in Konflikt gerät", als wirklich bewiesen gelten darf,[1]) möchte ich nicht behaupten. Wäre es der Fall, so könnten übrigens Lombroso und seine Schule, die in der Prostitution das Äquivalent des männlichen Verbrechertums — die der Frau eigentümliche Form der Kriminalität — erblicken, diese Tatsache mit einer gewissen Berechtigung für ihre Anschauungen ins Feld führen.

[1]) Baumgarten, im Archiv für Kriminal-Anthropologie 1902.

Unter welchen Umständen, aus welchen Veranlassungen werden die Prostituierten von den Listen gestrichen, wenn nicht der Tod dieses Geschäft besorgt? Hierüber hat wieder das Eingehendste Parent-Duchatelet geliefert. Von den 1833 Mädchen, die für die Beantwortung dieser Frage in Betracht kamen, haben in den Jahren 1817 bis 1827 972 Stellen in Handel und Industrie angenommen (17 Schauspielerinnen; eine Musiklehrerin und 13 Hebammen sind in dieser Zahl mit inbegriffen); die meisten von diesen 972 fanden Unterkunft in einer der Modeindustrien; 247 machten sich in irgend einer Form — durch Eröffnung kleiner Kramläden und dergl. — selbständig (5 unter diesen eröffneten ein Pensionat); 461 traten in persönliche Dienste: meistens als Dienstboten verschiedenster Art (28 davon als Kindermädchen); 153 machten keine Angaben über die Art ihrer neuen Tätigkeit. Ergänzend fügt Parent hinzu, daß nur ein kleiner Teil der Mädchen wieder in der eignen Familie Aufnahme gefunden habe, was freilich nicht weiter verwunderlich ist.

Nach der Berliner Statistik trat etwa der 10. bis 12. Teil derer, die zu Beginn des Jahres da waren, im Laufe des Jahres in ein Dienst- oder Arbeitsverhältnis [1905 waren es 301 von den 3287 am Anfang des Jahres Inskribierten]. Aus den 60er Jahren berichtet Huppe, daß von den Berliner Einzelprostituierten immer etwas mehr oder weniger als der vierte Teil sich geneigt zeige, wieder in regelmäßige Lebensverhältnisse einzutreten, dafür aber fände sich unter den Bordellmädchen nur etwa der 100. Teil zu solchem Entschluß willig. Und bei diesen entwürdigten Geschöpfen hatten — wie er sagt — die Rettungsversuche keinen Erfolg; denn von den in das Magdalenenstift aufgenommenen Bordelldirnen wird berichtet, daß sie sämtlich rückfällig geworden sind. Vielleicht — so wollen wir hinzufügen — trug jedoch an diesem Mißerfolg die Art mit Schuld, wie die gefallenen Mädchen in solchen Besserungsanstalten gelegentlich behandelt werden.

Nur ein sehr kleiner Teil [1901 — 7; 1905 — 50] — durchschnittlich noch kein Prozent — ging nach der Berliner Statistik wegen Verheiratung ab. Natürlich! Denn, wenn es mit der bevorstehenden Ehe irgendwie ernst gemeint ist, so wird der Übergang doch kein unmittelbarer sein. Aus dem gleichen

Grunde ist es auch schwierig, die Mortalität der Prostituierten zu berechnen. Viele werden sich — wenn sie sich krank fühlen — aus dem Gewerbe zurückziehen; die Mortalität, die wir ermitteln könnten, wäre also jedenfalls nur ein Minimum.

Damit wollen wir dieses Kapitel verlassen, ohne noch vorher auf die Frage einzugehen, ob die Prostitution abgeschafft werden kann. Ihre Beantwortung hängt von der Bejahung oder Verneinung der Notwendigkeit des außerehelichen Geschlechtsverkehrs ab, um aber dies Thema mit all seinem pro und contra eingehend und erschöpfend zu behandeln, bedürfte es eines besonderen Kollegs.

IX. Vorlesung.

Nun gebt im tauigen Garten
Die Gläser umher in der Runde!
Schon sprach der Morgen zum Dunkel:
Auf! fliehe von hinnen zur Stunde!

Anstatt der Augen der Schönen
Mit ihren schmachtenden Blicken
Nun sollen die Perlen Schaums
Im Becher voll Weins uns erquicken.

Nicht sind die leuchtenden Sterne
Am Himmel untergegangen;
Hernieder sind sie gestiegen,
Um hier im Garten zu prangen.

* * *

Beim Glühn der Morgenröte
Komm, Freund, zum Trinkgelage,
Denn Freude winkt dem Jüngling
Nur frühe, früh vor Tage,
Bevor die Hand des Windes
Noch von der Blumen Wangen
Die Tropfen Taus getrocknet,
Die blitzend daran hangen.

Das sind keine Trinklieder aus Alt-Heidelberg, denn sonst müßten sie weit banaler oder derber sein, sondern duftige Blüten aus dem Kranze arabischer Poesie, und gleichzeitig zeigen sie, wie verbreitet seit alters her der Alkoholismus gewesen ist, mit dem wir uns heute zu beschäftigen haben, wie er sogar innerhalb des Gebietes des Islam — wenigstens bei den Völkern weniger strenger Observanz — Adepten gefunden hat. Man übersieht das oft, weil man heute gewöhnlich zunächst an die strengeren Türken denkt — die übrigens auch ihren Raki haben — aber „as a rule“ ist so ziemlich überall seit

urältesten Zeiten getrunken worden und zwar das Verschiedenste und aus den verschiedensten Gründen. Aus „Nachahmungssucht“ hauptsächlich — meint Bunge — „die Menschen trinken, weil andere trinken“. Allein er widerlegt sich wohl selbst, indem er fortfährt:

„Die Menschen trinken, wenn sie sich wiedersehen, sie trinken, wenn sie Abschied nehmen. Sie trinken, wenn sie hungrig sind, um den Hunger zu betäuben, sie trinken, wenn sie satt sind, um den Appetit anzuregen. Sie trinken, wenn's kalt ist, zur Erwärmung, sie trinken, wenn's warm ist, zur Abkühlung. Sie trinken, wenn sie schläfrig sind, um sich wach zu halten, sie trinken, wenn sie schlaflos sind, um einzuschlafen. Sie trinken, weil sie traurig sind, sie trinken, weil sie lustig sind. Sie trinken, weil einer getauft wird, sie trinken, weil einer beerdigt wird, sie trinken, trinken, trinken.“

Traubenwein soll zuerst in den Gegenden südlich vom kaspischen Meere hergestellt worden sein. In Ägypten wurde der Weinstock bereits in den Zeiten des Pyramidenbaues kultiviert, und ebenda gab es auch schon in den frühesten Zeiten Bier und sogar eine berühmte Bierstadt: Dies ehrwürdige München am Nil hieß Pelusium. Die Geschichte des Branntweins nimmt ihren Anfang mit der Erfindung der Destillation, die den Arabern zugeschrieben wird. Veranlassung zur Herstellung größerer Branntweinmengen soll ein glückliches Weinjahr im 14. Jahrhundert in Modena gegeben haben; man benutzte damals den Branntwein hauptsächlich als Arznei gegen Pest und andere Infektionskrankheiten. Im 15. Jahrhundert war das Branntweintrinken in Deutschland schon allgemein verbreitet, und wahrscheinlich lernte man damals auch, den Branntwein aus Kornfrüchten bereiten. Kartoffelbranntwein wird zuerst 1632 in einem Buche von Bacher erwähnt, und die erste Kartoffelbrennerei soll 1750 zu Monsheim in der Pfalz (?) errichtet worden sein.

Alkoholische Getränke lokaler Bedeutung sind unter anderem noch der aus Milch bereitete Kumys bei den Mongolen, der Kefir bei den Kaukasiern, der aus Pfeffer hergestellte Kawatrunk auf den Südseeinseln, der Chicha aus Mais bei den südamerikanischen Indianern, dann in Rußland der früher bekanntlich allgemein beliebte Meth aus Honig, der aus den verschie-

densten Pflanzen gewonnene Palmenwein (Toddy) und endlich — um aus der Ferne wieder in die Heimat zurückzukehren — Birnen- und Apfelwein.

In welchen Quantitäten trinkt die zivilisierte Welt? Zunächst eine pittoreske Antwort, die uns Deutsche angeht; „Wenn man sich — sagt Brendel — die von den Deutschen getrunkene Biermenge in einen Riesenschlauch von der Dicke eines bayerischen Maßkruges gefüllt und diesen Schlauch an den Erdäquator gelegt denkt, so würde schon im Jahre 1880 die Länge des Schlauches den Erdäquator 16mal umspannt haben, aber bereits im Jahre 1892 hätte dieser Schlauch auf den 25fachen Erdäquator verlängert werden müssen.“[1]) Die Antwort entspricht dem Thema — sie entbehrt der Nüchternheit. Hören wir darum andere und einstweilen wiederum Deutschland betreffende.

Im deutschen Zollgebiet wurden im Durchschnitt der Jahre 1896—1900 [1900—1904] an Bier 123 [120] Liter pro Kopf konsumiert und zwar

	1896—1900	[1900—1904]
in Elsaß-Lothringen . .	80	[85,6
„ Brausteuergebiet . .	103	100,8
„ Baden	155	157,4
„ Württemberg . . .	189	173,6
„ Bayern	244	239,0].

[Stat. Jahrbuch 1906.]

Und wenn wir weiter zurückgehen, ergibt sich folgendes Bild:

	Liter auf den Kopf der Bevölkerung					
	Brausteuergebiet	Bayern	Württemberg	Baden	Elsaß-Lothringen	Deutsches Zollgebiet
1872—75	67,0[2])	243,0[2])	204,3	77,4	44,2	—
1875—80/81	62,2	231,4	186,4	75,4	41,5	—
1881/82—85/86	66,7	211,0	153,0	77,9	48,3	—
1885/86—90/91	81,9	217,6	168,0	94,9	56,5	—
1891/92—95/96	90,8	225,7	176,8	103,4	70,6	—
1896—1900	103,0	244,0	189,0	155,0	80,0	123,0

[1]) Zit. bei Hoppe, Die Tatsachen über den Alkohol (Dresden 1899), S. 9 [III. Aufl. 1904].

[2]) Nur für 1874 und 1875. (Die Tabelle bedürfte der Revision, inwieweit Kalender- oder Rechnungsjahr gemeint ist. Die Steigerung für Baden

Man könnte die Sache auch noch anschaulicher machen, wenn man den Konsum für den wirklichen Biertrinker berechnen wollte, wie es z. B. Apelt tat. Aber wie dabei in Deutschland die Grenzen finden? Denn wenn Apelt 358 Liter pro Kopf rechnet, weil die Bevölkerung unter 15 Jahren und die weibliche Bevölkerung nicht mitzurechnen seien, so muß man sagen, daß der Autor diese Rechnung ohne den Wirt gemacht hat und wohl mit geschlossenen Augen durch die Biergärten gegangen ist.

An Branntwein wurden gegen Entrichtung der Verbrauchsabgabe oder des Eingangszolls (also nicht zu gewerblichen etc. Zwecken abgabenfrei) im Jahre 1900/01 [1904/05] auf den Kopf der Bevölkerung 4,3 [3,7] Liter absoluten Alkohols in den freien Verkehr gesetzt. Das wären — wenn man den Trinkbranntwein durchschnittlich etwa 33%ig rechnet — ca. 14 [12] Liter Trinkbranntwein auf den Kopf. Selbstverständlich ist es bei allen Berechnungen von Branntweinkonsum erforderlich, den zu gewerblichen Zwecken verwandten in Abzug zu bringen; dieser nimmt, wie es scheint, eine immer größere Quote vom gesamten Verbrauch ein: im Jahre 1900/01 fast ein Drittel [1904/05 fast 39%]. Optimisten glauben nun, daß die Steigerung des Bierverbrauchs den Branntweinverbrauch bei uns verringert habe. Antialkoholfanatiker jedoch rufen aus: „Daß das Bier den Branntwein zu verdrängen geneigt sei, ist eine der größten konventionellen Lügen, die sich die Millionen Biertrinker gegenseitig vor- und nachgesprochen haben.“ [1])

Manche recht zweifelhafte Nachweise werden zur Bekräftigung der pessimistischen Ansicht beigebracht. So findet sich z. B. im Hoppeschen Buche eine Tabelle, auf die gleich auf der ersten Seite verwiesen wird, eine Tabelle, nach welcher der Konsum in ganz Deutschland von 3,8 Liter absoluten Alkohols im Jahre 1870 bis zu 4,5 Liter im Jahr 1898/99 gestiegen sei. Hätte der Autor indes vom Jahr 1872/73 seiner Tabelle den Ausgang genommen, so wäre er auf einen Rückgang gekommen, und weiter hat er nicht beachtet, daß die Reichsstatistik

---

soll scheinbar sein, da vor 1879 die Biergewinnung nicht direkt erhoben wurde. In Bayern trat nach 1879 infolge erhöhter Malzsteuer ein Rückgang ein, der aber wieder eingeholt ist.)

[1]) Brendel bei Hoppe, a. a. O.

jene alten Zahlen ausdrücklich als Minimalzahlen bezeichnet hat, daß Julius Wolf für die ältere Zeit einen viel höheren Verbrauch angenommen, und wir eine zuverlässige Statistik erst vom 1. Oktober 1887 besitzen (erst 1887 traten ja die süddeutschen Staaten der norddeutschen Branntweinsteuergemeinschaft bei). Seit damals sind die Schwankungen so unerheblich, daß man weder nach der einen noch der andern Richtung hin etwas bündiges schließen kann.

Über den Weinverbrauch des Deutschen Reiches fehlt uns jeder genauere statistische Nachweis, da die Besteuerung des Weins durch innere Verbrauchsabgaben der einzelstaatlichen Gesetzgebung vorbehalten ist, und diese weder überall existiert noch dort, wo sie eingeführt ist (Württemberg, Baden, Hessen, Elsaß-Lothringen) gleichmäßig gehandhabt wird. Nach den Produktions- und Handelsergebnissen hat jedoch von Scherzer den deutschen Weinkonsum im Jahresdurchschnitt 1879—83 auf 8 Liter und Miraglia für 1886—90 auf 5,7 Liter pro Kopf berechnet. Eine genauere Weinkonsumtionsstatistik besitzt man für Württemberg — wenigstens nach 1880 —; sie berichtet von einem Verbrauch von 28,8—24,1—21,6 Liter pro Kopf im Jahresdurchschnitt 1880/81—1884/85, 1885/86 bis 1889/90, 1890/91—1894/95; für 1895/96 von einem solchen von 27,4 Litern. Alles in allem genommen, ist Deutschland kein Weinland, trotz des Rheins, an dem unsere Reben wachsen.

Um jetzt der anderen Länder zu gedenken: Für Frankreich schätzte Jules Denis in den Jahren 1880/83 den Weinkonsum auf 70—79 Liter pro Kopf, für die Schweiz auf ungefähr ebensoviel, für Italien schätzte ihn Sandberg (1894) auf 96½ Liter.[1]) Den Bierkonsum hat man für 1897/98 in der Zeitschrift für Sozialwissenschaft (Jahrgang 1900) geschätzt:

		auf Liter	auf Liter	
in Belgien	(1898)	207,0	[217,0	(1903)
„ Großbritannien . . .	(1898)	144,9	134,9	(1903)
„ Dänemark	(1898)	94,5	94,5	(1903)
„ der Schweiz	(1898)	67,0	62,0	(1902)
„ den Vereinigten Staaten	(1898)	59,1	60,9	(1900)

[1]) Raseri nach Hoppe schätzt speziell: Piemont 161, Lombardei 128, Venetien 124, Neapel 108, Sizilien 101 Liter pro Kopf.

		auf Liter	auf Liter	
in Österreich-Ungarn . .	(1897)	45,0	45,0	(1902)
„ Schweden	(1897)	45,0	56,6	(1902)
„ Frankreich	(1897)	25,0	22,0	(1902)][1])

Deutschland steht demnach mit seinen 123 Litern noch nicht einmal an der ersten Stelle, sondern wird von Belgien und England überboten.

Man sollte glauben, daß in den Weinländern der Konsum an Branntwein allenthalben ein geringer sein müßte, dem ist jedoch nicht ganz so, und namentlich bereitet Frankreich in diesem Punkte eine Überraschung. Nach Apelt sind daselbst in den Jahren 1891/95 4,25 Liter [1901/03 — 3,44; 1900 (im Ausstellungsjahr!) 4,60 Liter] reinen Alkohols zur Versteuerung gelangt. Sehen wir zu, in welchem Verhältnis an diesem Alkoholverbrauch die einzelnen Branntweinsorten und Liqueure in Frankreich partizipieren, so finden wir, daß sich in den acht Jahren von 1885—1892 der Konsum an Kognak, Rum und Genever von 149000 auf 185000 hl, der an Bitterschnäpsen von 30000 auf 41000 hl, der an Fruchtschnäpsen von 8000 auf 14000 hl und der an Absynth von 57000 auf 129000 hl gesteigert hat — der Absynthverbrauch sich mithin mehr als verdoppelt hat — während der Verbrauch von Schnaps und Sprit überhaupt von 1,158 Millionen Hektoliter auf 1,280 Millionen gestiegen ist. Nebenbei bemerkt: Frankreich konsumiert mehr Absynth als das ganze übrige Europa; in Algier übersteigt der Absynthverbrauch 21 Liter pro Kopf; beträchtliche Mengen Alkohol werden auch auf der Insel Martinique konsumiert, von 170000 Einwohnern werden mindestens 150000 hl Rum oder 90 Liter pro Kopf — also mehr als ¼ Liter pro Tag — verbraucht. Eine Überraschung umgekehrter Art bereitet dagegen Rußland, wo nach verschiedenen Berichten 1895 nur etwa 3 Liter auf den Kopf gekommen sein sollen [1902 nur 2,6].

Man hat vielfach auch versucht, die von den Völkern genossenen Quantitäten Bier, Wein, Branntwein durch Reduktion auf absoluten Alkohol sozusagen unter einen Hut zu bringen.

[1]) [Nach Baer und Laquer, Die Trunksucht und ihre Abwehr, II. Aufl. (1907), S. 37 bis 87.]

Das ist nun keine einfache Sache. Der verschiedene Gehalt der Biere soll z. B. folgender sein:

Berliner Weißbier .	3,4—3,9%
Patzenhofer . . .	3,1%
Pilsener	3,4—3,5%
Münchener Hofbräu	3,8—3,9%
Bock	5,0%
Kulmbacher, dunkel	5,3%
Porter	5,4%
Burton Ale	5,2%
Scotch Ale	8,5%

jener der Weine:

Moselweine . . .	9,6%
Rheingauer. . . .	13,8%
Ung. Süßweine . .	15,7—18,8%
Portwein	18,0—24,0%
Pfälzer	6,0—15,0%

und jener der Branntweine:

Kümmel	40%
Kirsch	45—50%
Kognak	55—60%
Arrak	60%
Rum	60—70%
Whisky	30—60%
Brandy	50—60%
Absynth	60—72%

Die Rechner auf absoluten Alkohol gehen nun aber nicht so weit, etwa mutmaßen zu wollen, wieviel unter dem bei uns getrunkenen Bier Kulmbacher oder Hofbräu sei. Sie nehmen vielmehr gewisse Durchschnitte an, so Sandberg, der alles Bier, gleichviel wo und wie, zu 4%, und allen Wein, gleichviel wo und wie, zu 10% rechnet, oder sie nehmen für die verschiedenen Länder verschiedene Durchschnitte an, wie z. B. Denis, der den in England und Frankreich getrunkenen Wein auf 10%, den in der Schweiz getrunkenen aber nur auf 8% taxiert. [Verschiedene Durchschnitte nehmen auch Baer und Laquer an.]

Damit kommen sie auf folgende Resultate:

		Denis Liter	Sandberg 1894	[Baer und Laquer]
Frankreich . . .	(1893)	13,81	15,87	[17,6 (1902)
Schweiz	(1893)	11,00	10,73	12,3 (1899)
Belgien	(1892/3)	10,59	12,58	12,0 (1903)
Italien	(1890)	10,22	10,30	13,37 (1903)
Österreich-Ungarn	(1885)	10,20	7,99	9,4 (1902)
Dänemark . . .	(1890)	10,20	10,87	10,8 (1903)
Deutschland . .	(1893/4)	9,34	9,25	9,4 (1903)
England	(1893)	9,23	8,17	10,6[1]) (1903)
Niederlande . .	(1890)	6,37	6,30	5,8 (1903)
Verein. Staaten .	(1893)	6,07	5,71	—
Schweden . . .	(1890)	4,39	4,43	6,2 (1902)
Norwegen . . .	(1891)	3,31	2,66	—
Kanada	(1892)	2,03	—	—
Spanien		—	12,05	—
Portugal		—	10,10	—
Rumänien . . .		—	9,74	—
Serbien		—	8,46	—
Rußland		—	5,21	2,6 (1902)]
Finnland		—	1,84	—

(Nach Hoppe [und Baer-Laquer]).

Die etwa 10½ Liter reinen Alkohols, die danach in Deutschland jährlich auf den Kopf entfallen sollen, wären in Form von Trinkbranntwein, à 33%, etwa gleich 31½ Liter Trinkbranntwein, d. i. täglich 86 ccm pro Kopf, und da ein Schnapsgläslein ca. 16 ccm enthält, so ist das Resultat, das man den Deutschen angerechnet hat, dies, daß jeder unter ihnen, Frauen, Kinder, Greise, Gefangene eingerechnet, täglich das Äquivalent von 5½ Gläslein Schnaps vertilge. Freilich Zecher edlen Rheinweins werden sich sehr dagegen verwahren, auf diese Weise in Schnapstrinker umgerechnet zu werden, und auch Autoritäten auf dem Gebiete der Alkoholfrage haben die Umrechnung verworfen. Es scheint mir indes, daß man weniger dem Prinzip der Umrechnung selbst als voreiligen physiologischen Folgerungen daraus etwas anhaben kann.

Summarische Durchschnitte stehen allemal nur an

[1]) [Vereinigtes Königreich.]

den Eingangspforten statistischer Untersuchungen. Wenn in zwei Ländern, hier wie dort, eine ganz gleiche Menge Alkohols auf den Kopf genossen wird, so kann das doch auf sehr verschiedene Weise geschehen. Es kann im Lande A jede trinkfähige Person nahe dem Durchschnitt trinken, ein wenig darüber oder ein wenig darunter, während im Lande B viele unter dem Durchschnitt oder gar nicht trinken, andere aber dafür desto mehr. Und ferner: es könnten in zwei Ländern die trinkfähigen Personen annähernd das Gleiche im Jahr trinken, hier aber fast gleichmäßig über das Jahr verteilt, und dort, wie man zu sagen pflegt, mehr auf einen Sitz! Die letztere Unterscheidung führt uns auf eine Unterscheidung der Völker in extensiv Trinkende und Gelegenheitstrinkende. Wir haben vorhin schon einmal eine Folgeerscheinung der vorliegenden Verschiedenheit zu konstatieren gehabt, damals nämlich, als wir bemerkten, daß die Russen durchschnittlich weniger Alkohol als die Franzosen zu sich nehmen. Die Russen sind nämlich mehr Gelegenheitstrinker; was sie trinken, sollen sie zumeist an Festtagen trinken und dabei sollen sie sich dann natürlich auch betrinken; auf diesem häufigen Betrinken, nicht auf dem extensiv vielen Trinken, beruht daher ihr schlechter Ruf.

Also je zivilisierter ein Volk ist, desto „vorsichtiger" trinkt es das Jahr hindurch. Die alten Deutschen an den Ufern des Rheins waren Gelegenheitstrinker und ebenso die Neger in den Vereinigten Staaten vor der Emanzipation. Sie durften das Jahr über nur ab und zu ein Schlückchen nehmen, während man sie zu Weihnachten sich um so stärker betrinken ließ. Die Neger tranken also außer dem Hause und nicht zur Mahlzeit. Die Emanzipation sowie die energischen Bestrebungen der schwarzen Geistlichkeit haben allgemach eine Änderung in die Wege geleitet, so daß die Neger heute mehr in der vorgeschrittenen Weise trinken sollen.

Daß die Trennung nicht ganz scharf durchgeführt werden kann, daß es in vielen Kreisen — sogar in akademischen — Leute geben soll, die sowohl nach der altertümlichen wie nach der modernen Weise trinken, uns also der Belehrung halber mehrere Phasen dieses Evolutionismus gleichzeitig vorführen, brauche ich nicht weiter darzulegen.

Die andere Einteilung, die wir berührten, führt zu den Versuchen, in einem Lande die Zahl der Trinker κατ' ἐξοχήν, natürlich also keine andern als die der sehr überdurchschnittlichen, zu ermitteln. So ist, um für die Errichtung von Trinkerasylen und Trinkerheilanstalten statistische Grundlagen zu gewinnen, mit Erlaß der k. k. niederösterreichischen Statthalterei vom 1. August 1894 die jährliche Erhebung der Zahl der Trunksüchtigen angeordnet worden.

Sie geschieht mittels Individualzählkarten, deren Ausfüllung der k. k. Polizeidirektion, der niederösterreichischen Irrenanstalt, der Direktion des k. k. allgemeinen Krankenhauses (für die darin befindliche Abteilung zur Beobachtung des Geisteszustandes an die Irrenanstalt abzugebender Personen), der niederösterreichischen Arbeiter-Unfallversicherungsanstalt, der Wiener Bezirkskrankenkasse, den Verwaltungen der städtischen Versorgungshäuser und den Armeninstituten in Wien obliegt. Die Sammlung und Sichtung der Zählkarten, sowie die Zusammenstellung der Jahresübersicht erfolgt in der statistischen Abteilung des Magistrats. Die Zählung umfaßt alle Personen, die im Laufe des Berichtsjahres bei einer der erwähnten Behörden oder Anstalten als trunksüchtig beobachtet wurden.... Hierbei ist als trunksüchtig derjenige zu verzeichnen, der notorisch als Trunkenbold bekannt ist, oder aus Trunksucht die Ordnung stört, oder mit der Polizeibehörde oder dem Strafgerichte wegen in Trunksucht begangener Handlung in Konflikt geraten ist, oder durch Trunksucht sich oder seine Familie in bleibende Notlage gebracht hat.

Ergebnisse der Zahlen der notorisch Trunksüchtigen in Wien in den Jahren 1896—1900.

Gesamtzahl im Jahre 1900	1350
Von der Gesamtzahl waren nach dem Familienstande:	
Ledig	543
Mit dem Gatten im gemeinsamen Haushalte lebend . .	574
Vom Gatten getrennt lebend	68
Verwitwet	95
Im Konkubinat lebend	29
Unbekannten Familienstandes	41

Von der Gesamtzahl waren nach dem Alter:

Bis mit 20 Jahre	1
Über 20—40 Jahre	566
„ 40—60 „	694
„ 60 Jahre	78
Unbekannten Alters	11

Von der Gesamtzahl waren nach dem Berufe:

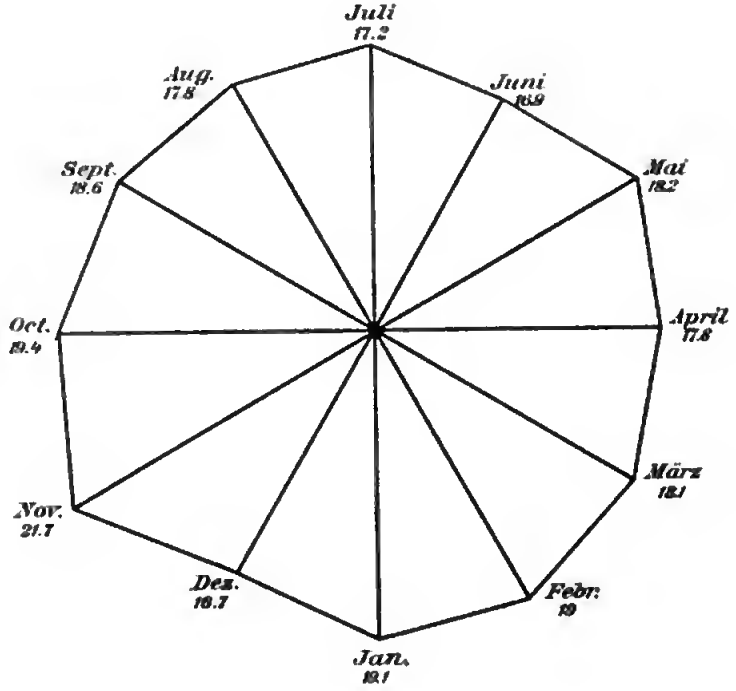
In der Land- oder Forstwirtschaft	Selbständig	17
	Hilfsarbeiter	13
In Gewerbe und Industrie	Selbständig	85
	Hilfsarbeiter	496
In Handel und Verkehr	Selbständig	50
	Hilfsarbeiter	114
Selbständige anderer Berufe		49
Dienstboten		69
Tagelöhner		296
Ohne Beschäftigung		146
Unbekannter Beschäftigung		15

Die Gesamtzahl der notorisch Trunksüchtigen ist also hier für das Jahr 1900 mit 1350 angegeben; das Handwörterbuch bringt in seinem Artikel „Trunksucht" dagegen wesentlich höhere Zahlen.

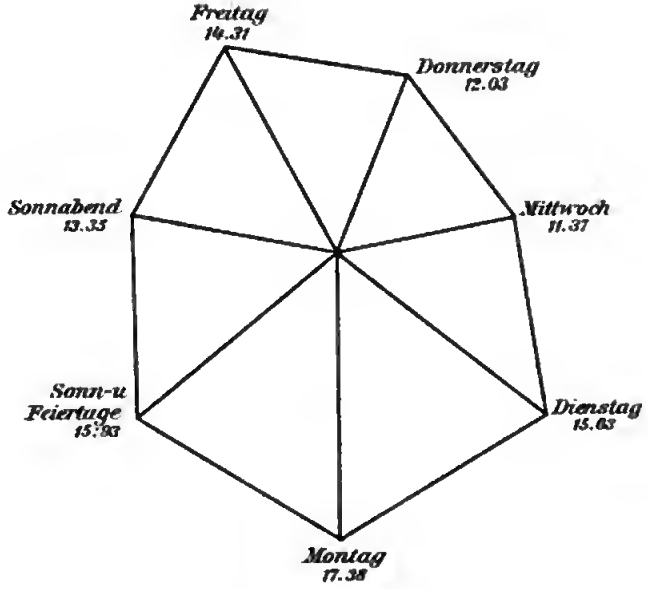
„In verschiedenen Teilen Österreichs hat man eine Trinkerstatistik versucht. Danach hatte Niederösterreich unter 2600000 Einwohnern 2546 Trunksüchtige; Wien allein 2328.[1]) Von diesen waren 11 unter 20 Jahren, 897 20—40 Jahre, 1344 40—60 Jahre, 276 über 60 Jahre. 210 von ihnen waren Weiber. Von den Männern fröhnten 1766 vorwiegend dem Schnaps, 386 dem Wein, 63 dem Bier. 2546 waren durch den Trunk erwerbsunfähig, 435 in der Armenpflege, 219 um ihren Besitz gekommen, 528 in dauernder Notlage. 914 haben öffentliches Ärgernis gegeben oder die Ordnung gestört, 382 waren in Anstalten untergebracht, 37 waren entmündigt, 187 werden als Arbeitsscheue oder Landstreicher bezeichnet. Für Tirol ergab die Trinkerzählung 2,3 auf 1000 Einwohner; für Vorarlberg 1,28."

[1]) [Im Art. „Trunksucht" (Hwb. d. St.-W., II. Aufl.) steht 2338, doch ergibt die Summe die obenstehende Zahl.]

Sistierungen in Berlin nach den Jahreszeiten. 1896/99. Männer.



Unfälle auf die Wochentage verteilt. 1894 u. 1895. (Bericht der Münchner freiw. Rettungsgesellschaft).



Lith. Anst. Julius Klinkhardt, Leipzig.

Über die Zahl der in Berlin wegen Trunksucht Sistierten gibt die nächste Tabelle Aufschluß:

Wegen Trunkenheit wurden sistiert:

Jahr	Personen im Alter von										überhaupt	
	unter 18 J.		18—30 Jahren		30—40 Jahren		40—50 Jahren		über 50 J.			
	männl.	w.	m.	w.	m.	w.	m.	w.	m.	w.	m.	w.
1892	165	12	1557	85	1778	141	1390	155	742	104	5632	497
1893	112	14	1540	116	1822	220	1296	187	734	147	5504	684
1894	142	10	1639	104	2026	214	1679	198	935	157	6421	683
1895	179	5	1796	113	2199	206	1657	218	975	211	6806	753
1896	164	13	2017	87	2540	210	1729	252	1085	211	7535	773
1897	134	11	1907	87	2425	248	1860	227	1101	190	7427	763
1898	152	10	1440	92	1853	233	1423	277	919	125	5787	737
1899	146	12	1419	72	1834	229	1446	281	893	162	5738	756

[Die neuesten Berliner Daten lauten:

Wegen Trunkenheit wurden sistiert:

Jahr	unter 18 Jahren		überhaupt	
	männl.	weibl.	männl.	weibl.
1901	116	2	5218	807
1902	114	10	5341	702
1903	91	6	5544	656
1904	95	5	5037	531
1905	91	4	5486	560]

Vorübergehend sei hier noch erwähnt, daß die Berliner Statistik die Sistierung auch nach Monaten gegliedert hat. Auf einer graphischen Darstellung ist das Resultat für die Männer im Durchschnitt der Jahre 1896—1899 gegeben. Das Maximum fällt danach in den Monat November, indes trifft das nicht für jedes Jahr zu. Vielmehr fiel es:

1896 in den September,
1897 „ „ November,
1898 „ „ Januar,
1899 „ „ Oktober;

jedenfalls aber waren die Herbst- und Wintermonate belasteter als die Frühjahrs- und Sommermonate.

Übrigens ist das Gebiet der Ermittlung der Trunkenbolde ein solches, auf dem die Konjekturalstatistik der Abolitionisten bedenkliche Orgien feiert. So sagt z. B. Hoppe: „In Algier zählt man (wer?) — 44000 französische Trunkenbolde, denen nur 2000 arabische gegenüberstehen.“ Nun gab es aber 1896 überhaupt nur 318137 Franzosen im Lande; da aber die Kinder und wahrscheinlich auch die Frauen keine Trunkenbolde sein dürften, so müßte jeder zweite französische Mann ein Trunkenbold sein.

Die Untersuchungen über die Folgen des Alkoholismus kann man wohl in 4 Kapitel einteilen: es werden betrachtet die Wirkungen auf den Geist, den Willen, die körperliche Gesundheit und die ökonomische Lage.

Über den Einfluß der Trunksucht auf diese letztere hat 1885 eine Untersuchung des Kaiserlichen Statistischen Amtes beiläufige Daten beigebracht. Eine ähnliche Arbeit über 77 deutsche Städte von Dr. Böhmert erschien 1887.[1]) Mit großer Vorliebe aber hat man sich damit in den Vereinigten Staaten befaßt und zwar in mehreren offiziellen Publikationen und noch neuerdings in einer großen Arbeit, die auf der vereinten Tätigkeit angesehener Privater beruht. Ihr Ergebnis liegt vor in dem Buche „Economic Aspects of the Liquor Problem by John Koren. An investigation made for the Committee of Fifty under the direction of Henry W. Farnam. 1899.“ Die Herausgeber haben ihre Daten durch Fragen zusammengebracht, die sie einer großen Reihe von Wohltätigkeitsorganisationen vorgelegt haben. Wie versichert wird, galt als Richtschnur, daß Trunksucht nur dann als Ursache der Verarmung anzusehen sei, wenn der Kausalnexus ein direkter und unmittelbarer war, wenn z. B. der Trinker wegen seines Lasters keine Stellung erlangen, oder wenn er als notorischer Trinker bekannt war. Es wird nun gesagt, daß im großen ganzen 25% ihrer Verarmung der Trunksucht zuzuschreiben haben, und zwar zum größeren Teil der eigenen, zum kleineren Teil der Schuld von Angehörigen. Von den männlichen Armen in Armenhäusern waren 42% durch Trunksucht verarmt, von den weiblichen 16½%. Von den Männern waren dabei 6% durch die Schuld

[1]) [Hierbei dürfte auch ein neueres Werk Erwähnung verdienen: Stehr, Alkoholgenuß und wirtschaftliche Arbeit (Jena 1904).]

anderer verarmt, von den Frauen 12,7% (es wären also meiner Berechnung nach von Frauen in den Armenhäusern nur 3,8% infolge eigener Trunksucht verarmt gewesen). Von den in Armenhäusern befindlichen Saloonkeepers hatten 84% ihren Aufenthalt im Armenhaus der Trunksucht zuzuschreiben, von den Matrosen 58%, von den Metzgern 57%, von den Eisen- und Stahlarbeitern 55%, von gewöhnlichen Arbeitern 44%. Daß diese Zahlen keinen Maßstab für das relative Vorkommen der Trunksucht selbst in den verschiedenen Professionen angeben, bemerken auch die Herausgeber, und mit Recht. Je besser eine Profession gestellt ist, um so weniger leicht kann jemand aus dieser Profession aus einer anderen Ursache in das Armenhaus kommen als aus Trunksucht.

Eine nach Nationalitäten aufgestellte Klimax ergab, daß Trunksucht am seltensten die Ursache der Verarmung war bei den Italienern, Polen, Russen, Österreichern; dann folgen sich: Deutsche, Skandinavier, geborne Amerikaner, Engländer, Schotten, Irländer. Die günstig gestellten Polen und Russen sind wohl keine National-Polen und -Russen, sondern polnische und russische Juden; sie werden keinen hohen Prozentsatz Verarmter aufweisen können: erstlich wegen vermutlicher tatsächlicher Mäßigkeit, dann aber, weil sie auch ohne Trunksucht von Hause aus ärmer als andere Einwanderer sein dürften, so daß bei ihnen die wegen Trunksucht Verarmten sowieso eine kleinere Quote aller Verarmten bilden müssen.

Übrigens waren von den 3746005 Einwanderern der Jahre 1892—1901 530743 Russen.

Von den zahlreichen Schätzungen der Ausgaben der Völker für geistige Getränke mögen hier nur die folgenden Erwähnung finden: Man nimmt an, daß in Deutschland pro Kopf und Jahr 50—60 Mk. für geistige Getränke ausgegeben werden: nämlich für 13,5 Liter Trinkbranntwein zu 33%, für 124 Liter Bier und für 6—7 Liter Wein; für eine Durchschnittsfamilie würde das demnach eine jährliche Ausgabe von 250—300 Mk. bedeuten, für das deutsche Volk eine solche von rund 3 Milliarden.[1])

[Die Ausgaben des englischen Volkes für alkoholische Getränke wurden 1899 auf 186 Millionen £, 1905 auf 164 Millionen £

[1]) Hwb. d. St.-W., II. Aufl., Art. Trunksucht.

geschätzt; für Branntwein allein soll das französische Volk jährlich 1,8 Milliarden Frs. ausgeben; und der Aufwand der Vereinigten Staaten für stimulierende Getränke wurde 1903 auf rund 1,5 Millionen Doll. geschätzt, d. h. pro Kopf und Jahr auf 18,33 Doll., wovon 2,7 Doll. auf Kaffee, Tee und Kakao entfielen, 15,6 Doll. dagegen auf alkoholische Getränke.][1])

Viel von sich reden gemacht haben in letzter Zeit von den Untersuchungen über die Wirkungen des Alkoholismus auf den Geist die Arbeiten der exakten psychologischen und psychiatrischen Schule, insbesondere der Schule Kraepelins. Kraepelin experimentierte mit Schriftsetzern; sie erhielten 36 g Alkohol in Gestalt von $^2/_{10}$ Liter eines 18% griechischen Weines: Es ergab sich nun, daß unter Einwirkung dieser mäßigen Alkoholgaben die Arbeitsleistung ganz bedeutend herunterging, während die Versuchspersonen subjektiv das Gefühl erhöhter Leistungsfähigkeit hatten. Die Schädigung der Leistungsfähigkeit betrug zwischen 10,6 und 18,9% — im Mittel 15,2% — der Leistung, die ohne Ermüdung und ohne Übungsverlust hätte erwartet werden können. Eine qualitative Veränderung wurde durch die verhältnismäßig geringe Menge Alkohol jedoch nicht hervorgerufen. Dagegen gaben alle vier Schriftsetzer spontan an, daß sie gewöhnlich Montag mehr Fehler machten als sonst. Dem entspricht eine Beobachtung des Hygienikers Prof. Carl Fraenkel in Halle, wonach beim Schreiben mit der Schreibmaschine schon nach kleinen Alkoholgaben die Anzahl der Schreibfehler sich deutlich steigert. Bei den Rauschversuchen Fürers, die mit zirka 80 ccm Alkohol angestellt wurden (2 Liter Bier oder $^5/_4$ Liter Moselwein) handelte es sich in jedem Falle nur um einen ganz leichten Rausch, der so gering war, daß er nur dem Experimentierenden bemerkbar war, während andere Personen seiner Umgebung nichts merkten. Der Einzelversuch umfaßte: Wahlreaktionen, Assoziationen, Auswendiglernen von Zahlen und Addieren. Die Resultate waren bei allen Versuchspersonen die gleichen. Bei Addierversuchen wurde der Alkohol abends abgegeben, worauf nach einer Stunde die Nachtruhe folgte. Gleich nach Genuß des Alkohols ließ sich ein jäher Absturz der Leistungsfähigkeit beobachten, aber auch am folgenden Tage

[1]) [Baer-Laquer, a. a. O.]

zeigte sich noch immer eine erhebliche Minderleistung, und erst wieder am dritten Tage stellte sich die normale Leistungsfähigkeit wieder ein. Beim Auswendiglernen war sogar noch am Morgen des dritten Tages eine erhebliche Minderleistung gegenüber den Normaltagen zu konstatieren. Die Resultate werden folgendermaßen zusammengefaßt: Eine einmalige Gabe von 80 ccm Alkohol verfliegt nicht rasch und vollständig, sondern hinterläßt eine gewisse Nachwirkung, die nach 24 Stunden noch nicht ganz verschwunden ist. Wenn diese Gabe nach je 24 Stunden wiederholt wird, so tritt allmählich eine Häufung der Wirkungen ein, welche wir schon als erste Andeutung des chronischen Alkoholismus bezeichnen müssen. Hieraus ergibt sich eine wissenschaftliche Definition des Alkoholismus, die weit über diejenige des täglichen Lebens hinausgeht. Trinker ist jeder, bei dem eine Dauerwirkung des Alkohols nachzuweisen ist, bei dem also die Nachwirkung einer Alkoholgabe noch nicht ganz verschwunden ist, wenn die nächste einsetzt. Die gewöhnlichen körperlichen und geistigen Verrichtungen werden vom Trinker auch ohne auffallende Störung geleistet, allein die Fähigkeit zu schwieriger und hochwertiger Arbeit geht verloren. Im Betriebe der täglichen Berufstätigkeit kann daher die Herabsetzung der Leistungsfähigkeit durch die Dauerwirkung des Alkohols ganz unbemerkt bleiben, sie offenbart sich in dem Versiegen selbständiger, schöpferischer Tätigkeit, im Schwinden der Eigenart, in der Unfähigkeit, große verantwortungsvolle Aufgaben zu lösen.

Man hat sich indes davor zu hüten, aus solchen Experimenten allzuweitgehende Folgerungen zu schließen: Die psychischen Leistungen erschöpfen sich nicht in dem, was derartiger experimenteller Prüfung zugänglich ist; wenn Auswendiglernen, Addieren, Assoziationen auf Reizworte im Experiment geschädigt werden, und wenn sogar überhaupt jede intensive geistige wie körperliche Tätigkeit unter dem Einflusse von Alkohol weniger gut vonstatten geht, so ist damit noch nicht bewiesen, daß jede Art psychischen Geschehens in gleicher Weise ungünstig beeinflußt wird. Allein selbst wenn dies der Fall sein sollte — was sich aber exakt kaum beweisen lassen dürfte — so bliebe außerdem noch festzustellen, daß die durch

mäßigen Alkoholgenuß hervorgerufene Dauerschädigung tatsächlich so groß ist, daß die Forderung der Totalabstinenz auch für all die berechtigt wäre, die jetzt im gelegentlichen oder regelmäßigen Genuß Erholung und subjektive Anregung finden. Und schließlich steht den Ergebnissen der Experimentaluntersuchungen doch auch noch eine Erfahrung gegenüber, die nicht ohne weiteres übersehen werden darf: daß nämlich die große Mehrzahl auch derjenigen Menschen, die auf den verschiedensten Gebieten mehr als das Durchschnittliche geleistet haben, im Sinne des Laboratoriumversuches als chronische Alkoholisten anzusprechen wären. Wie schwer sich die Ergebnisse solcher Versuche auf die Praxis übertragen lassen, erhellt übrigens aus nichts so deutlich, als aus dem gleichfalls von der Heidelberger Schule erbrachten Nachweis, daß auch ein zweistündiger Spaziergang die experimenteller Prüfung zugänglichen Leistungen nicht bessert sondern verschlechtert, und sogar recht nachhaltig. Trotzdem wird niemand grundsätzlich das Spazierengehen als schädlich verbieten wollen.

Sehen wir uns danach um, welche Handhaben uns die Statistik bietet, um den schädigenden Einfluß des Alkoholismus auf Körper und Geist festzustellen, so finden wir eine solche in den Mitteilungen, die sie uns über die Zahl der Todesfälle infolge von Delirium tremens macht. Auf Grund der preußischen Statistik läßt sich nun allerdings nicht konstatieren, daß die Zahl dieser Todesfälle eine Steigerung erfahren hat, vielmehr zeigt sich von 1877—1899 — was die Männer betrifft — eine ziemlich konstante Abnahme, während die kleineren Zahlen für die Frauen etwas schwankendere sind. Hierüber wie über Verteilung der Todesfälle auf die Altersklassen im Jahre 1900, geben die beiden nächsten Tabellen Auskunft.

Altersklassen der Gestorbenen	Säuferwahnsinn männl.	weibl.
Von 0— 1 Jahr	—	—
Über 1— 2 „	—	—
„ 2— 3 „	—	—
„ 3— 5 „	—	—
„ 5—10 „	—	—
„ 10—15 „	—	—
„ 15—20 „	9	—
„ 20—25 „	14	1

Altersklassen der Gestorbenen	Säulerwahnsinn männl.	weibl.
Über 25—30 Jahr	33	3
„ 30—40 „	126	16
„ 40—50 „	218	24
„ 50—60 „	136	28
„ 60—70 „	88	16
„ 70 „	23	3
Unbekannten Alters	1	—
Zusammen 1900	648	91

Dagegen starben an Säuferwahnsinn

	männl.	weibl.		männl.	weibl.
1899	707	76	1887	987	121
1898	528	59	1886	1213	121
1897	536	81	1885	1271	158
1896	473	58	1884	1154	138
1895	552	71	1883	1131	146
1894	536	59	1882	1100	99
1893	591	71	1881	1152	98
1892	524	46	1880	960	120
1891	500	44	1879	1095	92
1890	613	51	1878	1160	105
1889	579	60	1877	1077	88
1888	526	56			

(Preuß. Stat. Heft 171).

Ein ungünstigeres Bild liefert die Statistik über die in Irren- und Krankenhäusern untergebrachten Alkoholisten. In solchen Anstalten befanden sich:

	Im Deutschen Reich	In Preußen
1886—1888	39202	31782
1889—1891	36874	31095
1892—1894	40190	32664
1895—1897	46042	36683
[1898—1900	54380]	

Demnach waren in Preußen von 1895—1897 im Durchschnitt jährlich 12228 Alkoholisten in Irren- und Krankenhäusern untergebracht, 1899 aber 14386. Bei den Alkoholdeliranten finden wir, daß Wirte, Brauer, Kellner und die in den Verkehrsgewerben beschäftigten Leute verhältnismäßig hohe Zahlen stellen, unter den Frauen sind Wirtinnen, Kellnerinnen, Prostituierte häufig. Erbliche Belastung wurde bei den 1895 in Zugang gekommenen Säuferdeliranten in 4% der männlichen und in 8,7% der weiblichen Fälle nachgewiesen, doch waren nur 0,8% und 2,6% Kinder von Säufern.[1])

Viel beschäftigt haben sich namentlich die Antialkoholiker mit dem Einfluß des Alkoholismus auf die Sterblichkeit — ein Einfluß, der zweifellos vorhanden ist, und namentlich dann, wenn mit dem Alkoholgenuß im jugendlichen Alter be-

[1]) Art. Trunksucht, a. a. O.

gonnen wird —, über den aber von diesen Schriftstellern außerordentlich häufig in unkritischer Weise die wertlosesten Daten — neben wertvollen — in Kurs gesetzt worden sind. So ist eines der „Standard books" über den Alkoholismus das von Baer, und diesem Baer wird fortwährend eine Aufstellung nachzitiert, wonach die Lebenserwartung der Trinker im 20. Jahre um 29, im 30. um 23 und im 40. um 17 Jahre geringer wäre, als die der übrigen Bevölkerung; das habe der Engländer Neison, von dem jene Zahlen ursprünglich herrühren, in überzeugender Weise dargelegt. Wer aber nur irgendwie eine Ahnung von der Theorie der Sterbetafeln hat, der weiß, daß auch geringe Änderungen der sogen. Lebenserwartung in den höheren Altersstufen — also für die 20-, 30- und 40jährigen — mathematisch nur bei vergleichsweise sehr erheblichen Änderungen der Sterblichkeit in den betreffenden Altersklassen herauszurechnen sind, und so müßte denn eine solche Lebensverminderung, wie Baer sie zitiert, in der Tat auf eine ganz unglaubliche Sterblichkeit in den einzelnen Altersstufen schließen lassen. Allein gerade diese Untersuchung des sonst sehr verdienstvollen Neison gehört zu den denkbar wertlosesten, und Neison kam, wie ich schon in der Bevölkerungslehre ausführlicher dargelegt habe,[1]) zu seinen ungeheuerlichen Schlußfolgerungen nur dadurch, daß er seinen Berechnungen ein ganz falsches Durchschnittsalter zugrunde legte, abgesehen davon, daß ihm als Material nur Daten über 357 Trinker zur Verfügung standen. Umgekehrt freilich darf nicht verschwiegen werden, daß die Abstinenzgegner ebenfalls derartige statistische Sünden begehen, um die Unschädlichkeit des Alkoholgenusses zu beweisen. Und zwar bedienen sie sich, als eines Belegs hierfür, der von Isambard Owen auf dem hygienischen Kongresse in London (1891) mitgeteilten Statistik, trotzdem dieser sich gegen solche Schlußfolgerungen verwahrt hat. Auch hiervon sprach ich schon in einer der bevölkerungsstatistischen Vorlesungen.[2])

Ein etwas zuverlässigeres Bild vom Einfluß des Alkoholismus auf die Lebensdauer gibt die folgende Tabelle, in der die mittlere Lebensdauer der im Alkoholgewerbe be-

[1]) Siehe S. 198 ff.
[2]) Ibid.

schäftigten Münchener mit jener der allgemeinen Bevölkerung verglichen wird.

Die mittlere Lebensdauer der Alkoholgewerbe in München beträgt bei:

	Brauern	Wirten	Wirtinnen	der allgemeinen Bevölkerung
	Jahre	Jahre	Jahre	Jahre
mit 20	22,33	31,35	31,94	41,49
„ 30	16,37	22,39	24,44	34,43
„ 40	14,26	17,12	19,06	27,28
„ 50	11,43	13,71	13,52	20,18
„ 60	8,58	10,49	6,54	13,77

(Nach Sendtner, Über Lebensdauer und Todesursachen bei den Biergewerben, München 1891.)

Man könnte vielleicht auch noch von einem indirekten Einfluß des Alkoholismus auf die Verkürzung des Lebens sprechen, wenn man nämlich Unglücksfälle mit tödlichem Ausgang infolge von Alkoholmißbrauch in Betracht zieht. Die nächste Übersicht zeigt die Ergebnisse einer hierüber angestellten Untersuchung:

Unfälle infolge von Alkoholmißbrauch in der Schweiz:

Tödliche Verunglückungen	Im ganzen Männer	davon in berauschtem Zustande oder im Delirium
durch Sturz	467	39 = 8,3 %
„ Ertrinken	283	14 = 5,0 „
„ Überfahren	105	5 = 4,7 „
„ Verbrennen	54	1 = 1,8 „
„ Schlag oder Stoß von Tieren	43	2 = 4,7 „
„ Blutvergiftung	43	2 = 4,7 „
„ Erfrieren	37	12 = 32,4 „
Andere	310	—
Summa	1342	75 = 5,6 %

(Nach Hoppe.)

Die von mir vorhin erwähnte amerikanische Enquete hat sich auch mit dem Zusammenhang von Alkoholismus und Verbrechen befaßt. Sie betont, daß eine solche Untersuchung noch delikater sei als eine Untersuchung über den Zusammenhang von Alkoholismus und Armut, da die Verbrechen seltener als Verarmung auf eine einzige Ursache zurückzuführen seien. Man hat im ganzen 13402 Gefangene in 12 verschiedenen Staaten zur Untersuchung gestellt; als Er-

gebnis gibt man an, daß die Trunksucht in fast der Hälfte der Fälle eine der Ursachen gewesen sei, daß sie die hauptsächliche Ursache gewesen sei in 31% und die einzige Ursache in 16%. Eigentümlich und gar nicht einleuchtend ist das Resultat, daß sie bei den Verbrechen gegen die Person nicht viel häufiger mitgewirkt haben soll, als bei den Verbrechen gegen das Eigentum.

Am seltensten soll Trunksucht Ursache der Verbrechen gewesen sein bei den Russen, nämlich in 25% der Fälle, dann bei den

Österreichern . .	in	34,6%	der	Fälle
Deutschen	„	44,9 „	„	„
Italienern	„	50,0 „	„	„
Engländern . . .	„	52,9 „	„	„
Polen	„	53,4 „	„	„
Skandinaviern . .	„	56,2 „	„	„
Irländern	„	56,7 „	„	„
Kanadiern	„	56,7 „	„	„
Schottländern . .	„	58,3 „	„	„

Über die Verhältnisse bei den Negern wird nichts zahlenmäßiges gebracht, jedoch die interessante Bemerkung gemacht, daß die Verbrechen der Neger relativ häufig auf Trunksucht zurückzuführen seien, nicht aber eventuelle Verarmung derselben. Und das soll damit zusammenhängen, daß sie eben mehr Gelegenheitstrinker als regelmäßige Trinker sind.

Auch in den Arbeiten der Kriminalstatistiker finden wir zahlreiche Untersuchungen über den Zusammenhang von Trunksucht und Verbrechen.[1]) In gegenwärtigem Zusammenhang sei nur das folgende mitgeteilt:

Im Wirtshaus und beim Verlassen desselben wurden in Baselstadt verübt:

In den Jahren	Körperverletzung u. Totschlag			Widerstand gegen die Staatsgewalt		
1877	Von 83 Fällen	36 = 43,9%		Von 35 Fällen	19 =	54,3%
1878	„ 83 „	46 = 55,4 „		„ 35 „	35 =	100 „
1879	„ 81 „	47 = 58,0 „		„ 46 „	28 =	60,1 „
1880	„ 86 „	53 = 61,6 „		„ 32 „	17 =	53,1 „
1877–80	Von 333 Fäll.	182 = 58,2%		Von 148 Fällen	99 =	67,0%

(Nach Hoppe.)

[1]) [Speziell mit diesem Thema beschäftigt sich Hoppe, Alkohol und Kriminalität (Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens, Heft 42) 1906.]

Eine ganz besonders verhängnisvolle Rolle in physischer, psychischer und ökonomischer Hinsicht, kurzum eine geradezu ruinöse Rolle, hat der Alkoholismus häufig bei den Naturvölkern gespielt, und dies Kapitel ist um so trauriger, als es oft genug die erobernden Völker gewesen sind, die in jämmerlichem Egoismus ihren Besiegten das verderbliche Laster aufoktroyrten oder zuließen, daß sie dazu verführt wurden. Zahlreiche Beispiele aus verschiedenen Weltteilen ließen sich anführen, wir wollen hier indes nur noch erwähnen, daß auch die Dezimierung der Indianer in den Vereinigten Staaten zu einem erheblichen Teil einerseits auf eine höchst verhängnisvolle Neigung dieser Indianer zum Alkoholismus, andererseits auf zu lange Untätigkeit der Gesetzgebung zurückgeführt werden muß. Der Indianer, so wird berichtet, trinkt in der Regel nur, um sich zu betrinken. Kann er seinen Trunk bekommen, so trinkt er so lange, wie er zu trinken vermag. Macht sich der Rausch geltend, so wird er streitsüchtig gegen seine Gefährten, sein Weib, seine Kinder. Er schädigt sein Eigentum, reitet sein Pony zu Tode, wenn er nicht noch schlimmeres begeht. Die Indianer mancher Stämme kennen sehr gut die schreckliche Wirkung, die der Alkohol auf sie ausübt, sie tragen deshalb auch bei ihren Trinkgelagen dafür Sorge, daß einige nüchtern bleiben, denen es dann obliegt, die Trunkenen durch Fesselung von Händen und Füßen von Verletzung anderer oder ihrer selbst abzuhalten. Die Berichte der 75 Indianeragenten aus den Jahren 1890—97 sollen durchaus darin übereinstimmen, daß der Alkoholismus erstens eines der größten Hindernisse ist, das sich der Zivilisierung der Indianer in den Weg stellt; zweitens, daß er die Ursache fast aller Mordtaten und eines großen Teils der anderen Verbrechen ist, die in den Reservationen vorkommen (ohne ihn würde das Leben in den Reservationen ein Leben des Friedens sein); drittens, behaupten die Agenten, daß er die Ursache der so verbreiteten Entwürdigung der Frauen und viertens, daß er ebenso in hohem Grade eine solche von Armut und Krankheit sei. Zwischen den einzelnen Indianerstämmen soll es hierin nur wenig Unterschied geben, und auch die zivilisierteren Indianer sind — wie berichtet wird — den Versuchungen gegenüber sehr schwach.

Das erste (?) entschiedenere Gesetz in der Union gegen den Verkauf von Alkoholika an die Indianer datiert aus dem Jahre 1892, ein anderes und schärferes aus dem Jahre 1897. Nach der mehrfach erwähnten Enquete zu urteilen, gelingt es aber keineswegs, diesem Gesetze in wünschenswerter Weise Geltung zu verschaffen. Der Rechtsgang soll ein recht langsamer sein, die Zeugen müssen häufige und beschwerliche Gänge machen, und sie haben die Rache der Wisky-Händler und ihrer Freunde zu fürchten. Jährlich sollen etwa 200 bis 500 Anklagen gegen Wisky-Händler erhoben werden, wieviel jedoch schließlich bestraft werden, war dem Herausgeber der Enquete unbekannt. Dagegen ist man fortgesetzt in den Regierungsschulen bemüht, über die verhängnisvollen Folgen der Alkoholika und Narkotika Aufklärung zu verbreiten.

X. Vorlesung.

Schon in der ersten dieser Vorlesungen über Moralstatistik hatte ich Veranlassung genommen, die Ansicht zu widerlegen, daß diese Wissenschaft — ganz abgesehen davon, daß sie in einem weiteren Sinn ja auch die Statistik der Geistesbildung in sich begreift — eine Statistik der Unmoral sei. Sie gibt uns — sagten wir — auch wenn wir sie im engeren Sinne auffassen, in dem Maße der unmoralischen Handlungen ein Maß des moralischen Restes; sie ist aber auch außerdem im stande, uns direkt ein Bild über die Verbreitung von Gefühlen und Stimmungen zu geben, über die Verbreitung von Freude und Schmerz, von Gleichmut und Erregbarkeit, und sie weiß uns Handlungen aufzuzählen, die auf jene schließen lassen, ohne daß wir solche sofort als unmoralische oder moralische zu rubrizieren vermögen. Beweis: das Kapitel, mit dem wir uns jetzt beschäftigen wollen.

Das ist gewiß: die Statistik des sogen. Selbstmordes — objektiver gesagt: der Selbsttötung — gibt uns einen Maßausdruck für die Verbreitung von Stimmungen. Gibt sie uns aber auch einen Beitrag zur Abwägung von gut oder schlecht im sittlichen Sinne? Ist die Selbsttötung an sich ohne weiteres moralisch gut oder moralisch schlecht? Die Kulturgeschichte zeigt uns, daß auf diese Frage die wechselndsten Antworten gegeben worden sind.

In primitiven Gesellschaften ist eine Art von Selbsttötung sehr häufig gewesen — und sie blieb es noch bis auf die heutige Zeit — nämlich jene, die im Gegensatz zu unseren Selbsttötungen nicht aus starkem Individualismus sondern umgekehrt, aus der starken Beherrschung des Individuums durch die Gemeinschaften, hervorging. Selbsttötungen wurden

durch die Sitte in so zwingender Weise gefordert, daß sie fast Mittelerscheinungen zwischen Selbsttötungen und Verurteilungen zum Tode bilden. Dahin gehört besonders der Selbstmord von Männern, die an der Schwelle des Alters angelangt sind. Über dergleichen Selbstmord haben alte Autoren von den Dänen, den Gothen, den Thrakern, den Herulern und den spanischen Kelten berichtet. Hierher gehört ferner der Selbstmord der Frauen beim Tode ihrer Männer, eine Sitte, die sich in der indischen Witwenverbrennung bis in die Neuzeit erhalten hatte, und schließlich der Selbstmord von Klienten oder Dienern beim Tode ihres Chefs. Nach Henri Martin[1]) waren die Beerdigungen der gallischen Häuptlinge blutige Hekatomben ... Den Lieblingssklaven schlossen sich die Ergebenen an, die im letzten Gefecht nicht den Tod gefunden hatten. Niemals durfte ein Ergebener seinen Chef überleben.

Im klassischen Altertum hat — wie bekannt — die freiwillige, aus ausgeprägtem Individualismus hervorgehende Selbsttötung bei manchen Philosophenschulen in hohen Ehren gestanden, namentlich bei den Stoikern. So sagt Seneka: Denke auf den Tod; wer dies sagt, heißt uns, auf die Freiheit denken. Wer sterben gelernt hat, hat verlernt, Sklave zu sein; er steht über aller Gewalt ... Er hat freien Ausgang. Nur eine Kette ist es, die uns gefesselt hält: die Liebe zum Leben. Nichts hat das ewige Gesetz besser gefügt, als daß es nur einen Eintritt ins Leben, aber viele Ausgänge gegeben hat. Ich soll auf die Grausamkeit einer Krankheit oder eines Menschen warten, da ich doch mitten zwischen den Martern hinauszugehen und das Widerwärtige durch einen Schlag zu beseitigen vermag? Dies ist das einzige, weshalb wir uns nicht über das Leben beklagen können: es hält niemanden. Es steht gut um die Sache des Menschen, weil niemand unglücklich ist, außer durch eigne Schuld. Gefällt es dir? Nun so lebe. Gefällt es dir nicht? Nun es steht dir frei, dahin zurückzukehren, woher du gekommen bist ...

Die alten Staaten selbst standen indes nach manchen Berichten der Selbsttötung nicht so ohne weiteres billigend gegenüber. In einigen bedurfte es einer staatlichen Erlaubnis

[1]) Zit. bei Durkheim, Le suicide (Paris 1894).

zur Selbsttötung, in anderen scheint sie schlechtweg verboten und mit Entehrungen nach dem Tode verbunden gewesen zu sein. Die unzweideutige Ächtung tritt in den christlichen Staaten auf, nachdem bereits im Jahre 250 das Konzil von Arles die Selbsttötung als ein vom Teufel eingegebenes Verbrechen gebrandmarkt hat. Darauf dann drakonische Maßregeln, die um so widriger erscheinen, als sie doch nur den Leichnam und die Hinterbliebenen treffen können. Der Körper wird durch die Straßen geschleift, das Vermögen konfisziert. Noch bis in die jüngste Zeit bestanden hier und dort scharfe Bestimmungen, und Spuren davon finden sich auch heute noch. In Rußland ist noch gegenwärtig das Testament von Selbstmördern ungültig; in England wurde die Vermögenskonfiskation erst 1870 abgeschafft, der Selbstmordversuch ist dort auch heute noch strafbar, und es findet ein abgesondertes Begräbnis statt. (Ein solches war bis 1871 auch noch in Preußen vorgeschrieben.) Ebenso ist die Mithilfe zum Selbstmord gegenwärtig noch nach den meisten Gesetzgebungen, auch nach der deutschen, strafbar.

Da eine Statistik der Selbstmordversuche gänzlich fehlt und wohl auch schwerlich jemals zu stande kommen wird, so kann der Hang zum Selbstmord in seiner wahren Größe nicht ermittelt werden, und die Häufigkeit der Selbstmorde wird, wenn auch vielleicht nicht bloß einen verschwindenden,[1]) so doch gewiß nur einen kleinen Bruchteil dieses Hanges zum Ausdruck bringen, denn schon die Zahl der bekannt gewordenen Versuche übersteigt die der Selbstmorde; so gab es in Wien 1893—1900 neben 3189 Selbsttötungen bekannt gewordene 3563 Versuche (Mayr). Allein darf denn die Zahl der wirklich ausgeführten Selbstmorde als genau bekannt angenommen werden? Als genau keinesfalls, denn wie Boeckh ganz richtig sagt[2]): „Die Zahl der Selbstmorde wird mitgeteilt, weil sie selbst in statistischen Kreisen gewünscht wird, dieselbe ist jedoch sehr unsicher."

Worin bestehen nun die Unsicherheiten? In der Richtung der Verminderung wirkt die Tendenz, einen plötzlichen Todesfall nicht als Selbstmord zu erklären. So verraten die Eidgeschworenen in Australien eine deutliche Neigung, einen

[1]) Westergaard, Grundzüge der Theorie der Statistik (1890), S. 195.
[2]) Berl. Stat. Jahrbuch pro 1899, S. 156.

Selbstmord womöglich als Unfall aufzufassen. Vielleicht wird daher die Abnahme in einzelnen Ländern auf diese Weise zu erklären sein; doch selbst dort, wo man mit größter Gewissenhaftigkeit verfährt, bleiben die Grenzfälle immer noch zahlreich genug. Im Königreich Sachsen wurden 1899 außer 1221 konstatierbaren Selbstmorden 25 Leichen gezählt, bei denen aller Wahrscheinlichkeit nach Selbstmord vorlag, sowie 39, bei denen unbekannt blieb, ob man es mit Unglücksfall, Selbstmord oder Verbrechen zu tun hatte.[1]) Noch zahlreicher waren die Grenzfälle in Dänemark, z. T. wohl wegen der ausgedehnten Küstenstrecke, wo häufig Leichen von den Wellen ans Ufer geschwemmt werden. 1899 wurden dort 485 Selbstmorde registriert und 659 Unglücksfälle; unter den letzteren waren aber 162 zweifelhaft.[2]) In dem nicht am Meere liegenden Berlin ist es jedoch nach Boeckh bei den Ertrunkenen gleichfalls oft sehr schwierig zu unterscheiden, ob Unfall oder Selbsttötung vorliegt. In der entgegengesetzten Richtung, wie die Neigung, einen Selbstmord als Unfall zu erklären, wirkt freilich die zunehmende Genauigkeit bei der Registratur, wie sie wohl namentlich in solchen Ländern zur Geltung kommt, wo die offizielle Statistik noch nicht völlig ausgereift ist. Zu diesen Schwierigkeiten, die der Statistik des Selbstmordes als solcher anhaften, kommt nun noch für die des einzelnen Staates, daß in ihr auch die Selbstmorde der Zugereisten erscheinen, während diese doch streng genommen dem betreffenden Heimatsstaate zugeschrieben werden müßten. [In unserer reiselustigen Zeit sind solche Fälle keineswegs selten; ja, das Land, das in bezug auf Selbstmordhäufigkeit an erster Stelle steht — Monako — verdankt diesen Ruhm wohl ausschließlich fremden Besuchern; freilich ist es in diesem Falle leicht, dafür eine Erklärung zu finden.]

Ich gebe nunmehr zunächst einige summarische Selbsttötungsziffern. [Ganz allgemein sei noch vorher bemerkt, daß die Zunahme der Selbstmorde, die sich z. B. in Deutschland und Frankreich zweifellos konstatieren läßt, doch nicht so bedeutend ist, wie man nach den folgenden Ziffern viel-

[1]) Stat. Jahrbuch f. d. Königreich Sachsen auf d. J. 1901.
[2]) Westergaard, Mortalität und Morbilität (II. Aufl. 1901), S. 647.

leicht meinen könnte, denn die Erhebungen der früheren Jahrzehnte müssen doch als recht unvollständig gelten.]

Selbstmorde in den Ländern Europas (1821—1900).

Staaten	1821/30	1831/40	1841/50	1851/60	1861/70	1871/80	1881/90	1891/1900
Preußen .	86	100	105	121	128	144	201	200
Sachsen .	—	136	197	246	280	326	351	313
Bayern . .	—	—	(63)	84	85	108	137	134
Württemb..	—	—	(107)	100	131	172	160	165
Österreich .	(30)	(42)	(45)	(54)	(67)	134	161	158
Italien . .	—	—	—	—	(28)	38	49	60
Frankreich	(54)	70	91	105	130	157	205	239
Belgien .	—	(45)	59	60	55	82	114	124
Niederlande	—	—	—	—	—	(43)	55	56
England .	—	(62)	—	(67)	66	70	77	89
Norwegen .	(81)	103	107	101	81	73	67	60
Schweden .	60	60	67	64	80	87	107	147
Finnland .	—	—	—	—	—	32	39	48
Dänemark .	—	(211)	238	279	269	256	255	234
Rußland .	—	—	—	—	—	—	30	32

[Nach Prinzing, Handbuch der medizinischen Statistik (1906) S. 402.]

Auf 1 000 000 Einwohner kamen Selbstmorde:

	1881—1890
Monako	301
Dänemark	255
Schweiz	227
Deutschland	209
Frankreich	207
Österreich	161
Belgien	114
Schweden	107
Ungarn ohne Kroatien-Slavonien .	96
England und Wales	77
Norwegen	68
Schottland	55
Niederlande	55
Kroatien-Slavonien	55
Lichtenstein	53

	1881—1890
Italien	49
Rumänien	41
Finnland	39
Serbien	38
Rußland	32
Luxemburg	28
Spanien	24
Irland	23
Bosnien und Herzogowina	6

(Nach v. Mayr: Der Selbstmord. Allg. stat. Archiv. 1896. S. 722.)

[Die Selbstmorde in Deutschland.

(1894—1904.)

	Männlich		Weiblich		Zusammen	
	absolut	auf 100000 Einwohner	absolut	auf 100000 Einwohner	absolut	auf 100000 Einwohner
1894	8882	35,3	2253	8,6	11135	21,7
1896	8533	33,0	2355	8,8	10888	20,6
1898	8544	32,0	2291	8,3	10835	19,9
1900	8987	32,6	2406	8,5	11393	20,3
1902	9765	34,4	2571	8,8	12339[1])	21,4
1904	9704	33,2	2764	9,2	12468	21,0

(Nach Vjhe. 1904/I.)]

Selbstmorde in Deutschland nach Landesteilen.

Auf 1000 Einwohner kamen Selbstmorde:

	1898—1900	[1904]
Posen	8,8	[9,9
Westfalen	10,2	11,0
Rheinland	10,8	12,7
Lippe	11,6	12,5
Bayern, rechts des Rheins	12,7	13,5
Schaumburg-Lippe	13,2	13,4
Westpreußen	13,5	14,2
Elsaß-Lothringen	13,7	14,8
Ostpreußen	13,9	15,1
Waldeck	15,5	20,7
Bayern, links des Rheins	16,6	16,4

[1]) Darunter 3 ohne Angabe des Geschlechts.

	1898—1900	[1904]
Pommern	16,7	17,2
Württemberg	16,8	17,1
Hohenzollern	18,0	10,3
Hessen-Nassau	18,4	20,1
Baden	19,7	20,3
Mecklenburg-Schwerin	20,3	22,1
Reuß ä. L.	20,8	28,7
Hannover	20,9	21,1
Hessen	23,0	24,9
Schlesien	23,9	23,1
Mecklenburg-Strelitz	24,7	34,6
Lübeck	25,1	30,5
Berlin	26,5	31,0
Schwarzburg-Sondershausen	28,3	31,1
Schwarzburg-Rudolstadt	28,7	20,8
Sachsen-Weimar	28,8	36,2
Sachsen (Provinz)	29,3	32,0
Oldenburg	29,5	35,0
Sachsen-Meiningen	29,8	27,8
Hamburg	30,1	37,8
Brandenburg	30,2	30,0
Braunschweig	30,2	30,2
Sachsen (Königreich)	30,3	31,0
Schleswig-Holstein	30,8	29,9
Anhalt	32,0	34,4
Sachsen-Altenburg	32,7	41,5
Reuß j. L.	33,3	32,8
Bremen	33,3	34,4
Sachsen-Koburg-Gotha	41,9	41,8
Zusammen	19,9	21,0]

(Vjhe. 1902/I [u. 1904/I].)

Was die geographische Verbreitung der Selbstmorde speziell in Deutschland anlangt, so finden sich am wenigsten Selbstmorde in der Provinz Posen, an die sich mit niedrigen Selbstmordziffern im Westen des Reichs Westfalen, Rheinland, die beiden Lippe und Waldeck, im Osten die Provinzen Ost- und Westpreußen, sowie Pommern anschließen. Im Süden des

Reichs erscheinen Bayern, Württemberg und Elsaß-Lothringen mit niedrigen Selbstmordzahlen. Die höchste Selbstmordziffer zeigt Sachsen-Koburg-Gotha, worauf mit hohen Zahlen Reuß j. L. und Bremen folgen.[1]) [Für 1904 ergibt sich im allgemeinen das gleiche Bild.]

Sehen wir uns die verschiedenen Selbstmordstatistiken genauer an, so fällt uns als erstes auf, daß die Beteiligung der Männer überall stärker ist als die der Frauen. Es kommen, wie man oft rechnet, auf 1000 sich tötende Frauen immer mehr als 1000 sich tötende Männer. Korrekter wäre es eigentlich zu fragen: Wieviele Selbstmörder kommen auf 1000 Männer? Wieviel Selbstmörderinnen kommen auf 1000 Frauen? Und noch korrekter wäre ein Vergleich, der auch die Altersklassen berücksichtigen würde.

Die Motive für das Überwiegen des männlichen Geschlechts hat Oettingen gut zusammengefaßt: Der Mann ist berufstätig; auf ihm ruht die Verantwortung für die Erhaltung der Familie; er muß hinaus in den Kampf des öffentlichen Lebens; ihm ist es Bedürfnis und Pflicht, sich eine Weltanschauung selbständig auszubilden, daher Selbstentzweiung näher liegend; geringerer physischer Mut der Frau.

In der folgenden Tabelle sehen Sie an einigen Ziffern, wie sich das Verhältnis zwischen männlichen und weiblichen Selbstmördern in den verschiedenen Ländern gestaltet:

Auf 1000 weibliche Selbstmörder treffen männliche:

	Nach Mayr[2])	Nach Morselli[3])
Japan	1695	—
England	2915	2861
Rußland	3195	3878
Europa überhaupt	3650	—
Österreich	3650	4586
Frankreich	3663	3695
Deutschland	3678	—
Italien	4132	4000

[1]) Vierteljahreshefte 1902 I, S. 57.

[2]) Hwb. d. St. W. Art. „Seibstmordstatistik." Doch rechnet Mayr Frauen auf Männer.

[3]) Zit. bei Oettingen, Moralstatistik, III. Aufl., S. 771.

Bemerkenswert ist hierbei der starke Frauenanteil in England; man könnte das vielleicht der weitgehenden Emanzipation zuschreiben, allein auch Rußland und besonders Japan weisen hohe Frauenzahlen auf. Was speziell Preußen betrifft, so befinden sich unter 100 Selbstmördern durchschnittlich in jedem Jahre 4mal mehr Männer als Frauen — wie Sie auch aus der nächsten Tabelle ersehen können. Im Jahre 1896 war allerdings der Anteil des weiblichen Geschlechts etwas größer, so daß nur etwa 3½mal soviel Selbstmorde auf die Männer entfielen.[1])

Unsere Aufmerksamkeit richtet sich sodann auf das Alter, in dem die Selbstmörder stehen. Mit Recht bemerkt Oettingen hierzu, es sei tragisch genug, daß sich nicht bloß eine ausnahmslose Steigerung der Intensität der Selbsttötung von der zarten Jugend bis zum reifen Mannesalter nachweisen läßt, sondern daß vielmehr das höchste Alter — zwischen 60 und 70 Jahren — in beiden Geschlechtern auch das höchste relative Kontingent liefert. Die „Rücksicht, die Elend läßt zu hohen Jahren kommen", scheint also in dieser Periode unserer Pilgrimschaft, da es ohnedies schon „zu Ende geht", am wenigsten Boden zu finden. Die über das Alter von Selbstmördern angestellten Untersuchungen in Preußen haben ergeben, daß mit zunehmenden Jahren der Hang zum Selbstmord wächst und regelmäßig nur einmal, nämlich in der Altersklasse von 25 bis 30 Jahren, die Zunahme der betreffenden Verhältniszahl bei der Gesamtbevölkerung eine Unterbrechung erfährt. Wenn sich im übrigen Abweichungen von dieser Regel hin und wieder noch in den höchsten Altersklassen zeigen, so muß dies mit auf die geringe kommen. Diese Steigerung der Selbstmordziffer mit zunehmendem Alter zeigt sich im allgemeinen auch bei jedem der beiden Geschlechter. Bei den Frauen tritt jedoch für gewöhnlich in der Altersklasse von 30 bis 40 Jahren eine geringere wöhnlich in der Altersklasse von 30 bis 40 Jahren eine geringere Selbstmordziffer zutage, als bei der von 20 bis 25 Jahren, sowie bei der aller höheren Altersstufen. Von 100000 Lebenden jeder Altersstufe endeten in Preußen durch Selbsttötung:

---

[1]) Preuß. Statistik, Heft 170 (1901), S. XX f.
[2]) Ibid.

	1896		1897		1898		1899		1900	
	m.	w.	m.	w.	m.	w.	m.	w.	m.	w.
10—15	2,9	0,9	2,6	0,9	3,2	0,9	2,9	0,8	3,4	1,1
15—20	17,9	10,2	18,2	9,0	17,3	8,9	15,2	7,9	14,2	8,9
20—25	32,6	12,8	33,6	12,3	32,8	11,3	30,8	11,9	31,9	9,8
25—30	30,2	8,8	31,4	8,0	26,4	8,5	28,4	9,6	31,0	8,2
30—40	39,6	9,7	39,4	9,0	39,9	9,6	37,0	9,0	36,4	9,8
40—50	64,3	14,5	66,7	14,8	63,7	11,9	65,5	11,1	67,0	13,0
50—60	88,5	16,9	82,2	17,0	81,0	14,4	82,6	16,8	87,7	17,6
60—70	93,1	20,5	93,7	19,4	93,0	18,9	86,7	19,2	101,2	21,4
70—80	95,8	22,8	95,5	21,7	92,8	19,2	93,6	22,3	86,1	20,5
80 u. mehr	103,9	28,4	108,9	22,9	118,8	27,5	125,0	29,5	116,3	24,2
Zusammen	32,4	9,0	32,3	8,4	31,5	7,8	30,9	8,0	32,0	8,3

(Preußische Statistik, Heft 171, S. XXI.)

Das für Preußen Gesagte bestätigen auch die Ergebnisse der dänischen Statistik:

Durchschnittlich kamen dort 1886/95 jährlich auf 10000 jeder Altersklasse Selbstmorde:

Alter, Jahre	Männer	Frauen	Alter, Jahre	Männer	Frauen
10—15	0,4	0,1	50—55	11	2,1
15—20	0,6	0,9	55—60	13	2,6
20—25	3,1	1,4	60—65	12	2,6
25—30	3,1	1,0	65—70	13	2,7
30—35	3,8	0,7	70—75	14	2,5
35—40	5,4	0,9	75—80	14	2,7
40—45	6,4	1,6	80 u. dar.	13	3,9
45—50	7,5	2,1	Alle Alterskl. zusammen	4,1	1,1

(Westergaard, a. a. O. S. 654.)

Mit zu den am besten konstatierten Kausalitäten in der Selbstmordstatistik gehört die des Familienstandes. Nachdem bereits J. Bertillon hierüber Untersuchungen angestellt hatte, gelangte Durkheim[1]) auf Grund von Beobachtungen, die auf etwa 25000 Selbstmorden fußen, zu folgenden Resultaten:

Auf eine Million jeder Gruppe kamen 1889—1891 im Durchschnitt jährlich Selbstmorde:

[1]) A. a. O.

Alter Jahre	Männer Ledige	Männer Ehemänner	Männer Witwer	Frauen Ledige	Frauen Ehefrauen	Frauen Witwen
20—25	237	97	142	106	53	66
25—30	394	122	412	151	68	178
30—40	627	226	560	126	82	205
40—50	975	340	721	171	106	168
50—60	1434	520	979	204	151	199
60—70	1768	635	1166	189	158	257
70—80	1983	704	1288	206	209	248
80 u. darüber	1571	770	1154	176	110	240

Die Verheirateten stehen also weitaus am günstigsten da; dann folgen die Witwer und zuletzt die Ledigen; und nach der dänischen Statistik für 1886—1895 ergab sich Ähnliches. Denn wenn auch die Beobachtungszahlen häufig recht klein sind und die Relativzahlen infolgedessen etwas schwanken, so lassen sich doch deutlich große Verschiedenheiten erkennen. Die Eheleute stehen außerordentlich viel besser da, als die Ledigen und Verwitweten; das Niveau der beiden letzteren Gruppen ist etwa das gleiche. Eine Abweichung hat man nur bei ganz jugendlichen Ehen beobachtet; allerdings liegen hierfür nur sehr kleine absolute Zahlen vor, trotzdem aber meint Durkheim, der dies selbst zugibt, daß die Übereinstimmung der in Frankreich, Oldenburg und Schweden gesammelten Erfahrungen doch die Annahme zulassen, daß die sehr frühzeitig geschlossenen Ehen namentlich bei den Männern die Neigung zum Selbstmord stärken. Ist die Ehe mit Kindern gesegnet, so fesselt das — von Verzweiflungsfällen abgesehen — die Eltern noch mehr ans Leben. Dies hat schon J. Bertillon[1]) festgestellt, der für Frankreich und die Jahre 1861—1868 den Einfluß der ehelichen Fruchtbarkeit auf die Selbstmordfrequenz untersucht hat. Und Durkheim hat durch seine Beobachtungen, die sich auf die Jahre 1887—1891 beziehen, diejenigen Bertillons bestätigt.

Auf eine Million jeder Gruppe kamen nämlich nach Durkheim Selbstmörder:

	Kinderlos	Mit Kindern
Ehemänner	644	336
Witwer	1258	937
Ehefrauen	221	79
Witwen	322	186

[1]) Cours élémentaire de statistique (Paris 1896), S. 551 f.

Nicht erstaunlich ist es, daß die Frequenz in der Stadt größer zu sein pflegt, als auf dem Lande. Für Dänemark lassen sich unter Berücksichtigung des Alters die folgenden Zahlen berechnen.

Es starben 1886—1895 durchschnittlich jährlich unter 10000 jeder Gruppe an Selbstmord:

Alter	Kopenhagen		Provinzialstädte		Ländl. Bezirke	
Jahre	Männer	Frauen	Männer	Frauen	Männer	Frauen
20—25	5,4	2,1	3,3	1,0	2,5	1,3
25—30	5,3	1,4	4,0	0,6	2,3	1,0
30—35	6,5	0,8	4,1	0,4	3,0	0,8
35—40	9,6	1,5	5,8	1,3	4,3	1,0
40—45	11,6	2,2	4,9	1,3	5,5	1,5
45—50	12,4	3,6	10,3	1,2	5,9	1,9
50—55	18,6	2,9	14,2	2,8	8,8	2,0
55—60	18,2	3,7	17,0	3,1	11,2	2,2
60—65	16,5	2,0	10,6	2,3	12,2	2,8
65—70	15,3	1,7	13,4	3,3	13,0	2,8

Wie man sieht, zeichnet sich bei beiden Geschlechtern Kopenhagen durch eine größere Selbstmordfrequenz aus; unter den Männern ist auch in den Provinzialstädten die Selbstmorfrequenz größer als in den Landbezirken, während die Zahlen für die Frauen schwanken.

[Für Preußen fand Prinzing[1]) in bezug auf die Selbstmordfrequenz in Stadt und Land folgende Unterschiede.

In den Jahren 1894/97 kamen auf 100000 Einwohner Selbstmorde

Altersklassen	Land		Städte überhaupt		Großstädte	
	männl.	weibl.	männl.	weibl.	männl.	weibl.
10—15 Jahre	2,6	0,6	3,4	1,0	2,6	1,6
15—20 „	14,5	7,3	23,6	12,6	28,8	15,5
20—25 „	28,6	8,6	37,2	15,1	46,3	19,9
25—30 „	26,2	6,8	38,3	11,4	42,5	13,1
30—40 „	32,1	7,5	49,2	10,8	58,5	13,7
40—50 „	53,5	11,8	82,4	17,1	91,3	18,5
50—60 „	71,7	14,2	105,2	20,6	118,6	23,0
60—70 „	85,3	18,7	120,4	22,3	140,9	25,0
70—80 „	85,6	18,8	102,8	22,7	107,3	23,3
über 80 „	96,3	28,2	104,8	21,9	151,2	18,5
Zusammen	27,7	6,8	39,7	10,6	46,1	12,8]

[1]) [Handbuch der medizinischen Statistik (Jena 1906), S. 468.]

Über die Selbstmordhäufigkeit in einigen europäischen Großstädten für die drei Perioden 1874—1878, 1879—1883, 1884—1888 macht Brattassevic vergleichende Angaben,[1]) die bei Umrechnung auf eine Million Einwohner folgende Selbstmordziffern ergeben:

	1874/78	1879/83	1884/88
Paris	361	379	396
Brüssel . . .	359	330	329
Berlin . . .	284	298	315
München . .	181	198	211
Dresden . . .	369	347	325
Breslau . . .	373	391	380
Wien	295	320	315

[Neuere Daten bringt Prinzing.[2])
Auf 1000000 Einwohner kamen nach ihm Selbstmorde in

London (1901/2)	106
Paris (1899/1901)	289
Berlin (1892/1901) . . .	275
Wien (1900/01)	332
Moskau (1894/97)	90
New-York (1898/1901) . .	200

Hierzu bemerkt er, daß in den Großstädten der Selbstmord in vielen Fällen weniger sicher festzustellen ist als in kleineren Städten und auf dem Lande; wahrscheinlich würden aber die tatsächlichen Ziffern noch etwas höher ausfallen, besonders, da es ein Teil der Selbstmörder vorzieht, nicht in der Stadt selbst, sondern in der Umgebung Hand an sich zu legen.]

Gut festgestellt und merkwürdig ist die Ähnlichkeit betreffs der Verteilung der Selbstmorde über die Jahreszeiten. Wann werden wir ihn am ehesten erwarten? Gewiß in düsterer Zeit: im Herbst. Schon Montesquieu hatte die nebligen und kalten Länder als den Selbstmord begünstigend angesehen. Oder weiter im Winter, wenn das Leben schwieriger, wegen der Notwendigkeit reichlicherer Nahrung und

[1]) Hwb. d. St.-W., II. Aufl., 6. Band, Art. „Selbstmordstatistik".
[2]) [Prinzing, a. a. O., S. 469.]

wegen des Bedarfs an Heizung kostspieliger ist. Aber man findet gerade das Umgekehrte. Überall führt das Frühjahr eine bedeutende Zunahme der Selbstmordfrequenz mit sich, und diese Häufung hält während der Sommermonate an, um im Herbst einer starken Abnahme Platz zu machen.

Hier eine Tabelle nach Westergaard:

	Italien 1889—93		Frankreich 1887—91		Preußen 1889—93		Dänemark 1890—94		Japan 1888—92	
Januar . . .	82		85		72		70		74	
Februar . .	94	274	83	268	85	254	79	254	76	244
März	98		100		97		105		94	
April	109		115		118		115		115	
Mai	124	365	122	365	126	369	145	388	129	361
Juni	132		128		125		128		117	
Juli	125		121		119		119		125	
August . . .	103	323	101	317	106	326	100	313	123	354
September.	95		95		101		94		106	
Oktober . .	85		92		96		100		83	
November .	80	238	85	250	82	251	75	245	79	241
Dezember .	73		73		73		70		79	
		1200		1200		1200		1200		1200

Was die Gründe dieser merkwürdigen Erscheinung anlangt, so haben Ferri und Morselli einen Einfluß der Hitze auf die Gehirntätigkeit angenommen. Die Nerven seien dann am reizbarsten, und ebenso seien am meisten „forces disponibles“ vorhanden. Die heiße Jahreszeit sei auch die Epoche der größten Häufigkeit der Mordtaten und des Wahnsinnigwerdens. Durkheim hat indes versucht, Temperatur und Selbstmord genau in Parallele zu stellen, jedoch dabei nichts derartiges gefunden. Seine Theorie geht vielmehr dahin, daß die Frequenz der Länge der Tage entspreche. Darin findet er sich bestärkt durch die Beobachtung, daß die meisten Selbsttötungen bei Tage stattfinden.

Regelmäßigkeiten, die von jeher Erstaunen erregt haben, ergeben sich in der Wahl der Todesarten. Für Preußen hat man festgestellt, daß von den männlichen Selbstmördern jährlich ungefähr zwei Drittel durch Erhängen aus dem Leben

scheiden, während dies bezüglich des weiblichen Geschlechts mit nahezu der Hälfte der Fall ist. Von den Frauen sucht ferner in jedem Jahre etwas über ein Drittel den Tod im Wasser, wogegen von den männlichen Selbstmördern nur etwa ein Siebentel diese Todesart wählt. In ähnlicher Gleichmäßigkeit bewegen sich die Zahlen bei dem Erschießen, Vergiften, Erstechen usw., bei dem Sichüberfahrenlassen durch die Eisenbahn und bei Stürzen aus der Höhe, wobei ersteres mehr von den männlichen, letzteres sowie das Vergiften mehr von den weiblichen Lebensmüden zur Erreichung ihres Zieles in Anwendung gebracht wird. Auf die übrigen Todesarten: Erdrosseln oder Erwürgen, sowie Anwendung sonstiger Mittel entfällt ein nur geringer Anteil, der 0,5% aller Selbstmorde nicht übersteigt.

Die häufigsten Arten der Selbsttötung in den Jahren 1896—1900.

Arten der Selbsttötung	Von je 100 Selbstmördern töteten sich in den Jahren									
	1896		1897		1898		1899		1900	
	m.	w.	m.	w.	m.	w.	m.	w.	m.	w.
Erhängen .	63,3	44,6	62,2	44,2	61,3	44,5	61,6	42,3	61,2	45,1
Ertränken .	12,7	36,2	14,0	37,8	14,0	38,2	14,2	38,2	13,7	37,4
Erschießen	16,0	2,3	15,8	2,0	16,2	2,5	15,7	3,0	15,8	2,3
Einnehmen v. Gift bezw. Einatmen giftig. Gase	2,7	8,8	2,8	8,5	3,2	7,1	3,2	7,9	2,9	7,3
Erstechen, Schnitte in d. Hals, Öffnen der Adern u. Aufschneiden d. Bauches	2,1	1,9	2,5	1,3	2,2	1,9	2,4	2,2	2,8	2,7
Überfahrenlassen durch d. Eisenbahn	1,8	1,9	1,7	1,8	2,2	1,4	1,4	1,6	2,0	1,2
Sturz aus der Höhe . .	1,1	3,8	0,7	4,1	0,8	3,8	1,2	4,3	1,4	3,7

(Preußische Statistik, vol. 171, S. XXII.

[Die Berliner Selbstmordstatistik sagt über die gewählten Todesarten folgendes aus:

Von je 100 Selbstmördern töteten sich 1893—1902 jährlich durchschnittlich

	Männer	Frauen
durch Gift	9,1	25,9
„ Gas	0,2	0,9
„ Ertränken	15,6	36,9
„ Erhängen	44,7	12,2
„ Überfahrenlassen	0,5	0,2
„ Erschießen	24,8	7,9
„ Schnitt, Hieb, Stich	2,4	1,9
„ Sturz, Schlag, Stoß und sonstige Arten.	2,7	14,1
	100,0	100,0

(Stat. Jahrb. d. Stadt Berlin XXX. Jg.)]

Interessant ist es, hier wieder einmal ganz exotische Zahlen heranzuziehen; ich will Ihnen daher im folgenden die Ergebnisse der japanischen Selbstmordstatistik vorlegen.

Selbstmord in Japan 1892—97.

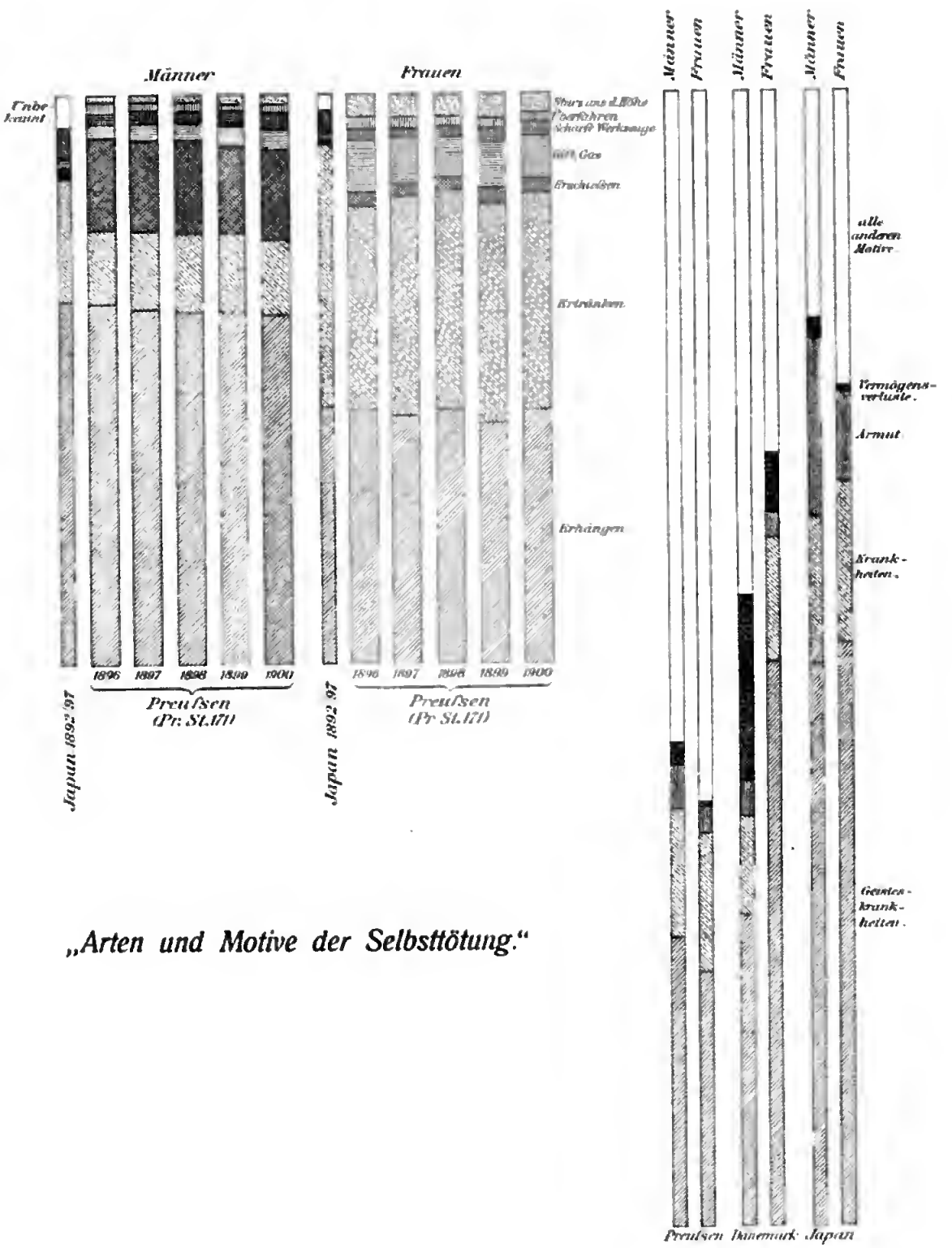
	Männer		Frauen	
	absolut	‰	absolut	‰
Strangulation	17481	642	7817	449
Submersion	5895	216	8116	467
Instruments tranchants	1440	53	707	41
Arme à feu	570	21	54	3
Poisons	369	14	189	11
Autres	1485	54	512	29
Total général	27240	1000	17395	1000

Männer und Frauen 44635.

(Nach pg. 100 des Resumé; Tokio 1900 berechnet.)

Mit dem Bauchaufschlitzen scheint es also — wenn man der Statistik trauen darf — nicht gar so schlimm zu sein; das Erhängen dagegen ist auch dort die am häufigsten gewählte Selbsttötungsart.

Die Wahl der Todesart wird wohl hauptsächlich durch die Ansicht bestimmt, die man in einem Volke und weiterhin in einer Gesellschaftsklasse von der Würde eines Todesmittels



„Arten und Motive der Selbsttötung."

hegt; wir sehen die Selbstmörder aus gebildeten Kreisen vielfach zur Schießwaffe greifen. Vermutungen über den Einfluß z. B. der Jahreszeiten auf das Ertränken, haben sich nicht bestätigt. Als Nebengrund mag unter anderem noch wirken, daß man ein Instrument wählt, das einem vertraut ist. Begreiflich ist auch, daß man sich in Städten häufiger aus dem Fenster stürzt als auf dem Lande, wo die Häuser niedrig zu sein pflegen und ebenso, daß bei der wachsenden Ausdehnung des Eisenbahnnetzes die vielen Gelegenheiten, sich überfahren zu lassen, zur Folge haben, daß diese Todesart immer häufiger gewählt wird. [Bemerkenswert ist auch der Einfluß lokaler Verhältnisse. Sicher macht sich in der auffallend großen Zahl von Selbstmorden durch Ertränken, die eine Statistik für den Kanton Zürich aufweist, die Nähe des Züricher Sees geltend.][1])

Auf die Frage, aus welchen Berufsklassen sich diejenigen rekrutieren, die ihrem Leben freiwillig ein Ende machen, geben wohl die Statistiken der großen Städte und auch die einzelner Staaten — z. B. Preußens — Auskunft, allein da die Besetzung der Berufsklassen dabei gewöhnlich unberücksichtigt bleibt, so ist mit ihr nicht allzuviel anzufangen; jedenfalls aber seien die Ergebnisse der preußischen Statistik hierüber mitgeteilt.

Soziale Stellung der Selbstmörder.

	m.	w.	zus.
1. Selbständige in Besitz, Beruf und Erwerb .	1131	102	1233
Angehörige derselben	23	208	231
2. Öffentliche Beamte	192	6	198
Angehörige derselben	9	35	44
3. Privatbeamte	195	5	200
Angehörige derselben	2	14	16
4. Gehülfen, Gesellen, Lehrlinge, Fabrikarbeiter usw.	1547	125	1672
Angehörige derselben	14	86	100
5. Tagearbeiter, Tagelöhner, Lohndiener usw.	1162	142	1304
Angehörige derselben	11	65	76
6. Dienstboten, Knechte, Mägde, Gesinde aller Art	226	236	462
Angehörige derselben	—	1	1

[1]) [Prinzing, a. a. O., S. 404.]

	m.	w.	zus.
7. Personen des steh. Heeres u. der Kriegsflotte	127	—	127
Angehörige derselben	—	1	1
8. Rentner, Pensionäre, Altsitzer, Ausgedingte.	408	93	501
Angehörige derselben	3	40	43
9. Almosenempfänger	24	16	40
10. Insassen von öffentlichen Anstalten . . .	34	17	51
darunter:			
a) für Erziehung und Unterricht . . .	1	—	1
b) „ Heilung und Krankenpflege . .	5	2	7
c) „ Armenpflege	20	5	25
d) „ Invaliden- und Altersversorgung	8	10	18
11. Alle übrigen Personen	149	211	360

(Preuß. Stat. 1901, S. 153.)

Gerade bei einer Berufsart jedoch, deren Selbstmordfrequenz zu verfolgen ein besonderes Interesse gewährt, sind wir auch über den Umfang des in Frage kommenden Personenkreises für gewöhnlich ausreichend unterrichtet: es ist das Militär. In der Regel zeigt sich bei ihm eine recht erhebliche Selbstmordfrequenz, übrigens mit auffallenden Verschiedenheiten von Land zu Land. An erster Stelle steht Österreich-Ungarn mit einer jährlichen Selbstmordfrequenz von 127 auf 100000 des Präsenzstandes (1883—1893). Außerdem finden wir dort zahlreiche Selbstmordversuche (38 auf 100000) und Selbstverstümmelungen (26 auf 100000). Besser liegen die Verhältnisse im deutschen Heere: 1892—1894 zählte man auf 100000 jährlich 51 Selbstmorde resp. 15 vereitelte Versuche. In der italienischen Armee finden wir für die Jahre 1894—1898 eine jährliche Selbstmordfrequenz von 33 auf 100000, bei den britischen Truppen in Indien (1886 bis 1898) eine solche von 32 — unter den Truppen der Eingeborenen aber nur 17 — auf 100000. All diese Zahlen sind im Vergleich mit der Zivilbevölkerung sehr groß, besonders wenn man die Altersbesetzung mit ins Auge faßt. Was die Ursachen betrifft, so liegt zwar das Material meist nicht so vor, daß man vollkommen den Einfluß der Dienstzeit beurteilen könnte, allein es scheint doch so zu sein, daß die Soldaten in der ersten Zeit nach der Einberufung häufiger Selbstmord üben als später. In der deutschen Armee starben

an Selbstmord 1892—1894 im ersten Halbjahr mehr als doppelt soviel wie im zweiten Halbjahr.[1])

Ein genaueres Bild über die Soldatenselbstmorde in Deutschland im Jahre 1900 gibt die nächste Übersicht:

Jahr 1900.	überhaupt	Unteroffiziere speziell
a) Lebensüberdruß im Allgemeinen	2	—
b) Körperliche Leiden	5	2
c) Geisteskrankheiten	24	10
d) Leidenschaften	4	1
e) Laster	1	—
f) Trauer	3	—
g) Kummer	8	2
h) Reue, Scham, Gewissensbisse und zwar Furcht vor Strafe	69	20
i) Ärger und Streit	28	6
1. Mißmut über Kommandierung zu einer Übung	(1)	—
2. Ablösung als Bursche	(2)	—
3. Dienstliche Unannehmlichkeiten	(2)	(1)
4. Unlust zum Dienste	(16)	—
5. Verletzte Ehre	(7)	(5)
k) Unbekannte Beweggründe	24	5
	168	46

(Preuß. Stat., Heft 171, S. 173 f.)

Darunter kamen folgende Todesarten vor:

Erhängen	56	mal
Erdrosseln	1	„
Ertränken	24	„
Erschießen	80	„
Überfahren	7	„
	168	

Von diesen 168 Selbsttötungen erfolgten auf preußischem Gebiet 109; auf die Marine entfällt von 168 nur 1.

Indem wir hiermit schon bei einem ganz speziellen Anlaß auf die Ursache des Selbstmordes zu sprechen gekommen sind, legen wir uns unwillkürlich die bei dem Kapitel: Selbstmord moralstatistisch wichtigste Frage — die nach den Motiven im

[1]) Nach Westergaard, a. a. O., S. 657.

allgemeinen — vor.[1]) Da muß von vornherein gesagt werden, daß es überaus schwierig ist, die Veranlassung jedes einzelnen Selbstmordes genau zu ermitteln, und so bleiben denn, z. B. auch in Preußen, in jedem Jahre eine Anzahl von Selbsttötungen übrig, deren Triebfeder sich nicht ergründen läßt; 1900 war dies bei 1341, d. h. bei 20,1% der Gesamtzahl der Fall [in Berlin 1904 bei 190 von 620, also bei 30,7%]. Nach dieser Vorbemerkung einige Tabellen:

(Siehe die Tabelle auf den Seiten 596 u. 597.)

Zunächst eine vergleichende Zusammenstellung für Preußen (1896/1900):

Beweggründe	Von je 100 Selbstmördern legten wegen nebenverzeichneter Ursachen Hand an sich									
	1896		1897		1898		1899		1900	
	m.	w.	m.	w.	m.	w.	m.	w.	m.	w.
Lebensüberdruß .	8,9	7,4	7,9	6,5	8,2	5,7	8,0	4,6	7,9	4,5
Körperl. Leiden .	8,9	10,7	10,3	11;9	9,9	11,7	10,8	12,0	11,3	12,2
Geisteskrankheit. .	24,4	40,2	25,4	42,1	24,6	38,3	25,8	44,8	25,4	42,5
Leidenschaften .	2,7	6,4	2,4	5,3	2,4	6,6	2,2	5,9	2,6	5,5
Laster	8,8	2,1	9,0	2,0	9,5	1,5	9,5	1,7	10,1	1,4
Trauer	0,5	0,5	0,4	1,2	0,3	0,9	0,3	0,6	0,3	0,9
Kummer. . . .	12,2	6,0	12,5	5,9	11,6	6,3	10,9	6,2	9,8	6,5
Reue und Scham	8,4	7,1	7,7	7,0	8,0	8,4	8,5	7,8	8,2	7,8
Ärger und Streit .	2,5	2,0	2,5	2,0	2,3	2,8	2,1	2,3	2,2	2,3
And. u. unbekannte Beweggründe . .	22,7	17,6	21,9	16,1	23,2	17,8	21,9	14,1	22,2	16,4

(Preußische Statistik, Heft 171, pg. XXI.)

In Dänemark verteilen sich 1000 Selbstmorde wie folgt:

	Männer	Frauen
Körperliche Leiden	88	109
Blödsinn	7	9
Hypochondrie, Melancholie, Lebensüberdruß, Geisteskrankheit	224	403
Religiöse Skrupel	8	30
Wahnsinn, Delirium	37	56
Trunksucht	164	29
Trunkenheit	22	5
Erotische Ausschweifungen	7	3
Unglückliche Liebe, Eifersucht	34	78
Übertrag	591	722

[1]) [Vergl. hierzu die Tafel zwischen Seite 590 und 591.]

	Männer	Frauen
Übertrag	591	722
Häusliche Sorgen	32	22
Kummer in Vermögensangelegenheiten . .	163	53
Kummer und Betrübnis um andere . . .	14	23
Ärger, Zorn	14	14
Reue, Scham, Furcht vor Strafe	66	80
Andere und unbekannte Motive	120	86
zusammen	1000	1000

(Westergaard, a. a. O., S. 649.)

Nach dem Resumé statistique de l'Empire du Japon; Tokio 1900 töteten sich aus folgenden Motiven 1897 unter 1000 männlichen bezw. weiblichen Selbstmördern:

	Männer	Frauen	Zusammen
Geisteskrankheit	497	518	505
„Revers de fortune et misère" . .	158	83	128
Krankheiten	131	138	134
Liebe	37	85	56
Gewissensbisse oder Schande . .	43	28	37
Familienstreit	19	49	31
Sorge um die Zukunft	8	10	9
Vermögensverlust im Geschäftsleben und Schulden	17	4	12
Andere Motive	37	48	41
Unbekannte	53	37	47
	1000	1000	1000

(Nach pag. 106 von mir berechnet.)

Selbstverständlich ist bei allen diesen Motivangaben zu beachten, daß sie mehr den letzten, subjektiven Antrieb zum Entschluß bezeichnen als die wirklichen Ursachen, die ja in dem lang fortdauernden objektiven Druck auf die Persönlichkeit zu suchen sind (Mayr). So wird nach Westergaards Meinung vielleicht tatsächlich Trunksucht viel häufiger die tiefere Ursache bilden, als aus den Tafeln hervorgeht, ganz wie die Sterblichkeitsverhältnisse im allgemeinen weit mehr von der Trunksucht beeinflußt werden, als man nach den Zahlen über Sterbefälle an Alkoholismus und Säuferwahnsinn annehmen

Selbstmordmotive

in Preußen 1900 [und in Berlin 1904].

Motive	Preußen					Berlin				
	männlich absolut	‰	weiblich absolut	‰	Zusammen	männlich absolut	‰	weiblich absol.	‰	Zusamm.
a) Lebensüberdruß im allgemeinen	414	79	63	45	477	13	29	1	6	14
b) Körperliche Leiden	597	113	171	122	768	57	128	21	120	78
c) Geisteskrankheiten	1336	254	597	425	1933	46	103	29	166	75
1. Religiöse Schwärmerei	(5)		(1)		(6)					
2. Melancholie, Schwermut	(641)		(307)		(948)					
3. Gehirnfieber, Delirien bei Fieber, Typhus usw.	(11)		(2)		(13)					
4. Wahnsinn, Raserei	(43)		(22)		(65)					
5. Säuferwahnsinn	(159)	(28)	(4)	(3)	(163)					
6. Blödsinn, Idiotismus, Kretinismus	(59)		(26)		(85)	[1]) 1	2	—	—	1
7. Unbestimmter Art	(418)		(235)		(653)	[2]) 23	52	20	114	43
d) Leidenschaften	136	26	77	55	213	15	34	11	63	26
1. Heftige Gemütsaufregungen, Zorn	(11)		(2)		(13)					
2. Eifersucht, unglückliche Liebe	(125)		(75)		(200)					
e) Laster	529	101	19	13	548	1	2	—	—	1
1. Ausschweifung, lüderliches Leben	(24)		(1)		(25)					
2. Trunkenheit und Trunksucht	(505)		(18)		(523)	[3]) 26	58	4	23	30
f) Trauer	17	3	12	9	29					
1. Verlust von Familienmitgliedern, Verwandten und Freunden	(14)		(11)		(25)					
2. Heimweh	(3)		(1)		(4)					

g) Kummer	518	98	92	66	610					
1. Vermögensverluste, zerrüttete Vermögensverhältnisse	(147)	(20)	(8)	(6)	(155)	107	240	18	103	125
2. Nahrungsverfall, Arbeits- und Erwerbslosigkeit	(208)	(39)	(33)	(23)	(241)					
3. Nicht erfüllte Hoffnungen, Hoffnungslosigkeit	(2)		(3)		(5)					
4. Unglückl. Ehe- und Familienverhältnisse	(161)		(48)		(209)					
h) Reue, Scham, Gewissensbisse	430	82	109	78	539	15	34	3	17	18
1. Außereheliche Schwangerschaft	—		(37)		(37)					
2. Außereheliche Beschwängerung	(9)		—		(9)					
3. Furcht vor Untersuchung	(5)		(1)		(6)					
4. Furcht vor Strafe	(411)		(70)		(481)					
5. Gewissensbisse überhaupt, insbesondere über vollbrachte strafbare Handlungen	(4)		(1)		(5)					
6. Selbstmord und Totschlag	(1)		—		(1)					
i) Ärger und Streit	115	22	33	23	148	7	16	6	34	13
1. Häuslicher Ärger	(43)		(11)		(54)					
2. Ärger im Berufe	(25)		(5)		(30)					
3. Abneigung gegen den Beruf	(10)		—		(10)					
4. Verletzte Ehre	(37)		(17)		(54)					
k) Anderweitige Beweggründe	47	9	7	5	54	5	11	1	6	6
l) Unbekannte Beweggründe	1118	213	223	159	1341	129	290	61	349	190
	5257		1403		6660	445		175		620

[1]) Geistesschwäche, in der Berl. Stat. besondere Kategorie. — [2]) Nervenschwäche, in der Berl. Stat. besondere Kategorie. — [3]) Alkoholismus, in der Berl. Stat. besondere Kategorie.

sollte; die Trunksucht wird Armut oder zerrüttete Familienverhältnisse hervorbringen, die dann als Selbstmordmotive gebucht werden. Das ist indes nichts mehr als eine Meinung. Die Zahl 164 pro Mille (Dänemark) ist denn doch so gering nicht, und wenn es schon ans Vermuten geht, so könnte man doch auch umgekehrt annehmen, daß manche Selbstmörder, ehe sie zum letzten Mittel greifen, um ihren Qualen ein Ende zu machen, erst Vergessenheit im Alkoholrausche gesucht haben.

Zu beachten ist dann ferner bei Beurteilung solcher Aufstellungen, daß hier immer die relative Häufigkeit der einzelnen Motive gegeneinander bei den Geschlechtern berechnet worden ist, nicht aber die Häufigkeit von Geschlecht gegen Geschlecht. Wenn also in Dänemark z. B. unter 1000 weiblichen Selbstmorden 403 auf Geisteskrankheiten fallen und unter 1000 männlichen 224, so folgt daraus noch nicht, daß Geisteskrankheit die Frauen öfter zum Selbstmord treibt als die Männer, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die Selbstmordfrequenz bei dem weiblichen Geschlechte nur etwa ¼ von der der männlichen beträgt, demnach auf 1000 männliche Selbstmorde nur ca. 250 weibliche, und daher im ganzen nur ca. 100 Selbstmorde aus Geisteskrankheit fallen. Wenn ferner religiöse Skrupel bei den Frauen viermal so oft das Motiv zum Selbstmord bilden wie bei den Männern, so will dies also auch nur sagen, daß Männer und Frauen etwa gleich häufig durch religiöse Zweifel zum Selbstmord getrieben werden.

Ob überhaupt die amtliche Statistik sich besonders dazu eignet, über die Motive, die zum Selbstmord führen, wirklich wertvolle Aufschlüsse zu geben, erscheint immerhin zweifelhaft [z. B. gibt sie auf die sehr wichtige Frage, wie viele Selbstmorde aus Vermögensverfall resp. aus wirtschaftlicher Not erfolgen, nur unbefriedigende Antworten]. Besseres dürften auf diesem Gebiete Privatuntersuchungen leisten und dies besonders, wenn sie versuchen, jeden einzelnen Fall genauer zu analysieren. Eine derartige Untersuchung, die viel zitiert worden ist, rührt von Brierre de Boismont her, der über 4595 Individuen aus den Gerichtsakten Daten gesammelt hat.[1])

[1]) Du suicide, 2me édition 1865, zit. bei: Lombroso, Der Verbrecher (1890), Bd. II, S. 34 f.

Daraus ergibt sich das Vorwalten von:

	Fällen
Verdruß im Hause	361 = 78,5‰
Verdruß über Benachteiligung in Vermögensangelegenheiten	311 = 67,6 „
Liebe	306 = 66,5 „
Not	282 = 61,3 „
Vermögensverlust	277 = 60,2 „
Lebensüberdruß, Langeweile .	237 = 51,1 „
Gewissensbisse	134 = 29,1 „
Ausschweifung	121 = 28,5 „
Faulheit	56 = 12,1 „
Ehrgeiz	54 = 11,9 „
Spielverlust	44 = 9,5 „
Arbeitsmangel	43 = 9,3 „
Religiöse und politische Überspannung	38 = 8,2 „
Hochmut	26 = 8,2 „

Auch hier jedoch ist jede Unsicherheit noch nicht ausgeschlossen, indem gleichzeitig „Eitelkeit", „Not", „Liebe", z. B. mit unter „Lebensüberdruß" stehen, und so in vielen Fällen, wie Boismont selbst bemerkt, andere Ursachen auftreten, während nur eine genannt und damit die Wahrheit gefälscht wird. Sichere Beweisstücke hat nun Brierre aus 1328 Briefen beigebracht, von denen viele, gewissermaßen als letztes Wort und Testament, den Stempel der Aufrichtigkeit tragen, während sie die Leiden schildern, die den Selbstmörder zu seinem traurigen Schritte genötigt haben.

In nachstehender Übersicht ist der Ausdruck dieser letzten Gefühle zahlenmäßig wiedergegeben:

Männer	Frauen	
217	87	Vorwürfe, Klagen, Betrachtungen über die Veranlassung,
218	60	Abschied von Eltern, Freunden, Bekannten, von der Welt,
192	4	Deklamationen und Klagen über die Last des Lebens,
56	11	Anordnungen für das Begräbnis,

Männer	Frauen	
48	9	erklären, ihre eigenen Gründe zu haben, ohne jemanden anzuklagen,
43	12	erklären, ihre Sinne seien getrübt,
44	4	bekennen ein Vergehen, eine Leidenschaft, schlechte Handlung,
36	9	bitten um Verzeihung für den Selbstmord und um Anerkennung,
30	13	sind bekümmert um die Zukunft ihrer Kinder, Eltern usw.,
21	15	vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit,
25	6	hinterlassen unbestimmte, wohlwollende Worte,
26	5	hinterlassen unwahre Beweggründe,
28	1	drücken positive Ideen aus,
12	12	geben Anweisung, wie sie begraben werden wollen,
20	2	Jammergeschrei über das Leben,
18	4	glauben an ein künftiges Leben,
13	5	haben ihre Ehre bis zum Tode gewahrt,
5	11	jammern darüber, von einer geliebten Person getrennt zu sein,
13	2	wünschen, eine Schuld zu sühnen,
9	6	bitten um Vergebung ihrer Schuld,
9	2	bitten ihre Freunde, sie zu beklagen und ihrer zu gedenken,
10	1	bitten um Gebete der Kirche,
10	1	verlangen, sofort auf den Friedhof getragen zu werden,
9	2	schmähliche Beweggründe,
9	2	schaudern vor der Tat, die sie begehen,
—	9	jammern darüber, der Verführung erlegen zu sein,
8	1	bitten, daß man ihren Selbstmord nicht in der Zeitung veröffentliche,
7	1	schildern die Angst ihrer Seele,
5	2	glauben an Fatalismus,
6	2	sind gleichgültig darüber, was man von ihrer Tat denken wird,
7	1	bitten um Verheimlichung ihrer Tat vor ihren Kindern,
5	3	wünschen, mit einem Ring oder sonst einem Andenken beerdigt zu werden,

Männer	Frauen	
6	1	bitten, auf dem Armenfriedhofe beerdigt zu werden,
5	1	empfehlen ihre Seele Gott,
5	—	entschlossen sich nach langem Zögern,
3	1	fühlen sich als unnütze Last auf der Erde,
3	—	Besorgnis wegen bevorstehender Leiden,
3	—	Furcht vor dem Mangel an Mut,
2	1	bitten, eine Locke ihres Haares aufzubewahren,
3	—	Darstellungen der Hoffnungen, die sie schwinden sehen,
1	1	sind betrübt, ihre Dankbarkeit nicht beweisen zu können,
2	1	Furcht vor Ausstellung in der Morgue,
2	—	Betrachtungen, was aus ihrem Leichnam werden wird,
1	—	fordert die Veröffentlichung seiner Briefe in Tageblättern,
1	—	stößt Beleidigungen gegen Geistliche aus,
6	—	Ungewißheit über ihr zukünftiges Geschick,

In diesen Briefen befinden sich nach Brierre drei verschiedene Arten von Gefühlsergüssen, nämlich:

	Männer	Frauen	Zusammen
im allgemeinen richtige Gefühle.	474	152	= 626
traurige	279	95	= 374
gemischte	451	106	= 557.

XI. Vorlesung.

Die Kriminalstatistik ist wohl einer der Zweige der Moralstatistik, welche diese am meisten in den Ruf gebracht hat, eine Statistik des Unmoralischen zu sein. Wie ich schon früher sagte, schon deshalb mit Unrecht, weil die Abgrenzung des Schattens ebensogut eine Abgrenzung des Lichts ist, aber auch noch aus zahlreichen anderen Gründen. So müßte die Kriminalstatistik, richtig behandelt, nicht nur eine Statistik von Handlungen der Objekte der Gesetzgebung sein, sondern sie könnte ebensogut als eine Statistik über Handlungen des Subjekts der Gesetzgebung, also des Staates, angesehen und analysiert werden. Wir könnten in ihr aber auch Belehrung suchen über die Entwicklung der Rechtsanschauung des Staates, über die Gefühle der öffentlichen Meinung gegenüber den handelnden Individuen, über Rechtssinn oder Ungerechtigkeit oder Willkür der herrschenden Gewalten, über deren Härte, Grausamkeit oder Humanität.

Eine solche Auffassung der Kriminalstatistik würde kulturell von erheblicher Bedeutung sein. Machen wir uns dies nur an einer Betrachtung dessen deutlich, was uns an der Vergangenheit interessiert: Gewiß würde es uns interessieren, genau zu wissen, wie viele Diebstähle in England etwa um die Mitte des 16. Jahrhunderts vorgekommen sind und wie sich das im Laufe der Zeit gewandelt hat, aber wir werden die Moral jener Zeit vielleicht noch eher nach der Art und Weise beurteilen, wie die herrschenden Gewalten den Delinquenten gegenüber vorgingen. Mitunter wird sich dann die Sache sogar vollends so umwenden, daß vor unserem Gefühle die einst Angeklagten zu Märtyrern werden und die retrospektive Betrachtung sich gegen die Richter richtet. Besäßen wir eine Kriminalstatistik aus dem 17. und 18. Jahrhundert, so würden wir wohl in deren Einleitungen ab und zu lesen, daß die Hexerei im letzten Jahr leider erheblich zugenommen habe, während wir einfach für diesen Satz den unterschieben würden, daß Dumm-

heit, Rachsucht und Grausamkeit unter den Angebenden und Richtenden besonders stark hervorgetreten seien. Oder denken wir an politische Verbrechen. Wie die Nachwelt solche Vergehungen auffaßt, hängt großenteils vom Erfolg der Ideen ab, die sie veranlaßt haben.

Es ist indes natürlich, daß sich die Betrachtungsweise der Kriminalstatistik weniger nach dieser Seite bewegt hat. Die Kriminalstatistik ist, wie die meisten Zweige der Statistik, zunächst ein Werk desselben Staates, der die offizielle Moral diktiert, und es hängt von der Freiheit ab, die er seinen Organen gewährt, ob die Untersuchungen dieser letzteren mehr oder minder aus ihrer Einseitigkeit heraustreten dürfen.

Die Kriminalstatistik ist ein Produkt des 19. Jahrhunderts. Frankreich trat mit ihr im Jahre 1825 hervor und zwar gleich auf eine relativ sehr vollkommene Weise. Ihre Form und Methode sind in jenem Lande bis heute nicht erheblich verändert worden. In Österreich kam die Kriminalstatistik im Jahre 1850 auf, in England 1857, im Königreich Italien 1880, in Deutschland für das Reich als solches 1882.

Die Kriminalstatistik ist also in der Hauptsache die Statistik von den Vergehen gegen die Strafgesetze und von den sich Vergehenden. Welcher Vergehen? Der vorgekommenen, müßte man zunächst denken. Wenn wirklich das korrekt ermittelt werden soll, was Quetelet den „penchant au crime“ nannte, so kann das nur auf Grundlage der Vergehen geschehen, die tatsächlich begangen worden sind. Allein wir brauchen den Gedanken ja nur auszusprechen, um gleich zu sehen, daß seine Durchführung unmöglich ist. Ein außerordentlich großer Teil der Vergehungen kommt überhaupt nicht zur Kenntnis der Behörde. Die Häufigkeit der Anzeigen hängt in einem hohen Maße von der Natur der Vergehungen ab und weiterhin bei den gleichen Vergehungen von den Gefühlen und Gewohnheiten der Völker oder einzelner Stände. In manchen Ländern — z. B. dort, wo Blutrache herrscht — ist es nicht ehrenhaft, zur polizeilichen Hilfe statt zur Selbsthilfe zu greifen, und auch in sehr verfeinerten Zivilisationen fordert ja bekanntlich der gesellschaftliche Ehrbegriff dem Beleidiger gegenüber, daß man an eine Art Gottesurteil und nicht an den Staat appelliere. Oder auch, man weiß, daß

die Staatsgewalt schwach oder unfähig ist, und unterläßt deshalb die Anzeige. In solchen Ländern kommt dann oft noch hinzu, daß man die Rache des Verbrechers und seiner Anhänger fürchtet und durch Verständigung mit ihm und seinen Freunden besser zum Ziele gelangt. Hierfür ist im gewissen Sinne Italien ein Beispiel. Nach mir in Sizilien gemachten Versicherungen suchen die von der Mafia geschädigten oft zunächst durch Verständigung mit den Mafioten zu einem Vergleich zu kommen. Noch öfters ist das der Fall bei den berüchtigten Ricatti. Ich selbst habe mich von der Zwecklosigkeit, die Hilfe der Polizei bei irgendwie nicht ganz klaren Dingen in Anspruch zu nehmen, wiederholt überzeugt: Uhrendiebstahl — Nächtliche Verhörung und Fragen nach Namen und Vatersnamen — Erbrechen eines Koffers — Beständig neue Verhöre, ohne daß Akten erwachsen — Furcht des Kutschers — Die Behörden machen Schwierigkeiten — Ein Neapolitaner sagt, daß ein Eingeborener einen solchen Fall überhaupt nicht angezeigt hätte — Intervention des Konsuls, ohne den man den Spieß gern herumgedreht hätte — Fahrt: Orvieto—Florenz—Siena — statt Orvieto—Siena—Florenz . . . . . Nach alle dem wird man sich überzeugt halten dürfen, daß die Zahl der Anzeigen in Italien eine relativ sehr, sehr viel geringere als bei uns ist.

Andererseits hält Milde häufig von Anzeigen ab. Die meisten Hausdiebstähle werden nicht angezeigt werden; milde Herrschaften entlassen unehrliches Gesinde, ohne es zu verfolgen. Das hiesige Geschäftshaus Rothschild ist bekanntlich erst ganz spät dazu übergegangen, ungetreue Angestellte anzuklagen. In einem Bericht an den „Towncouncil" von Manchester hat der „Chief constable" behauptet, daß im Jahre 1891 Geschäftshäuser von Personen aus den sogen. besseren Ständen um mehr als 90000 Pfund beraubt, daß aber in den wenigsten Fällen Anzeigen erstattet worden seien. Auch die Gleichgültigkeit einer Bevölkerung Vergehungen gegenüber, kann die Ursache von Nichtanzeigen sein. So ist es ja die ganz spezielle Aufgabe der Tierschutzvereine, angesichts der häufigen Stumpfheit des Publikums ergänzend einzuschreiten. Die Gesellschaft zur Verhütung von Grausamkeit gegen Kinder erledigte nach einer Mitteilung Chamberlains

in Birmingham, während eines Zeitraumes von 10 Jahren, 8810 Fälle von krimineller Grausamkeit gegen Kinder, von denen aber nur 1497 zur Kenntnis der Polizei gelangt waren.

Existiert das nicht angezeigte Vergehen in der Regel nicht für die Statistik, so fast ebensowenig das angezeigte, aber gar nicht aufgeklärte, z. B. die Anzeigen, denen wegen Unbekanntschaft des Täters überhaupt keine Anklage folgt.

Bleiben also der Kriminalstatistik für gewöhnlich nur die zu richterlichem Urteil gelangenden Fälle zur weiteren Bearbeitung und hiervon meistens nur die Verurteilungen nach Ausscheidung der Freisprechungen und der Fälle, in denen eine Einstellung des Verfahrens erfolgte. Es ist klar, daß auch hierdurch wieder die gleiche Kriminalität zweier verschiedener Distrikte sich je nach der Praxis der Gerichte und der öffentlichen Stimmung in verschiedenen Zahlen ausdrücken kann. Es ist bekannt, wie viel häufiger z. B. Freisprechungen in ehelichen oder Liebestragödien bei den romanischen Völkern erfolgen als bei den germanischen. Oft hat es auch einen interessanten Gegenstand der Untersuchung gebildet, die größere Relativzahl der Freisprechungen von Frauen gegenüber den Freisprechungen von Männern, ebenfalls namentlich bei den romanischen Völkern, festzustellen, worin sich wiederum die galante Gesinnung dieser Völker ausspricht. Nicht immer ist übrigens — nebenbei bemerkt — die Quote der Freisprechung lediglich eine Folge der Milde der Richter. Auch in Rußland ist die Quote der Freisprechungen eine sehr große, doch dürfte dies im wesentlichen darauf beruhen, daß die Fälle mangelhafter vorbereitet zur Aburteilung gelangen. Im Anschluß hieran werden einige Zahlen über das Verhältnis von Freisprechungen und Verurteilungen von Interesse sein:

In Deutschland betrug die Zahl der Angeklagten, bezüglich deren im Jahre 1900 [1904] Entscheidungen rechtskräftig geworden sind,

lautend auf							
	Verurteilung			Freisprechung			
überhaupt	überhaupt	darunter Jugendliche (12 bis unter 18 Jahre alt)	überhaupt	darunter Jugendliche (12 bis unter 18 Jahre alt)	auf Grund § 56 St.G.B. freigespr.	Einstellung des Verfahrens
593 136	469 819	48 657	114 511	9 872	1970	8 806
660 857	516 976	50 028	133 298	11 454	2156	10 583

Also 19,3 [20,2 %] Freisprechungen!

(Stat. d. D. R., N. F., Bd. 139 [u. 169].)

In Österreich wurden von je hundert vor den Gerichtshöfen Angeklagten freigesprochen in

	Im sechsjähr. Durchschnitt
Vorarlberg	7,1
Salzburg	8,4
Ober-Österreich	9,2
Nieder-Österreich	10,7
Schlesien	10,8
Mähren	11,7
Krain	12,6
Kärnten	13,1
Tirol	12,8
Böhmen	13,1
Steiermark	13,4
Westgalizien	14,5
Bukowina	15,2
Küstenland	17,4
Ostgalizien	22,5
Dalmatien	31,7
Im ganzen	15,2

(Österr. Stat. 1903, Heft 3, S. X.)

Wie das offizielle Werk sagt,[1]) bildet die auffallendste Erscheinung in dieser Tabelle die weit über das Durchschnittsausmaß hinausgehende Ziffer der freigesprochenen Personen in Ostgalizien und in Dalmatien. Die statistischen Ausweise der Staatsanwaltschaften und auch die Geschäftsausweise der Gerichtshöfe bieten keine Anhaltspunkte, um ihre Ursachen klarzustellen; nur soviel ist gewiß, daß sie in dauernd wirkenden Verhältnissen (willkürliche Freisprechungen seitens der Geschworenen, mangelhafte Durchführung der Erhebungen) begründet sein muß, weil der Prozentsatz der Freigesprochenen in den vorgenannten Ländern schon seit einer langen Reihe von Jahren bedeutend höher als in allen übrigen Reichsteilen ist. Faßt man nun die Ergebnisse des zehnjährigen Zeitraums von 1888 bis 1897 zusammen, um ein von zufälligen Einflüssen freieres Durchschnittsverhältnis zu gewinnen, so stellt sich heraus, daß sich von den 433198 Angeklagten, die sich vor einem Er-

[1]) A. a. O.

kenntnisgerichte (bezw. vor einem Ausnahmegerichte) zu verantworten hatten, 60632 oder 14,0% freigesprochen wurden, während von den 31584 Angeklagten, die infolge der Qualifikation ihrer Straftat oder wegen des Zusammenhangs dieser mit anderen Strafsachen vor das Geschworenengericht gestellt worden waren, 8549 oder 27,1% freigesprochen wurden. Bei manchen Geschworenengerichten wurde aber auch dieser durchschnittliche Prozentsatz noch überschritten, wie die nachfolgende Übersicht ersehen läßt:

Geschwornengericht zu	Freigesprochen in Proz. der Zahl der Angeklagten
Wadowice	27,8
Rzeszow	30,4
Krakau	30,6
Lemberg	32,6
Zara	36,5
Czernowitz	37,0
Zloczow	37,4
Brzezany	41,3
Przemysl	42,2
Suczawa	43,0
Tarnopol	44,0
Stanislau	44,6
Sambor	47,7
Spalato	48,3
Ragusa	74,3

In der Regel sind es also die abgeurteilten Handlungen — und zwar die Handlungen, die mit der Verurteilung geendet haben — die in der Kriminalstatistik zur Verarbeitung kommen. Diese Verarbeitung kann in zwei Richtungen erfolgen. Sie kann die Handlungen als solche berücksichtigen: ein von Dreien begangener Einbruch ist dann eine Handlung, und zehn von einem Angeklagten begangene Betrugshandlungen sind — wenn das Gericht sie nicht als ein (fortgesetztes) Delikt behandelt — zehn Handlungen. Sie kann aber auch die Personen als die Einheiten betrachten, und dann hat sie es bei jenem Einbruchsfall mit drei Personen und in den zehn Betrugsfällen mit einer Person zu tun, vorausgesetzt allerdings, daß die zehn Betrugsfälle in einem Strafverfahren zur Erledigung

kommen. In der deutschen Statistik gehen die beiden Zählungsarten nebeneinander her. Wir erfahren aus ihr, daß in den Jahren 1882—1900 durchschnittlich je 100 Personen 124 Handlungen gegenüberstanden. Das Vorwiegen der Handlungen ist darauf zurückzuführen, daß die Fälle, in denen die gleiche Person wegen mehrerer strafbarer Handlungen verurteilt wird, häufiger sind oder doch nach der Zahl der den Verurteilten zur Last gelegten Handlungen sich stärker geltend machen als die Fälle, in denen mehrere Personen an derselben strafbaren Handlung beteiligt sind. Die Betrachtung, der die Personen als Einheiten zugrunde liegen, gilt allgemein und mit Recht als die geeignetere Basis für Detailuntersuchungen.

Sie erinnern sich, daß wir in der Regel alle unsere Darstellungen mit summarischen Verhältniszahlen begonnen haben, z. B. allgemeine Selbstmordziffern, Unehelichkeitsquote usf., worauf wir dann im Detail analysierten, wie solche entstehen. Auch die Kriminalstatistik kann solche allgemeinen Quotienten vorausschicken: sie kann z. B. sagen, daß in irgend einem Jahre ein Verurteilter auf n Einwohner, oder besser, ein Verurteilter auf n Strafmündige entfiel; z. B. im Deutschen Reich 1893—1897 pro Jahr 1226 auf 100000 Strafmündige. Nach allem Vorangegangenen wissen Sie jedoch, daß dies nur ein einleitendes Wort ist, daß nach der Regel die eintretenden Fälle immer nur mit den zu erwartenden zu vergleichen sind, die Ziffer also höher ausfallen muß, wo die verbrechensfähige Altersklassen — wie in den Städten — stärker vertreten sind. Allein die allgemeine Kriminalziffer ist noch von weit provisorischerer Bedeutung als andere Quotienten. Bei den anderen Quotienten waren nur die Nenner ungleich; hier sind die Nenner und Zähler ungleich, wegen der Verschiedenheit der Straftaten. Die Aufgaben der Kriminalstatistik sind also viel verästeltere als die irgend eines anderen Zweiges der Moralstatistik. Und sobald wir irgendwie Vergleiche von Ort zu Ort anstellen wollen, oder von Zeit zu Zeit, werden wir uns sofort veranlaßt sehen, von allgemeinen Kriminalitätsziffern auf spezielle überzugehen.

Solche spezielle Kriminalitätsziffern zu liefern, verabsäumt nun auch selbstverständlich die Statistik keines Landes, und diese Ziffern schließen sich an die Abteilungen und Paragraphen

Digitized by Google

der Strafgesetzbücher an. So gliedert sich z. B. unsere deutsche Statistik folgendermaßen:

In der I. Gruppe, Verbrechen und Vergehen gegen Staat, öffentliche Ordnung und Religion, haben wir Verurteilte auf 100000 Personen der strafmündigen Bevölkerung:

1883—1887	176	
1888—1892	182	+ 10,4%
1893—1897	214	+ 24,3%
1900	197	

In der II. Gruppe, Verbrechen und Vergehen gegen die Person:

1883—1887	390	
1888—1892	420	+ 14,6%
1893—1897	508	+ 27,7%
1900	517	

In der III. Gruppe, Verbrechen und Vergehen gegen das Vermögen:

1883—1887	487	
1888—1892	495	+ 8,1%
1893—1897	500	+ 6,6%
1900	478	

In der IV. Gruppe, Verbrechen und Vergehen im Amte:

1882	5,1
1900	3,3

Und diese Gruppen zerlegen sich wieder nach sogen. Gattungen, die sich ungefähr den Abschnitten des Strafgesetzbuchs anschließen[1]):

Auf 100000 Personen der strafmündigen Bevölkerung kamen 1900 Verurteilte wegen:

1. Hochverrat und Landesverrat, feindliche Handlungen gegen befreundete Staaten, Verbrechen und Vergehen in Beziehung auf die Ausübung staatsbürgerlicher Rechte usw. 0,02
2. Tätlichkeiten und Beleidigungen gegen Kaiser, Landesherrn usw.; Tätlichkeiten und Beleidigungen gegen Bundesfürsten 0,78
3. Widerstand gegen die Staatsgewalt 46,00

[1]) St. d. D. R., N. F., Bd. 139/II.

4. Verbrechen und Vergehen wider die öffentliche Ordnung 144,00
5. Münzverbrechen und Münzvergehen 0,47
6. Verletzung der Eidespflicht 3,10
7. Falsche Anschuldigung 1,30
8. Vergehen, welche sich auf die Religion beziehen 0,86
9. Verbrechen und Vergehen in bezug auf den Personenstand 0,29
10. Verbrechen und Vergehen wider die Sittlichkeit 29,00
11. Beleidigung 134,00
12. Zweikampf 0,22
13. Verbrechen und Vergehen wider das Leben . . 4,00
14. Körperverletzung 317,00
15. Verbrechen und Vergehen wider die persönliche Freiheit 32,00
16. Diebstahl und Unterschlagung 292,00
17. Raub und Erpressung 2,60
18. Begünstigung und Hehlerei 21,00
19. Betrug und Untreue 66,00
20. Urkundenfälschung 13,00
21. Bankrott 2,30
22. Strafbarer Eigennutz und Verletzung fremder Geheimnisse 22,00
23. Sachbeschädigung 46,00
24. Gemeingefährliche Verbrechen und Vergehen . 13,00
25. Verbrechen und Vergehen im Amte 3,30

Weiter wird dann bis zu sogen. Arten und dann noch nach Hauptnummern und Schaltnummern im Anschluß an das Strafgesetzbuch und andere Reichsgesetze unterschieden. Hierbei liefern mitunter mehrere Paragraphen des Gesetzbuches bzw. der Gesetze eine Nummer, z. B. sind die §§ 148, 150 und 151 — Münzvergehen — unter Nummer 21 zu finden. Auch das Umgekehrte, daß nämlich ein Paragraph in mehrere Nummern zerlegt wird, kommt einige Male vor. § 320 z. B. — Fahrlässige Körperverletzung — steht unter Nr. 63, und Absatz 2: Fahrlässige Körperverletzung unter Verletzung einer Amts-, Berufs- oder Gewerbepflicht unter Nr. 63a.

Wir sehen demnach eine sehr subtile Detaillierung — und doch: von moralstatistischem Gesichtspunkt läßt sie noch so

manches zu wünschen übrig. Zunächst wird von dieser Klassifizierung nach Nummern nicht in allen drei Haupttabellen, welche die deutsche Kriminalstatistik gibt, Gebrauch gemacht, sondern nur in Tabelle I, die miteinander kombiniert: Straftat nach Nummern, Sitz des Gerichts, Art der Erkenntnis (Freisprechung, Höhe der Strafen, Vorbestrafungen), nicht aber in den Tabellen II und III, die in der Hauptsache Ort der Tat mit Angaben über die Persönlichkeit der Verurteilten kombinieren. In diesen sind die Straftaten nur nach Arten angegeben. Wieso das statistisch bedenklich ist, mag Ihnen ein Beispiel zeigen:

Nummer 64 bedeutet in Tabelle I, wo nach Nummern unterschieden wird, Menschenraub usw. Die §§ 234 und 235 kommen hierfür in Betracht.

§ 234. Wer sich eines Menschen durch List, Drohung oder Gewalt bemächtigt, um ihn in hilfloser Lage auszusetzen oder ihn in Sklaverei, Leibeigenschaft oder in auswärtige Kriegs- oder Schiffsdienste zu bringen, wird wegen Menschenraubes mit Zuchthaus bestraft.

§ 235. Wer eine minderjährige Person durch List, Drohung oder Gewalt ihren Eltern, ihrem Vormunde oder ihrem Pfleger entzieht, wird mit Gefängnis und, wenn die Handlung in der Absicht geschieht, die Person zum Betteln oder zu gewinnsüchtigen oder unsittlichen Zwecken oder Beschäftigungen zu gebrauchen, mit Zuchthaus bis zu 10 Jahren bestraft.

Nummer 65 bedeutet Entführung; in Betracht kommen die §§ 236, 237 und 238.

§ 236. Wer eine Frauensperson wider ihren Willen durch List, Drohung oder Gewalt entführt, um sie zur Unzucht zu bringen, wird mit Zuchthaus bis zu 10 Jahren, und wenn die Entführung begangen wurde, um die Entführte zur Ehe zu bringen, mit Gefängnis bestraft.

Die Verfolgung tritt nur auf Antrag ein.

§ 237. Wer eine minderjährige Frauensperson mit ihrem Willen, jedoch ohne Einwilligung ihrer Eltern oder ihres Vormundes entführt, um sie zur Unzucht oder zur Ehe zu bringen, wird mit Gefängnis bestraft.

Die Verfolgung tritt nur auf Antrag ein.

§ 238. Hat der Entführer die Entführte geheiratet, so findet

die Verfolgung nur statt, nachdem die Ehe für ungültig erklärt worden ist.

Die Menschenräuber — 1900 wurden auf Grund der §§ 234 und 235 14 Personen verurteilt — werden nun von den Verführern — 1900 erfolgten wegen Entführung 17 Verurteilungen — sehr verschieden sein. In den Tabellen II und III werden sie aber zusammengeworfen, und wenn wir von diesen 31 jetzt auch Alter und Geschlecht erfahren, so erfahren wir doch nicht, wieviele das schwerere Verbrechen begangen haben. Das ist aber noch nicht das Wesentliche, da die Zahl der Nummern schließlich doch nicht so viel geringer ist als die der Arten. Das Wesentliche ist, daß die Einteilung sich oft nur wenig mit der Einteilung deckt, die für den Psychologen von Wert wäre. Das Strafgesetzbuch gestaltet nämlich seine Deliktbegriffe nach den durch die Tat verletzten oder gefährdeten Interessen und faßt nach diesem Gesichtspunkt die Verbrechen in Gruppen zusammen. Eine Kriminalstatistik dagegen, aus der die Ursachen des Verbrechens zu erkennen sein sollen, bedürfte eigentlich einer anderen Gruppierung,[1]) und die internationalen Kongresse haben auch in der Tat schon von Beginn an der Frage, ob und wie eine entsprechende Klassifizierung zu ermöglichen sei, ein lebhaftes Interesse zugewendet.

Die gleichen Verbrechen können die Folge ganz verschiedener sozialer Ursachen und ganz verschiedener individueller Motive sein. Die Gesetze und die Statistiken nennen Mord sowohl den Raubmord wie die Tötung aus Rache wegen erfahrener Unbill. Sie bezeichnen als Diebstahl Handlungen, die bald aus Habgier oder Arbeitsscheu, bald aus Not und Elend hervorgehen können. Derartig wichtige Unterschiede sollte die Statistik markieren. 94 Mordtaten, 160 Totschläge, 86525 Diebstähle, 30610 Unterschlagungen (d. h. wegen solcher verurteilte Personen) sind 1900 im Deutschen Reich vorgekommen; wir möchten gern bezügliche Unterscheidungen machen können. Allein die Erfahrung hat gezeigt, daß wenigstens zur Zeit noch die exakte Durchführung solcher Desiderata nicht zu erhoffen ist. Es dürfte den Gerichtsbeamten an Zeit und Lust fehlen, die erforderliche aufmerksame

[1]) [Aschaffenburg, Das Verbrechen und seine Bekämpfung (II. Aufl., 1906), S. 9.]

Aktendurchsicht vorzunehmen, und auch die statistischen Ämter sind zu so weitgehenden Arbeiten nicht ausgerüstet. Immerhin kann man sich durch möglichst detaillierte Klassifizierung der Sache nähern und dabei doch Willkür von seiten der Unterbeamten vermeiden, wenn man sich nur an die Distinktionen hält, die im Urteil selbst ihren Ausdruck gefunden haben. So sehen wir z. B. gerade in dem die Entführung betreffenden § 236 eine wesentliche Distinktion, je nachdem Ehe oder Umgang beabsichtigt war — im ersteren Fall ist Gefängnis, im letzteren Zuchthaus angedroht — und ebenso überall dort, wo die Zubilligung mildernder Umstände vorgesehen ist. Ab und zu begegnen wir übrigens jetzt schon für besonders schwere Vergehen Motivzerlegungen, so in Japan (1897).

Motifs des meurtres et assasinats. Motifs présumés des crimes.	Hommes	Femmes	Hommes ‰	Femmes ‰
Ambition	14	18	31	68
Adultère	20	3	44	11
Discussions domestiques, discussions d'intérêt entre famille	146	203	319	766
Amour contrarié, jalousie, débauche. . . .	87	8	190	30
Haine, vengeance . . .	147	6	322	23
Motifs divers	33	16	72	60
Motifs inconnus. . . .	10	11	22	42
Total	457	265	1000	1000
	722			

(Berechnet nach: Resumé stat. de l'Empire du Japon. Tokio 1900. pg. 122.)

Auch die österreichische Statistik gestattet dem Leser für die vorgefallenen Mordtaten eine solche Zerlegung, allerdings auf Umwegen. Es waren 1897 wegen Mordes angeklagt 216, davon freigesprochen 57 und zum Tode verurteilt 66 (von denen 61 begnadigt wurden). Wegen Totschlags waren angeklagt 285, freigesprochen 60, hierunter einer, der wegen räuberischen Totschlags zum Tode verurteilt und dann begnadigt worden war. Also 67 Todesurteile wurden gesprochen, und diese Fälle sind beschrieben,[1]) wie dies auch in der alten französischen Statistik

[1]) A. a. O., S. XXVIII.

üblich war. Auf dieser Liste finden wir z. B. Mitteilungen folgender Art:

Mord (durch Erdrosseln) an dem tags vorher von seiner Konkubine geborenen Kinde aus Not;

Raubmord an seiner 60jährigen Mutter, weil sich diese infolge schlechter Behandlung weigerte, den gemeinschaftlichen Haushalt fortzusetzen;

Raubmord (durch Erwürgen) an der Schnittwarenhändlerin E. E.;

Mord (durch Zertrümmerung der Schädeldecke mit einem Steine) unter Mithilfe seines Weibes an dem Gendarmen W. B., welcher sie verhaften wollte;

Mord auf offener Straße an seiner Gattin, weil sie sich weigerte, den gemeinschaftlichen Haushalt fortzusetzen.

Usw.

Ich habe nun die 36 ersten Fälle versuchsweise selbst zu klassifizieren gesucht und dabei gefunden:

10 Raubmorde, 1 sonst aus Habgier, 7 Liebesaffären, 7 mal Mord unehelicher Kinder durch die Mütter, 1 mal durch den Vater, 2 mal Familienzwist, 1 mal Lustmord, 3 Verbrechen aus Zorn, 2 aus Furcht vor Anzeige und Verhaftung, 2 aus unbekannten Motiven.

Wir erwähnten eingangs dieser Vorlesungen, daß die Moralstatistik als besonderer Wissenszweig auf eine sozusagen sensationelle Weise mit den Werken und Arbeiten Quetelets in die Arena trat, und zu den sensationellsten Teilen jener Arbeiten gehören die Betrachtungen, die der genannte Autor über seinen sogen. penchant au crime und dessen Verhalten unter dem Einflusse der verschiedenen denkbaren Faktoren anstellte. Namentlich machte die geradezu dramatische Schilderung Eindruck, die er über den Wandel dieses penchant während des menschlichen Lebensganges gab. Der Hang zum Diebstahl, so sagt er ungefähr, macht sich besonders früh geltend, und er beherrscht gewissermaßen unsere ganze Existenz; man könnte versucht sein, zu glauben, daß er sozusagen der menschlichen Schwäche inhärent ist. . . . Zuerst macht er sich geltend unter der Gunst des Vertrauens, das im Schoße der Familien herrscht, dann tritt er heraus bis auf die Landstraße, wo

er zuletzt zur Gewalt greift, im Bewußtsein einer erlangten, vielleicht schon durch Mordtaten erprobten Kraft.

Indes ist dieser Hang zum Diebstahl noch weniger frühzeitig als der, welcher mit dem Feuer der Leidenschaften entsteht und der den Menschen zu Verbrechen gegen die Schamhaftigkeit verleitet ... Zu diesen ersten Exzessen der Leidenschaften, der Habgier und der Gewalttätigkeit gesellt sich bald das überlegte Verbrechen; der kaltblütiger gewordene Mensch zieht es vor, sein Opfer durch Meuchelmord oder Vergiftung aus dem Wege zu räumen. Seine letzten Schritte in der Laufbahn des Verbrechens sind bezeichnet durch die Hinterlist, die an die Stelle der Gewalt tritt; es ist gegen sein Lebensende hin, daß der perverse Mensch das häßlichste Schauspiel darbietet. Seine unerschöpfliche Habgier greift zu Fälschungen. Wenn er von den geringen Kräften, die ihm die Natur noch gelassen hat, Gebrauch macht, so geschieht das, um seinen Feind im Dunkeln zu treffen, und wenn seine Leidenschaften mit dem Alter nicht erloschen sind, so wird er ihnen durch Hinterlist zu fröhnen suchen. So sind seine ersten und letzten Schritte in der Laufbahn des Verbrechens einigermaßen ähnlich, nur daß das, was beim Jüngling bis zu einem gewissen Grade verzeilich war, beim Greis als eine Äußerung der äußersten Immoralität angesehen werden muß. In diesen Äußerungen liegt manches, was zu Mißverständnissen verleiten kann; sie klingen mitunter so, als ob gewissermaßen jeder einzelne Mensch unter dem Einfluß eines solchen Dämons stünde, dem Dämon: penchant au crime, während doch die Kriminalitätsziffern durch Gerechte, Ungerechte und Gemischte gebildet sind. Indes darf man Queteletsche Worte niemals zu streng auf die Wagschale legen. Man kann wohlwollender Weise die meisten schiefen Behauptungen durch Herbeiziehung anderer wieder gerade rücken. So z. B. bewundert er in seiner Leidenschaft, überall Gesetze zu finden, die „fixité“ des „causes morales“, welche Zeugnis ablegten von einer „admirable ordre dans les lois de la nature“.[1]) Wenn man dann aber hier herbeizieht, daß er in einem berühmten Satze von dem Verbrechensbudget spricht, das man durchaus reduzieren müsse, so hat er doch eben dieses Budget auch als reduzierbar angesehen.

[1]) Physique sociale II, S. 304.

XII. Vorlesung.

Im Zusammenhang mit den das letzte Mal mitgeteilten Anschauungen Quetelets über den „penchant au crime“ wird von ihm auch die moralstatistisch hochwichtige Frage nach dem Anteil der Geschlechter am Verbrechen berührt. Und er sagt dabei u. a., daß die Frauen etwas später in die Laufbahn des Verbrechens eintreten und sie etwas früher verlassen als die Männer. Das Maximum liege bei den Männern etwa im 25. Jahre, bei den Frauen in der Nähe des 30. Jahres. Stellen wir einige Resultate unserer deutschen Statistik neben die Queteletschen Betrachtungen:

Art der Verbrechen und Vergehen	Auf 100 männl. entfielen weibl. Verurteilte
Hehlerei	49,7
Meineid	42,4
Arrestbruch	36,1
Einfacher Diebstahl	35,6
Beleidigung	35,2
Mord	27,1
Brandstiftung	21,6
Unterschlagung	21,0
Betrug	20,6
Fälschung öffentlicher usw. Urkunden	20,2
Totschlag	20,0
Erpressung	15,1
Hausfriedensbruch	11,4
Einfache Körperverletzung	11,4
Schwerer Diebstahl	11,0
Gefährliche Körperverletzung	7,9

Art der Verbrechen und Vergehen	Auf 100 männl. entfielen weibl. Verurteilte
Gewalt und Drohungen gegen Beamte	6,1
Sachbeschädigung	5,9
Nötigung und Bedrohung	5,7
Raub und räuberische Erpressung	2,5
Unzucht	0,7

Die weibliche Kriminalität im Verhältnis zu der männlichen fand sonach besonders bei Verbrechen und Vergehen gegen das Vermögen ihren Schwerpunkt. Diese Wahrnehmung, die auch in früheren Jahren gemacht wurde, legt die Annahme nahe, daß das weibliche Geschlecht vorwiegend und im Verhältnis mehr noch als die Männer aus materieller Not Straftaten begeht. Nächst den zu den Vermögensdelikten gehörigen Straftaten zeigen Meineid, Beleidigung und Brandstiftung ein hohes Anteilsverhältnis der Frauen. Als ein vorzugsweise weibliches Delikt erscheint immer die in der Darstellung nicht sichtlich gemachte Kuppelei, bei der 145,6 weibliche Verurteilte auf 100 männliche entfielen.

Das Maximum der männlichen Kriminalität fiel für die Jahre 1886—95 in die Altersstufe 21—25, das der weiblichen in Stufe 30—40; es liegt also tatsächlich, wie schon Quetelet gefunden hat, später bei den Frauen als bei den Männern.

Sieht man auf die einzelnen Vergehen, so ergibt sich — wenn wir von Altersstufe zu Altersstufe gehen — bei den Männern folgendes Bild:

Altersstufe 18—21: Maxima für Unzucht, Notzucht, gefährliche Körperverletzung, Diebstahl, Hehlerei, Sachbeschädigung. In ihr also erreicht eine große Reihe von Verbrechen ihr Maximum, und wenn auch das Gesamtmaximum — wie eben gesagt — nicht in sie, sondern in die Stufe 21—25 fällt, so ist doch die Verschiedenheit der Kriminalität insgesamt zwischen beiden Stufen nur eine unbedeutende. Auf 100000 Personen kommen in der Stufe 18—21 — 3291 und in der 21—25 — 3327.

Altersstufe 21—25: Maxima für Gewalt und Drohung gegen Beamte, Hausfriedensbruch, einfache Körperverletzung, Unterschlagung, Betrug.

Altersstufe 25—30: Maximum für Kuppelei.

Altersstufe 30—40: Maximum für Beleidigung.

Altersstufe 40—50: Maximum für Verletzungen der Eidespflicht.

Nun die kriminelle Laufbahn der Frauen. Das Gesamtmaximum fällt, wie bemerkt, in das 30—40. Jahr.

Altersstufe 18—21: Maximum für einfachen Diebstahl, schweren Diebstahl, Unterschlagung, Betrug.

Altersstufe 30—40: Maximum für Gewalt und Drohung gegen Beamte, Kuppelei, einfache Körperverletzung, schwere Körperverletzung, Sachbeschädigung.

Altersstufe 40—50: Maximum für Beleidigung, Hehlerei, Hausfriedensbruch, Verletzungen der Eidespflicht.

Fragen wir jetzt nach den Beziehungen zwischen Verbrechen und Familienstand, so ist hierüber bis vor kurzem die Ansicht herrschend gewesen, daß der Einfluß der Ehe auf die Kriminalität durchweg als ein günstiger anzusehen sei. Nach neueren Untersuchungen scheint jedoch dabei, hinsichtlich der beiden Geschlechter, eine Verschiedenheit zu bestehen, indem z. B. Bosco und Prinzing einen ungünstigen Einfluß auf das weibliche Geschlecht beobachtet haben wollen, während ein günstiger Einfluß der Ehe bei den Männern ganz unverkennbar zu tage treten soll. Über diese behauptete größere Kriminalität der verheirateten Frauen sagte aber Bodio in Christiania: „Cela dépand probablement de l'état de gêne, qui est dans les familles ouvrières et du fait aussi, que dans les villes la femme mariée est souvent placée à la direction des affaires et engagée par cela dans la vie commerciale."

(Siehe die Tabelle auf der Einschalttafel.)

Über den Zusammenhang von Religion und Kriminalität mag die folgende Tabelle, die sich auf das Jahrzehnt 1892—1901 bezieht, einige Belehrung geben.

(Siehe die Tabelle auf S. 619.)

Ich sagte zwar ausdrücklich: Zusammenhang von Religion und Verbrechen, allein da die Religionsverschiedenheiten vielfach mit solchen der Stammesangehörigkeit (z. B. bayerischer Volksstamm, niedersächsischer Volksstamm, jüdischer Volksstamm), ferner mit Unterschieden in der Bildung und weiter mit solchen in Beruf (unter der jüdischen Bevölkerung ist aus

Auf je 100000 männliche Personen jeder Kategorie kamen in Deutschland 1882—1893 Verurteilungen:

	veren stahls		Begünstigung und Hehlerei			Betrugs und Untreue			Sachbeschädigung		
		Verheiratet	Verwitwet u. gesch.	Ledig	Verheiratet	Verwitwet u. gesch.	Ledig	Verheiratet	Verwitwet u. gesch.	Ledig	Verheiratet	Verwitwet u. gesch.
	17,4			42,0			117,4	254,0		188,4	296,4	
	80,0	77,7		36,2	70,1		144,9	156,0		168,6	136,1	241,9
	60,8	41,0	78,5	35,5	43,8	49,4	170,2	109,0	336,5	144,6	83,5	200,7
	48,0	24,9	68,2	39,8	37,2	63,6	206,4	91,9	340,9	139,4	58,9	136,4
	28,8	13,7	38,3	28,3	33,1	56,2	172,0	68,0	212,0	97,8	39,5	86,2
	14,0	6,7	13,8	15,4	26,0	27,6	92,7	43,1	88,6	43,4	23,7	34,6
	3,4	2,3	2,1	5,8	13,4	7,8	33,6	18,2	17,5	12,2	11,9	9,0

Auf je 100000 weibliche Personen jeder Kategorie kamen in Deutschland 1882—1893 Verurteilungen:

6,7											
12,3											
13,0	14,1		9,2	33,7		37,8	36,6		4,7	7,1	
11,3	8,0	28,6	10,6	26,3	48,2	35,6	23,4	94,6	5,4	6,1	21,4
9,3	6,5	12,1	12,6	23,9	52,4	35,0	18,7	80,7	5,8	5,7	14,5
6,2	5,4	12,5	17,2	32,6	61,3	31,1	17,7	58,5	7,4	6,3	11,2
3,7	3,5	5,9	16,1	36,4	56,4	20,9	15,5	33,8	5,1	6,1	8,9
1,9	1,7	2,5	11,4	22,6	29,6	11,9	9,5	15,7	3,8	4,2	4,7
0,4	0,6	0,4	4,5	8,8	7,4	6,1	4,7	3,7	1,8	1,9	1,5

[Aschaffenburg, Verbrechen und seine Bekämpfung, S. 141.]

Digitized by Google

Ehrungen gegen Beamte
Haushaltsentwurf
Tagen d. Ausschusses
Antrag
Frauen mit Gemüt an Bewunderern
Thermalbad
Hallen
Betrug
Betriebsamer Baukasten
Kunstmaler Hankerau
Sachbeschädigung

Religion und Verbrechen.

Verbrechen und Vergehen gegen Reichsgesetze (Ausschl. Verletzung der Wehrpflicht)	Auf 100000 Strafmündige derselben Konfession kamen 1892/1901 Verurteilte: Evangelische	Katholische	Juden
1. Verbrechen und Vergehen überhaupt	1122,0	1361,0	1030,0
2. Verbrechen und Vergehen gegen Staat, Religion und öffentliche Ordnung	169,0	164,0	234,0
3. Verbrechen und Vergehen gegen die Person	461,0	634,0	382,0
4. Verbrechen und Vergehen gegen das Vermögen	489,0	559,0	410,0
5. Gewalt und Drohungen gegen Beamte usw.	41,9	48,1	13,3
6. Hausfriedensbruch	55,1	59,7	32,5
7. Zuwiderhandlungen gegen die Bestimmungen betr. die Sonntagsruhe	21,4	13,4	125,6
8. Meineid	2,1	2,1	3,4
9. Unzucht mit Gewalt an Bewußtlosen usw.	11,1	13,0	9,4
10. Beleidigung	140,4	148,1	199,9
11. Gefährliche Körperverletzung	185,5	314,1	75,3
12. Einfacher Diebstahl, auch in wiederholtem Rückfalle	218,6	254,1	80,0
13. Schwerer Diebstahl, auch in wiederholtem Rückfalle	32,1	36,2	10,3
14. Unterschlagung	53,2	51,5	48,0
15. Hehlerei	19,84	23,47	16,49
16. Betrug	46,3	51,8	94,2
17. Betrügerischer Bankerott	0,41	0,27	3,2
18. Einfacher Bankerott	1,8	1,3	26,3
19. Sachbeschädigung	42,7	56,1	11,3

[Aschaffenburg, a. a. O., S. 47.]

historischen Gründen die Handelstätigkeit vorwiegender als unter den anderen Konfessionen) verbunden sind, so ist klar, daß zu den allenfallsigen Unterschieden in den Einflüssen der Religion noch diejenigen anderer Faktoren hinzutreten, deren Ausscheidung allerdings schwierig ist.

Betrachtungen über den Einfluß der Rassenangehörigkeit kann man mit Aussicht auf Erfolg am ehesten innerhalb

von Ländern anstellen, in denen verschiedene Rassen dicht zusammen wohnen. Geht man nur von Land zu Land, so wird man bei Staaten gemischter Nationalität gar kein Resultat erhalten, bei Staaten mit ungemischter Bevölkerung jedoch nicht den Einfluß der Rasse allein erhalten, weil das besondere Kulturleben eines jeden Staates bald in diesem, bald in jenem Sinne modifizierend wirken muß. Als interessante Arbeit auf diesem Gebiete verdient die von Nicefero über die Kriminalität Sardiniens Erwähnung.[1]) Dieser Forscher hat sich ein Stück Erde ausgesucht, dessen Bevölkerung wenig Zuwachs von außen erhält, und er hat sich ferner selbst an Ort und Stelle über die Volkszusammensetzung, über Leben und Sitten der Bewohner Sardiniens unterrichtet. Nach Niceferos hat diese Insel eine äußerst stark zu Verbrechen hinneigende Bevölkerung. Sie übertrifft beispielsweise in Mord und Totschlag die Lombardei, die beste Provinz Italiens, um das 14fache. Wichtiger aber für das Thema probandum sind die charakteristischen Unterschiede zwischen einzelnen kleineren Bezirken auf der Insel. In zwei unmittelbar aneinanderstoßenden Gebietsteilen kommen Raub und Erpressung in ganz verschiedener Zahl vor: In Nuoro auf 100000 Einwohner 67,45, in Sassari 12,92 solcher Verbrechen, während in Venedig die Zahl auf 3,13 sinkt. So stellt Nicefero auf der Insel geradezu eine „zona delinquente" fest. Die Bevölkerung dieser Verbrecherzone stammt von der „Mittelmeerrasse" G. Sergis ab, die gleichzeitig in Kleinasien, Nordafrika, Spanien und Süditalien ihren Wohnsitz hat, wogegen im sonstigen Sardinien die keltische Rasse überwiegt.

Aus der österreichischen Kriminalstatistik hat Beurle einige interessante Zahlen zusammengestellt:[2]) In zehn Gerichtsbezirken des Kreisgerichtes Brux mit 94, dreien mit 82 bis 91% deutscher Bevölkerung kamen auf 100000 Einwohner 475 Übertretungen des Diebstahls; in dem einen Gerichtsbezirk Laun mit 97% Tschechen 1030. Im Budweiser Kreise sind sechs Bezirke mit 87—99% deutscher Bevölkerung, in den übrigen nicht mehr als 52, teilweise sogar weniger als 10%. In den deutschen Bezirken kamen 524 Übertretungen des Diebstahls

[1]) A. a. O., S. 32.
[2]) A. a. O., S. 33.

gegen 951 in den übrigen vor. Wie es sich mit anderen Delikten verhält, zeigt die nächste Tabelle.

1879—83 kamen auf 100000 Strafmündige	Verbrechen überhaupt	Diebstahl	Schwere Körperverletzung	Andere Verbrechen	1882 Vergehen durch Diebstahl	1882 Vergehen d. Körperverletzung
a) in überwiegend deutschen Gerichtssprengeln	204	114	19	71	518	219
b) in anderen Gebieten .	224	129	34	61	669	568

So erfreulich sich aber demnach auch das Verhalten der germanischen Bevölkerung von dem der tschechischen abhebt, so wäre es doch verfehlt, daraus weitgehende Schlüsse zu ziehen. Das gleiche gilt für die Zahlen Kurellas, denen zufolge sich die baltischen Provinzen vorteilhaft von den russischen unterscheiden. Die verwerteten Zahlen umfassen eine zu kleine Zeitspanne, dann aber sind auch Bildungs- und wirtschaftliche Einflüsse mit zu berücksichtigen, die vielleicht eher noch ein Verständnis ermöglichen als der Rassenunterschied.

Indes den Einfluß der Bildung auf die Kriminalitätsverhältnisse statistisch nachweisen zu wollen, ist ebenfalls nicht leicht. Zwar hatte Engel unter dem Hinweis, daß jede Ausgabe in dem Budget des Unterrichts reichlich in dem der Kriminaljustiz aufgewogen werde, ausgerufen: „Unterrichten das ist versittlichen!“ Allein Quetelet denkt darüber skeptischer und meint: Unterricht übt durchaus nicht den günstigen Einfluß auf den „penchant au crime“ aus, den man gewöhnlich annimmt. Übrigens verwechselt man auch sehr häufig moralische Erziehung mit jenem Unterricht, der darin besteht, den Menschen Lesen und Schreiben beizubringen und der für die meisten nur zu einem neuen Instrument zum Begehen von Verbrechen wird. Mit der letzten Bemerkung geht Quetelet entschieden zu weit. Es ist undenkbar, daß die Erlernung des Lesens und Schreibens nicht zugleich mit einer Aufklärung über den Zusammenhang der Dinge im Staate verbunden sei, es muß also auch dadurch dem Unterrichteten die Macht des Staates deutlicher zu Gemüte geführt werden. Aber wie dies feststellen? Was man konstatiert, ist ja in der Regel nur die notdürftigste Elementar-

bildung, fragt man nach höherer Bildung, so hat man zu bedenken, daß das, was man aus den Antworten vielleicht schließen könnte, möglicherweise auf den höheren Wohlstand zurückzuführen ist. Wir erfahren z. B. aus der österreichischen Statistik, daß 1897 von den wegen Verbrechen Verurteilten in Prozent der Gesamtzahl

des Lesens und Schreibens unkundig	34,9
„ „ „ „ kundig .	64,4
im Besitz einer höheren Ausbildung .	0,7

waren und ferner, daß

ohne Vermögen	86,0
mit einigem Vermögen	13,5
wohlhabend	0,5 waren.

Über den Zusammenhang von Alkoholismus und Kriminalität haben wir bereits früher verschiedenes beigebracht. An dieser Stelle aber wäre noch zu betonen, daß man — wenn auch das Verbrechen im allgemeinen eine von so vielen sozialen Faktoren abhängige Erscheinung ist, daß sich eine Ursache selten klar isolieren läßt und selten auch eine allein wirksam ist — doch wohl behaupten darf: der Alkoholismus ist unter den konkurrierenden Ursachen eine der bedeutendsten. Allerdings genügen die meisten Statistiken nicht, um diesen Zusammenhang zwischen Alkoholismus und Verbrechen ziffernmäßig nachzuweisen, denn die statistisch ermittelten Zahlen stellen nur immer Minimalzahlen dar, weil die Trunksucht und noch häufiger die Trunkenheit zur Zeit der Tat der Beobachtung und Ermittelung häufig entgehen.[1]) Immerhin läßt sich jedoch die Einwirkung der Trunkenheit oder des akuten Alkoholismus auf die Kriminalität statistisch einigermaßen genau zur Darstellung bringen, und die Ergebnisse der in dieser Richtung angestellten Untersuchungen sind in der Tat höchst interessante. Eine solche Statistik ist die, welche vom Medizinalrat Fertig in Worms herrührt.[2]) Dieser sammelte vom 8. November 1896 an, vier Jahre lang, sämtliche Requisitionszettel, durch die er in seiner Eigenschaft als Kreisarzt vom Kreis-

[1]) [Hoppe, Alkohol und Kriminalität (Heft 42 der Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens), 1906, S. 38.]

[2]) [Aschaffenburg, a. a. O., S. 68.]

gesundheitsamt Worms zur amtlichen Untersuchung aufgefordert wurde. Aus diesen Zetteln, die den Tag der Verletzung enthalten, wurde nun festgestellt, an welchen Wochentagen die Körperverletzungen, die ein amtliches Einschreiten erforderlich machten, begangen worden waren. Und da zeigte sich denn, daß 35,1% — also mehr als der dritte Teil — der Körperverletzungen Sonntags vorgekommen waren, dann folgten der Montag mit 17,3%, der Samstag mit 14,8%, während die übrigen Wochentage zwischen 6,6 und 9,6% schwankten. Auf jene drei Tage — Samstag, Sonntag und Montag — kamen demnach genau doppelt soviel gefährliche Körperverletzungen wie auf die übrigen vier Wochentage zusammen. Ähnliche Daten sammelte Medizinalrat Kürz, Bezirksarzt in Heidelberg. Von 261 Fällen von Körperverletzung, die sich auf 10 Monate verteilen, kamen 124 auf den Sonntag, 54 auf den Montag, 20 auf den Samstag, während sich die übrigbleibenden 63 auf die vier anderen Wochentage verteilen. Davon kamen aber noch 16 auf die Feiertage, die in die Woche fielen, 4 auf Kirchweihnachfeier und 9 auf Musterung und Kontrollversammlung; die Arbeitswochentage sind also eigentlich nur mit 34 Fällen beteiligt. Mit dieser Verteilung stimmt auch überein, daß diese Körperverletzungen 196mal in den Abendstunden nach 6 Uhr oder in der Nacht begangen wurden, und — zufälligerweise — genau ebensoviele im Wirtshaus oder unmittelbar nach dem Verlassen desselben, nur 33 aber bei der Arbeit, die übrigen an unbekannten Orten oder Wohnungen. Zusammengestellt finden Sie die Ergebnisse dieser beiden Untersuchungen — die von Kürz für eine längere Zeit — sowie noch die von zwei ähnlichen in der nächsten Tabelle.

(Siehe die Tabelle S. 624.)

Mag nun auch wahr sein, daß dieses auffallende Anschwellen der Personendelikte am Wochenende, namentlich aber an Sonn- und Feiertagen, durch die Vermehrung der Reibungsgelegenheiten zu erklären sei, so steht doch wohl andererseits fest, daß der Alkohol der „Agent provocateur" ist, der diese vermehrte Reibung gefährlich macht, der „erst die Stimmung, das Selbstbewußtsein, die Unternehmungslust, die Empfindlichkeit und die Streitlust hervorruft, die Zusammenstöße herbeiführt und in Gewalttätigkeiten ausarten

Es wurden verübt	nach Kohlinski		nach Aschaffenburg-Pertig	nach Kürz	nach Löffler	
	Verbrechen überhaupt	Körperverletzungen	Körperverletzungen	Körperverletzungen	Roheits- und Sittlichkeitsverbrechen in Wien	Roheits- und Sittlichkeitsverbrechen in Korneuburg
Sonntags...	165	121	254	502	289	120
Montags ...	68	32	125	182	190	31
Dienstags ..	28	9	69	95	128	30
Mittwochs..	20	9	62	67	100	26
Donnerstags	20	5	62	62	86	30
Freitags....	17	4	48	82	110	24
Samstags ..	62	25	103	94	128	50
Unbekannt .	—	—	—	32	—	—
Festtags ...	—	—	—	126	63	16
Zusammen .	380	205	723	1242[1])	1094	327

[Aschaffenburg, a. a. O., S. 68.]

läßt“ (Hoppe). Eine Stimmung, die, wie die Montagdaten beweisen, von einiger Dauer ist. Nach alledem wird man das Verlangen, den Zusammenhang zwischen Alkoholismus und Verbrechen exakter als bisher dargestellt zu sehen, wohl für durchaus berechtigt halten. Erfüllt wird es in gewissem Grade von der belgischen Statistik, die offiziellerweise für jeden Verurteilten — und zwar gesondert für jeden erstmals wie für jeden wiederholt Verurteilten — erhebt, wie er sich zum Alkoholismus verhält.

Ist der die Kriminalität erhöhende Einfluß der Trunksucht durch Untersuchungen festgestellt worden, die eigentlich erst in jüngster Zeit vorgenommen worden sind, so gilt ein solcher Einfluß ungünstiger ökonomischer Konjunkturen schon seit langem als unbestritten; freilich beschränkt er sich nur auf einen Teil der Kriminalität: auf die Vergehen gegen das Eigentum. Bestritten wird dagegen, ob sich heute noch speziell ein merklicher Einfluß der Getreidepreise nachweisen lasse, oder ob nicht vielmehr in der Mannigfaltigkeit der einwirkenden ökonomischen Faktoren dieser besondere hinter dem Einfluß der allgemeinen Prosperität bezw. Depression in Handel und Industrie zurücktrete und nicht isoliert be-

[1]) [Der Abschluß der Zahlen dieser Spalte ergibt 1242 und nicht 1175 wie bei Aschaffenburg steht.]

trachtet werden könne. Der letzteren Ansicht neigt man in England schon seit längerer Zeit zu, wie man ja dort auch die „marriage-rate“ nicht mehr von der Höhe des Weizenpreises, sondern von der allgemeinen Lage abhängig findet.[1]) Ähnlich äußert sich über ein weniger industrielles Land — nämlich über Italien — Bosco.

In Deutschland hat man dagegen bis vor kurzem eine Beobachtung Georg von Mayrs über die Kriminalität der Jahre 1835—1861 für eine fortdauernd maßgebende gehalten. Mayr hatte dabei gesagt: „In der Periode 1835—1861 hat im bayerischen Gebiete diesseits des Rheins so ziemlich jeder Sechser, um den das Getreide im Preise gestiegen ist, auf je 100000 Einwohner einen Diebstahl mehr hervorgerufen, während andererseits das Fallen der Getreidepreise um einen Sechser, bei der gleichen Zahl von Einwohnern, je einen Diebstahl verhütet hat.“[2]) Neuerdings findet jedoch auch in Deutschland, besonders auf Grund der Arbeiten von Heinrich Müller, die Anschauung Anhänger, daß nicht die Höhe der Getreidepreise, sondern die allgemeine Lage des Erwerbslebens das Ausschlaggebende sei. Gegen seine Beweisführung läßt sich indes verschiedenes einwenden. Vor allem übersieht er, daß sich der Parallellismus zwischen der Zahl der Vergehen gegen das Eigentum und der Höhe der Getreidepreise nicht in den Angaben über beide Erscheinungen aus einem und demselben Jahre äußern kann, denn es ist zu bedenken, daß sowohl die Detailpreise nicht sofort den Großhandelpreisen folgen, als auch, daß ein großer Teil der in den ersten Wintermonaten begangenen Diebstähle erst im folgenden Jahre zur Aburteilung kommt. Außerdem aber kann es wohl kaum einen besseren Gegenbeweis gegen Müllers Zweifel an der Verwertbarkeit der Getreidepreise als Maßstab der wirtschaftlichen Lage geben, als die Feststellung, „daß in 20 Jahren Diebstahl und Brotpreise nur zweimal ganz geringfügige Abweichungen von dem regelmäßigen Parallelismus des Steigens und Fallens zeigten.“[3])

Wir haben bisher die Zusammenhänge einer Reihe von Faktoren mit der Kriminalität erwähnt, ohne uns weiter mit

[1]) Siehe S. 235. — [2]) Die Gesetzmäßigkeit im Gesellschaftsleben (1877).
[3]) [Aschaffenburg, a. a. O., S. 98. — Vgl. dazu die Tafel zwischen S. 618 und 619.]

einer Klassifizierung dieser Faktoren nach Hauptgruppen aufzuhalten. Wir hätten sonst erwähnen können, daß vor einiger Zeit — und in manchen Ländern heute noch — die Lombrososche Einteilung in geborene Verbrecher und Gelegenheitsverbrecher sehr in den Vordergrund geschoben war, wobei wir dann über diese Theorie und die oft so unzureichenden statistischen Belege, auf deren Grundlage man einen Verbrechertypus zu finden versucht hat, manches von dem hätten wiederholen müssen, was wir gelegentlich der Prostitution über eine ähnliche Klassifizierung gesagt haben. Zugeben wird man müssen, daß uns revoltierende Verbrechen eher und weit häufiger auf besondere psychische, angeborene Veranlagung zurückführbar erscheinen werden, als eine Hingabe an die Prostitution. Weit fraglicher aber wird es bleiben, inwieweit diese angeborenen psychischen Eigenschaften auch von besonders häufigen physischen Degenerationszeichen begleitet und inwieweit diese Degenerationszeichen, wenn sie wirklich häufiger bei Verbrechern vorkommen sollten als bei Nichtverbrechern, als spezifische Verbrecherabzeichen und nicht vielmehr als Abzeichen der Armut und der erblichen Verkümmerung überhaupt zu betrachten wären. Zu solchen Degenerationszeichen rechnet jene Schule: verbildete Ohren, überzählige Finger und Zehen, abnorme Stellung und Bildung der Zähne, abnorme Bildung der Geschlechtsorgane und der Brustdrüsen und so fort. Übrigens haben sich manche von denen, die früher entschiedene Anhänger Lombrosos gewesen sind — also den anthropologischen Faktoren eine ungemessene Bedeutung einräumten — heute zu einem sanfteren Eklektizismus bekehrt.

So unterscheidet z. B. Ferri[1]) anthropologische oder individuelle, physische und soziale Faktoren. Die der Person des Verbrechers inhärenten anthropologischen Faktoren bilden nach ihm die erste Bedingung des Verbrechens und zerfallen in drei Unterabteilungen, je nachdem man die Person des Verbrechers vom organischen, psychischen oder sozialen Standpunkte aus betrachtet. Die organische Konstitution des Verbrechers als die erste Unterabteilung der anthropologischen Faktoren umfaßt alle Anomalien des Schädels, des Gehirns,

[1]) Ferri, Das Verbrechen als soziale Erscheinung, Deutsch von Kurella, 1896 (Bibliothek für Sozialwissenschaft, herausgeg. von Kurella).

der Eingeweide, der Sensibilität, der Reflextätigkeit und alle somatischen Charakteristika überhaupt wie Physiognomie, Tätowierung und dergleichen. Die psychische Konstitution des Verbrechers umfaßt die Anomalien der Intelligenz und des Gefühls — besonders des sittlichen — und die Eigenart der geistigen Produktion des Verbrechers (Rotwälsch, Verbrecherliteratur und ähnliches). Die persönlichen Charakteristika des Verbrechers werden bestimmt durch seine rein biologischen Verhältnisse wie: Rasse, Alter, Geschlecht und die biosozialen Verhältnisse wie: Zivilstand, Beruf, Wohnsitz, Klassenzugehörigkeit, Bildung und Erziehung.

Die physischen Faktoren des Verbrechens sind Bodenbeschaffenheit, Klima, Tagesperioden, Jahreszeiten, Temperatur, metereologische Erscheinungen, Produktivität des Bodens usw.

Die sozialen Faktoren endlich umfassen Bevölkerungsdichtigkeit, öffentliche Meinung, Sitte und Religion, Familienleben, Erziehungssystem, industrielle Produktion, Alkoholismus, wirtschaftliche und politische Zustände, Justiz, Polizei und Verwaltung, die bürgerliche und strafrechtliche Gesetzgebung überhaupt.

Nach Ferris Ansicht sind die persönlichen Charaktere und die sozialen Faktoren bisher ausschließlich berücksichtigt worden. Und zwar habe man dabei die souveräne Bedeutung, die den sozialen Faktoren beigelegt wurde, durch die Erwägung rechtfertigen wollen, daß für gewisse Verbrechen wohl abnorme psycho-physische Zustände von Bedeutung seien, daß Anomalien selbst aber nur Wirkungen eines ungünstigen gesellschaftlichen Milieus seien, das diejenigen, die in ihm leben müssen, zu organischer und seelischer Enartung verdamme. Dieser Einwand ist — wie Ferri meint — gewiß richtig, allein die Tragweite, die man ihm zuschreibe, habe er nicht, denn es handle sich hier nicht um ein einfaches Kausalitätsverhältnis, sondern um komplizierte Wechselwirkungen: wenn materielle (oder moralische) Misère eine Ursache der Degeneration sei, so werde umgekehrt wieder die Degeneration eine Ursache der Misère. Damit aber wird die Frage ganz scholastisch und erinnert an die berühmten byzantinischen Diskussionen über das Problem, was früher da war: das Ei oder die Henne. Wenn

man nämlich in dem Kapitel von der Geographie des Verbrechens behaupte, die Kriminalität eines bestimmten Bezirkes hinge mit den biologischen Verhältnissen der Bevölkerung nicht zusammen, sondern sei ausschließlich aus den wirtschaftlichen Zuständen zu erklären, so könne man fragen, ob denn nicht die wirtschaftlichen Zustände des Bezirkes selbst wieder das Ergebnis des Charakters der Bevölkerung, ihrer Energie, Intelligenz, Rührigkeit etc. und der klimatischen und Bodenverhältnisse seien. Im übrigen gäbe es eine große Zahl biopsychischer Abweichungen bei Verbrechern, die absolut nicht durch ein moralisch oder physisch faules Milieu bedingt zu sein brauchen. In jeder Familie mit mehreren Kindern kommen bei gleich günstiger Umgebung und bei gleichmäßig guter Erziehung Unterschiede der Intelligenz zwischen den Individuen vor, und solche Unterschiede finden sich in der physiologischen und moralischen Anlage ebenfalls. Ferri faßt demnach zusammen: Jedes Verbrechen ist die Resultante der individuellen, sozialen und physischen Bedingungen.

Mehr Erfolg als die Aufsuchung der physischen Merkmale des geborenen Verbrechers verspricht jedenfalls die sorgfältige statistische Erforschung der Rückfälligkeit, womit wir zwar nicht auf eine Unterscheidung von geborenen und Gelegenheitsverbrechern, aber doch von Gewohnheits- und Gelegenheitsverbrechern gelangen. Eine solche Statistik erscheint nun einfach, während sie doch in Wahrheit außerordentlich schwierig ist. Bis vor ganz kurzer Zeit war die Aufgabe ebenso mißverständlich behandelt worden wie früher die Hauptaufgabe der Sterblichkeitsstatistik. Man hat nämlich bis vor kurzem die Rückfälligkeit so gemessen, daß man die Zahl der Rückfälligen in einem Jahre lediglich mit der Zahl der Nichtrückfälligen in demselben Jahre verglich. Dabei hat man aber übersehen, daß diese Rückfälligen eines Jahres doch nicht aus den Nichtrückfälligen desselben Jahres hervorgehen, sondern aus denen, die in früheren Jahren zum ersten Male oder zu einem wiederholten Male straffällig geworden waren.

Die Menge der erstmals Bestraften im Jahre 1900, mit denen man etwa die Rückfälligen dieses Jahres vergleichen möchte, muß nun aber offenbar größer sein als die Menge der in früheren Jahren erstmals Bestraften, aus denen die im

Jahre 1900 zum zweiten Male Bestraften in Wahrheit zum großen Teile hervorgehen. Denn erstens muß eine Zunahme der Bevölkerung zur Folge haben, daß unter sonst gleich bleibenden Umständen auch die Menge der im Jahre 1900 erstmals Bestraften größer wird als in den Vorjahren, und dann ist zweitens die wahre Zahl erstmaliger Bestrafter, aus denen sie hervorgeht, noch aus einem weiteren Grunde kleiner, als die Zahl der gleichzeitigen erstmals Bestraften, nämlich deshalb, weil in der Zeit von ihrer ersten Bestrafung bis zum Jahre 1900 eine Anzahl von ihnen gestorben ist, also überhaupt nicht mehr rückfällig werden kann, und weil ferner eine Reihe von ihnen noch nicht wieder rückfällig werden kann, da sie sich noch in Gewahrsam, nämlich im Gefängnis, befinden. Es sind namentlich die Untersuchungen von Koebner, die hier bahnbrechend gewirkt haben und die zur Folge hatten, daß die deutsche Statistik in dieser Richtung einer Verbesserung unterzogen worden ist.

Schwierigkeiten anderer Art sind es, die sich kriminalstatistischen Vergleichen von Land zu Land entgegenstellen. Die ganz verschiedene Art der Zusammenfassung der einzelnen Straftaten in den meisten Staaten erschwert nämlich die Aufstellung brauchbarer internationaler Statistiken ganz ungemein, ja macht sie zum Teil ganz unmöglich. Verhältnismäßig am leichtesten dürfte vielleicht noch ein Vergleich der schwereren Verbrechen gegen das Leben sein; trotzdem ist es schwierig, auch hier Gleiches Gleichem gegenüberzustellen. Wir werden z. B. als solche Verbrechen sicher den Totschlag im Zorn (§ 213) ansehen, und noch mehr die Körperverletzung mit tödlichem Ausgang (§ 226); beide stecken aber nach englischem Recht im Begriff des „manslaughter", der nach Bosco ununterschieden umfaßt:

a) l'homicide volontaire commis dans la chaleur de la passion (unser § 213);
b) l'homicide préterintentionnel commis dans l'intention de causer un dommage corporel sans gravité;
c) l'homicide par imprudence et même casuel.

So bekommen wir die fahrlässige Tötung herein, was wir nicht wollten, und die wir in den deutschen Daten nicht gebracht haben.

Ferner machen in den zivilisierteren Staaten bei den überhaupt geringen Tötungszahlen die Kindermordzahlen relativ hohe Quoten aus. Es ist also sehr wichtig, die Zahl der Kindermorde heraus zu spezialisieren. In England aber stecken sie ununterschieden je nach der Art des Falls unter murder oder manslaughter. Es ist sogar „murder" (oder manslaughter?), wenn die Mutter das lebende Kind im Mutterleib derart verletzt, daß es nach seiner Geburt an dieser Verletzung stirbt, und es ist lediglich Sache der Praxis, die Mutter mild durchkommen zu lassen, indem sie z. B. wegen „concealing the birth of child" verurteilt wird. Für einen internationalen Vergleich wäre es also, wenn wir England mit hereinziehen wollen, zunächst Bedingung, daß wir überall Kindermorde darin ließen. Würden wir aber auf England verzichten, um überall die Kindermorde auszuscheiden, so wären wir damit doch noch nicht völlig aus allen Schwierigkeiten heraus, da gerade der Begriff des Kindermordes international ein sehr variabler ist: er wird dort weiter, hier enger gefaßt. Wenn wir also für die nicht englischen Länder die Kindermorde ausscheiden, so scheiden wir nicht ganz Gleichwertiges aus, behalten demnach auch nicht ganz Gleichwertiges zurück.

Unser Paragraph lautet: Eine Mutter, welche ihr uneheliches Kind in oder gleich nach der Geburt vorsätzlich tötet . . . usw. (Zuchthaus eventl. Gefängnis.)

Ganz ähnlich heißt es im ungarischen und schwedischen Gesetz.

In Österreich ist der Begriff begrenzter (während der Geburt oder durch Vernachlässigung nachher) und ausgedehnter als bei uns; es muß kein uneheliches Kind sein.

In Frankreich ist infanticide (§ 300) „l'homicide volontaire d'un enfant nouvenau-né".

In Italien: sur un enfant n'ayant été pas encore inscrit sur les registres de l'état civil, pendant les premiers 5 jours de la naissance, par la mère pour sauver l'honneur de soi-même, ou par le mari, un fils, le père, un frère pour sauver l'honneur de sa femme, de sa mère, d'une descendante, d'une fille adoptive ou d'une soeur (Art. 369).

In den Niederlanden ist erforderlich, daß die Tötung

aus Furcht vor Entdeckung erfolge, ferner muß es die Mutter sein.

Wenn wir nun aber auch angesichts dieser Schwierigkeiten darauf verzichten, eine internationale Kriminalstatistik aufzustellen — Vergleiche über die Zahl der schweren Verbrechen gegen das Leben in einer Anzahl von Kulturstaaten während der letzten Jahrzehnte finden sich übrigens im XI. Bande des Bulletins — so vermögen wir doch, sei es auch nur in ganz flüchtigen Strichen, das Wesen der modernen Kriminalität zu charakterisieren. In fast allen Kulturstaaten nimmt die Zahl der Vergehen und der Verurteilungen zu, aber dies ist fast überall zu einem großen Teil eine Folge der Überschreitungen von Administrativ- und Polizeigesetzen, die in immer steigender Menge erfließen. Die Steigerung der Gesamtkriminalität muß daher häufig mehr als eine Steigerung, Verfeinerung in der Zivilisation des Staates angesehen werden, sie muß mehr angesehen werden als die Folge höherer Ansprüche, die der Staat an seine Bürger stellt, denn als ein Zeichen von wachsendem Ungehorsam gegenüber den Gesetzen. Manche Bestimmungen z. B., die schwerere Vergehen verhüten sollen, rufen — wenn man nur der Zahl nach urteilt — dadurch, daß sie häufig überschritten werden, viele Fälle eines Vergehens neuer Art hervor, so das Verbot des Waffentragens, Bestimmungen über die Abgabe von Alkohol usw.

Sieht man jedoch von den ebengedachten Übertretungen ab, die eine neue Art zivilisierter Kriminalität bilden, und blickt man nur auf die eigentliche, so will man beobachtet haben, daß im allgemeinen die leichteren Delikte häufiger werden, während die schwerere Kriminalität gegen die Personen und das Eigentum stabil bleibt oder abnimmt (Bull. XIII, 4; p. 236). In Deutschland, Frankreich, Österreich, England, Schottland, Italien ist die Zahl der Tötungen stabil geblieben oder sie hat abgenommen. Der Mord wird immer mehr eine Handlung der Leidenschaft, wofür die Tatsache einen interessanten Beweis bietet, daß so häufig Mordtaten von Selbstmorden gefolgt werden. Die Blutrache beschränkt sich im wesentlichen auf einen Teil von Spanien, einige italienische Provinzen usw., Korsika.

Im allgemeinen nehmen auch ab der Raub und die Brandstiftung aus Rache. Andererseits nehmen zu die gering-

fügigeren Delikte gegen die Personen, die Beleidigungen; in England nehmen sogar auch diese seit einigen Jahren ab. Auch wird die gedachte Zunahme von manchen als eine zum Teil nur scheinbare angesehen, soweit sie nämlich durch häufiger angestellte Klagen verursacht sei. Dies geschähe aber, weil das Vertrauen in die Justiz gewachsen sei, die Wiedervergeltung abgenommen und das persönliche Ehrgefühl zugenommen habe. Besonders habe dies Ehrgefühl in Gesellschaftsklassen zugenommen, die früher in absoluter Unterwürfigkeit gelebt haben. Zugenommen habe auch in einer Anzahl von Staaten, so in: Frankreich, Italien, Österreich, Deutschland, die Sachbeschädigung; doch sollen unter diesen Begriff verschiedentlich auch ziemlich unschldige Beschädigungen und dergl. fallen.

All dies kann im allgemeinen in einem günstigen Sinne gedeutet werden, und das geschieht auch häufig. Fraglich erscheint indes, ob die in der Mehrzahl der Staaten beobachtete Zunahme von Unehrlichkeitsverbrechen sich leicht unter dieses optimistische Schema bringen läßt. Man kann in der Tat sagen, daß sich an die Stelle einer veralteten und barbarischen Kriminalität immer mehr eine moderne substituiere, wobei z. B. an die Stelle großer räuberischer Unternehmungen die raffinierten Betrugsoperationen im Geschäftsleben treten und an die Stelle ärmlicher und gefährlicher kleiner Diebstähle vielleicht einträglichere und schwerer faßbare Betrügereien.

Der Optimismus gibt hiergegen aber wieder zu bedenken, daß diese Zunahme der Unehrlichkeiten möglicherweise doch nicht im Verhältnis zu den so unendlich viel zahlreicheren Anlässen stehe, die sich durch die außerordentliche Zunahme von Produktion und Verkehr, und namentlich durch die mächtige Entfaltung des Kreditwesens darbieten. So sagt ein Schriftsteller — Poletti —, der in Frankreich beobachteten Erhöhung der Kriminalität in den Jahren 1820—1870 muß man gegenüberstellen, daß z. B. in der gleichen Zeit der Wert der Einfuhr wie der Ausfuhr im Verhältnis von 1:7 gestiegen ist.[1])

Auch wird darauf hingewiesen, daß diese Steigerung der Unehrlichkeit schon durch die Verschiebung im Verhältnis der Berufsarten bedingt sei, also durch das verhältnismäßig

[1]) Ferri, a. a. O., S. 122.

starke Zurücktreten der Landwirtschaft treibenden Klassen und endlich, daß die Zunahme der Unehrlichkeiten wesentlich in Perioden plötzlichen und raschen Aufschwungs bemerkbar sei, während sich danach das Bedürfnis geltend mache, den erreichten Stand durch fortschreitende Verehrlichung auf die Dauer zu behaupten. Hierbei wird dann unter anderem auf England hingewiesen, dessen Geschäftsleben zweifellos viel ehrlicher ist als z. B. das italienische.

Eine Statistik der Strafen bildet, wie wir eingangs gesagt haben, einen sehr belehrenden Teil der Moralstatistik. Die Strafen, die ein Staat verhängt, reduzieren gewissermaßen die verschiedenen Vergehungen auf einen gemeinsamen Nenner, und so ergibt sich gleichsam eine Gesamtbewertung, die sowohl für die Objekte — die Bestraften — als für das strafende Subjekt — den Staat — bezeichnend ist. Nachdem die Humanitätsbewegung, die Beccaria eingeleitet hatte, zu einem gewissen Stillstand gekommen, ist die Todesstrafe in den meisten Kulturstaaten und vollends in den barbarischen Staaten die oberste Strafe geblieben; abgeschafft ist sie in Rumänien, Holland, Portugal, Italien, einigen nordamerikanischen Einzelstaaten und den meisten Schweizerkantonen.

Die Zahl der Verurteilten, gegen welche bei uns auf Todesstrafe erkannt wurde, betrug im Durchschnitt der Jahre 1882 bis 1887 74, 1888—1893 51, 1894—1899 50 und im Jahre 1900 38. [1904: 38.] Abgesehen von drei Fällen des Jahres 1884, in denen die Todesstrafe wegen Hochverrats verhängt wurde, erfolgten sämtliche Verurteilungen wegen vollendeten Mordes.

In Österreich wurden 1896 68 Personen, 1897 67 Personen zum Tode verurteilt. Die Todesstrafe wurde indes in den Jahren 1892—1897 zusammen nur an 19 Personen vollzogen. Nach Leone Levi[1]) wurden in England Todesurteile per annum ausgesprochen, bzw. ausgeführt:

1822—1831	15,3	13,2
1832—1841	17,2	10,3
1842—1851	17,9	10,3
1852—1861	18,2	10,4
1862—1871	22,9	11,7
1872—1878	27,4	17,4

[1]) Oettingen, a. a. O., S. 484.

Die Zahl der Begnadigungen war sonach gering.

Die Zahl der Verurteilten, gegen die bei uns lebenslängliches Zuchthaus ausgesprochen wurde, betrug im Durchschnitt der Jahre 1882—1887 5, 1888—1893 7,5, 1894—1899 9, und im Jahre 1900 5. [1904: 8.]

In Österreich wurden zu lebenslänglichem Kerker rechtskräftig verurteilt:

1892	40
1893	28
1894	29
1895	26
1896	35
1897	28

Die Verurteilung zu lebenslänglichem Zuchthaus ist sonach bei uns eine vergleichsweise seltene, aus dem Grunde, weil dem Richter in den Fällen, in denen sie angedroht ist, immer noch eine andere Strafe, wie zeitige Zuchthaus- oder Festungsstrafe zur Verfügung steht.

Zu zeitiger Zuchthausstrafe wurden 1882—1899 im ganzen bei uns 201894 Personen verurteilt, und im Jahre 1900 speziell 9721 Personen [1904: 8756]; die Zahl der Verurteilung zu zeitiger Zuchthausstrafe ist also dauernd gefallen.

Und nun zum Schluß einige summarische Zahlen[1]: 48 [40] Todesurteile wurden im Jahre 1898 [1903] von deutschen Gerichten ausgesprochen. [1903 außerdem noch 7 Verurteilungen zu lebenslänglichem Zuchthaus.] Die Freiheitsstrafen berechnen sich auf mindestens 28000 [30000] Jahre Zuchthaus und 49000 [50000] Jahre Gefängnis! Die Kosten der Strafverfolgung und des Strafvollzuges schätzte Seuffert in Deutschland auf 100 Millionen Mk.

... Le budget qui s'âgit réduire, sagt Quetelet mit Recht.

[1]) Nach Aschaffenburg I. [u. II. Aufl.]

Namensregister.

Die Ziffern hinter den Namen bedeuten die Seitenzahlen.

Achenwall, Gottfried 2, 3, 4.
Ammon 421, 422, 423.
Anchersen, Johann Peter 7.
Apelt 555, 557.
D'Avity, Pierre 3.

Babbage 214.
Baer 198, 570.
Baines 43, 467.
Bastiat 328.
Bateman 338.
Baumgarten 549.
Bayiay 177.
Beccaria 633.
Beckmann, Johann 382.
Behrend, 539.
Bertillon, Jacques 30, 145, 181, 240, 584.
Beurle 620.
Blackstone 456.
Blaschko 528, 530, 538, 545.
Bleicher 293.
Bodio 618.
Boeckh 22, 76, 186, 484, 495, 497, 512, 577, 578.
Böhmert 354.
de Bolsmont, Brierre 598.
Booth, Charles 360, 367.
Bosco 618, 625, 629.
Bowditch 135.
Bowley 235, 355.
Bradlaugh, Charles 349.
Brattassevic 587.
Braun, Adolf 392.
Brendel 554.
Bullinger 479.
Bunge 553.
Büsching 7.

Cabet 152.
Casper 105.
de Châteauneuf, Benoiston 205, 382, 527.
Cheysson 354.
Chmielniecki 436.
Coiquhoun 3, 258, 266, 270.
Conrad 318, 319, 506, 510.
Conring, Hermann 2, 3, 4, 5.
Craigie 320.
Crome 9.
Cuinet 46, 438.

Davies 378, 381.
Day 177.
Devenant, Charles 371.
Dieterici, Karl 19.
Dodson 215.
Ducpétiaux 206, 382 ff.
Durkheim 576, 584.
Düsing 144.

Eden, Sir Frederick Morton 266, 379, 380 f.
Ehrenberg, Richard 359.
Elliott 135.
Engel, Ernst 19, 84, 207, 406, 621.
Erismann 136.
Ertl, M. 506.
Esersky, Theodor 400.
Eulenburg 354, 355.
Evert 281.

Fahbeck 263, 268.
Farr 116, 216.
Feilner 258, 263 ff., 271.
Ferrero 528.
Ferri 588, 626 ff.
Fertig 622.
Fircks 43, 65, 105, 230 ff., 236, 478, 481, 483, 490, 493 f.
Flesch 392.
Forster 409.
Fournier de Flaix 430, 439.
de Foville 286.
Fraenkel, Carl 566.
Friedberg 479 f., 492.
Fürer 566.

Galton 136, 421.
Geber 153.
Ghandi, A. 433.
Giddings, Franklin Henry 423, 424, 425.
Giffen 263, 268.
Gobineau 434.
Goilmer 216 f.,
Gould 135.
Graunt, John 11, 12, 41, 176, 202, 414.

Grunzel 332, 343 f.
Guerry de Champneuf 415.

Haliey 176, 213.
Hase 441.
Haushofer 162, 184.
Heeren 7.
von Hermann, J. B. 163.
Hirt 206.
Hofacker 144.
Hoffmann, Joh. Friedrich 19.
Hollerith 85.
Hooker 74.
Hooper 15.
Hoppe 572, 622, 624.
Hughes 488.
Hügel 528.
Hunter 433, 462, 479.
Huppe 517, 528, 538.

Inama-Sternegg 250.

John 1, 13.

Kant 417.
Karup 196, 216 f.
King, Gregory 357, 371 f.
Knapp 174.
Knies, Karl 13.
Koebner 629.
Koren, John 564.
Kotelmann 135.
Kraepelin 566.
Krug, Leopold 18, 258.
Kurella 528.
Kürz 623.

Lafabrègue 181.
Lagrange 13, 382.
Landolt, K. 392.
Lassalle 207.
Lavergne 387.
Lavoisier 13, 382.
Lehr 279.
Lepsius 438.
Levi, Leone 633.
Lexis 158, 159, 259, 262, 267, 276.
Lindner 504.
Lombroso 528, 544 f., 598.
Lueder 7, 8, 9.
Luther 479.
Lyall 451.

Malthus, Robert 253.
Mantegazza 460.
Marjolin 182.
Marshall 288, 289.
Martin, Henri 576.
Massie, Joseph 372.
Mayo-Smith 263, 322, 326.
von Mayr, Georg 50, 110, 113, 114, 184, 237, 520, 580, 595, 625.
Meitzen 1, 3.
Miraglia 556.
Mischler 17.
Miller 528.
Morselli 588.
Moser 142, 202.
Mulhall 259, 267.
Müller, Heinrich 625.

Nagarkar, B. 477, 478.
Necker, Jacques 41, 42.
Neumann 510, 515.
Neumann-Spallart 24.
Nicefero 620.

Ockhardt 9.
Ogle 218, 220.
v. Öttingen, Alexander 184, 420, 582, 583.
Owen, Isambard 199, 570.

Pagliani 135.
Paracelsus 153.
Parent-Duchatelet, Alexandre Jean Baptiste 525, 526, 532, 533, 540 ff.
Petty, Sir William 12, 41, 192, 257, 371, 527.
le Play, M. Frédéric 360, 385 ff.
Playfair 9, 408.
Ploß 145.
Pohle L. 316 f.
Poletti 632.
Prinzing 178, 197, 579, 586, 587, 591, 618.

Quetelet 13, 23, 135, 415, 419, 603, 614, 634.

Rammazzini 204.
Rathgen 338, 490.
Ratzel 98.
Rauber 146.
Rechenberg 409.
Rickman 42.
Roberts 136.
Rogers, E. T. 350.
Ronge, Johannes 442.
Rowntree 138, 367 f.
Rubin 517.
Rubner 408.
Rümelin 1, 118, 184, 193, 259, 264, 416, 461.

Sadler 144.
Sansovino 427.
Schall 262 ff., 268 ff.
Scherzer 98 f., 556.
Schlözer 3, 4, 6 ff.
Schmeitzel, Martin 4.
Schmoller 99, 318.
Schneider 518, 519.
Schwabe 517, 528, 538.
Sering 317.
Semenow 76, 78.
Seneka 576.
Seuffert 634.
Simpson, Thomas 214.
Spencer 460.
Stehr 564.
Ströhmberg 528, 531, 543 f., 548.

Süßmilch, Joh. Peter 13, 36, 106, 154, 174, 176, 235, 414.
Tarnowskaja 528.
Tarnowsky 528.
Taube, Max 514.
Thackrah 205.
Tooke 372.
Uhlich 442.
Varlez, Louis 365, 366.
Vauban 3, 58.
Villermé 205, 382.
Volt 406, 408.
Voß, Isaak 36.
Wahl 523 f.
Walpole 92.
Wappäus 99, 145, 193.
Wargentin 52.
Warneck 455.
Weinberg 217. [456.
Wesley, John 440, 441.
Westergaard 221 ff., 472, 517, 577, 578, 588, 595.
Wisliceuus 442.
Wittstein 193.
Wright, Carroll D. 347, 389.
Wundt 419.
Young, Arthur 3, 13, 373, 375, 378, 381.
Young, Arthur (Sohn) 378, 381.
Yvernés 492.
Zeller 430, 442.

Sachregister.

Die Ziffern bedeuten die Seitenzahlen.

Absterbeordnung 171 ff.
Abwanderung 114.
Administrativ- und Polizeigesetze 631.
Agglomeration 100.
Agrarstatistik 298 ff.
Akkordlohn 352, 353.
Alkohol, Konsum von absoluten 559.
— Umrechnung in absoluten 557, 558.
— Wirkungen des A. auf den Geist 566.
Alkoholische Getränke 553.
Alkoholismus 198, 199, 200, 552 ff.
— bei den Naturvölkern 573.
— Definition des 567.
— Folgen des 564.
— und Verbrechen 571, 572, 622 ff.
— Einfluß des A. auf die Sterblichkeit 569.
— — — auf die Lebensdauer 570, 571.
Alkoholverbrauch 559.
Altersaufbau, Haupttypen 114.
Altersklassen, heiratsfähige 120, 468 f.
Anbauflächen der wichtigsten Feldfrüchte 302 f., 312 f.
Anthropometrie 134 f.
Arbeitsstatistik 350, 351.
Arbeitsteilung, Folgen der 203.
Arbeitszeit 296.
Armut, Einfluß auf die Lebensdauer 200 ff., 217, 227, 228.
Ausgaben der Völker für geistige Getränke 565, 566.

Beerdigungen, Mitwirkung der Geistlichkeit bei 447, 448.
Beleidigung, Verurteilungen wegen 617, 632.
Bergwerke und Steinbrüche, Wertermittlung 264.
Beruf und Sterblichkeit 202, 205, 216 ff., 221, 228.
— Einfluß auf die Krankheiten 228.
Berufe, Eintrittsalter für 207.
Bestimmungsland 339 f.
Beurkundung des Personenstandes 148.
Bevölkerung der Erde 34 ff.
— Geschichte der 250 ff.
— Ländliche 102 ff.
— Ortsanwesende 67.
— Rechtliche 67.
— Städtische 102 ff.
— Verteilung der 101.
— Zunahme der 229. [97 ff.
Bevölkerungsdichtigkeiten, mögliche

Bevölkerungsgesetz 253.
Bevölkerungslehre 29, 30, 32, 33, 119, 134.
Bevölkerungspolitik, Definition 32.
Bevölkerungsstatistik 16, 24, 32, 241.
Bewegung der Bevölkerung, Einteilung 139.
Bibelgesellschaften 457.
Bier, Alkoholgehalt 558.
— Konsum im Ausland 556 f.
— — in Deutschland 554.
Bildung, Einfluß der B. auf Kriminalitätsverhältnisse 621.
— Ermittlung der Elemente der 69, 76.
Bordelle 532.
Brahminismus 432 f.
Bramo-Somaj 432.
Brandstiftung 617.
Branntwein, Alkoholgehalt 558.
— erstes Vorkommen 553.
— Konsum im Ausland 555.
— — in Deutschland 555.
Buchhaltung, doppelte 397, 398.
Buddhismus 433.
Budget 370, 371 ff.
Bureau of labor 347.

Center of Population 100. [175.
Chancensystem in der Sterblichkeit
Christliche Konfessionen 437 ff.

Degenerationszeichen, physische 626.
Deklarationsprinzip 335.
Delirium tremens 568.
Demographie 16.
Demographische Zykien 118.
Demographischer Kongreß 24.
Dichtigkeit der Bevölkernng 88 ff., 92.
Dienstboten, Lohnverhältnisse der 362 f.
Dissidenten 442.
Durchfuhr 330.
Durchschnittsalter 113 f.

Eheformen 459 ff.
Ehegesetzgebung 237, 467.
Ehehindernisse aus Rassenunterschieden 476.
Ehehindernisse aus religiösen Gründen 479 f.
— aus Standes-, Kasten- und Klassenunterschieden 477 f.
— aus verwandtschaftlichen Gründen 477.
Ehemündigkeit 467.
Eheschließungen 139, 229, 249, 484.
Ehen von Blutsverwandten 485.
Eigentum, bewegliches 265.
Einfluß ungünstiger ökonomischer Konjunkturen auf Verbrechen 624.
Einkommensteuerstatistik 290 ff.
Ernährungsminimum 407, 408.
Ernteaussichten, Schätzung der 308.
Ernteerträge, Schätzung der effektiven 308.
Erhebungen, agrarstatistische 298, 300, 328.
Erntestatistik 310, 311.
Evangelische Christen, Zahl der 440.

Familienbudget 370 ff.
Familienmonographie 386 f.
Familienstand 119.
Familienstatistik 128, 129.
Findelhäuser 181 f.
Frauenüberschuß 107 ff.
Freibezirke 331.
Freireligiöse 442.
Freisprechungen 605.
Fruchtbarkeit 229, 244.
Fruchtbarkeitsstatistik 244, 245.
Fruchtbarkeitsziffer, uneheliche 505.

Geburten 139, 248, 249.
— uneheliche, 503, 506.
Geburtenfrequenz 114.
— uneheliche 501.
— Ursachen der unehelichen 509, 510.
Geburtsziffer, allgemeine 248.
— uneheliche 504.
Geldwertzahl 257.
Geldwirtschaft 369.
Gelegenheitstrinker 560.
Generalhandel 330.
Generation (wirkliche und ideelle) 162, 209.

Geschlechter, Verteilung der 105.
Gesamteigenhandel 330.
Gesamtfläche 300 ff.
Geschlechtsverkehr, außerehelicher 131 f., 464, 520 ff.
Gesellschaftsstatistik 16.
Gesellschaftswissenschaften 29.
Göttinger gelehrter Anzeiger 7.
Griechisch-Katholischen Christen, Zahl der 438.
Grund und Boden 262, 263.

Handel 328.
Handelsbilanz 328, 329.
Handelsstatistik 328 ff.
Handschlags, Sitte des 523.
Hang zum Diebstahl 614, 615, 616.
Haushaltungsstatistik 126 f.
Helden, Zahl der 429.
Heiratsalter 465 ff.
— Durchschnittliches 236, 469.
— Kombiniertes 238, 472.
— Mittleres 468.
— Natürliches 235.
Heiratsfrequenz 474.
Heiratsziffer 229, 230, 231, 232, 234.
Herkunftsland 339 f.
Hochbauten, Berechnung ihres Wertes [264.
Hundertjährige 154 ff.

Institut international de Statistique 24.
Internationaler statistischer Kongreß 23.
Islam, Zahl der Bekenner 439.
— Ehevorschriften 480.

Jahresernten 265.
Jains 433.
Jesuitenorden 454.
Judentum, Zahl seiner Bekenner 436.
Junggesellen, Heiratsquote 484.

Kastenwesen 73, 477.
Katholizismus, Zunahme in Deutschland 453.
Katholische Kirche, Stellung zur gemischten Ehe 480.
Katholische Kirche, Stellung zur Ehescheidung 491 f.
Knabenüberschuß 140 ff.
Kinderehen 466.
Kindersterblichkeit 184 ff.
Kindestötung 175, 176, 630.
Kirchlichkeit 444.
Kirchlichkeitsziffern 444 ff., 448, 449, 451.
Klimaterische Jahre 172.
Konten 331.
Körpergewicht 137.
Körpergröße 136.
Kostmaß 406.
Kosttypen 406.
Krankheiten 187, 188 ff., 192, 225, 226, 227.
Kreditwesen 632.
Kriminalität 547.
Kriminalität, männliche 616, 617.
— weibliche 616, 617.
Kriminalistische Vergleiche von Land zu Land 629 ff.
Kriminalstatistik 602 ff.
— Aufkommen der 603.
— Definition 603.
— Einteilung der 609 ff.
Kriminalziffer 608 ff.
Kuppelei 617.
Kurve der Heiratsziffer 234.

Langlebigkeit, Beispiele von 154.
Lebendgewicht, durchschnittliches des Viehes 322, 323.
Lebensdauer, Bestimmung der 162 ff.
— mittlere 160.
— mögliche 151 ff.
— natürliche 149.
— wahrscheinliche 168.
Lebenserwartung 160 ff.
Lebenslinie 165.
Lediggebliebene 505.
Legitimierung unehelicher Kinder 516.
Leibrentenverträge 212.
Listen- oder Zählkartensystem 82, 83.
Lohnsatz 352.
Lohnstatistik 346 ff., 362 f.

Lombrososche Einteilung in geborene und Gelegenheitsverbrecher 626.
— Schule 542.
Lösung ehelicher Verhältnisse 488 ff.

Männerüberschuß 108 ff.
Median age 112.
Meineid 617.
Merkantilistische Theorie 329.
Messungen 135, 136.
Methodisten 440.
Mischehen 482, 483, 485, 486, 487.
Missionsanstalten 456.
Mission, Deutsche 457.
Missions-Organisationen 454.
Mönche, Zahl der 450 f.
Moralstatistik 16, 413 ff.
— Definition 413.
Morgenländische Kirchen 437.
Mormonen 463 f.
Mutterrecht 459.
Mütter der unehelichen Kinder 511, 512.

Nahrungsbilanz 406.
Nationalwohlstand 257, 261.
Nationaleinkommen 257 ff.; siehe auch Volkseinkommen.
Nationalvermögen 257 ff.; siehe auch Volksvermögen.
Naturrecht 492.
Niederlagen 331.
Nonnen, Zahl der 450 f.
Normalalter 159.

Obstbaumzählung 304.

Parsen 435.
Penchant au crime 614, 615.
Permanenzkommission 23.
Personalmethode 276, 287.
Petersburger Kongreß 69 ff.
Phthisis 188 ff., 220.
Physischer Habitus der Bevölkerungen 134.
Politische Arithmetik 10, 371.
Polyandrie 459.
Polygamie 119, 129 f., 461 ff.
Privatwirtschaftsstatistik 369, 370 ff.
Promiskuität 459.
Prostitution 525 ff.
— Umfang der 528, 529.
— Ursachen der 540 ff.
— Reglementierung der 531.
Prostituierten, Alter der 532 ff.
— Degeneration der 543.
— Kasernierung der 532.
— Kontrollübertretung der 547.
— psychische Eigenschaften der 543 ff.
— Schicksale der 550.
Protestanten 440.

Quote der Geschiedenen 122.
— der Verwitweten 121.

Rassenangehörigkeit und Verbrechen 620.
Reise- und Unfallversicherung 212, 224, 225.
Reise- und Zeitungskollegien 5.
Religionen, Bewegung der 443, 452.
— Stand der 443.
Religion und Kriminalität 618.
Religionsstatistik 426 ff.
Religionsverschiedenheit 479.
Revisionen 57.
Römisch-Katholischen Christen, Zahl der 439.
Rückfälligkeit 628.

Säuglingssterblichkeit 186 f.
Schätzungen 39, 41, 308.
Schätzungsprinzip 335.
Schätzungssysteme 41 ff.
Scheidungen 122, 125, 130 f., 488 ff., 493.
Scheidungschance 495.
Scheidungsgründe 498.
— und Alter 500.
Scheidungsziffer, allgemeine 493.
Seeversicherung 212.
Selbstmord beim Militär 592, 593.
Selbstmorde in den verschiedenen Jahreszeiten 587.
— Zahl der 577.
Selbstmörder, Alter der 583.

Selbstmörder, Familienstand der 584.
— Geschlecht der 582.
— Berufsklassen der 591, 592.
Selbstmordfrequenz 586.
— der Städte 586.
Selbstmordmotive 593 ff.
Selbstmordversuche 577.
Selbsttötung 575 ff.
Selbsttötungsziffern 578 ff.
Sexualproportion 140.
Sikhs 439.
Sitten, sexuelle 459.
Sozialstatistik 1, 16, 29.
Spezialhandel 332.
Sprache, Frage nach der 75.
Staatenbeschreibung 427.
Staatsmerkwürdigkeiten 2 ff.
Standardbevölkerung 221.
Statistik, allgemeines 1—10, 11—16.
— Definition 1, 3.
— Ursprung des Wortes 2.
— amtliche, im Ausland 19, 20.
— amtliche, in Deutschland 18, 19.
— ausgelöste 17.
— der Geistesbildung 575.
— der Strafen 633.
— des Selbstmordes 575 ff.
— des Viehstandes 319, 320, 321 ff.
— internationale 23.
— Organisation der amtlichen 17 ff.
— Politische 16.
— von Berufsgenossenschaften erhobene 357.
Statistische Ämter und Bureaus 13, 18 f., 22, 347 f.
— Vereine 22.
— Zentralstellen 17.
Sterbefälle 139, 249.
Sterbenswahrscheinlichkeit 166.
Sterbetafel 166.
Sterblichkeit 180 ff., 198, 201, 202.
— der ehelichen und unehelichen Kinder 180.
— der Ledigen und Verheirateten 198.
— bei den verschiedenen Berufszweigen 217, 218, 221 ff.
— infolge Unfall 224 f.
Steuereinschätzung 52, 272.
Strichelungsverfahren 83.

Taufe 445, 446.
Tiefbauten, Berechnung ihres Wertes 265.
Todesstrafe 633.
Tontine 213.
Tötungen, Zahl der 631.
Trauungen, kirchliche 447.
Trinkfähigkeit 560.
Trunksucht 562 ff.
Trunksüchtigen, Zahl der 561.
Typisches Mittel 135.
Typen seelischer Veranlagung (Types of mind) 423, 424.

Überlebenswahrscheinlichkeit 165.
Übertritte 453.
Übervölkerung 253.
Unehelichkeitsquote 504.
Unehelichen Kinder, Schicksale der 165 ff.
Unfruchtbarkeit der Mischehen 483 f.
Unterernährung 406.
Ursachen, soziale, der Verbrechen 612.

Väter der unehelichen Kinder 514, 515.
Verarmung infolge Trunksucht 564.
Verbrechen, Ab- und Zunahme der 631 ff.
— und Familienstand 618.
— und Vergehen, Einteilung nach Gruppen und Gattungen 609 ff.
Verbrechens, Faktoren des 626 ff.
— — — anthropologische 626.
— — — physische 627.
— — — soziale 627.
Verbrecher, Gelegenheits- 628.
— Gewohnheits- 628.
Verdoppelungsperiode 249.
Verhältnis der Geschlechter 144.
Verhältniszahlen, summarische 608.
Verlobung 467.
Vermögenssteuer 272, 273, 274, 275 ff.
Versicherungsgesellschaften 209, 211.
Versicherungsorganisation 356.

Verstoßungen 488.
Verurteilungen 605, 607.
Vieh 264.
Viehzählungen 321, 322.
Viehstandes, Wert des 324, 325.
Volkseinkommen 260, 287, 297.
Volksvermehrung 247.
Volksvermögen 260, 295, 297.
Volkszahl-Berechnungen 44.
Volkszählungen, Aufgaben und Methoden 65 ff.
— Übersicht über 59 ff.
Volkszählungswesen, Geschichte des 50 ff.

Wachstumsperioden 136.
Warenbilanz 329, 343.
Wein, Alkoholgehalt 558.
— erstes Vorkommen 553.
— Konsum im Ausland 556.
— — in Deutschland 556.
— — in Württemberg 556.
Weinbau 314.
Wert des Menschen 193, 194, 195, [270.
Wiederverheiratungsquote 478, 479, 484.
Willensfreiheit u. Moralstatistik 419.
Wirtschaftsobjekte 260, 261, 262.
Wirtschaftsstatistik 16, 257 ff.
Witwen, indische 478.
Witwenverbrennung 479.
Wohlstand, Einfluß auf die Sterblichkeit 200 ff., 217, 227, 228.
Wohnbevölkerung 67.

Zahl der Menschen 46.
Zählkartensystem 82, 83.
Zählungen 39, 52, 53, 54, 80, 321.
— synchronistische und nichtsynchronistische 80 ff.
Zahlungsbilanz 329.
Zählungsperioden 77.
Zeitlohn 352, 353.
Zentenarier 155 ff.
Ziehkinderwesen 516.
Zivilstand 71, 73, 119 ff.
Zuchthausstrafen 634.
Zuwanderung 114.

Graphisches Institut Julius Klinkhardt, Leipzig.

Dr. Werner Klinkhardt • Verlag • Leipzig.

Technisch-volkswirtschaftliche Monographien.

Herausgegeben von Priv.-Doz. Dr.
Ludwig-Sinzheimer, München.

Die Idee zu diesem neuen Unternehmen entstand im Anschluß an die Gründung des Münchener Museums von Meisterwerken der Naturwissenschaft und Technik. Die technisch-volkswirtschaftlichen Monographien sollen auf volkswirtschaftlich-literarischem Gebiete etwas Ähnliches sein wie das, was das genannte Museum auf dem Gebiete des naturwissenschaftlich-technischen Ausstellungswesen ist, d. h. es soll für möglichst viele Industriezweige die volkswirtschaftliche Bedeutung ihrer technischen Entwicklung dargestellt werden. Sie wollen also den **Techniker** über das Grenzgebiet zwischen Technik und Volkswirtschaft und über die volkswirtschaftliche Bedeutung seines Spezialzweiges unterrichten, andererseits dem **Nationalökonomen** einen Überblick über die technische Entwicklung eines Spezialzweiges geben, soweit sie volkswirtschaftlich in Betracht kommt.

Zunächst werden erscheinen:

Band I. **Die volkswirtschaftliche Bedeutung der technischen Entwicklung der deutschen Zuckerindustrie.** Von Diplomingenieur Dr. Th. Schuchart. VIII, 267 S. u. 3 Tafeln. Preis geh. M. 5.—, geb. M. 6.—.

Band II. **Die ökonomische Bedeutung der Technik in der Seeschiffahrt.** Von Dr. J. Haarmann. VIII, 109 S. Preis geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Folgende Themen befinden sich in Bearbeitung:

Glasindustrie — Schwefelsäurefabrikation — Uhrenfabrikation — Farbstoffindustrie — Elektrische Ausnutzung der Wasserkräfte — Elektrotechnik — Bierbrauerei — Spiritusfabrikation — Gasfabrikation — Ziegelfabrikation — Soda- und Sulfatindustrie — Zellulose- und Zelluloidindustrie — Motoren (außer Dampf und Wasser) — Dampfmaschinen — Dampfturbinen — Schiffbau — Getreidemüllerei — Schuhfabrikation — Papierfabrikation — Buchdruckerei u. a. m.

Dr. Werner Klinkhardt · Verlag · Leipzig.

Eduard Westermarck, Ursprung und Entwicklung der Moralbegriffe

Deutsch von L. Katscher. 1. Band gr. 8°. 650 Seiten
Geh. M. 11.—, in Leinen geb. M. 12,50

Man kann dem Buche keine bessere Empfehlung mitgeben, als einige Kritiken aus maßgebenden Blättern, und, um seine ungeheuere Reichhaltigkeit zu zeigen, die Angabe seines Inhalts:

Professor K. Vorlaender in der Frankfurter Zeitung: „Schon aus dieser ganz oberflächlichen Übersicht des hauptsächlichen Gedankenganges ergibt sich der Reichtum und die Vielseitigkeit des Buches. Und in der Tat werden der Anthropologe wie der Philosoph, der Soziologe wie der Jurist, der Psychologe wie der Ethiker eine wahre Fundgrube anregender und interessanter Tatsachen, Beobachtungen und Schlußfolgerungen in dem umfassenden Werke des finnischen Gelehrten finden."

Dr. Rudolf Eisler in der Neuen Freien Presse: „. . . . bietet uns mit seiner neuen Arbeit ein Werk, dass wir lange entbehren mußten und das für jeden Philosophen, Psychologen, Ethnologen, Soziologen, Pädagogen usw., überhaupt für jeden, der an der Entwicklung und Bedeutung gesellschaftlicher Gebilde theoretisch und praktisch interessiert ist, von ganz außerordentlicher Wichtigkeit ist."

Inhaltsverzeichnis

Band I.

Kap. 1. Der Gefühlsursprung sittlicher Urteile.
Kap. 2. Beschaffenheit der sittlichen Gefühlsregungen.
Kap. 3. Die Entstehung der sittlichen Gefühlsregungen.
Kap. 4. Analyse der hauptsächlichsten Moralbegriffe.
Kap. 5. Sitten und Gesetze als Kundgebungen von Moralbegriffen.
Kap. 6. Allgemeiner Charakter der Gegenstände aufgeklärten sittlichen Urteils.
Kap. 7. Der Wille als Gegenstand sittlicher Beurteilung.
Kap. 8. Unzurechnungsfähigkeit wegen mangelnden Intellekts.
Kap. 9. Beweggründe.
Kap. 10. Enthaltungen, Fahrlässigkeit, Charakter.
Kap. 11. Ursachen der sittlichen Beurteilung d. Betragens u. des Charakters. Sittliche Wertung u. freier Wille.
Kap. 12. Vom Töten im allgemeinen.
Kap. 13. Das Töten von Eltern, Kranken, Kindern und Ungeborenen.
Kap. 14. Das Töten von Weibern und Sklaven. Einfluß von Klassenunterschieden auf die kriminelle Wertung der Tötung.
Kap. 15. Menschenopfer.
Kap. 16. Blutrache, Entschädigung, Todesstrafe.
Kap. 17. Der Zweikampf.
Kap. 18. Körperverletzung.
Kap. 19. Barmherzigk. u. Freigebigk.
Kap. 20. Gastfreundschaft.
Kap. 21. Die Hörigkeit der Kinder.
Kap. 22. Die Hörigkeit der Gattinnen.
Kap. 23. Die Sklaverei.

Band II,

der voraussichtlich Anfang 1908 erscheinen wird.

Kap. 24. Das Eigentumsrecht.
Kap. 25. Die Wahrheitsliebe.
Kap. 26. Die Rücksicht auf das Glück anderer.
Kap. 27. Ursprung und Entwicklung des altruistischen Empfindens.
Kap. 28. Der Selbstmord.
Kap. 29. Die Askese.
Kap. 30. Die Ehe.
Kap. 31. Die Ehelosigkeit.
Kap. 32. Die freie Liebe.
Kap. 33. Die Homosexualität.
Kap. 34. Totenkultus und Menschenfresserei.
Kap. 35. Rücksicht auf die niedrigeren Tiere.
Kap. 36. Der Glaube an übernatürliche Dinge.
Kap. 37. Pflichten gegen Gottheiten.
Kap. 38. Gottheiten als gesellschaftliche Sittenwächter.